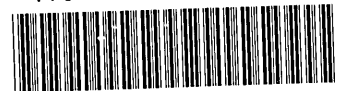


St. 2011 5614 (10)

416 200 178 900 18



Der

Deutsche Kirchenfreund.

—••—
O r g a n

für die

gemeinsamen Interessen der Amerikan.-Deutschen Kirchen.

Herausgegeben

von

einem Vereine deutscher Theologen.

*In necessariis unitas, in dubiis libertas,
in omnibus caritas.*

~~~~~  
Zehnter Jahrgang.  
~~~~~

1127.



Philadelphia.

Verlag von Schäfer und Koradi.

1857.

Leipzig bei Ernst Schäfer.

Gedruckt bei D. G. Stephan & Co., No. 188 Nord Dritte Straße, Philadelphia.

Inhalts-Verzeichniss des zehnten Bandes.

Januar.

Rundschau. Von W. J. Mann	Seite 1
Zu Matth. 22, 15—22. Der Zinsgroschen. Von W. J. Mann	11
Hymnologische Mittheilungen. Von Pastor J. G. Bahner, Chaneesville, Tuscar. Co., Ohio (Fortsetzung)	19
Bücherschau	27
Kirchenchronik	29

Februar.

Johann Calvin's Leben und Wirken. Von Pastor J. G. Bahner, Chaneesville, Tuscar. Co., Ohio	33
Rundschau (Fortsetzung)	41
Christfest und The American Presbyterian. Von W. J. Mann	53
Das neue Abyssinien und die evangelische Mission	57
Correspondenz aus Württemberg	66
Bücherschau	69
Kirchenchronik	71

März.

Die Schöpfung des Bildes Gottes. Von Past. C. F. E. Stohlmann, D. D., New York	73
Johann Calvin's Leben und Wirken (Fortsetzung)	78
Rundschau (Schluß)	90
Das neue Abyssinien und die evangelische Mission (Fortsetzung)	96
Kirchenchronik	101

April.

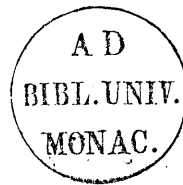
Der achte deutsche evangelische Kirchentag	105
Miramida. Von W. J. Mann	117
Das neue Abyssinien und die evangelische Mission (Schluß)	124
Religiöse Zustände in Spanien	131
Einladung zu einer Versammlung evangelischer Christen etc.	139
Kirchenchronik	144

Mai.

Johann Calvin's Leben und Wirken (Fortsetzung)	145
Der achte deutsche evangelische Kirchentag (Fortsetzung)	152
Hymnologische Mittheilungen (Fortsetzung)	165
Bücherschau	172
Kirchenchronik	175

Juni.

Christenthum und Theater. Von W. J. Mann	177
Der achte deutsche evangelische Kirchentag (Fortsetzung)	189
Hymnologische Mittheilungen (Fortsetzung)	196
In wiefern tragen wir Geistliche selbst die Schuld, daß unsere Predigten im Ganzen so wenig wirken?	204
Bücherschau	211
Kirchenchronik	214



Juli.	
Johann Calvin's Leben und Wirken (Fortsetzung)	Seite 217
Der achte deutsche evangelische Kirchentag (Schluß)	" 228
In wiefern tragen wir Geistliche selbst die Schuld, daß unsere Predigten im Ganzen so wenig wirken? (Schluß)	" 236
Bücherschau	" 243
Kirchenchronik	" 246
August.	
Der Pastor und sein Umgang. Von W. J. Mann	" 249
Johann Calvin's Leben und Wirken (Fortsetzung)	" 260
Die gegenwärtigen religiösen Erweckungen und Bewegungen in der schwedischen Kirche	" 270
Hymnologische Mittheilungen (Fortsetzung)	" 278
Bücherschau	" 285
Kirchenchronik	" 286
September.	
Johann Calvin's Leben und Wirken (Fortsetzung)	" 289
Ueber Jac. 1, 25. Von W. J. Mann	" 303
Die gegenwärtigen religiösen Erweckungen und Bewegungen in der schwedischen Kirche (Schluß)	" 307
Zur Pädagogik	" 313
Bücherschau	" 316
Kirchenchronik	" 318
October.	
Pastoral-Conferenzen. Von W. J. Mann	" 321
Johann Calvin's Leben und Wirken (Fortsetzung)	" 328
Gedanken zur Lehre von der Kirche. Von W. J. Mann	" 336
Jenelon, der Schwan von Cambrai	" 339
Hymnologische Mittheilungen (Fortsetzung)	" 348
Bücherschau	" 357
Kirchenchronik	" 359
November.	
Der Pastor und die Kranken. Von W. J. Mann	" 361
Johann Calvin's Leben und Wirken (Fortsetzung)	" 371
Jenelon, der Schwan von Cambrai (Fortsetzung)	" 379
Kirchenchronik	" 389
December.	
Johann Calvin's Leben und Wirken (Fortsetzung)	" 393
Der Pastor und die Kranken (Schluß)	" 406
Jenelon, der Schwan von Cambrai (Fortsetzung)	" 411
Correspondenz aus Württemberg	" 416
Bücherschau	" 424
Kirchenchronik	" 426
An unsere Leser	" 428

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang X.

Januar 1857.

No. 1.

Inhalts-Verzeichniß.

Wir stehen an einem Jahresbeginn, der uns die Pforten des Janustempels geschlossen sehen läßt. Es ist gerade jetzt Frieden unter den Weltmächten. Man hat Ursache, keine großen Calculationen auf die Dauer dieses Friedens zu machen; doch ruft jeder Tag zum Danke auf, der nicht irgend einem Orte der Welt die jammervolle Celebrität eines neuen Schlachtfeldes giebt. Es ist im Laufe des letzten Jahres Nichts geschehen, was als einzelnes Factum epochemachend genannt werden könnte. Der Friede von Paris, die Krönung eines Kaisers in Rußland, die Wahl eines Präsidenten der Verein. Staaten, Reibungen zwischen England und Amerika, Walker's Siege in Central-Amerika, der litterarische Toleranzstreit in Deutschland, diese und andere Begebenheiten der verfloffenen Monate sind alle von mehr als localem Interesse, aber es ist von keinem einzelnen Factum derselben zu sagen, daß es eine große weltgeschichtliche Perspective eröffne. Denkt man an die Pflichtigkeit, mit der die europäischen Mächte der Vollziehung der Stipulationen des Pariser Vertrags ausweichen, an die Schmeicheleien, mit welchen die Westmächte der wieder geschlossenen Bruderschaft mit Rußland die Salbung zu geben sich bemühen, die Eiferfuchteleien, mit denen sie sich dabei unter einander begegnen, die Herzlosigkeit und Muthlosigkeit, womit sie die Brutalitäten des königlichen Schinders von Neapel behandeln, um das absolutistische Princip fein ja nicht anzutasten, an die Entwürdigung des amerikanischen Namens durch Repräsentanten seiner höchsten Ehre am Sipe der Geseßgebung selbst, an die Nordbrennereien in Kansas, an manches Andere—das letzte Jahr ist kaum durch irgend etwas Anderes mehr ausgezeichnet, als durch die großartigen Gemeinheiten, von denen seine Annalen erzählen. Es begann mit einem pomphaften Friedensschluß. Aber man wundert sich nicht, an seinem Abend den Horizont mit drohenden Wolken sich bedecken zu sehen.

Jenen Friedensschluß müssen wir gleichwohl seine Bedeutung lassen. Sie liegt zunächst in dem veränderten Verhältniß zwischen den mit Heroismus Kirchenfreund. Jahrg. X. No. 1.

um Sebastopol sich streitenden Mächten. Der Krieg ging vorüber und es ist äußerlich betrachtet Alles in Europa beim Alten geblieben. Kein Grenzstein ist verändert worden. Kein Staat wurde von der Kriegsflamme verzehrt; keine Macht trat in eine andere Rangstufe in Folge desselben. Das Centrum Europa's ist ruhig geblieben und das hat viel zu thun mit der geringeren Bedeutung, die diesem doch so hartnäckig geführten Kampfe zukommt. Darum ist aber eben auch kein entscheidendes Resultat erzielt worden. D e s t r e i c h wußte sich in kluger Schußweite zu halten. Rußland hat eine Lection empfangen, die es für die Zukunft wird zu benützen wissen. Am geographisch wichtigsten Punkte für die Gegenwart, nämlich in den Donaufürstenthümern, ist sein Einfluß, Dank den Agenten mit goldenen Schüsseln, gegenüber dem territorialen Bestehen Oestreich's bereits wieder im Steigen und auf geeignete Zeiten, als die letzten waren, wartet man. In Preußen reibt man sich freudig die Hände; man hat den Staatsbund mit Rußland zu erhalten gewußt und einen neuen Hausbund mit einer Tochter der englischen Victoria dazu geschlossen und wer also aus einer Neutralität herauskommt, wie Preußen sie übte, darf von Glück sagen. Das gilt auch von Oestreich, das am Verlust der Streitenden seinen reellen Gewinn hat und obendrein mit seinen Gunstbezeugungen vornehm thun kann. In England ist ein gewisses gereiztes Gefühl geblieben, daß es sich von Frankreich mußte überflügelt sehen; es ist eine bittere Pille für seinen Nationalstolz, den Triumph der Franzosen in zweiter Linie theilen zu dürfen. Es fängt an, die intime Allianz mit diesen Kindern des Mars für ein bedenkliches Omen zu halten. Um den Kaiserthron des Napoleoniden in Frankreich sammeln sich Sorgengeister. Die Finanzen des Friedens bekümmern ihn mehr, als die Ordonnanzen von Sebastopol vor zwei Jahren ihn aufregten. Da ist es tröstlich, zu wissen, daß mit solchen Truppen in Nothfällen wahre Staatsstreiche, wohin sie auch fallen mögen, gelingen müssen. Der Weg, auf welchem Napoleon sich helfen wird, ist längst bezeichnet und er wird ihn wieder erwählen, wenn dieselbe Energie ihn noch besetzt.

Auf die Bedeutung, welche das Resultat des Kampfes für die Türkei und den Orient durch indirecte Rückwirkung auf die Welt überhaupt haben muß, haben wir schon früher hingewiesen. Die hohe Pforte wäre in der ausschließlichen Gewalt Rußland's nur ein neues Kasernenthor geworden. Es ist viel gewonnen, daß das für jetzt und vielleicht für immer unmöglich geworden ist. Die mächtige Umänderung, die gegenwärtig im Situationsplan der Weltgeschichte sich vorbereitet, verlangt es als unabweisbares Bedürfniß, daß der Völkercontagion zwischen Ost und West die Thore geöffnet sind. Der Orient kommt dem Occident näher. Der Bosphorus muß dazu eine Völkerbrücke werden, wie es Panama und die Inseln des Stillen Oceans werden. Englische Staatsmänner erkennen dies so gut wie russische. Darum sind diese so eifersüchtig auf jeden Nichtrussen, der durch die Dardanellen kommt; und darum ergreifen jene Gelegenheit, mit Persien Fehden und politische Fäden anzuknüpfen, und aus demselben Grunde weigern sie sich, dem riesigsten Projecte

unserer Zeit, dem Canal für Schiffe aller Größen, den nur vereinte Kräfte der ersten Nationen zu Stande bringen können, und der, zwischen Suez und Pelusium gebaut, das Mittelmeer mit dem Nothen, das heißt alle Meere und alle Völker verbinden soll, ihre Unterstützung zu geben. England legt damit einen Theil seines Harnisches ab, verzichtet auf ein natürliches Bollwerk und giebt eine verwundbare Seite bloß. Aber es kann nicht die Russen vom goldenen Horn verdrängen, um Rußland's Mißgriff selbst bei Cairo zu wiederholen oder Napoleon's verlorenen Sieg bei den Pyramiden.

Eng verbunden mit diesen Aussichten ist, was im Innern des türkischen Reiches zum Theil schon geschehen ist, zum Theil noch in Aussicht steht. Die Türkei umfaßt die widersprechendsten Bestandtheile, die unter einer und derselben Regierung zusammenseyn können. Die Provinzen des großen Reiches sind Satrapieen, die, durch Eroberung gewonnen, nur durch eine Art von stetem Belagerungszustand in Ruhe gehalten werden können. Die Bevölkerung besteht aus fanatischen Osmanen und aus noch mehr fanatischen Griechen und Armeniern, und diese haben nicht nur überhaupt keine Affinität unter einander, sondern stehen einander gegenüber als Unterdrückte und Unterdrücker. Die Sultane hielten in ihrer Art Ordnung, d. h. Unterordnung aller Theile durch ihr Schreckensregiment, die Janitscharen, die mit Griechen und Osmanen gleich wenig Sympathie hatten, denn sie wurden aus Renegaten und aus aufgegriffenen Christenknaben, die man zum Mohammedanismus zwang, gebildet. Welche Gewalt diese Janitscharen aber wiederum gegen die Sultane ausüben konnten, das hat noch der Vorgänger des jetzigen Sultans erfahren, als er sie aufhob. War dieses Aufheben ein Werk der Noth, von den Zeitverhältnissen kategorisch gefordert, so war es auch das sicherste Anzeichen der totalen Umgestaltung, welche das osmanische Reich im Innern erfuhr. An die Stelle der Janitscharen sind jetzt die Franzosen, Engländer, Russen getreten. Der Sultan hat ein Scheinregiment und muß durch seinen Namen die Vorschläge der fremden Regierungen zu Reichsgesetzen erheben. Eine eigentliche Revolution in der Türkei ist undenkbar, höchstens eine großartige Meuterei. Zu einer umgestaltenden Revolution gehört ein Gefühl von Selbstständigkeit, von Spontanität, ein vielleicht falsches, aber dabei lebhaft angeregtes Rechtsbewußtseyn und Heroismus, der zur Erreichung des Ziels Alles d'ransetzt. Der Aufstand der Griechen mit all' seinen glänzenden Zügen war Revolte in der Provinz, aber nicht Reichsrevolution. Zur Letzteren ist das Reich moralisch unfähig. Es ist eine passive Macht, mit der energische Völker von außen her anfangen, was unter Umständen das Beste zu seyn scheint, und diesem Zustand den köstlichen Namen einer „Verbürgung der Unabhängigkeit des türkischen Reiches“ geben.

Unter den Reformen, welche im vorigen Jahre der englische Gesandte dem Divan als unerläßliche Maaßregeln vorlegte, wurde besonders genannt die Anlage von guten Straßen durch das Reich. Kein Land in der Welt sollte mehr Communicationsmittel haben, als die Türkei mit ihren herrlichen See-

Häfen, ihren Meeren und mit ihrer Lage auf der Grenze zwischen Orient und Occident. Der Exklusivismus, mit dem die Osmanen sich früher gegen das Ausland verhielten, erhielt ihre Gewalt auf lange und wurde doch zuletzt eine Unmöglichkeit und damit das Ende der Selbstständigkeit. Jetzt schon war der ganze Divan bereit, Vorschläge anzunehmen, die noch vor hundert Jahren selbst die unverlethliche Person eines Staatsgesandten in Stambul die Wuth eines Sultans und aller Muftis hätten erfahren lassen. Jetzt sind die hohen Rätthe des Sultans so weit gekommen, daß sie alle christlichen Confessionen im Reiche mit den Osmanen auf denselben Rechtsfuß stellen, den Fremden das Recht des Landbesitzes im Reiche, den Christen eine besondere Repräsentation im Staatsrathe gewähren, jede Verfolgung wegen religiöser Ansichten verbieten wollen. Und unter einer langen Reihe von Besserungsvorschlägen, betreffend das Rechtswesen, die Religionsfachen, das Steuerwesen, das Geldsystem, das Polizeiwesen, die Verwaltung und Anderes, fanden die grauen Häupter um den Sultan nur eines unmöglich, nämlich, daß den Osmanen der Uebergang zum Christenthum sollte gestattet werden. Und das werden sie auch noch in ihre Logik aufnehmen müssen. Was bleibt denn da zuletzt noch Türkisches in der Türkei?

In Rußland ist nun auf einen Nicolaus ein Alexander gefolgt, von dem die Welt hofft, daß er, wenn weniger kaiserlich, doch mehr menschlich regieren werde. Die Responsibilität eines russischen Czar übersteigt nahezu alle Grenzen menschlicher Fähigkeit. Alexander II. findet die Schwierigkeiten gehäuft. Vom Nachfolger des Nicolaus wird Ungewöhnliches gefordert. Denn wer kommt diesem Manne so leicht nahe an jenen Eigenschaften, die ihn zum Alleinherrscher stempelten? Wer hat diese hohe dominirende Gestalt, diesen tödtenden, kalten, bleiernen Blick? Wer kann, wie er es konnte, die furchtbarsten Strafurtheile für Tausende unterschreiben mit einer Kälte und Ruhe, als sey er eine Maschine des Rechts und Gesetzes, und wer erscheint doch zugleich mehr getragen von einer großen Nationalidee und von der Sorge um die Ehre und Größe seines Volkes, die er mit dessen Wohl verwechselte? Und welche unerbittliche Disciplin hat Nicolaus gegen sich selbst geübt, er, der Disciplinfehlern an Andern wie Verrath behandelte! Man erwartet an Alexander II. weder solche Tugenden, noch solche Fehler. Allein was ist ein Monarch in Rußland ohne eine Vereinigung der außerordentlichsten Eigenschaften in seiner Person? Er ist die treibende Feder in dem ungeheuren Werke mit seinen Tausenden von Rädern, Hebeln, Schrauben. Alles concentrirt sich im Kaiser. Er ist der Repräsentant der göttlichen Vorsehung, der Gewalt, des Rechts, der Nationallehre, der Kirche und Religion, der Einheit des ungeheuren Reiches. Das Volk vom Größten bis zum Kleinsten soll in ihm einen Vater ehren und einen unbeschränkten Herrscher fürchten. Isoliert steht er da in seiner Selbstständigkeit, und die Fürsten und die Mächtigen und die höchsten Beamten und die ärmsten Sklaven und die Soldaten, die vor der Knute, nicht vor dem Feinde zittern—sie sind ihm gegenüber alle sich gleich. So hat Nicolaus seine

Stellung aufgefaßt. Aber dieser Aufgabe ist keine menschliche Kraft gewachsen. Und immer schwieriger muß es werden, sie zu lösen. Ermöglicht wird, da die Erhaltung einer Ordnung nur dadurch, daß die eine Hälfte der Nation stets militairisch disciplinirt ist, die andere Hälfte in Ordnung zu halten. Ueber das, was der Autokrat befiehlt, nachzudenken und zu urtheilen, ist beiden Theilen unzulässig. So wird Alles zum reinen Zwang und der Soldat ist darum auch das Maas aller Größe in Rußland. Patriarchalisch ist das Verhältniß des Kaisers nur gegenüber der niedern Volksmasse in Städten und auf dem Lande. Aber in die Kreise aller Gebildeten und Halbgebildeten, in die Beamtenwelt und überall hin, wo der russische Bart unter der Scheere ausländischer Cultur gefallen ist, da sind längst andere Ansichten eingedrungen. Da spricht man französisch und verachtet das Russische, da ist eine fremde Litteratur und Lebensanschauung verbreitet. In Moskau gab es vor zwanzig Jahren Studentenvereine, die für Hegel'sche Philosophie schwärmten. Panslavistische Enthusiasten sind begeistert für Rußland, aber nicht im Sinne eines Nicolaus. In tausend Herzen, die in der Verbannung oder am Kaukasus schlagen, Kocht eine verhaltene Wuth. Manche Reisende, die Rußland genau kennen, äußern sich dahin, daß in Sibirien eine Bevölkerung allmählig entsteht, die mit Rußland und Russischem nicht die geringste Sympathie hat, deren Blicke nach den fernen Küsten des Stillen Meeres gerichtet sind und die durch einen unausbleiblichen Contact mit den westlichen Ufern und Staaten Nordamerika's zur Selbstständigkeit herauferreisen muß. Die Vorstellung, die man gewöhnlich mit dem Worte Sibirien verbindet, ist nur für einen freilich großen Theil desselben, den Norden und Nordwesten, gültig. In die südlichen Wälder des ungeheuren Landes streift jährlich selbst der die Wärme liebende asiatische Königstiger (Rosmos 1845, I. p. 376). Dieser fruchtbare, weit ausgedehnte Landstrich ist für das russische Reich, was unsere westlichen Territorien für Nordamerika sind. Wenn diese Gebiete in Ost und West des Erdballs für christliche Civilisation in Anspruch genommen sind, dann wird der Stille Ocean das rechte Mittelmeer der Zukunft. Und dazu ist in unserer Zeit ein überraschender Anfang gemacht.

Man hat Nachricht erhalten, daß Kaiser Alexander die Ausführung von Werken des Friedens im größten Maasstabe beabsichtigt, und man sagt, daß das mit seinen persönlichen Neigungen am meisten correspondire. Eisenbahnen sollen alsobald gebaut werden, durch welche der Westen und Osten Europa's verknüpft und die Ostsee mit dem Schwarzen und Caspischen Meere in eine enge Berührung wird gebracht werden. Diese Projecte, so großartig sie sind, sind zum Theil bereits in Ausführung begriffen, und den Maasstab, nach dem dabei zu Werke gegangen wird, kann man daraus abnehmen, daß die ersten Finanzmänner der Welt einen erschütternden Einfluß auf alle großen Geldmärkte Europa's von diesen russischen Unternehmungen erwarten. Aber Rußland hat neben dem national-ökonomischen ein strategisches Interesse bei seinem Eisenbahnnetz, und steht darin ein Mittel, die Entfernungen der Reichstheile von einander zu reduciren und sie innerlich enger zu verbinden. Kein Land

der Welt scheint mehr der Eisenbahnen zu bedürfen und keines scheint für sie geeigneter, als das Czarenreich mit seinen Flächen und Steppen. Nur die Binnenländer Amerika's bieten dazu eine Parallele. Man kann sich aber leicht denken, was Eisenbahnen, die die Enden Rußland's sich näher bringen, zu bedeuten haben. Sie eröffnen dem Handel neue Wege und Quellen und bringen den Westen der Welt näher dem Osten. Rußland ist ein menschenarmes Land. Nichts könnte die Quellen seines Wohlstandes leichter füllen, als eine tüchtige ackerbautreibende Einwanderung in so manche fruchtbare, aber noch unbebaute Provinz. Eisenbahnen könnten in Rußland auch hierin leisten, was sie thun in Amerika, und Tausende würden aus Deutschland besonders lieber gegen den Osten ziehen, als über's Meer in den Westen, fänden sie nur dort, was ihnen hier geboten wird, nämlich die Freiheit, statt des militärischen Despotismus und religiöser Intoleranz. In Rußland vermag der Wille eines Czars so viel, als der Wille von Völkern. Man sieht mit gespannter Erwartung der Entwicklung Rußland's und seiner innern Regierung unter den Händen eines Alexander II. entgegen. Ganz auf eine milde, friedliche Bestimmung deutet auch das „Gnaben-Manifest“ vom Krönungstag, denn es suspendirt die Soldaten-Aushebungen in Rußland auf vier Jahre, reducirt somit die Armee und erleichtert die Last des Volkes. In ähnlichem friedlichem Geiste sind alle seine andern Bestimmungen gehalten.

Für Amerika ist das zu Ende eilende Jahr von großer Bedeutung geworden, weil ein ganz neues Element sich in den politischen Kämpfen und besonders in der Präsidentenwahl geltend machte. Die Sklavenfrage hat in Amerika schon längst die Philanthropisten, jetzt sogar die Politiker, das heißt die ganze Nation beunruhigt. Niemand glaubt, daß sie durch den diesmaligen Sieg der im Süden hierüber beinahe ausschließlich herrschenden Grundsätze in der Präsidentenwahl erledigt sey. Sie ist nur hinausgeschoben. Ob durch dies Hinausschieben, an dem aber der Congreß viel mehr schuldig ist als das Volk, die Erledigung nicht viel schwieriger werden wird, das hat die Zukunft zu entscheiden. Jetzt schon ist leicht zu erkennen, was die ganze Verwickelung in sich schließt. Nämlich die Frage: soll die Sklaverei in den Verein. Staaten weitere Ausdehnung finden? und: wird die Union an dieser Klippe nicht in Stücke gehen?

Das Bedeutende ist, daß bei dieser ernstesten Angelegenheit Motive hereinwirken, wie sie sonst auf unsere politischen Kämpfe nicht oder wenig eingewirkt haben. Zwar auch diesmal haben die Beweggründe der materiellen Interessen einen bedeutenden Einfluß. Kaufleute und die Industriellen überhaupt rechnen nach, was die Folgen für Handel, Gewerbe, Schifffahrt seyn müßten, wenn der Süden sich losrisse vom Norden und diese Rücksicht preponderirt bei ihnen meistens gegen alle Andere. Im Süden freilich ist es ein Stück des Katechismus von ein Paar mal hunderttausend Sklavenzüchtern geworden, daß die Sklaverei die einzig denkbare naturgemäße Position des Schwarzen sey. Ja, Manche haben sich das nun schon so oft selbst vorgesagt, daß sie es in der That

endlich auch glaubten und mit einem schwindelig gewordenen Philanthropismus nicht ohne Pathos für die Sklaverei der Schwarzen perorirten. Man findet das sehr begreiflich. Aber man hört im Norden mit Lächeln zu und findet die Argumente Daniel Tom's viel schlagender als die eines Calhoun und Brooks. Wie viel nun auch in der Streitfrage die materiellen Interessen mitwirken, jedenfalls ist es merkwürdig, daß an die Stelle der alten Zwiste über Zolltariff oder innere national-ökonomische Verbesserungen oder das Bankwesen nun eine sociale und moralische Frage getreten ist. Denn das ist ja die Sklavenfrage. Nimmt man freilich an, der Schwarze sey kein Mensch, dann ist die Sache entschieden. Das könnte aber nur der Wahnsinn postuliren. Läßt man dem Schwarzen die Menschheit, so ist eben damit der Unterschied des Weißen und Schwarzen unbedeutend geworden gegenüber dem Begriffe Mensch, der beide umfaßt. Die Sklaverei ist dann nichts Anderes als der Mißbrauch der Gewalt von Seiten des Stärkern gegen den Schwächern. Dieser Mißbrauch ist an sich selbst ein Unrecht am Schwächern, aber auch eine Degradirung des Stärkern. Aus ihm ging der Sklavenhandel hervor und der Sklavenbesitz ist die bloße Continuirung des Verhältnisses, es ist durch den Usus ein scheinbar rechtlicher, politisch anerkannter Zustand geworden. Selbst der horror naturalis gegen das Verhältniß ist auf diesem Wege abgestumpft worden und zwar beim Sklaven und beim Meister. Das beweist nur das Abgestumpftseyn Beider und darum die moralische Degradation auf beiden Seiten. So lange der Schwarze Mensch ist, ein Glied in der großen Kette der Menschheit, eine der verschiedenen Abstufungen innerhalb der ganzen großen Menschheitsfamilie, so lange ist zwischen ihm als Mensch und aller übrigen Schöpfung eine heilige, unantastbare Scheidelinie gezogen und wer den Schwarzen rechtlos macht, in ihm nicht mehr die Person, den Menschen erkennt und anerkennt, der verrückt die Grenzmarken der Schöpfung, er stößt den Bruder aus dem Hause, er begeht ein Verbrechen an der Natur selbst; wir schweigen davon, daß die Idee der Erlösung, in Christo geschehen, ein Gottesurtheil über die Entwürdigung der Menschheit im Menschen, ohne welche Sklaverei gar nicht seyn kann, in sich schließt. Der Schwarze ist freilich auch als Sklave von allgemeinen Christenpflichten, wenn er sie kennt, nicht dispensirt. Aber das ist keine Rechtfertigung für das Princip des Sklavenhaltens und Sklavenhandels.*

Wir wüßten nicht, womit man diese Wahrheiten entkräften könnte. Man rede so viel man will von der durch die Natur selbst indicirten niedrigeren Stellung des Schwarzen gegenüber dem Weißen. Wie wenig damit gesagt ist, geht daraus hervor, daß man viel tausend Weiße von sehr geringer natürlicher Ausstattung findet, aber deshalb sie nicht eben zu Sklaven macht. Und wo man es thut oder that, da ist's dieselbe Barbarei. Mit den Maasregeln, die das Unrecht der Sklaverei aufheben sollen, haben wir es hier nicht zu thun.

* Der Gouverneur von Südcarolina hat neulich in einem öffentlichen Documente die Wiederaufnahme des Sklavenhandels empfohlen.

Wir erkennen die volle Schwierigkeit der Frage nach dieser praktischen Seite hin an. Für uns ist es von Wichtigkeit, daß zum ersten Male diese ernste Angelegenheit so tief in das politische Leben des amerikanischen Volkes eingegriffen, daß sie zu einer solchen Demonstration geführt hat. Zwar die Beweggründe derer, die nicht im Sinne des Südens bei der Präsidentenwahl stimmten, waren verschiedenartig. Darüber ist aber kein Zweifel, daß die Abneigung, der Widerwille gegen das Clavenhalten im Norden und Westen der Verein. Staaten im Steigen begriffen ist, daß Tausende, die von fanatischen Abolitionisten gar nicht influencirt werden, die Augen über das Unnatürliche, Unmenschliche, Entwürdigende weiter öffnen als vor Jahren. Es liegt im Hintergrund eine moralische Regung und das macht den politischen Wahlkampf dieses Jahres 1856 so bedeutend. Mögen die schrecklichen Geschichten von Kansas und aus dem Senatsaale von Washington zur Belebung des menschlichen Gefühles in nördlichen Staaten viel beigetragen haben. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir sagen, daß der Genius jener Frau, die unter der Hülle der Dichtung furchtbare Realitäten der Welt vorführte, mehr als alles Andere mit farbenreichem Pinsel und lebensvollen Gestalten einen stillen, aber nachhaltigen Einfluß auf die Stimmung vieler Tausende über diese ernste Frage ausgeübt hat. Was auch die anlebenden Mängel der Verfasserin von "Oncle Tom's Cabin" und von "Dred" als einer Schriftstellerin seyn mögen, nie hat irgend Jemand den Tendenzroman mit größerem Genie behandelt, nie Jemand in diesem Gebiete eine vergleichenswerthe Wirkung in der ganzen Christenheit gehabt. Im vorigen Jahrhundert glänzten eine Maintenon, Pompadour, Catharine u. A. In diesem sind Frauen, eine Fry, Dix, Beecher-Stowe u. A. die beredtesten und thätigsten Ankläger der Menschheit und Anwältin der Menschlichkeit geworden. Der Umschwung ist bedeutungsvoll.

Daß der Know-Nothingismus so schnell und so ganz in den Hintergrund gedrängt wurde, das ist ein Zeichen, daß in Amerika der polit. Witterung so wenig zu trauen ist als der andern und daß der Wind plötzlich aus ganz anderer Richtung wehen kann. Es ist ein wahrhaft trauriges Zeichen von der Principlosigkeit, die mit augenblicklich herrschenden politischen Tendenzen hier verbunden ist. Mit unbegreiflicher Hitze wird Etwas aufgegriffen und mit ebenso schamloser Gleichgültigkeit wird es wieder weggeworfen und man kann sich weder eine ordentliche intellectuelle noch eine moralische Rechtfertigung dabei denken. In dem hier berührten Falle haben wir an dem schnellen Erkalten der Fremdenfrage gerade wieder ein Zeichen von dem Interesse, welches die Clavenfrage in der Nation fand. Ob auch hier nur wieder ein schneller, aber kurzer Eifer aufflackern soll, muß die Zukunft lehren. Es wird viel darauf ankommen, wie sich in nächsten Jahren die Dinge in Kansas gestalten werden und welchen Einfluß besonders die Regierung auf die Verhältnisse ausüben wird. Wir leben der Hoffnung, daß der Fluch der Claveret keinen Fuß breit Landes in der Union ferner gewinnt. Es scheint über die schroffsten Freunde dieses jammervollen socialen Uebels eine Art von Wahnsinn gekommen zu seyn,

daß sie durch ihre eigene Tollheit und Anmaßung einen Widerstand herausfordern, den sie bei weiser Mäßigung nie gefunden hätten. Schränkt man aber auch die Claveret auf die Staaten ein, wo sie längst existirt, so ist die Frage damit nicht gelöst. Würde das Uebel dort selbst in der Länge der Jahre unerträglich werden, so mag es als politisches Institut endlich fallen. Aber die Frage der Schwarzen überhaupt in diesem Lande ist wieder eine andere als die der Claven; und die Position der Schwarzen in den freien Staaten selbst ist keineswegs genügend. Gerne wendet man die Blicke nach Liberia und nach dem Heimathlande, aus dem diese Kinder des Glends entführt wurden. Man mag den Gedanken nicht fahren lassen, daß dort in einer Neubelebung Afrika's durch seine eigenen Kinder, in der Erhellung der Finsterniß durch das Licht des Evangeliums und christlicher Civilisation das furchtbare Räthsel sich lösen werde, so groß auch die dabei involvirte Aufgabe, so klein die Anfänge sind, die bis jetzt zu ihrer Lösung auf diesem Wege gemacht wurden.

Wir werden unwillkürlich in die Mitte der für die ganze Menschheit bedeutungsvollsten Erscheinungen unserer Zeit hineinversetzt. Das sind jene seit nicht sehr langer Zeit so zahlreich gewordenen, über alle Erdtheile hin verbreiteten Posten christlicher Civilisation. Wurde früher von christlichen Völkern aus unter Blutvergießen erobert, wie von Seiten Rußland's, England's im vorigen Jahrhundert, so ist jetzt, nachdem der Sieg der fleischlichen Waffen überall zu Gunsten christlicher Völker ausgefallen ist, viel mehr zu thun für die Festsetzung christlicher Bildung, für ihren Einfluß auf das Leben der Völker. Das Wirkungsfeld des Christenthums in weiterem Sinne des Wortes ist unendlich erweitert.

Man vergleiche nur eine politische Weltkarte von 100 oder 200 Jahren her mit den Verhältnissen der Gegenwart. Der Umschwung ist überraschend. In der Türkei ist der Einfluß des westlichen Europa's und seiner Cultur jeden Tag im Steigen begriffen, die Politik, die Armeen, die Hülfquellen des türkischen Reiches stehen unter christlicher Oberhoheit. Was in Aegypten geschieht, steht unter der Controle der Staats- und Finanzmänner christlicher Völker, und Nichts geschieht dort, als was mit den Interessen höherer Civilisation verknüpft ist. Die Raubstaaten Nordafrika's sind nur geduldet. Algier ist eine französische Soldatencolonie geworden und Abdel Kader, der Heldensohn der Wüste, verdankt den Christen, die er haßte, eine ehrenvolle Verbannung statt erniedrigender Claveret. Das Innere von Afrika durchziehen kühne europäische Reisende von Ost nach West, von Nord nach Süd, Herolde eines anrückenden Morgenrothes. Um Afrika's Küsten her schwimmen Handelsflotten der Weltvölker. Da und dort besonders auf der Westküste sind Colonien angelegt, die geeignet sind, in segensreicher Entfaltung christlicher Bildung und Gestiftung den armen Afrikanern allmählig den Abscheu zu nehmen, den sie früher vor den clavenhandelnden unchristlichen Christen hatten. Im Süden des Erdtheils hat christliche Civilisation Fuß gefaßt und sie wird trotz aller der Gegend eigenthümlichen Schwierigkeiten nicht rückwärts gehen. In Asien macht sich christ-

licher Einfluß auf allen Seiten immer fühlbarer. Das Rothe Meer befahren englische Dampfer. Alle christlichen Handelsvölker haben ein Interesse, die zwischen der asiatischen Inselwelt früher so furchtbar getriebene Seeräuberei bis auf den letzten Rest zu unterdrücken. Im Norden rückt die russische Grenze immer mehr südwärts, die englische im Süden immer mehr nordwärts und vielleicht die Zeit ist nicht mehr ferne, wo Rußland's und England's Grenzen zwischen dem Caspischen Meer und dem persischen Golfe zusammenkommen. Auf dem Euphrat, in dem sich einst die Wunder Babylon's spiegelten, gehen Dampfschiffe und vielleicht hört man bald auf den stillen Wegen, auf denen einst ein Abraham und ein Jacob zogen, die Locomotive brausen, denn die Euphratthal-Eisenbahn ist kein müßiges Project. Das ungeheure Ostindien mit seinen Völkern und Fürsten steht unter englischer Gewalt und die Vorposten christlicher Civilisation rücken bis in die Engpässe des Himalajah und in Osten und Westen begeben sich asiatische Scheinkönige des Restes ihrer Gewalt. In China sollen selbst an der weitgreifenden, das Reich seit Jahren erschütternden Umwälzung in seinem Innern christliche Ideen mitbetheiligt seyn. Seine langverschlossenen Mauern und Thore sind dem Verkehre der Christen geöffnet; und in dies Netz der Weltthätigkeit christlicher Völker ist selbst das im fernsten Meere liegende Japan hereingezogen worden. Ueber den Inseln des Stillen Oceans, auf denen das Heidenthum in seiner furchtbarsten Gestaltung Jahrhunderte hindurch unbestrittene Herrschaft geübt hat, steht nun der Friedensbogen des Evangeliums. Wenige Jahrzehnte haben uns da herrliche Dinge erleben lassen, ähnlich den Siegen, die dieselbe Gotteskraft über die Herzen des Volkes, das die eisigen Küsten Grönland's bewohnt, errungen hat. Bedeutender aber als diese so erfreulichen Zeichen sind für die Weltgeschichte kommender Zeiten die mit unbegreiflicher Schnelligkeit aufkommenden Colonialstaaten im Westen von Amerika, in Australien und Neuseeland, wobei auch Central-Amerika nicht zu vergessen ist. Noch vor zehn Jahren hätte man Jeden für toll gehalten, der gesagt hätte, daß, ehe zehn Jahre entschwänden, ein Staat, Californien, dort auf dem Westrande dieses riesigen Continentes, im Bunde der Verein. Staaten in allen Rechten stehen werde, daß ein Arm des Stroms der Auswanderung nach Oregon gehen, daß eine Eisenbahn, über den Continent wie ein eiserner Gürtel gelegt, als ein bald unabweisbares Bedürfniß werde angesehen werden. Das Alles hat sich unter wirklichen Umständen, die die alten Dichterträume von Goldländern hinter sich lassen, in wenigen Jahren realisirt. Der Weltverkehr ist dabei in's Unübersehbare gestiegen; die gewöhnlichen Schiffe genügen dem Bedürfnisse nicht mehr, Arden werden gebaut, die Tausende tragen sollen; für den raschen Gedankenwechsel und das lebendige Interesse der Einen an den Andern sind Eisenbahnen und Locomotiven lange nicht beflügelt genug, der electriche Funken trägt mit Gedankenschnelle die Gedanken über Wasser und Land und bald wird die alte Welt mit der neuen Gespräch halten in den Tiefen des atlantischen Meeres.

Wunderbare Zeit, in der wir leben. Und wer vermöchte zu sagen, welche Umwandlung erst mit der Menschheit vorgehen muß, wenn die kaum erst in Thätigkeit versetzten Kräfte ihre Wirkung in univ ersellerer Weise äußern, wenn Vieles, was jetzt kaum begonnen oder nur projectirt ist, zur Vollendung und Ausführung kommt. Was sind diesen Thaten und Thatfachen gegenüber die kleinen Haus- und Familienstreitigkeiten in den christlichen Völkern, in den einzelnen Staaten oder Kirchen! Und doch wird so Vielen über dem Rauch in der eigenen engen Stube der Blick in's Freie und Große völlig verkümmert.

(Fortsetzung folgt.)

Zu Matth. 22, 15—22. Der Zinsgroschen.

Unser Herr Jesus Christus ist nie in Verlegenheit gekommen, nicht wenn er gelobt, nicht wenn er getabelt und gescholten wurde, nicht bei den Einfältigen und Kindern, nicht bei den Hohen und Weisen. Es gehört auch das zu seinen vielen Vortrefflichkeiten, daß er nie in Verlegenheit kam. Es ist Alles an ihm excellentia.

Die Sache ist auch keine kleine. Wo ist Einer, der sich Ihm nur auch in diesem Punkte gleichstellen dürfte? Zwei Stücke sind dabei unerläßlich: völlige Unschuld und nie fehlende Weisheit. Die Stücke hatte Er und die hat kein Anderer auf Erden. Das sehen wir an ihm, dem Knaben, dort im Tempel bei der Frage der Mutter, und das sehen wir an ihm, dem Dornengekrönten, vor dem Gerichte des Herodes und Pilatus. Und so steht er heute noch frei da vor aller Welt. Es ist die edelste παρρησία an ihm.

Es giebt eine Art sich aus Verlegenheit herauszuhelfen, wobei man zwar Gewandtheit, schnelle Besinnung, Witz zeigt, aber ausweicht und die eigentliche Frage umgeht. Das war auch die Sache unseres Meisters nicht. Vielmehr er geht schnurstracks auf die Hauptsache zu und löst den Knoten und seine Hände bleiben völlig rein.

Selbst wo Er auf eine Frage wieder eine Frage setzt, thut er es nicht, um der Antwort auszuweichen. Matth. 21, 23 ff. Sie fragen ihn: Aus welcher Machtvollkommenheit thust Du das? Wer gab Dir diese Freiheit? Da lag die Zurechtweisung für diese Leute in der Gegenfrage, die er ihnen stellt. Denn wie sie sich zu Johannes dem Täufer stellten, gerade so stellen sie sich zu ihm. Das war also eine ganz unzweideutige Antwort.

Immer hat auch die Welt die Weisheit Jesu in dem Worte vom Reicht des Kaisers und Gottes bewundert. Aber der heilige Ernst in dem Worte ist ebenso groß. Eine Reihe von Zeugnissen stellt uns der Evangelist

da zusammen, an denen er uns erkennen läßt, wie schlaue, wie berechnend die Sadducäer und Pharisäer es angriffen, den Herrn in seinen Worten durch ihre bedenklichen Fragen zu fangen. Sie hatten die Köpfe vorher zusammengesteckt und hofften voraus auf ein schadenfrohes Hohnlachen. Aber Er geht mitten durch sie hin und zerreißt vor der Welt Augen die feingeleiteten Schlingen und läßt ihnen ein verlegenes Nachsehen. Ihn fangen sie nicht, aber er zeigt ihnen ihre eigenen Ketten.

Einfach klingt das Wort in's Ohr: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! Man meint, man wisse also bald, was darin liege. Ist's nicht der Grundsatz der Billigkeit, der Rechtlichkeit und der Frömmigkeit, der da ausgesprochen ist mit einem Alles umfassenden Schlagwort? Ist da nicht Nächstenliebe und Gottesliebe, Erden- und Himmels-Pflicht auf den einfachsten Ausdruck nach Anlaß eines bestimmten Falles zurückgeführt? Ist der Ausdruck nicht so praktischer Natur, daß man gleich weiß, was man zu thun hat?

Wir wollen vom besonderen Gehalt dieses Lehrwortes zunächst absehen und die Situation in's Auge fassen. Da haben wir ein Thema des sel. Dr. Schmid zum Wegweiser: Der Herr in der Mitte seiner Feinde. Oder auch, nach Dr. J. L. Beck: Göttliche Wahrheit und menschliche Schalkheit.

Mag die Frage, mit der die Pharisäer da ankamen, auch erküßelt worden seyn mit der Absicht, dem Herrn eine Schlinge um den Hals zu werfen, es lag doch etwas Wirkliches vor. Auf die gegebenen Verhältnisse des Volkes Israel in jener Zeit bezieht sich die Frage. Sie sind der Hintergrund der ganzen Geschichte. Das wurmte diesem Pharisäergeschlecht mit seinem eingeleisteten Stolze gewaltig, daß sich die römischen Adler um Zion und Moriah gesammelt hatten. Sie mußten's dulden zähneknirschend. Obwohl sie jetzt den Jammerstand mit teuflischer Bosheit zum Sturz eines Andern benützen wollen, so müssen sie doch mit verhüllender Feinheit Etwas aussprechen, was ihnen längst eine stinkende Eiterbeule gewesen war. Aus diesem großen, furchtbaren Problem der Geschichte des Volkes Gottes reden sie heraus. Diesen historischen Hintergrund wollen wir nicht vergessen.

Nun im Vordergrund die handelnden Personen und Frage und Antwort. Da wird das von den Schlaunen absichtlich hervorgerufene Halbdunkel plötzlich erleuchtet und das Spiel in gewaltigen Ernst verwandelt durch das völlig klare Wort des Herrn: Ihr Heuchler, was versuchet ihr mich? So der Herr in der Mitte dieser Feinde. Zuerst die Maske herunter und dann das Weitere!

Die Feinde der Wahrheit sprechen sich in ihrer Unlauterkeit immer selbst das Urtheil. Das ist da zu lernen. Sie haben kein Vertrauen in ihre eigene Sache. Darum hält man geheimen Rath (B. 15), geht krumme Wege, muß ganz gegen den eigenen Geschmack gemeine Sache machen mit denen, die man haßt und fürchtet (B. 16 Herodianer), traut

sich auch nicht selbst in's Feld, mag nicht „den eigenen Pelz zum Kirschner tragen“, wie das Sprüchwort sagt, und wenn das Meisterstückchen nicht gelingt, ist's besser, es mißlingt den Schülern als den Meistern (B. 16). Solche Schlangenwindungen, wo der Herr ganz gerade aus geht. Und wider ihren eigenen Willen müssen diese Wahrheitsfeinde der Wahrheit selbst Zeugen werden. Sie wollen wohl nicht verstanden seyn, als wäre es ihnen mit dem reichlich gespendeten Lob sonderlich Ernst (B. 16). Aber Niemand wußte besser als sie selbst, daß sie mit einer Lüge—Lüge so fern ihre Gesinnung betroffen ist—die lautere Wahrheit sagen. Das haben sie mit ihren falschen Zungen nachher bewiesen. Das Herz der Leugner hat lange nicht die Frechheit ihrer Zunge. Der Compaß, von geheimer Kraft bewältigt, deutet nach Norden mit der Spitze, mag Einer noch so lange behaupten, er deute nach Süden. Es trifft aber besonders diesmal jedes Wörtchen kräftig ein, darein sie als in süßen Zucker ihre bittere Falschheit kleiden. Und wie ungleich ist dieser Kampf gegen die Wahrheit. Doch hatten sie es so schlaue angegriffen; es schien ihnen gar nicht fehlen zu können; mit Einer Partei, dachten sie, muß Er es diesmal jedenfalls verspielen, mit dem Volk oder den Kaiserlichen. Da wirft Er sie unversehens aus ihrem Traum, zerreißt das Netz und ehe er sie weiter gehen läßt, stellt er ihr Treiben der Verachtung preis und schreibt ihnen den Titel an die Stirne, den sie verdienen. Die Farge, die sie spielen wollten, hatte ein Ende und die Sache wurde ernsthaft. So schlugen sie sich mit dem eigenen Schwerte. Sie glaubten, die Hebe zu führen, aber die Streiche kamen zermalmend auf sie selbst zurück. Er katechisiert sie und als er das letzte Wort gesprochen, da war auch Nichts mehr zu sagen. Sie waren in der Schlinge, nicht Christus. Da standen sie getroffen und vernichtet. In diesem Augenblicke mußte ihr Gewissen aufwachen und vor sie trat die Schmach ihrer enthüllten Heuchelei, ihres fehlgeschlagenen Bubenstückes, der Jammerstand ihres Volkes, seines Fluches, seiner Schmach, ihrer Ketten und darin lag noch die ernste Lektion, daß sie indessen nur dulden und tragen, aber einen andern Weg gehen sollen, wenn es soll besser werden.

Nach dieser Seite hin dies Evangelium auffassend stellt G. C. Nieger ein Thema also: Die nöthige Beschaffenheit Derer, welche Vergebung der Sünden erlangen und behalten wollen, daß in ihrem Geiste kein Falsch sey; und zwar 1) die natürliche und gewöhnliche Falschheit des Herzens, 2) die nöthige Reinigung des Geistes von solcher Falschheit.—Mit Beziehung auf das Verhalten der Pharisäer gegen Christus ist das Thema aufgestellt worden von Tzschirner: Von der Feindschaft der Feinde des Herrn, nach ihrem Grunde und nach der Art und Weise ihrer Rundgebung. Röhr stellt den Gedanken hin: Die lehrreiche Erfahrung, wie geistlich man bei bösem Thun sich einen guten Schein zu geben bemüht ist. Bachmann: Die arge Sünde der Falschheit; ihr Wesen nach Zweck und Mitteln; ihre Folgen.

Besonders reich an fruchtbaren Gedanken ist Dies Evangelium, wenn man das Benehmen des Herrn gegen diese falschen und bos-

haften Menschen in's Auge faßt. Man kann da überhaupt lernen, nach Floren: das Verhalten des Christen bei menschlichen Anfeindungen; oder, nach Siegel: am Herrn hier finden das Muster für uns im Umgang mit falschen Menschen; oder, nach Reinhard: Vom Werthe christlicher Freimüthigkeit; oder, nach demselben: daß man sich in verwickelten Fällen durch ein freimüthiges Herausfragen der Wahrheit am besten helfen könne; oder: die Freimüthigkeit des Christen nach ihrem Grunde und nach ihrer Bewährung; oder: Ist's nur in deinem Herzen wohlbestellt, was kümmert dich die ganze Welt; dies giebt nicht Trost noch Gleichgiltigkeit, wohl aber Freiheit von Menschenfurcht und Menschengefälligkeit; oder: wie wir von Jesus lernen können, gegen die Falschen offen und scharf, doch auch vorsichtig und klug zu verfahren.

Doch—wir fassen den Mittelpunkt dieses ganzen Evangeliums in's Auge, auf welchem alle Strahlen in demselben zusammenlaufen und der wiederum sie alle beleuchtet. Dies ist das Wort von der Doppelpflicht, die beide, den Kaiser und Gott, in ihren Rechten beläßt.

Aber ehe der Herr sein Endurtheil, das den falschen Rath der Weisen zu nichte machte, abgiebt, sammelt er die Gedanken der Frager durch seine Frage nach dem Zinsgroschen. Gespannt denken sie: was will er damit? Da führt er sie darauf, daß der Anspruch des Kaisers an die Münze, die sein Bild trage, zu Rechten bestehe. Ob Er wohl die Münze zuvor gesehen hat? das thut da Nichts zur Sache. Aber sein Verfahren deutete darauf, daß solche Münze mit solchem Bild etwas Fremdes, Ungekanntes in Israel seyn sollte, die Bedeutung des Wortes Bild (*ἡ ἀὐτὸν ἀστῆ*) und der Ueberschrift mußte in bibelbewanderten Pharisäerjüngern auf sehr eigenthümliche Weise anklingen. Es erklärt das majestätische Schlußwort nachher selbst den Zweck dieses Nachdrucklegens auf die Münze mit dem Bild und aufgeschriebenem Namen. Denn es sagt freilich: gebt Jedem seine Münze, Jedem das, worauf sein Rechtstitel weltkundig zu lesen steht. Die Pharisäer, wenn sie nicht gleich merkten, was für eine Pille ihnen da war zu schlucken gegeben, hatten nachher Zeit, den sinnvollen Worten eines Weitem nachzudenken so gut wie wir; und sie konnten leicht ausfinden, daß der Sprung vom Kaiser zu Gott, vom kaiserlichen zum göttlichen Rechte lange nicht so groß war, als es anfangs scheinen konnte, und das Bild und die Ueberschrift des Kaisers war ein schönes Mittel, sie an einen andern Herrn und sein Bild und Ueberschrift zu erinnern. Will Einer also da von der nach Gottes Bild geschaffenen Seele reden, auf der das Gottesbild leider freilich oft sehr unkenntlich geworden ist, so ist das nicht eigentlich allegorische Auslegung, sondern geschieht durch eine für Bibeltanner äußerst nahe liegende Gedanken-Association und wird auf seine Weise und doch klar und faßlich genug vom Herrn selbst angedeutet.

Nun das Stichwort selbst. In sententiöser Weise umfaßt es alle Gebote und alle Pflichten gegen Gott und den Nächsten und ist ein kurzgefaßtes Compendium aller wahren Welt- und Gottesweisheit.

Wir wollen aber das Wort nicht als abstracte Wahrheit auffassen, sondern es aus der ganzen Situation der Stelle zunächst zu erkennen suchen. Da wirft es sein Licht nicht nur auf den Vordergrund, auf die damals den Herrn mit Falschheit Fragenden, sondern geradezu in den dunkeln Hintergrund, in die Geschichte zwischen Gott und seinem Volk, ja in die Geschichte zwischen Gott und der Menschheit.

Und zunächst vergewissern wir uns dessen, was der Herr mit seinem Worte nicht sagen will. Er weist damit vornweg das Entweder—oder ab, das ihm die schlauen Pharisäer gerne suggerirt hätten. Das war der erste Betrug, daß sie die Sache so hinstellen wollten, als wäre es ein unbezweifelbares Axiom, daß der kaiserliche Dienst den göttlichen ausschliesse und umgekehrt.

1) Der Herr will also mit seinem Worte gar nicht sagen, der Kaiser und Gott, Welt und Himmel sind so völlig geschiedene, unverföhlliche Gegensätze, daß man vornweg den Gedanken aufgeben muß, sie beide mit einem und demselben Dienste je bedienen zu wollen. Keineswegs will der Herr sich zu der niederträchtigen Weltregel bekennen, auf beiden Schultern Wasser zu tragen; es dem Kaiser recht zu machen in Allem und nebenher auch Gott. Das wollte Der nicht, der uns daran erinnert, daß Niemand zweien Herren dienen kann; er lehrte uns nicht, das Unmögliche zu versuchen, nämlich die Welt zum Freund und Gott nicht zum Feind zu haben.

2) Er meint aber auch nicht mit seinem Worte, daß wir Alles thun sollen, was die Erdengewalt, der Kaiser, wolle und daß wir dabei denken dürften, wir könnten damit vor Gott bestehen. Nein, Gott muß man lieben und fürchten über Alles und ihm allein vertrauen; und daß der Herr ihn neben den Kaiser setzt im Wort, hebt den Unterschied des Thrones nicht auf. So viel verstanden Pharisäer und selbst Herodianer. Also will der Herr der elenden Verdrehung des „von Gottes Gnaden“ keinen Vorschub leisten, vielmehr sagen: Dein Recht und Deine Pflicht ist es, vorerst zu forschen, was hat der Kaiser für ein Recht und was hat Gott für ein Recht. Aber die Entscheidung muß von der allerobersten Instanz ausgehen. Dem Gebot muß Alles sich subordiniren.

3) Und endlich will der Herr auch nicht sagen: Trenne nur zwischen Kaiser und Gott, Weltlichem und Göttlichem und laß dem Einen keine Einwirkung und Gewalt auf's Andere. Zwar eine Vermischung des durch die Natur der Sache selbst, durch die Gottesordnung in der Welt selbst Geschiedenen will der Herr nicht, Zeitliches und Ewiges sind und bleiben zweierlei Gebiete und darum mögen sie zweierlei Geschäfte haben. Aber das hindert nicht, daß du in Beiden mit einem und demselben Geist stehst und gehst; nach außen geschieden in guter Ordnung, nach innen Eins und Einer—gerade auch nach guter innerlicher Ordnung. Dienst du dem Kaiser, vergiß nicht den Herrn im Himmel; dienst du Gott, suche bei und in deinem Gottesdienst „der Stadt und des Staates Bestes“!

Dem positiven Sinne nachforschend, den das Wort enthält mit Beziehung auf die historischen Verhältnisse, in die hinein, aus denen heraus es gesprochen war, finden wir, daß es ganz in derselben Weise geredet ist, wie der Herr sonst zu Pharisäern redet, er will sie auf sich, auf eine göttliche Betrachtung ihres Zustandes, der Verhältnisse ihres Volkes führen, er giebt ihnen den Geheimschlüssel zu seiner Geschichte an die Hand. Wie der Sinn seines Wortes auf jene specielleren Zustände Application fand, so soll er Anwendung finden in aller Welt. Denn im Judenthume und in seiner Geschichte spiegelt sich die Welt und Weltgeschichte. Jenes ist der Typus zu Diesem.

1) Ganz naheliegend ist in dem Worte daher die, eine feine Ironie in sich schließende, Mahnung: Schicket euch jetzt nur in Das, was nach Gottes Willen euch aufgelegt ist! Was hätten diese Pharisäer, das ganze Volk lieber gethan als revolutionirt? Aber hatte sich das untreue Volk die Gerichte Gottes nicht selbst zugezogen? Den Kaiser hatten sie allerdings erhalten nicht „von Gottes Gnaden“, sondern von Gottes Zorn. Jetzt aber hatten sie ihn. In weltgeschichtlichem und weltgerichtlichem Laufe der Dinge war nun das Band zwischen Capitol und Zion geknüpft. Es war ihnen sehr, sehr un bequem, aber der Herr sagt nicht: zerreiße't's, weil es euch unangenehm ist! Und wenn's Jemand gesagt hätte—und sie haben's nachher gesagt und versucht—was war es als ein grausamer Spott über dies mit all' seiner Kraft und Glorie gebrochene Volk?

2) Daran schließt sich enge an der andere Gedanke: unter dem Druck, den Du als eine gerechte Strafe anerkennen mußt, giebt Gott die Ehre und laß Dir Dein Kreuz zum Wegweiser für die Umkehr zu Deinem Gott werden! Die Pharisäer gingen von der verkehrten Voraussetzung aus, daß der Kaiser und Gott und sein Walten Nichts mit einander zu thun haben. Darum glauben sie, auf ihre Frage sey ein Ja oder Nein und kein Drittes möglich. Nun deutet ihnen der Herr gar sinnig an: Den Kaiser habt ihr auch nicht von ungefähr, sondern durch Gottes heilige, ernste Fügung. Nun laßt ihn euch nur gefallen und schlaget nicht vergeblich aus gegen euer Kreuz; vielmehr lernet, daß Gott an euch seine Gerechtigkeit offenbart, und kehret wieder zu dem Herrn, der euer einziger Herr seyn sollte und wollte. Gebt nur erst ihm wieder, was ihr ihm längst vorenthalten habt; dann wird sich's schon finden, wie lange ihr dem Kaiser geben sollt, was er jetzt fordert. In diesem Allem ist die Beziehung auf die Geschichte Israels, die eine Geschichte göttlicher Offenbarung ist, unverkennbar. Aber zugleich wird die pharisäische Blindheit gestraft, dieser Bettelstolz, der seine in die Lumpen des Jammers gehüllte Eitelkeit zur Schau trug und nicht erkennen wollte, was des Unglücks eigentliche Quelle in Israel sey. Und das Wort des Herrn findet seine allgemeinste Anwendung auch nach dieser Seite hin auf die ganze Menschheit und all' ihr Elend, damit sie dem andern Herrn „zinsen“ muß.

3) Ganz direct ist indessen auch das Wort des Herrn eine Antwort auf die vorgelegte Frage. Denn es besagt: Ja, gebt nur dem Kaiser das Seine,

denn das braucht euch gar nicht zu hindern, auch Gott zu geben, was Gottes ist.—Die schlauen Heuchler gaben sich den Schein, als hätten sie Gewissensscrupel über die Abgabe des kaiserlichen Zinses. Sie hatten nachher keinen, einen Verräther und falsche Zeugen zu benutzen, um ihren Zweck zu erlangen; auch sonst keinen, der Wittwen und Waisen Häuser zu fressen. Aber über den Zinsgroschen hatten sie Scrupel, wo es sich um einen sehr kategorischen, imperatorischen Imperativ handelte. Und wäre der nicht gewesen, so hätten sie gar keine Scrupel gehabt, sondern einfach nicht bezahlt. Da zahlt sie der Herr mit ihrer eigenen Münze und sagt ihnen: habt gar keine Sorge darüber, ihr könnet recht wohl den Zins zahlen, denn es ist rein nicht abzusehen, wie euch das abhalten sollte, Gott zu dienen von ganzem Herzen, wenn's euch damit Ernst ist.—Sie waren da übel angelaufen. Das war der Punkt, über den sie längst Gewissensscrupel und Gewissensbisse hätten haben sollen. Und Allen sagt der Herr damit, daß kein äußeres Verhältniß an sich Jemand vom wahren Gottesdienste abhalten könne. Gott kann man dienen trotz Kaiser, Zinsgroschen und Welt.

4) Wenn der Herr wirklich gedacht hätte, daß die Pharisäer eine wahre Unruhe ihres Gewissens wegen der Zinsfrage empfunden hätten, so wäre Alles anders gewesen. Allein ihn konnten sie mit dem Scheine eines so empfindlichen Sinnes für Gut oder Böse, Recht oder Unrecht nicht täuschen. Denn er wußte wohl, daß hinter der ganzen Frage ihr beleidigter Nationalstolz lag; da wurmte es ihnen und es handelte sich gar nicht in ihrem Gewissen um ein göttliches Recht, um Gottes Ehre, sondern sie sahen sich mit Schmach in irdischen Rechten beeinträchtigt. Somit hatte das Gewissen keinen Antheil an der Frage, wohl aber ihr Hochmuth und ihr Geldbeutel. Da will ihnen der Herr sagen: Laßt den Groschen fahren, hanget doch nicht so an diesen irdischen Rechten, an dem Mein oder Dein, das ist vergängliches, nichtiges Wesen, denkt an das Größere; gebt dem Kaiser, was sein ist—das ist der Mühe nicht werth, darüber zu streiten, aber vergesst Den nicht, dem Alles gehört. Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes—! Auf vom Irdischen zum Ewigen! Damit wird also im Wort des Herrn der irdische, weltliche Sinn gezüchtigt, der bei den Pharisäern den Schein des Eifers um die Ehre Gottes annimmt, wie das so oft der Fall ist, daß die Leute gewaltig von Pflichtgefühl und Gewissensnöthen zu reden wissen, wo sie von nichts Anderem getrieben sind, als vom irdischen Sinn und von der baren Selbstsucht.

5) Was man dem Wort des Herrn unwillkürlich noch in Gedanken als Nachsatz und Folgesatz beidenkt, kann nur das seyn: Das wird das Rechte seyn und Alles wird dann recht werden. Es wird Alles sich ordnen, wenn es vom obersten Gesichtspunkt aus geordnet wird, nämlich Gott zu geben, was Gottes ist. Wenn's daran fehlt, ist gar Nichts gewonnen, selbst wenn der Kaiser seinen Groschen nicht mehr befäme. Hat Gott das Seine, dann wird auch jeder Andere bekommen, was ihm gebührt, und nicht weniger noch mehr, sey er Kaiser oder Bettelmann, Freund oder Feind, Obrigkeit oder Untertthan.—In dem Kirchenfreund. Jahrg. X. No. 1.

Allem ist die göttlichweise Antwort des Herrn auch eine göttlichernste Strafpredigt an das verkehrte Menschenherz.

Wenn es wirklich so ist, wie Dr. Justus Jonas (f. Stier, Reden des Herrn Jesu, II. p. 384. 1852) gesagt hat, daß nämlich dies Evangelium des 23sten Sonnt. nach Trinitatis „viel Prediger erbissen hat“, so glauben wir die Ursache davon besonders darin suchen zu müssen, daß man das Schlagwort in demselben zu sehr in abstrakter Weise auffaßte und daß man es nicht genug in der Perspective der unmittelbaren Umgebung und des ferneren historischen Hintergrundes erfaßte. Dadurch kam man denn leicht dazu, nicht sowohl den Text—und der ist ja doch die ganze Stelle—zu erklären, was doch jeder Predigt Zweck ist und wobei es an einer Menge für die Anwendung fruchtbarer Gedanken gar nicht fehlen kann, als vielmehr in das Wort „dem Kaiser das Seine und Gott das Seine“ hineinzulegen, was oft der unmittelbarsten Bedeutung desselben sehr ferne lag. Und eben da ist die Gefahr sehr nahe, es in der Predigt selbst wedet dem Kaiser noch Gott recht zu machen. Man könnte das aus vielen Thematn lernen, die über dies Wort sind aufgestellt worden.

Alein unsere Meinung ist darum nicht, daß das Wort nicht für sich könne hervorgehoben und behandelt werden. Nur auf die Schwierigkeit ist dabei aufmerksam zu machen, daß es selbst schon Thema ist und so abgeschlossen für sich dasteht, daß man immer wieder findet, der Schlüssel zu seinem Inhalt liegt im ganzen Zusammenhang oder man muß ihn aus allgemeinen christlichen Grundsätzen ableiten. Und da ist nun eben beim Letzteren die Gefahr, sich in Gemeinplätze zu verlieren, wie das wohl Alle wissen werden, die das Wort schon zum Gegenstand ihrer Predigtmeditation gemacht haben.

Man hat das Wort auch in seine Hälften zertheilt und jede für sich besonders homiletisch behandelt. Themata, die das Verhältniß zum Kaiser betonen, sind unter andern folgende: Dinter (auch hier ist etwas zu lernen): Was ist daran Ursache, daß wir die Obrigkeit oft so unbillig behandeln? Uebelverstandener Freiheitsfinn, Einbildung auf unsere Klugheit und überspannte Forderungen an die Obrigkeit. Reinhard: von dem Rechte der Unterthanen, über die Forderungen und Befehle ihrer Obrigkeit zu urtheilen, des Rechtes Grund, worin dasselbe bestehe und wie es auszuüben sey. Fritsch: über den Wunsch unserer Zeit nach bürgerlicher Freiheit.—Unb.:—Thorheit derer, die sich eine unbeschränkte Freiheit im bürgerlichen Leben wünschen. Schulz: Ueber die Pflichten, welche der Christ als Unterthan gegen die weltliche Obrigkeit zu erfüllen hat.—Die zweite Hälfte ist mehr hervorgehoben in folgenden Thematn. Bötker: Gebt Gott, was Gottes ist! ihn fürchten, lieben und ihm vertrauen. Unb.:—daß der Christ nur Einen Herrn und Einen Dienst kenne.

Natürlich liegt es am nächsten, ja, ist es am nötigsten, beide Seiten des Wortes unter einen Gesichtspunkt zu stellen. So thut auch Harms in seiner eigenthümlichen Manier, wenn er das Thema stellt: sey, was du bist—sey Mensch, sey Bürger und sey Christ; bilde Geist und Herz, brauche Kopf und

Hand, sey vortrefflich als Mensch und Bürger, kundig und voll eines höheren Lebens.—Wie wichtig es auch für die bürgerliche Gesellschaft ist, Gott zu geben, was Gottes ist.—Der hohe Gewinn der Gottseligkeit in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens. Christlieb: Vergiß über deiner Christenpflicht nicht deine Bürgerpflicht, und über deiner Bürgerpflicht nicht deine Christenpflicht. Marheineke: Das bürgerliche Gesez in seinem Verhältniß zum Reiche Gottes; a) seine Nothwendigkeit und Heiligkeit, b) Freiheit der Bewegung in derselben. Hoffbach: Wie wir als Genossen des Reiches Gottes uns zu stellen haben gegen die über uns herrschende weltliche Macht. Rambach: Der frömmste Christ, der beste Bürger. Carl Beck, dessen Repertorium wir einige der hier zusammengestellten Themata verdanken, der aber, wie uns scheint, die Stelle nicht eingehend genug behandelt, faßt beide Seiten des Wortes Jesu so zusammen: Gott zu geben, was Gottes ist, sey unser Wahlpruch, wo es gilt, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist.

Wir citiren zum Schluß, was Stier erzählt, daß nämlich im J. 1756 am 23ten S. p. Tr. ein Dr. Am Ende über das Evangelium in Dresden in Gegenwart Friedrich's des Großen, der die Stadt erobert hatte, predigte nach dem Thema: Jedem das Seine.

Philadelphia.

W. J. M.

Hymnologische Mittheilungen.

(Aus Ed. E. Koch, mit Abkürzungen und Zusäzen.)

(Fortsetzung.)

23) Valet will ich dir geben.

Gedichtet von Valerius Herberger, dem treuen Pfarrer zu Franstadt in Großpolen, im Jahre 1613, gerade als daselbst die Pest in so fürchterlichem Maaße ausgebrochen war, daß allein in den ersten neun Wochen 740 Menschen starben, welche Herberger fast alle beerdigen half und zuvor zum Tode bereitet hatte; denn er war, während entwich, was entweichen konnte, mit den Seinigen zurückgeblieben. „Es war aber,“ sagte er selbst, „als wenn ein Engel mit dem blanken Schwert mein Haus belagert hätte, daß mir kein Leid durfte widerfahren.“ In solcher stündlichen Todesgefahr, der er stets gedachte, aber auch unter solchem Gnadenschuz des Herrn, dessen er sich samt allen den Seinigen zu erfreuen hatte, dichtete er zu einer gesegneten Stunde dieses Lied und sezte darüber die Worte:

“Te Jesum sitio, terram detestor iniquam.
O coelum salve! munde maligne, vale!”

An den Schluß des Liedes schrieb er die Worte:

„Perfide munde vale! salve Salvator Jesu!“

Mit diesem Liede hat Herberger ein Acrostichon auf seinen Taufnamen „Valerius“ geliefert. Den vier Buchstaben „Vale“ des ersten Verses sind die Anfangsbuchstaben der nächsten vier Verse anzureihen: Vers 2: „Rath mir nach deinem Herzen;“ Vers 3: „In meines Herzens Grunde;“ Vers 4: „Verbirg mein' Seel' aus Gnaden in deine offne Seit'“; und Vers 5: Schreib meinen Nam'n auf's beste.“ Eben in diesem Schlußverse, dessen Anfangsbuchstabe im Acrostichon seinen Taufnamen Valerius vollendet, bittet Herberger, der Herr, der ihn mit diesem Namen in der Taufe als sein Kind und Eigenthum angenommen, möge denselben nach Luc. 10, 20. auch im Himmel angeschrieben seyn lassen. Mit diesem Verse schloß dann auch Pfr. V. Preibisch die Leichenpredigt, die er bei der Beerdigung des Dichters über Luc. 10, 20. am 21. Mai 1627 hielt. Herberger hatte sich diesen Leichentext selbst gewählt, wie er auch lange vor seinem Ende seinen Leichenredner bestimmt und demselben vorgeschrieben hatte, von ihm selber soll er nichts anderes rühmen, als daß er seinen Herrn Jesum herzlich geliebt, ihn seinen Zuhörern treulich vorgetragen und auf ihn und sein theures Verdienst gelebt habe und selig gestorben sey. Das that denn auch Preibisch und betheuerte, daß sein Freund an dem Herrn Jesu seine größte Herzenslust gehabt habe, so daß man von ihm sagen könne, was Fortunatus von dem Bischof Martinus gerühmt: „Vir, cui Jesus amor, Jesus timor, omnia Jesus.“

Dieses durch und durch biblische Lied, ein Kleinod des evangelischen Liederschazes, verbreitet und beliebt, wie wenige, hat mehrfache lateinische und polnische Uebersetzungen, sogar eine malabarische, aufzuweisen.—Die Worte: „Erschein' mir in dem Bilde“ u. s. w. sind aus des heil. Bernhard's Hymnus: „Salve mundi salutare“ genommen, wo sie so lauten: Cum me jubes emigrare, Jesu chare! tunc appare, tuere et libera. O Salvator amplectende! temet mihi tunc ostende in cruce salutifera”—welche Worte nicht von einer sichtbaren, äußerlichen, enthusiastischen Erscheinung Christi verstanden werden dürfen.

Mit ausdrücklichem Bezug auf den dritten Vers dieses Liedes schildert der Graf Zinzendorf seine ganze Predigtweise, indem er sagt:

„Wird Jesus in dem Bilde,
Wie er für unsere Noth
Am Kreuze sich so milde
Geblutet hat zu Tod,

dem Menschen vorgemalt, so macht das einen nicht von ihm wegflehen, sondern immer auf ihn zulaufen, woraus endlich die selige Hülfe und nachmalige Vertrautheit mit ihm wird.—Daher habe ich allemal in meinen Predigten die Absicht gehabt, die armen Menschen mit ihrem Heilande bekannt zu machen und sie zur Gemeinschaft mit ihm zu bringen; wenn das erreicht würde, so erlangten sie mit ihm alles Gute, sie würden in Liebe gegen ihn und ihren

Nächsten entzündet und daraus flösse alles Uebrige, was man von Kindern Gottes erwartet.“

Die kraftvolle, majestätische Melodie aus C Dur, e g g a h c c, soll M. Teschner, Herberger's frommer Cantor, späterhin selbst Pfarrer in Ober-Prittischen bei Frauenstadt, im Jahre 1613 gefertigt haben. Das Gothaische Cantional vom Jahre 1646 giebt sie jedoch in F Dur als die Melodie eines Unbekannten. Ob Teschner also gerade die jetzt noch gebräuchliche Weise, von der Kapellmeister Telemann erklärte, sie sey nach allen Regeln der Composition dem Texte ganz angemessen, gesungen und gesetzt habe, muß dahingestellt bleiben. Er kann auch eine andere erfunden haben, die nicht kirchlich geworden ist.

24) Befehl du deine Wege.

Das tröstlichste aller Trostlieder, aus D. Gerhard's goldenem Munde geflossen und schon vielen Seelen süßer, denn Honig und Honigseim.

Es ist ein Acrostichon auf den Spruch Psalm 37, 5.: „Befehl du deine Wege und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen.“ Diese Worte treten deutlich aus dem Liede selbst vor die Augen, wenn man jedes Anfangswort jeden Verses betrachtet. Solche Acrosticha, namentlich auf Wahlsprüche und Namen, waren ehemals gar beliebt, und vornehmlich Fürsten und andere angesehenene Personen ließen sich solche verfassen oder wurden damit beschenkt von dem, der sie ehren wollte. Hier wollte Gerhard den weisen Fürsten, der den Himmel lenkt und die Wege der Menschenkinder leitet, ehren.

Nach der Erzählung des Superintendenten F. W. Fulda im Halle'schen patriotischen Wochenblatt, 1799. S. 143 ff., dem Jördens in seinem Dichtlexikon folgt, hat man lange Zeit angenommen, Gerhard habe dieses herrliche Trostlied nach seiner Absetzung durch den großen Churfürsten auf seinem Wege nach Sachsen zur Aufmunterung seines trostlosen Weibes in einer Herberge gedichtet, in welcher er gleich darauf durch zwei Abgeordnete des Herzogs Christian von Merseburg von diesem Fürsten eingeladen worden sey, nach seiner Stadt zu kommen, wo er bis zu seiner Wiederanstellung ein Jahrgeld erhalten werde. Allein alle diese Umstände sind sagenhaft. Denn dieses Lied steht schon gedruckt in Dr. H. Müller's geistlicher Seelenmusik vom Jahre 1659, als noch an keine Absetzung Gerhard's von seiner Berliner Predigerstelle zu denken war; selbst aber, nachdem er im Jahre 1666 seines Amtes entsetzt war, lebte er bis zu seiner Abreise auf die Helferstelle zu Lübben im Jahre 1669 ruhig und ohne Nahrungsorgen, im Genuß des Weichtgeldes und von der Bürgererschaft unterstützt, in Berlin. Auch hatte er seine Frau schon an Ostern 1668 durch den Tod verloren, ehe er noch Berlin verließ und nach der Stadt Lübben zog, die allerdings im Gebiete von Merseburg lag. Wahrscheinlich ist, daß Gerhard seine Frau einst in irgend einer Bekümmerniß mit diesem Liede getröstet hat, und geschichtlich ist ebenfalls, daß der große Churfürst nachmals

Gerhard's geistliche Lieder sehr hoch hielt und besonders dieses Lied immer im Munde und im Herzen geführt hat.

Schon vielen tausend Seelen war dieses Lied Labsal und Trost in allerlei Nöthen und Bedrängnissen, und nicht blos im alten Vaterlande, auch in der neuen Welt hat es schon seine tröstende Kraft bewiesen. Von den vielen Beispielen nur Eines. Als der Grundstein zu der ersten lutherischen Kirche zu Philadelphia, Pa., am 2. Mai 1743 gelegt wurde und am 20. October desselben Jahres der erste regelmäßige lutherische Prediger Nordamerika's, H. M. Mühlberg, die erste Predigt darin beim Einweihungsgottesdienste hielt, wurde dieses Lied angestimmt, und damit die lutherische Kirche und ihr Gebeihen in der neuen Welt dem Herrn befohlen. Als nun jener Prediger, welchen die ganze lutherische Kirche Nordamerika's als ihren Vater anseht, als 73jähriger Greis am 7. October 1787 am Sterben lag, betete er gerade noch vor dem letzten Athemzuge den Schlußvers dieses Liedes und verschied dann seliglich.

Zur Melodie vergleiche Nro. 7 dieser hymnolog. Mittheilungen, S. 207.

25) Nun ruhen alle Wälder.

Eines der ältesten Lieder H. Gerhard's, das schon in dem Berliner Gesangbuch vom Jahre 1653 gedruckt erscheint. Es ist das wahre Muster eines geistl. Volksliedes und war doch seit der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts ein Zeichen, dem von den Gesangbuchverbesserern auf's Heftigste widersprochen ward. Ein Witzwort Friedrich's des Großen, durch Streitigkeiten über Einführung eines neuen Gesangbuches veranlaßt, hatte das Lied in Mißcredit gebracht, und mit dem Absterben des lebendigen Geistes und kirchlichen Sinnes in der evangelischen Kirche wurde dieses alte Lieblingslied des frommen deutschen Volkes zur Zielscheibe des Spottes und Witzes gemacht. „Die Gebildeten rümpften die Nase über Vieh, Schafe und andere gemeine Ausdrücke, und die Geistreichen bemerkten, daß die erste Strophe reiner Unstinn sey. Wie können, sagten sie, die todten Wälder ruhen, die nie wachen? wie kann man in unserer aufgeklärten Zeit noch singen: „„Es ruht die ganze Welt,““ wenn man weiß, daß gerade, während wir uns schlafen legen, unsere Gegenfüßler wach werden, also höchstens die halbe Welt schläft und auch von dieser nur ein Theil, weder die wachhabenden Soldaten noch Kranke, die an Schlaflosigkeit leiden.“ (Bunsen, Evangel. Kirchenzeitung 1830. S. 149.) Auch Claus Harms in Kiel hat aus Veranlassung des Berliner Gesangbuches vom Jahre 1829 diesen Ton noch angestimmt.

Der geographische Anstoß aber kann nur den stören, der überhaupt die dichterische Sprache nicht versteht. Die ganze Welt, d. i., bemerkt mit Recht schon Schamellius, der ganze Theil, der ganze Horizont, von welchem sich jetzt die Sonne geschieden hat und da man jetzt singet. Das Ruhen und Schlafen der Wälder und Felder hingegen, sowie „das Vieh“ findet man bei dem gepriesenen Virgil gar schön und herrlich, während man es bei Gerhard abgeschmakt

finden will,—und doch hatte Gerhard hier die Stelle Virg. Aeneis IV., Vers 522—528 im Auge gehabt:

Nox erat; et placidum carpebant fessa soporem
Corpora per terras, silvaeque et seva quierant
Aequora: quum medio volvuntur sidera lapsu,
Quum tacet *omnis* ager: pecudes, pictaeque volucres,
Quaeque lacus late liquidos, quaeque aspera dumis
Rura tenent, somno positae sub nocte silenti
Lenibant curas et corda oblita laborum.

Zu deutsch:

Nacht war's, und es genoß holbseligen Schlummer ermübet
Alles, was lebt auf Erden; Schöln und auch wilde Gewässer
Ruheten; jetzt da zur Mitte die Stern' hinrollen den Umlauf,
Da rings schweiget das Feld und Vieh und buntes Gewögel,
Das theils lautere Seen weithin, theils Dirsichte rauher
Fluren bewohnt, zum Schläse gefest in nächtlicher Stille:
Sorglos labeten alle das Herz, ausruhend von Arbeit.

Mit schöner Innigkeit ist in jedem Verse dieses Liedes Sinnliches und Geistiges, Irdisches und Himmlisches einander gegenüber gestellt. Bunsen nennt es: „Gefühl und Gebet eines Kindes Gottes, das treu des Tages Last und Hitze getragen und sich nun in der Stille der sternerleuchteten Nacht vertraut, die es umgiebt, und der Ruhe, die es erwartet, und, indem es sich vom Sichtbaren zu dem Gedanken des nie untergehenden Lichtes, des Lebens in Gott und der ewigen Ruhe erhebt, die Gott den Seinen bereitet hat, sich und seine Lieben getroßt in die Arme seines schützenden Heilandes legt.“

Schnell hat sich dieses Lied durch ganz Deutschland verbreitet und wurde fast in allen Häusern der guten alten Zeit als Abendsgebet gebetet. Bunsen sagt (Evangel. R. Z. 1830. Nro. 19): „Seit seinem Erscheinen im Jahre 1653 ist dieses Lied eines der beliebtesten und bekanntesten Lieder christlicher Andacht in ganz Deutschland geworden; in einem wahrhaft kindlichen Volksgeist gefühlt und gedacht, vereinigt es mit dieser seltenen ungekünstelten Einfachheit des Ausdruckes eine Erhabenheit der Gedanken, eine Tiefe christlicher Erkenntniß, einen Reiz der Poesie, daß es für diese Gattung von Liedern als ein ewiges Muster gelten muß.“ Noch in manchen Gegenden Deutschlands wird dieses süße Lied oft „auf besternter Flur von den heimkehrenden Land- und Bergleuten gesungen, so wie es Abends in den friedlichen Stuben und von Stadthürmen herab durch die nächtliche Stille erschallt.“

Die Melodie, *h a g h d e h*, ist eine alte deutsche Volksweise, welche H. Isak, Kapellmeister des Kaisers Maximilian I., auf das Wanderlied süddeutscher Handwerksbursche: „Innsbruck, ich muß dich lassen, ich fahr' dahin mein' Straßen, in's fremde Land' dahin“ erfunden hat. Dr. Johann Hesse, der als Pastor in Breslau 1547 starb, dichtete dieses Volkslied in ein Wanderlied zur seligen Ewigkeit um, dessen erster Vers also lautet:

D Welt ich muß dich lassen,
 Ich fahr' dahin mein' Straßen
 In's ew'ge Vaterland;
 Mein'n Geist will ich aufgeben,
 Dazu mein Leib und Leben
 Segen in Gottes gnäd'ge Hand.

Diese geistliche Umdichtung wurde nun bereits um's Jahr 1574 nach der Weise des Volksliedes gesungen, und Joh. Hermann Schein hat dieselbe in seinen Cationale vom Jahre 1627 mit dem Text des Hesse'schen Liedes für den kirchlichen Gebrauch eingerichtet. Nach dem Metrum des Letztern dichtete Gerhard die Lieder: „D Welt, sieh hier dein Leben“ und „Nun ruhen alle Wälder.“

Joh. Sebastian Bach soll (nach der Allg. Kirchenzeitung 1836. Nro. 6) über diese Melodie sich dahin ausgesprochen haben, er wolle für diese einzige Melodie gern sein bestes Werk geben. Nach Freiherrn v. Tucher (Schatz des evangel. Kirchengesanges 1840. S. 1 ff.) soll sich auch der gefeierte Mozart ebenso geäußert haben.

26) Auf diesen Tag bedenken wir.

Dieses schöne, glaubenskräftige Himmelfahrtslied wurde um's Jahr 1536 von dem reformirten schwäbischen Dichter Dr. Joh. Zwick gedichtet. Dieser reformatorische Geist, aus Constanz am Bodensee gebürtig, hatte in Basel und Freiburg die Rechtswissenschaft studirt, und war zu Bologna Doctor der Rechte geworden. Von der Kraft des Evangeliums ergriffen, entschloß er sich, noch Theologie zu studiren, wurde später Pfarrer zu Riedlingen an der Donau, und als er daselbst wegen seines großen Eifers für das reine Evangelium von den Papisten vertrieben wurde (a. 1525), flüchtete er sich in seine Vaterstadt, und wurde Prediger daselbst.

Er hat acht geistliche Lieder gedichtet, und „Todesbereitungen“ geschrieben; auch verwandte er großen Fleiß bei der Ausgabe des Neuen Testaments vom Jahre 1535.—Er starb im Jahre 1542.

Im Raumburger Gesangbuche hat dieses Lied den Titel: „Himmelsweg in der Himmelfahrt Christi“, und hat es auch der Ehrw. Decan Ries in Böblingen († 1837) in seiner letzten Himmelfahrtspredigt behandelt. (S. „Zeugnisse evangelischer Wahrheit. Stuttgart 1840. 2ter Jahrg.“)—Auch Spener hat dieses Lied in seinen Lebenspflichten Bd. I. S. 66 ausführlich erklärt. Es war ein Lieblingslied der Frau des Dr. Bahmaier, Decan's in Kirchheim unter Teck, die sich daran besonders in ihrer letzten Krankheit gar oft erquickte, und einmal gar herzlich die Ihrigen über ihren nahen Abschied aus Vers 4 tröstete.

Die Melodie, g g g c h e d e d, von acht mixolydischer Art, ist zwischen 1536 und 1540 entstanden. Für die Urheberschaft Luther's findet sich kein Zeugniß vor: sie findet sich schon im Straßburger großen Kirchengesangbuche

von 1560, jedoch ohne Namen. Joh. Jeep lieferte im Jahre 1607 einen Tonsatz in mixolydischer Tonart mit einer lebensvollen Stimmführung. Auch die Harmonisirung bei Knecht ist dem Geiste dieser Tonart gemäß eingerichtet.

27) Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren.

Aus Joachim Neander's, reformirten Predigers zu Bremen, „Glaub- und Liebesübung, aufgemuntert durch einfältige Bundeslieder und Dankpsalmen u.—Bremen 1679.“

Joachim Neander, der erste bedeutende religiöse Liederdichter aus der deutsch-reformirten Kirche, wurde zu Bremen im Jahre 1640 geboren. In seinen Studienjahren dem Leichtsinne und gelehrten Formelwesen ergeben, traf einst eine Predigt des trefflichen Theodor Undereyk so mächtig sein Herz, daß er sich ungesäumt zu dem Herrn bekehrte. Später lernte er als Hofmeister vornehmer Kaufmannsöhne zu Frankfurt a. M. Phil. Jac. Spener und Joh. Jac. Schüz kennen, und sein Umgang mit diesen Männern und anderen aus ihrem Kreise wurde ihm so segensreich, daß er später diesem Freundeskreise seine 1679 herausgegebenen „Bundeslieder“ widmete, an welchen Spener eine große Freude gehabt haben soll. Als Rector der reformirten Schule zu Düsseldorf wirkte er in hohem Grade segensreich, bis böse Neider ihn der Irrlehre beschuldigten und aus seiner Stellung vertrieben. Brodlos und obdachlos hielt er sich hierauf mehrere Sommermonate in der wilden, höhlenreichen Felschlucht bei Mettmann am Rhein auf, die von daher jetzt noch den Namen „Neandershöhle“ trägt, und dichtete in derselben mehrere seiner schönsten Lieder, z. B. das Lied: „Unbegreiflich's Gut.“ Im Jahre 1679 wurde er als Prediger an die St. Martinskirche in seine Vaterstadt Bremen berufen, und wurde so der Amtsgenosse Undereyk's, seines geistlichen Vaters. Auch in dieser Stellung traf ihn der Haß und die Verfolgung der Welt; er predigte aber unerschrocken fort, und sang sich selbst zum Trost:

„Nun Seele, geh' mit Freuden fort
 Durch Dornen und durch Stachelwort.
 Dein Heiland, der die Sanftmuth war,
 Geht vor dir her, er stirbt sogar.
 Fahr' fort, so lang' es dir gefällt,
 Mich recht zu hassen, falsche Welt!“

In innern Kämpfen und Anfechtungen war es stets seine Loosung: „Besser sich zu Tode gehofft, als im Unglauben untergehen.“ Den Tag vor seinem Tode stieg ein Gewitter am Himmel auf und der Donner rollte in gewaltigen Tönen. Da rief Neander freudig aus: „Mein Vater läßt sich hören. Ich wollte, daß er sich einmal recht hören ließe, daß es meines Vaters Elias-Wagen seyn möchte.“ Vyr seinem Ende (31. Mai 1680) ließ er sich Hebr. Cap. 7—10 vorlesen, und als man ihn hierauf fragte, wie ihm wäre, sagte er: „Nun hat der Herr meine Rechnung gemacht. Herr Jesu, mache mich auch bereit!“ und kurz darauf mit lallender Zunge: „Es gehet meiner

Seele wohl; Berge sollen weichen und Hügel sollen hinfallen, aber Gottes Gnade wird nicht von mir weichen und der Bund seines Friedens nicht hinfallen.“

Er dichtete zwei und siebenzig geistliche Lieder, die nach seinem Tode gesammelt erschienen unter dem Titel: „A und B, Joach. Neandri Glaub- und Liebesübung, aufgemuntert durch einfältige Bundeslieder und Dankpsalmen, neu gesetzt nach bekannt und unbekanntem Sangweisen, gegründet auf den zwischen Gott und dem Sünder im Blut Jesu befestigten Friedensschluß, zu lesen und zu singen auf Reisen, zu Haus oder Christenergöhrungen im Grünen durch ein geheiligtes Herzens-Melodien. (Cant. II, 14.): Meine Taube in den Felslöchern, in dem Verborgenen der Steinripen, laß mich hören deine Stimme. Bremen, 1680.“

Das Loblied nun, „Lobe den Herren,“ ist unstreitig eines der gelungensten Lieder des Joach. Neander. Es ist voll Schwung und Kraft, einfach und erhaben, fast in lauter biblische Worte gefaßt, und doch so recht die eigene Herzenssprache eines lobpreisenden Kindes Gottes. Es war ein Lieblingslied des frommen Schlipalius, Diaconus der heil. Kreuzkirche zu Dresden; und in den Worten des 3ten Verses: In wie viel Noth hat nicht der gnädige Gott über mir Flügel gebreitet,“ pflegte Israhel Hartmann, der treue, vieljährige Lehrer am Waisenhaus zu Ludwigsburg, oft und gern die Treue Gottes zu rühmen, die ihn in seinen Knabenjahren aus mehreren augenscheinlichen Lebensgefahren errettet hatte.

Bekannt ist auch, wie dieses Lied mit immer neuem Segen in vielen deutschen Gemeinden jedesmal am Schlusse der Abendmahlsfeier gesungen wird.

Die Melodie, g g d h a g f c d e f g a g, voll kräftiger Frische, ist nicht von Neander, sondern eine Uebersetzung einer älteren, ursprünglich auf ein alterthümliches, heiliges Liebeslied-gefertigten Melodie. Dieses Lied, ein Gespräch der Seele mit dem sich ihr entziehenden Christo, lautet:

„Hast du denn Jesu, dein Angesicht gänzlich verborgen,
Daß ich die Stunden der Nächte muß wachen bis Morgen?
Wie hat du doch, Süßester, können annoch
Bringen die traurigen Sorgen?“

Die jetzige Fassung dieser Melodie ist verschieden von der Uebersetzung der älteren Originalmelodie, die Neander in der ersten Ausgabe seiner Bundeslieder giebt, und hat sich wohl erst aus der zweiten Uebersetzung, die Strattner in der 5ten Ausgabe der Bundeslieder gab, herausgebildet. Die Originalmelodie konnte bis jetzt noch nicht aufgefunden werden.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherchau.

Der Christ und der Atheist, oder die durchgängige Göttlichkeit der heil. Schrift von Dr. Leonhard Tafel, Professor der Sprachen an der Universität zu Urbana, im Staate Ohio. Philadelphia und New York, 1856.

Dieses Büchlein hat die Absicht, die Grundsätze der Ungläubigen und ihre Angriffe gegen die heil. Schrift zu widerlegen. Es wird aber höchstens manche unter den Schwachen im Glauben verwirren und die Ungläubigen von der ihnen willkommenen Verwirrung im Lager der Gläubigen noch mehr überzeugen. Denn es giebt den Ungläubigen und ihren Einwürfen gegen das Wort Gottes sehr Vieles zu, will aber nun von schwedborgischen Anschauungen aus, von welchen es gänzlich durchdrungen ist, jene Schwierigkeiten, welche in Erklärung der Schrift erst durch die kirchliche Orthodorie entstanden seyn sollen, beseitigen, wozu denn natürlich jene bodenlose spiritualistische Interpretation des göttlichen Wortes, welche „der Herren eigenen Geist“ an Stelle des Geistes des Herrn setzt, mit all' ihren Gewaltthatigkeiten herhalten muß. Daß die Lehren vom Verschlingungsstode Christi der ganze Opferbegriff, das Wesen der Sünde, die Natur des sündigen Menschen, die Trinität u. A. mit einer in die Augen springenden Oberflächlichkeit behandelt werden, das kann auch dem schlechtesten Laien nicht wohl entgehen. So wird auch die Sache der Reformation so gut oder mehr als die des Papstthums verurtheilt. Proben seyen folgende Worte; p. 13 f.: „Wenn Feinde der Menschheit sich verschworen hätten, das Christenthum um seine glorreichen Resultate zu bringen, so hätten sie es nicht mit besserem Erfolge thun können, als durch die geistlichen Parteiführer geschehen ist. Als stünden sie im Bunde mit Jenen, rissen sie ein Bolwerk des Christenthums nach dem andern nieder. Durch Fälschungen und Entstellung der Idee einer sittlich reinen Gottheit, durch den (!) die christl. Religion dem Heidenthum ohgesiegt hatte, war zugleich der erste Schritt zur Vereitelung der von dem Christenthum beabsichtigten Veredelung des Menschengeschlechts gethan. Nachdem sie die Gottheit durch die Lehre einer undenkbar Dreieit der Personen dem Verstande entrückt hatten, suchten sie die Zweifel der Laien durch die Erklärung zu beschwichtigen, daß man die Vernunft unter den Glauben gefangen nehmen müßte.“—p. 14: „Leider aber war bei den Männern der Reformation das Verständniß der Bibel noch so mangelhaft, daß die von ihnen in den sogenannten symbolischen Büchern aufgestellte Lehre dem Buchstaben, wie dem Geiste derselben in den wesentlichsten Punkten so sehr widerspricht, daß sich die durch das Christenthum beabsichtigte sittliche Regeneration unseres Geschlechts durch sie nicht hoffen ließ. Da sie dem buchstäblichen Sinne der Schrift folgten, so machten sie allerdings, wie unsere Gegner der Bibel vorwerfen, Gott zum Urheber und Thäter des Bösen. Sie schrieben Gott deshalb einen doppelten Willen zu. Nach seinem offenbaren Willen verlangt er, daß wir das Gute thun, nach seinem verborgenen thut er selbst das Gegentheil, so daß er, in dem wir doch schon nach unserer Vernunft den Träger der Sittlichkeit zu verehren genöthigt sind, selbst den Unterschied zwischen Wahr und Falsch, zwischen Gut und Böse aufheben muß. Leider blieb die Lehre der Bekenntnisschriften nicht dabei stehen, der Gottheit durch jenen Doppelwillen das Recht auf die Verehrung vernünftiger Wesen zu nehmen. Im Eifer gegen die von der katholischen Geistlichkeit jener Zeit gepredigten Wertheiligkeit verwarfen sie im vollsten Widerspruche mit der Bibel alle

gute Werke als zur Seligkeit nicht nöthig und machten den Eintritt in das Reich Gottes nicht von sittlicher Vervollkommnung unserer Natur, sondern von dem alleinigen Glauben an die Zurechnung des Verdienstes Christi abhängig. Ja sie giengen so weit, dem Menschen in geistlichen Dingen geradezu allen freien Willen, alle Fähigkeit sittlicher Selbstbestimmung abzusprechen. War es ein Wunder, wenn bei einem solchen Glauben aller Trieb zu sittlicher Veredlung in den Menschen erlosch? — Unter solchen Umständen ist es kaum nöthig, die in der Erkenntniß Befestigten, mehr aber, die Ungläubigen und Leichtgläubigen und Schwachen vor dem Büchlein zu warnen. Das Reich ist mit ihm selbst uneins geworden, ein Unglaube bekämpft hier den andern, und beide den alten biblischen und kirchlichen Glauben.

Zeugniß des Glaubens für die Gemeinde der Gegenwart. In Predigten von M. Baumgarten, Doctor u. Professor der Theologie in Rostock. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn, 1856.

Den Standpunkt, den der Verfasser dieser Predigten zu manchen kirchlichen Fragen der Gegenwart einnimmt, bezeichnen folgende Worte der Vorrede: „Daß die Predigt die Hauptmacht des Wortes Gottes ist in der jedesmaligen Gegenwart unserer Kirche und darum die diese Gegenwart wirksam erfassende und zum Ziele bewegende Macht des heil. Geistes, das ist eine Ueberzeugung, die ich schon viele Jahre in mir trage und die sich mir immer mehr befestigt und geläutert hat. Und zwar hält das Wachsthum dieser meiner Ueberzeugung ganz gleichen Schritt mit der Wahrnehmung, daß sich die kirchlichen Dinge, sobald man über dem Schein nicht das Wesen aus den Augen verliert, immer mehr verwirren, daß die Predigt, wie sie dormalen aufzutreten pflegt, immer nur ohnmächtiger wird und wirkungsloser verhallt, und daß man eben um deswillen immer eifriger und emsiger darauf aus ist, anderweitige Ersatzmittel dieser Grundmacht des Geistes zu erfinden und in Bewegung zu setzen. Denn je schwieriger und verwickelter die Aufgaben der kirchlichen Gegenwart werden, desto nöthiger ist es, sich zu besinnen auf diejenige Kraft, welche die denkbar höchste Schwierigkeit überwunden, nämlich die Stiftung der Kirche mitten in der Welt ermöglicht hat. Diese Kraft ist aber die freie, öffentliche Verkündigung des göttlichen Wortes, und wenn die gegenwärtige Predigt so wenig von dieser ursprünglichen göttlichen Schöpferkraft spüren läßt, so kann dies schlechterdings keinen andern Grund haben, als weil sie zu wenig aus ihrem eigenen Princip arbeitet, als weil sie ihre eigene Lebensquelle thörichterweise verunreinigt oder verstopft, und wenn nun andere Mittel und Wege der Ohnmacht der Predigt aufhelfen sollen, so ist es nur um so gewisser, daß die Predigt eiligst in ihren ewigen und göttlichen Urgrund hinabsteigen muß, um, angethan und ausgerüstet mit ihrer Gotteskraft, einer heillosen Verstrickung vorzubeugen. Denn nur in dem Maße, als der frische freie Hauch des Geistes, welcher eben die Verkündigung des göttlichen Wortes ist, durch die Räume des Hauses Gottes mit seiner lebenden und heiligenden Kraft hindurchgeht, können alle die andern Mittel zur Besserung und Förderung der Kirche eine gesunde und heilsame Wirkung haben. Ermattet aber der Flügel Schlag des freien Wortes, so gereichen jene anderweitigen kirchlichen Mittel und Zwecke, welche immer mit den Elementen dieser Welt versezt sind, so heilig sie an sich seyn mögen und mit so guter Meinung sie auch gebraucht werden mögen, allen Seelen zur Versuchung und ethlichen zum tödtlichen Verderben.“ — Wir bedauern es, daß Mangel an Raum uns hindert, noch manche kritische Worte über den Zustand der Kanzelbereitschaft in unserer Zeit aus der Vorrede anzuführen. Können wir auch dem Grundsatz der „Predigt ohne Text“, den der Verfasser verteidigt, nicht zustimmen, so trifft er doch einen faulen Fleck, wenn er sagt, unser Textpredigen sey ein ganz formalistisches Ding geworden. Das ist wahr, daß wer besonders oft predigen muß, oder über feststehende Texte zu predigen hat, sehr versucht ist,

mit dem Text umzugehen wie ein Advocat mit einem Gesepparagraphen und einer Clausel. Man zerlegt und verlegt und legt hinein und heraus und macht die Worte bald weit und bald eng, und das nimmt dem Predigen viel von seiner Frische und Weiße. Daß unser Predigen unter den Leuten nicht mehr fachen will, wer will's leugnen? Nun wollen wir den Fehler nur nicht allein bei ihnen suchen. Baumgarten tritt etwas schroff auf mit seinen Ansichten. Es thut aber Noth, daß Individualitäten erstehen gerade jetzt in Deutschland, die, sich selbst ihrer Selbstständigkeit bewußt, anregend wirken. Indessen zeigt sich auch an ihm der jetzt immer allgemeiner werdende Zug, daß die Theologie nicht bloß eine Stuben- und Bücherfrage, sondern Wissen um ein vorhandenes Leben ist. Die vorliegenden Predigten haben uns in mancher Hinsicht mehr angesprochen als viele, die uns in letzten Zeiten aus Deutschland zukamen. Es ist ihnen eine gewisse wohlthuende Frische und natürliche Lebendigkeit nicht abzusprechen. Aber auch ihnen merkt man deutlich an, daß sie mehr für ein Häuflein Glaubiger ein „Zeugniß des Glaubens“ sind, als eine Predigt des Evangeliums an die Welt. Sie sind auch keineswegs in populärer Sprache gehalten, doch ist der Styl einfach und klar genug für denkende, religiös gesinnte Leser.

Kirchenchronik.

Protestantismus. — Frankreich. — Die protestantischen Stiftungen Straßburg's. — Vor etwa dritthalb Jahren ließ die Civil-Verwaltung von Straßburg die Pachtzins der verschiedenen protestantischen Foundationen mit Beschlag belegen, behauptend, alle diese Stiftungen gehören der Stadt. Während in einem ähnlichen Falle die ganze reformirte Bevölkerung im Innern von Frankreich gleich auf den Beinen gewesen wäre und mit Energie in den Zeitungen ihr Recht vertheidigt hätte, konnten wir nur mit Mühe unsere Laien bewegen, sich daran zu betheiligen. Renouard allein zeigte sich wacker und edel. — Die Furcht, nicht der Muth oder Zorn war der dominirende Affect. Als Pastor Baum, der einzige unter allen Pfarrern, es wagte, die Gemeinde in schädlicher Weise auf die allgemeinen Interessen der Kirche aufmerksam zu machen und eine Phrase in das stehende Kirchengebet einzurücken, hätte er sich beinahe einen officiellen Verweis zugezogen, während von da an der Zulauf in seine Kirche immer stärker wurde, und das größere Publicum anfang, in einer Weise Antheil zu nehmen, daß die Regierung selbst einsah, daß eine Veränderung in den Verhältnissen müßte herbeigeführt werden. Es war dies gewiß mit eine Ursache, daß der Präfect gewechselt wurde und wir einen andern bekamen, welcher die Mission hatte, Friede zu erhalten und der deswegen nebst Frau Gemahlin bei allen denkbaren Menschen Antrittsbesuche machte. Die Rechtsache ging dazwischen ihren langsamen Gang. Nachdem eine Reihe Pamphlete gewechselt worden waren, kam ein großes, sorgfältig ausgearbeitetes Document von Prof. Jung, es kamen Reisen nach Paris, Audienzen beim Kaiser und den Ministern und endlich die Aufhebung der Beschlagnahme. Dupin, der ältere, Paillet und Paul Favre von Paris redigirten ein Gutachten, in dem sie das gute Recht der Protestanten nachwiesen. Die Sache complicirte sich durch neue Municipalwahlen. Einen Gemeinberath hatte nämlich Straßburg seit längerer Zeit nicht mehr. Dieser war aufgelöst worden, weil er die tolle Finanzwirthschaft des Maire nicht hatte billigen wollen, der hier im Kleinen hauste, wie seine Majestät im Großen, und halb Straßburg niederreißen wollte, um den Armen Arbeit zu geben. Der Präfect hatte eine Commission Municipale octroyirt, und darin waren leider nur wenige Protestanten, die

am Tage der Gefahr sich als Männer zeigten, die meisten waren erbärmliche Wichte, die mit den Wölfen heulten. Der neue Präfect ließ nun wieder einen Gemeinderath wählen, und darin brachten wir mit äußerster Anstrengung 14 Protestanten auf 37 Mitglieder und einige honette Katholiken, zusammen eine Mehrheit von 19 gegen die Anschläge der Pfaffen. Als nun der Maire den Gemeinderath um eine Autorisation anging, den Proceß fortzuführen, wurde ihm dieselbe verweigert. Er appellirte an den Staatsrath, der auf den Bericht des Berichterstatters das Begehren des Maire für *vice de forme* verwarf, da dieser nicht vom Gemeinderath authorisirt sey. So steht die Sache heute. Daraus ist leicht zu ersehen, daß, wenn die Clerisei einen Gemeinderath bekommt, der ihr günstig ist,—und wie leicht ist dies möglich,—so fängt sie wieder an, und Alles kommt darauf an, wie der Staatsrath entscheidet, was Niemand wissen kann, da in solchen Dingen die *raison d'état* mehr gilt, als das Recht. Daß die Stadt St. Thomä in die Tasche stecke, fürchten wir nicht, aber daß der Staat auch dieses Collectiv-Vermögen confiscire, wie so vieles Andere, ist wohl möglich, wär's auch nur, weil man ihm weiß gemacht hat, wir behalten das Geld en reserve für die Orleans, wie man uns unter den Orleans für Republikaner versprochen hat.

Protestantische Kirche in Frankreich.—Ich glaube behaupten zu dürfen, daß sich in der protestantischen Kirche in Frankreich von Jahr zu Jahr ein regeres Leben kund giebt, daß durch Veröffentlichung von Schriften polemischen und apologetischen Inhalts, so wie durch die religiösen Zeitschriften der Protestantismus in Frankreich immer mehr Boden gewinnt, immer richtiger gewürdigt wird. Daß die protestantische öffentliche Meinung noch immer eine Macht sey, deren Aeußerungen man Rechnung tragen zu müssen glaubt, kannst Du aus dem Umstande ersehen, daß die seit Jahren im Innern Frankreich's geschlossenen Gotteshäuser der freien Kirche* in jüngster Zeit auf höchsten Befehl wieder geöffnet wurden, weil ihre Vertreter erklärt hatten: „Wir können es nicht lassen, man muß Gott mehr gehorchen, denn dem Menschen.“ Ich sage wohl nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß zu keiner Zeit in diesem Jahrhundert die unbefangene öffentliche Meinung in Frankreich dem Protestantismus günstiger gewesen sey, als die gegenwärtige. Noch vor 5 Jahren nach dem Staatsstreich, war in dieser Hinsicht Vieles anders und schlimmer, als es heute ist. Protestant und Revolutionnaire waren damals synonym.

In unserer Kirche augsburgischer Confession geht Alles seinen ruhigen geregelten Gang. Daß in den Verhandlungen unsers Oberconsistoriums Alles unbedingte Billigung verdiene, bin ich keineswegs gemeint, zu behaupten. Im Gegentheil will es mich bedünken, die Tendenz, Alles reglementiren zu wollen, werde auf die Spitze getrieben. So hätte man gern den Theologie-Studirenden, ja selbst den Geistlichen, eine Art officielle Kleidung imponirt, wie in Hessen. So möchte man gern den Pfarrern jeglichen Feldbau untersagen und ihnen die unmittelbare Verwaltung des Pfarrgutes entziehen u. s. w. Das Directorium (die oberste Verwaltungsbehörde der lutherischen Kirche in Frankreich) will völlig freie Hand haben, dagegen dringt eine entschiedene Majorität des General-Consistoriums auf Beschränkung der Autorität des Directoriums. Es ist voranzufehen, daß die letztere Behörde im Streite unterliegen wird. Da indessen die Beschlüsse des General-Consistoriums der Sanction der Staatsgewalt unterbreitet werden müssen, und voranzufehen ist, daß diese wenig geneigt seyn mag, zu ändern, was sie vor 4 Jahren als

* Außer den beiden protestantischen Staatskirchen (lutherische und reformirte), die gesetzlich anerkannt sind und deren Prediger aus Staatsmitteln bezahlt werden, bestehen in Frankreich seit langer Zeit zwei vom Staate nicht anerkannte oder freie Kirchen. Die eine, und zwar die bedeutendere, nennt sich die evangelische Kirche, ist methodistischen Tendenz; die andere, nur wenige schwache Gemeinden umfassend, ist baptistisch. Beide wurden durch die englische und amerikanische Propaganda in's Leben gerufen.

Anmerk. d. Einsenders.

zweckmäßig erkannt hat, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach faktisch dem Directorium der Sieg, d. h. die bisherige Gewalt bleiben.“ (Privat-Correspondenz.)

Deutschland.—Eine Deputation der Protestanten Ungarn's wurde vom König von Preußen sehr freundlich aufgenommen. Sie bittet um Theilnahme und um kirchliche Collecten, um den durch das östreichische Concordat gefährdeten Protestantismus in Ungarn zu unterstützen.—Aus Hessen wird berichtet, daß die dortigen Irvingianer in einem öffentlichen Schreiben ihre Grundsätze vor das christliche Publicum gebracht haben und daß sie sich darin auf indirecte Weise über ihre erfolgte Ausschließung von der Landeskirche beschwerten. Sie scheinen indeß keine Fortschritte zu machen, sogar weniger als der Anabaptismus, der doch hier und da einige Anhänger gewinnt.—Es scheint, daß auch die Laien an manchen Orten Deutschland's mehr und mehr in den Streit zwischen Confessionalismus und Union hineingeogen werden. Sie scheinen aber besonders in Städten mit der theologischen Wiederbelebung der Orthodorie wenig Sympathie zu haben. So hat der Magistrat von Stettin ausdrücklich festgesetzt, daß jeder Geistliche der Stadt durch seine ihm gegebene Vocation sich verpflichten müsse, in Lehren und amtlichen Verrichtungen der Union gemäß sich zu verhalten. An anderen Orten hat der Versuch, die lutherische Privatbeichte wieder einzuführen, sehr starke Gegenerklärungen besonders von Seiten der Laien veranlaßt.—In Halle fand mit königlicher Genehmigung eine Synode von Predigern und Presbytern der reformirten Gemeinden der Provinz Sachsen statt. Das königliche Rescript forderte, daß diese Synode, welche einen engeren Verband der unierten und nicht unierten reformirten Gemeinden anbahnen soll, alle Fragen ferne bleiben solle, welche das heilsame Werk der Union stören könnten, und es handelte sich demnach um folgende vier Hauptfragen, deren Neutralität zur Unionsfrage vorausgesetzt ist: 1) Welcher Katechismus soll in den reformirten Gemeinden beim Confirmandenunterricht, und, wo sie Schulen haben, auch in der Schule zu Grunde gelegt werden, ob der Heidelberger oder der sogenannte kleinere Heidelberger, oder welcher andere, der die evangelische Lehre nach dem reformirten Typus enthält? 2) Was ist zu thun, daß die reformirte Eigenthümlichkeit im Cultus, insbesondere bei den Sacramenten, festgehalten werde und welche von den alten reformirten Formulare sind zu empfehlen? 3) Soll eine Erweiterung des Presbyteriums erfolgen und soll man sich dabei an die Grundzüge der Kirchenverfassung von 1850, oder vielmehr an die dem reformirten Typus mehr zusagende Form der Cooptation halten? 4) Belegung der Kirchenzucht.—Ueber die Conferenz der evangelischen Allianz, die im August v. J. in Glasgow gehalten wurde, berichtet ein Correspondent der Prot. R. Z. Folgendes: Die Conferenz der britischen Organisationsen ist nun vorüber. Ihr Verlauf und Ende war so erhehend, wie ihr Anfang. Der Geist wahrer christlicher Liebe trat von allen Seiten auf das schönste hervor, was bei den nahe an fünfzig Denominationen, die hier vertreten waren, gewiß etwas sagen will, zumal, wenn man bedenkt, daß in Deutschland nicht einmal zwei Parteien, die Lutheraner und Reformirten, sich mit einander verständigigen können. Diesen Geist der Eintracht, diese wahre Union auch in Deutschland zur Blüthe und Frucht kommen zu sehen, ist einer der heißesten Wünsche, von denen die Conferenz besetzt war, und worauf gewiß mit allem Nachdruck gedrungen werden wird, wenn im Herbst nächsten Jahres die Conferenz von Christen aus der ganzen Welt in Berlin zusammentritt. Dr. Steane sagt in seinem Berichte über die Mission nach Berlin: „Daß über ganz Deutschland ist eine Partei ausgebreitet, welche diese Angelegenheit mit starker und tiefer Abneigung ansieht. Ich habe um so weniger Grund, zurückhaltend zu sprechen, als diese Partei ihre Ansichten der Welt ohne Umstände vorlegt. Dr. Stahl, ein Mann von politischem und kirchlichem Einflusse, weiß Nichts von Union über Confessionschranken hinaus; er weiß Nichts von Toleranz, geschweige religiöser Freiheit, es sey denn von Toleranz protestantischer Staatskirchen gegen römische Katholiken und umgekehrt. Wer außerhalb dieser Staatskirchen steht, kann in

seinen Toleranzbegriff nicht eingeschlossen werden. Mit ihm ist Dr. Hengstenberg ein Herz und eine Seele, und dasselbe läßt sich von einem großen Theile von Geistlichen im nördlichen Deutschland sagen. Von allen diesen Leuten werden wir keinen freundlichen Willkommen zu erwarten haben; ihr Einfluß wird sicher gegen uns aufgeboten werden. Indessen ist der Deputation versichert worden, daß die Conferenz ohne irgend ein Hinderniß oder polizeiliche Controlle gehalten werden darf. Was unsere Audienz bei Seiner Majestät dem Könige von Preußen anlangt, so wurde sie uns ungeachtet der vielen und dringenden Staatsgeschäfte gewährt. Seine Majestät empfing uns mit aller Güte und christlicher Höflichkeit und ging frei und freundlich auf den Gegenstand unserer Mission ein. Bei dieser Gelegenheit sagte er—und ich glaube seine eigenen Worte ziemlich genau zu wiederholen—: „Von ganzem Herzen beklage ich die Spaltung und Zwietracht in der Kirche Christi. Wie traurig ist das, wie sehr wird dadurch zerrissen, was Eins seyn sollte! Ich glaube im Evangelischen Bunde eine Zukunft für die Kirche zu sehen, welche das nöthige Band der Einheit abgeben wird.“ Diese Worte wurden mit Enthusiasmus aufgenommen. Die in meinem ersten Berichte bereits erwähnte Adresse an den König von Preußen wird durch eine Commission, die mit Nächstem zusammentritt, abgefaßt, und dann nach Berlin gesandt werden. Pastor Kuntze hielt eine englische Rede, worin er sich über die Kirchenverhältnisse Preußens aussprach. Des evangelischen Ober-Kirchenrathes erwähnte er mit aller Achtung; einige Einschränkungen seines Urtheils betrafen denselben als Ganzes nicht. Krummacher hat nochmals eine lange Rede gehalten, worin er unverholen aussprach, auf welche vorgesezten Meinungen und Widersprüche der Bund in Berlin stoßen würde, jedoch der Ueberzeugung war, daß selbst viele Gegner desselben schätzen und achten lernen würden, wenn seine Grundsätze und die Gesinnungen seiner Organe mit der Freimüthigkeit und Kraft dargelegt würden, die sich auf unserer Conferenz überall und immer fund gegeben habe. Der Beifall, den Krummacher gefunden hat, ist sehr groß, und die Presse macht viel aus ihm. „Daily Bulletin“, wovon täglich zwei bis drei Ausgaben erscheinen, nennt seine Rede eine „apostolische“. In diesem Augenblicke strömen große Massen nach der Kirche der Independents in West Bath Street, wo er diesen Abend um halb sieben Uhr deutsch predigen wird. Viele von uns sind entweder auf deutschen Universitäten gebildet, Andere halten auf deutsche Sprache und deutsche Litteratur so viel, daß es hier nicht an Schotten fehlt, die ihn verstehen werden; überdies ist auch das Englisch der Schotten dem Deutschen näher, als das der Alt-Engländer, und so fühlen wir uns glücklich und hoffen, durch den Evangelischen Bund mit Preußen einen bleibenden Berührungspunkt gewonnen zu haben.—Die separirten Lutheraner in Preußen verhandeln seit einiger Zeit über die Frage, ob und unter welchen Modalitäten ein Schritt zur Wiedervereinigung mit den in der Landeskirche befindlichen Lutheranern stattfinden könne. Von letzteren wurden mehrere zur Theilnahme an der Discussion hierüber zur Synode der separirten Lutheraner auf den 18. September nach Breslau eingeladen.—Manche deutsche Regierung scheint doch endlich wenigstens ernstlich darüber nachzudenken, wie eine bessere, würdigere Feier, die Heilighaltung der heil. Sonn- u. Festtage erzielt werden könne und da und dort sind schon vorbereitende Beschlüsse gefaßt. Die Eijenacher Conferenz hat besonders die Abbestellung folgender Stücke gefordert: Sonntags-Jahrmärkte, Fabrikbetrieb am Sonntage, rauschende Abendlustbarkeiten am Sonnabend, öffentliche Musiken am Sonntagmorgen, sonntägliche Auslöschung von Arbeitern, sonntägiger Judenschacher, Schuldingstransportirungen, Zurückhaltung der Untergebenen vom öffentlichen Gottesdienst, Zusammenfall der Thätigkeit von Fortbildungs- und Sonntags-Schulen mit der Zeit des Gemeindegottesdienstes, Leichtigkeit in Gewährung der Dispensation von Verboten der Sabbathsvordnungen, Geschäftsbetrieb in Behördenlocalen und Steuererhebung an Sonntagen, Sonntagsarbeiten an öffentlichen Bauten, Theater- und Concertproben während oder in unmittelbarer Nähe der gottesdienstlichen Stunden.

(Ev. N. 3.)

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang X.

Februar 1857.

No. 2.

Johann Calvin's Leben und Wirken.

Cor meum velut mactatum Domino in sacrificium offero.

(Calv. Farello.)

1) Seine Jugendzeit, Bekehrung und ersten reformatorischen Versuche.

Johann Calvin, der große Genfer Reformator, wurde am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie in Frankreich geboren. Sein Familienname war eigentlich Cauvin oder Caulvin, latinisirt Calvinus. Sein Vater, Gerard Caulvin, war Fiscalprocurator der Grafschaft Noyon und Sekretär des Bisthums, und als einsichtsvoller, rechtlicher und sittlich strenger Mann allgemein geachtet. Seine Mutter Jane, eine geborene Lefrancq aus Cambray, war nicht minder rechtschaffen, und dabei eine Frau von ernster, etwas ängstlicher Frömmigkeit, ganz nach dem Charakter der damaligen Zeit. Ueber seine äußere Erscheinung sagt sein Freund und Mitarbeiter Beza (vita Calvini): „Er war mittler Größe, etwas blaß, seine Gesichtsfarbe bräunlich, seine glänzenden, hellen Augen zeugten von der Schärfe und Lebendigkeit seines Geistes und dies bis zu seinem Tode. In seiner Kleidung war er reinlich, aber ohne Schmuck, wie es seiner großen Einfachheit zukam.“ In sittlicher und religiöser Hinsicht war er ein treues Bild seiner Eltern, die ihn, wie es sich bei solchen Eltern von selbst versteht, schon frühzeitig zu strenger Sittlichkeit und ernster Religiosität anhielten, so daß ihn hierin keiner seiner Jugendgenossen übertraf. Nachrichten aus guter Quelle versichern, daß ihm schon im zwölften Jahre eine wunderbare Frömmigkeit nachgerühmt wurde, und daß er schon in diesem zarten Alter ein strenger Censor oder Tadler der Fehler seiner Mitschüler gewesen sey (vid. uns Beza l. e.). Diese nannten ihn deshalb spottweise den Accusativ, wie der Sorbonist Le Basseur, in seinen Annalen der Noyoner Kirche, berichtet. Bei allem dem war der junge Calvin von Natur schüchtern, liebte die Einsamkeit und ernste Studien. Um seiner religiösen Richtung willen hatte ihn sein Vater schon frühe zum geistlichen Amte bestimmt, und lies es sich sehr angelegen

Kirchenfreund. Jahrg. X. No. 2.

sey, seinem hoffnungsreichen Sohne eine sorgfältige Erziehung zu geben. Gerard Calvin war unbemittelt, aber um seiner trefflichen Eigenschaften willen bei der Geistlichkeit und dem Adel beliebt, was in der Folge von der größten Wichtigkeit für die Laufbahn seines Sohnes wurde. Die adelige Familie de Mommor nämlich nahm den jungen Calvin in ihr Haus auf, und ließ denselben den gleichen Unterricht mit ihren eigenen Kindern genießen. Aus Erkenntlichkeit hiefür widmete er später sein erstes Werk, den Commentar zum Seneca, einem Mommor, dem Claude Hangeft, Abt von St. Eloy, und sagt in der zueignenden Vorrede: „In deinem Hause als Kind erzogen, in dieselben Studien mit dir eingeweiht, erhielt ich die erste Anleitung im Leben und in der Bildung von deiner sehr edlen Familie.“ Calvin war dazu bestimmt, als Theologe und Denker mehr auf die Gebildeten und Gelehrten einzuwirken; deshalb fügte es die allweise Vorsehung Gottes, daß er von seiner frühen Kindheit an eine gelehrte Erziehung erhielt.

Er war noch nicht ganz zwölf Jahre alt, als es sein Vater beim Bischof dahin zu bringen wußte, daß ihm die Chapelle de la Gésine übertragen wurde. Am Vorabend des Frohnleichnamstages 1521 erhielt er die Tonsur, und ging so förmlich zum geistlichen Stande über. Im Jahre 1523 brach die Pest in Noyon aus, Viele verließen die Stadt. Die jungen Mommors rüsteten sich zur Abreise nach Paris, Calvin hatte bereits das Collège des Capettes seiner Vaterstadt besucht, und sein Vater bat nun das Capitul, daß man seinem Sohne erlauben möchte wegzureisen, ohne darum seine Einkünfte zu verlieren. Dies wurde gewährt, und Calvin ging nun mit den Mommors nach Paris, dem damaligen Mittelpunkte universaler Gelehrsamkeit und seiner Bildung. Hier entwickelte sich der erst vierzehnjährige Jüngling wunderbar schnell. Im Collège de la Marche sah man ihn rasch alle Classen durchlaufen, im Collège Montaign, das er nun bezog, ließ er bald alle Mitschüler hinter sich, absolvirte den Sprach-Cursus und begann das Studium der höheren Wissenschaft. Die häufigen Klagen des Capitels zu Noyon, daß der junge Calvin nicht auf seinem Posten sey, wußte sein Vater jedesmal zu beschwichtigen; ja er brachte es bald dahin, daß man seinen Sohn noch größerer Begünstigung werth hielt. Im Jahre 1527 erhielt derselbe durch die Gunst des Bischofs die Pfarrei von Morteville, die er jedoch aus Familienanhänglichkeit mit der Pfarre Notre Dame de Pont l'Evêque vertauschte. Hier lebte sein Großvater, ein Böttcher, mit vielen seiner Verwandten, die aber später den verhassten Namen des vermeintlichen Ketzers abgelegt haben. Eine solche Beförderung war zwar gegen die Regel, aber nach der Unstille der Zeit nicht ungewöhnlich, indem sehr häufig sogar Kinder mit kirchlichen Würden bekleidet wurden. Man denke z. B. an Alphonso von Portugal, der, acht Jahre alt, von Leo X. zum Cardinal ernannt wurde u. a. m. Calvin hatte eine kindische, stolze Freude über seine Beförderung. Er sagte: „Eine einzige Disputation machte mich zum Pfarrer.“ Obwohl noch nicht ordinirt, predigte er einigemal vor dem Volke dieses Dorfes. Von einer Ordination Calvin's kommt überhaupt keine Spur in seiner Geschichte vor,

weshalb er auch später oft zu sagen pflegte: „Je renonce le Chresme, et retiens mon baptisme“—d. i. „ich verzichte auf das Salböl (der Priesterweihe) und halte fest an meiner Taufe.“

Calvin wurde jedoch bald auf eine andere Bahn gelenkt. Die große Unwissenheit und rohe Sittenlosigkeit, in welcher die damalige Geistlichkeit mit wenig Ausnahmen versunken war, hatten den geistlichen Stand selbst in Veruf gebracht und die Meinung aufkommen lassen, beschränkte oder mittelmäßige Köpfe seyen gut genug für den Kirchendienst, tüchtige, talentvolle Leute müßte man dem Staatsdienste, der ehrenvoller und einträglicher sey, zuweisen. Unwillkürlich wird man hier an Luther's Vater erinnert, der seinen jungen Martin für die Laufbahn eines Rechtsgelehrten bestimmt hatte, und denselben sehr ungerne dem Klosterleben sich hingeben sah. So mußte nun auch Calvin auf den Wunsch seines Vaters das Studium der höheren Wissenschaften aufgeben und in Orleans und Bourges unter ausgezeichneten Lehrern die Rechtswissenschaft studiren; aus dem jungen Pfarrer wurde schnell ein eifriger und erfolgreicher Studiosus der Rechte. Indes macht es dem jugendlichen Herzen Calvin's alle Ehre, daß er sich ohne Widerrede dem Willen seines Vaters gefügt hat. Man sieht, er hat strenge Zucht an sich selbst geübt, ehe er sie als Diener Christi von Andern forderte. Uebrigens hat das Studium der Rechte unleugbar einen großen Einfluß auf Calvin's Gesamtbildung ausgeübt. Sein ohnehin schon gefeslicher, strenger Charakter wurde dadurch noch entschiedener ausgeprägt, und in dem kleinen Staate Genf, dessen Seele er später wurde, mußte ihm die Kenntniß der Rechte von großem praktischem Nutzen seyn. Aber noch etwas Besseres als die Rechtswissenschaft sollte ihm während seines vierjährigen Universitätsstudiums erschlossen werden. Denn ob er es wohl darin so weit gebracht hatte, daß er zuweilen die Stelle der Professoren auf dem Lehrstuhl vertrat und ihm unentgeltlich von der Universität die juridische Doctorwürde zuerkannt wurde, seiner weltlichen Beförderung also nichts mehr im Wege stand, so konnte doch alles das seinen strebsamen Geist nicht befriedigen, wie auch die päpstliche Kirche sein religiöses Gemüth nicht auf die Dauer zu fesseln vermochte. Schon früher, wohl schon in Noyon, wurde Calvin durch seinen Anverwandten N. Olivetan, der an einer französischen Bibelübersetzung arbeitete, mit der heil. Schrift bekannt; auch ist ihm wahrscheinlich die Uebersetzung des Neuen Testaments von Jaques Lefevre d'Estaples, die im Jahre 1523 zu Paris gedruckt erschien, nicht unbekannt geblieben. Schon zu Orleans, noch mehr aber zu Bourges, drang ihn sein Gewissen, neben seinen Rechtsstudien sich immer mehr in das göttliche Wort zu vertiefen. Seine Freunde und Hausgenossen erzählten dem Beza, daß er nach einem mäßigen Abendessen die halbe Nacht durch studirte und des Morgens bei seinem Erwachen das Erlernete durchzudenken und zu verarbeiten pflegte. Dies erklärt, wie er Zeit fand, neben der Rechtswissenschaft noch Theologie zu treiben. Auch fand er in Bourges an Melchior Wolmar, einem Deutschen aus Rothweil, einen trefflichen Lehrer, der ihm nicht allein das Griechische beibrachte, um das Neue

Testament in der Ursprache lesen zu können, sondern ihn auch so in das Verständniß der heil. Schrift einführte, daß er diesem, wie er selbst sagt, seine Erleuchtung hauptsächlich zu verdanken hatte. In Wolmar's Hause lernte er auch seinen nachherigen treuen Mitarbeiter, Theodor Beza, kennen, einen Mann von adeliger Abkunft, schönem Aeußeren, feiner Bildung, großen Talenten, aber damals der Lust der Welt ergeben. Ueber Calvin's Universitätsleben äußert sich Beza (Hist. Ecc. L. 1. p. 9, 10) folgendermaßen: „Durch Gottes Gnade weihte er der Theologie seine besten Stunden und in kurzer Zeit verband er so die Wissenschaft mit dem Eifer für das Reich Gottes, daß er dasselbe wunderbar in vielen Familien beförderte, nicht mit gesuchter Sprache, welche er immer gehaßt hat, aber mit so großer Tiefe und so viel Würde der Rede, daß schon damals kein Mensch ihn hören konnte ohne Bewunderung.“ Unter seinen damaligen Bewunderern waren auch viele Edelleute auf benachbarten Schlössern, unter andern ein Herr von Lignieres mit seiner Gemahlin, der sich freute, daß Calvin „gerade zu seinen Weg ging“, und der nach seinen Reden zu sagen pflegte: „Nun, dieser lehrt uns wenigstens etwas Neues.“ Dieses Neue bestand in den damals überall hervorbrechenden reformatorischen Sätzen: „Keine priesterliche Absolution mehr, keine Tradition, keine Reliquien, keine Processionen, keine Wallfahrten, keinen Papst mehr, sondern allein die Rechtfertigung durch Christum und die heilige Schrift als Norm des Glaubens.“

Bald nach dem Tode seines Vaters, der im Jahre 1528 erfolgte, sehen wir Calvin Bourges verlassen und nach Paris zurückkehren, wo er in äusserer Dürftigkeit lebte. Seine Pfründen, die nicht sehr bedeutend gewesen seyn können, gab er im Jahre 1531 völlig auf; denn bereits stand er so fest in der Wahrheit, daß ihm sein Gewissen nicht mehr erlaubte, dieselben noch weiter zu beziehen. Doch hatte er bis dahin immer noch nicht gewagt, sich äußerlich von seiner Kirche zu trennen. Dazu konnte ihn weder das Beispiel des gewaltigen Reformationskampfes in dem nahen deutschen Reiche, noch der unmittelbare Einfluß, den die reformatorische Bewegung seines Vaterlandes mit ihren Blutzengen auf ihn ausübte, noch auch seine bessere theoretische Erkenntniß bewegen. Der ernste, gesellich fromme, für die Wahrheit eifernde Jüngling mußte, so paradox dies auch manchem Ohre klingen mag, erst noch befehrt werden, ehe er, dem römischen Katholizismus völlig abgestorben, ein brauchbares Werkzeug zum Aufbau der erneuerten Kirche Gottes abgeben konnte. Die Beobachtung der Gebräuche seiner Kirche hatte ihm „die Zuversicht und die Ruhe eines guten Gewissens“ nicht gegeben. In seiner Schrift an Sabolet beschreibt Calvin seinen Seelenzustand vor seiner Bekehrung mit folgenden Worten:—„so oft ich nur in mich hinabstieg, so wurde ich von solch' entsetzlichem Schrecken befallen, daß keine Reinigungen und Sühnen, noch irgend etwas Anderes Heil bringen konnte. Und jemehr ich mich in der Nähe betrachtete, desto stärker peinigten mich die Stachel meines Gewissens, so daß mir zuletzt kein anderer Trost noch andere Stärkung blieb, als mich selbst zu

täuschen, indem ich mich vergaß.“ (vid. P. Henry, das Leben Joh. Calvin's I. p. 43 ff.) Aus diesem qualvollen Zustande wurde er durch eine plötzliche Bekehrung errettet, durch welche ihn Gott, wie er sich in seiner Vorrede zu den Psalmen ausdrückt, aus dem Schlamm des geistlichen Aberglaubens hervorgezogen und seinem Willen unterworfen habe. Ueber diesen entscheidenden Wendepunkt in Calvin's Leben äußert sich sein großer Biograph P. Henry in der kleinen Ausgabe p. 26, 27 trefflich also: „Eine so leidenschaftlich für die Wahrheit eingenommene Seele konnte nicht lange zögern; sie mußte untergehen oder rasch wie ein Paulus durchdringen. Wer aus der Wahrheit ist, kommt zur Wahrheit, und seine Seele war eine der redlichsten, die je die Wahrheit wollten mit ihrer ganzen vollen Gewalt. Jetzt drang er so rasch zur vollendeten Kraft hindurch, daß seine frühesten Werke dieselbe Gewalt des Glaubens zeigten, wie die letzten.“—Es stand ihm nun fest, daß er zu den Auserwählten des Herrn gehöre, und dieser Glaube ist in ihm zuweilen wohl angefochten, aber nie erschüttert worden. Von nun an war der Grundgedanke seines Lebens: „Gott allein, in dessen Gewalt wir sind, gebührt die Ehre der Erlösung, und nicht den Menschen, die ohne ihn nichts als sündigen können.“ Sehr charakteristisch ist sein Wappen. Sein Siegel, umgeben von den Buchstaben J. C. mit seinem Motto: „Prompte et sincere“ (rüstig und ohne Falßch), zeigt eine Hand, welche ein brennendes Herz darreicht. Sein brennendes, blutendes Herz brachte er dem Herrn zum Opfer dar. Alles konnte er nun für seinen Gott wagen; die rauchenden Scheiterhaufen, auf welchen Frankreich's edelste Söhne als Märtyrer der erkannten Wahrheit starben, vermochten ihn nicht zu schrecken; es trieb ihn, freimüthig in ganz Frankreich das Evangelium zu verkündigen. Hören wir, wie er sich selbst über sein erstes Wirken mit großer Bescheidenheit in seiner Vorrede zu den Psalmen ausspricht: „Sobald ich nur etwas Licht zur wahren Frömmigkeit gewonnen hatte, entbrannte ich so sehr von Eifer, fortzuschreiten, daß ich nur mit Kälte die übrigen Studien betrieb, obgleich ich sie nicht ganz liegen ließ. Und noch kein Jahr war vorüber, als alle die, welche ein Verlangen nach der reinen Lehre hatten, zu mir unerfahrenen Rekruten kamen, um zu lernen. Ich, der ich von Natur die Welt und das Offenhervortreten fürchtete, immer die Muße und Verborgenheit liebte, suchte verborgene Schlupfwinkel; aber weit davon entfernt, diesen meinen Wunsch zu erreichen, wurde im Gegentheil jeder einsame Ort zur öffentlichen Schule. Und während ich immer zum Zweck hatte, für mich zu leben, ohne der Welt bekannt zu werden, hat mich Gott durch viele Begebenheiten so herumgezogen und herumgeworfen, daß er an keinem Orte mir jenes ruhige Leben gelassen, bis er mich gegen meine Natur ganz an's Licht gezogen hat.“ Calvin klagt über große Schüchternheit und Schwachheit, Luther war verschlossen und trübsinnig; „also,“ bemerkt Paul Henry, „mag die Welt es bewundern, daß die große Kirchenverbesserung vor sich ging durch einen schwachen und einen melancholischen Menschen.“

Im Jahre 1532 gab Calvin das Studium der Rechte ganz auf, um sich ungehindert dem Dienste des Evangeliums widmen zu können. Mit großer Begeisterung predigte er nun in den stillen Zusammenkünften der evangelisch Gesinnten zu Paris, und schloß gewöhnlich mit den Worten: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn!“ Welchen Gefahren sich Calvin durch seinen Zeugenmuth aussetzte, zeigt ein Blick auf die damaligen Zustände Frankreich's. In diesem Lande regierte seit 1515 Franz I., ein begabter Fürst, ritterlich, kühn, ein Beförderer von Kunst und Wissenschaft, aber herrsch- und genussfüchtig, den Lüsten des Fleisches ergeben, ein wahres Abbild des französischen Volkes. Sein Vorgänger Ludwig XII. hatte sehr freisinnig der päpstlichen Curie gegenüber die Rechte der gallicanischen Kirche behauptet und sich tolerant gegen die Ueberreste der Waldenser im Süden seines Reiches gezeigt. Franz dagegen hob die pragmatische Sanction, das Grundgesetz der gallicanischen Kirche, auf und setzte an die Stelle desselben ein dem Papst genehmes und ihm selbst vortheilhaftes Concordat. Aus humanistischen Gründen war er zwar anfänglich der Reformation geneigt, wurde aber bald aus politischen Rücksichten ihr entschiedener Gegner und blutiger Verfolger. Jacob Lefèvre, nach seinem Geburtsort bei Vologne d'Estaples (Stapulensis) genannt, hatte schon lange, ehe eine Kunde von Luther's kühnem Auftreten aus Deutschland herüber drang, zu Paris und anderen Orten Frankreich's die Gerechtigkeit aus dem Glauben an Jesum Christum gepredigt, und eine schöne Anzahl reformatorisch gesinnter Männer herangebildet. Wir erinnern nur an W. Farel, M. Wolmar, den Lehrer Calvin's, G. Nouffel, Fr. Vatable, Wilhelm Brignonnet u. a. Als sie in Paris nicht mehr sicher waren, gestattete ihnen der Legtgenannte, der Bischof zu Meaux geworden war, in seinem Amtsberreiche für das reine Evangelium zu wirken. Eine kleine Gemeinde evangelisch gesinnter Christen bildete sich zu Meaux; ungelehrte Handwerker predigten mit Begeisterung gegen den päpstlichen Aberglauben. Brignonnet wurde verdächtig; und von Paris aus angeklagt, hatte er nicht den Glaubensmuth, Märtyrer zu werden. Er lenkte ein und verbot die evangelische Predigt in seinem Sprengel. Die flüchtigen Prediger fanden indessen Schutz bei des Königs Schwester Margarethe, Königin von Navarra. „Sie war eine edle und würdige Fürstin, mit lieblichen Tugenden geschmückt. Von einem unftitlichen Hofe umgeben, Tochter einer vererbten Mutter, der Louise von Savoyen, blieb sie ohne Vorwurf. Sie wurde durch Wilhelm Montbrun—einen Schüler von Lefèvre und Farel—zum evangelischen Glauben hingezogen. Zuerst dem Carl von Mengon vermählt, war sie zum zweitenmal verheirathet mit Heinrich von Albret, König von Navarra, und ihre Tochter war die heldenmüthige Johanna von Albret, die Mutter Heinrich's IV.—In einem kleinen Werke: „Der Spiegel der sündigen Seele,“ und in ihren Briefen hat sie ihre Erkenntniß des Heils und zarte Liebe zu dem Herrn bekannt. Ihr Sinnbild war eine Ringelblume, welche ihre Blätter der Sonne zuwendet, mit der Inschrift: „Ich suche die himmlischen Dinge.“ Doch hatte sie nicht einen so entschiedenen

Charakter, wie ihre heldenmüthige Tochter. Sie liebte ihren Bruder und ließ sich durch ihn hemmen; dieser aber wurde wie ein Geblendeter durch die Feindin der Wahrheit, seine Mutter, Louise von Savoyen, geleitet.“ (Paul Henry, kleine Ausg., p. 5, 6.) Jene edle Fürstin gewährte den um des Evangeliums willen Verfolgten in ihrer „kleinen Souveränität“ Bearn Schutz und Aufenthalt, und, menschlicher Weise zu reden, hat man ihr es zu verdanken, daß die Reformirten in Frankreich nicht völlig ausgerottet worden sind. Auch sie wurde, ohngeachtet ihrer hohen Stellung, von der Sorbonne angegriffen. Ihr Buch wurde verdammt und sie selbst in einer geistlichen Comödie als „Furie der Hölle“ aufgeführt und beschimpft. Schon vor diesem waren mehrere Zeugen der Wahrheit zu Paris und anderen Orten hingerichtet worden, so z. B. Johann Leclerc, Jacob Pavamus, l'Hermite de Livry, Ludwig von Berquin u. a.; und eben zur Zeit, als Calvin in Paris in den Versammlungen der Gläubigen predigte, mußten zwei wackere Zeugen der evangelischen Wahrheit, der Licentiat der Rechte, Johann von Caturce, und der Wundarzt Johann Pointet, auf dem Scheiterhaufen sterben. Calvin ließ sich aber durch solche Hinrichtungen nicht einschüchtern. Im Gegentheil wagte er nun auch, obgleich er damals erst 23 Jahre alt war, mit seiner ersten Schrift, einer zeitgemäßen Auslegung der Bücher des Seneca über die Sanftmuth (de clementia), hervorzutreten, in welcher er die Verfolger des Evangeliums, und unter diesen besonders den König, zu beschämen suchte. Die Herausgabe dieses Werkes war ein gewagtes Unternehmen. Seneca schreibt darin dem grausamen Nero Sanftmuth vor und weist ihm das Unstünne und Gefahrvolle seiner tyrannischen Strenge nach. Im beigegebenen Commentar nun verglich Calvin den König Franz auf versteckte Weise mit Nero und deutete ihm an, es sey an der Zeit, daß er die für jeden Fürsten nützlichen Lehren des alten Seneca lese und wohl beherzige; denn es sey gefährlich für einen Herrscher, sich seiner Wuth zu überlassen, weil eine große Anzahl Mächer aufstehen könnten, und die Grausamkeit an sich schon verabscheuungswürdig und fluchbringend sey. Allein wie Seneca, so predigte auch Calvin tauben Ohren; seine ernsten, prophetischen Mahnworte verhallten in dem tobenden Meere der den König und den Hof beherrschenden Leidenschaften. Bald darauf arbeitete er für den neu gewählten Rector der Pariser Universität, Nicolaus Cop aus Basel, die übliche an den König gerichtete Antrittsrede aus, die derselbe am Feste Allerheiligen (1533) in feierlicher Versammlung ablas. Diese Rede enthielt sehr freie Aeußerungen über die obschwebenden Religionsfragen, und namentlich war die Rechtfertigung durch den Glauben an Christum darin stark betont. Die Franciscanermönche klagten Cop an, die Sorbonne und das Parlament schritten gegen ihn ein. Cop konnte sich nur durch schnelle Flucht retten. Nun ging es über Calvin her, der als Verfasser der erwähnten Rede erkannt wurde. Er wohnte damals in dem Gymnasium Forteret. Schon umgaben Schergen das Haus, als einige treue Freunde ihn in einem Korbe aus einem Fenster hinabließen (vgl. Act. 9, 25). Er entkam nach der Vorstadt St. Victor, wechselte seine Kleider, zog den Rock

eines Wingers an und wanderte zuerst nach der Saintonge, wo er, von dem Canonicus Louis du Tillet aufgefordert, kurze Predigten verfasste, die von den Pfarrern der Umgegend des Sonntags dem Volke vorgelesen wurden. Von hier eilte er nach Nerac, der Residenz der Königin Margarethe von Navarra, wo er Schutz und Aufnahme fand, auch zum ersten Mal den ehrwürdigen Lesèvre sah, der ihm seine nachherige Größe prophezeite. Noch einmal ging er nach Paris zurück, gab im Jahre 1534 zu Orleans sein gegen die Schwärmereien der Wiedertäufer gerichtetes Werk über den Seelenschlaf "Psychopannychia" heraus, sah sich aber im Frühjahr 1535 genöthigt, sein Vaterland für immer zu verlassen. Mehrere evangelisch Gesinnte, die wohl ihren Eifer gegen das Papstthum zu weit trieben, hatten gewagt, gewisse Manifeste gegen die Messe ("Placards" genannt) in ganz Paris, selbst bis an die Thüre des königlichen Schlafgemachs zu befestigen. Franz, dem es anlag, seinen Ruf eines guten Katholiken, den er durch sein Bündniß mit dem Könige von England, seinen Krieg mit dem Kaiser Carl V. und andere Dinge eingebüßt hatte, wieder herzustellen, benutzte diesen Anlaß zu einer pompösen Lustration seiner Hauptstadt Paris, so wie zu einer noch heftigeren Verfolgung der Anhänger der Reformation. Während sechs Zeugen der Wahrheit auf verschiedenen Plätzen der Hauptstadt auf eine empörende Weise lebendig verbrannt wurden, ging der König mit seinen Kindern in großer Procession, von den höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträgern begleitet, durch die Stadt. Ihre Häupter waren entblößt, in den Händen hielten sie weiße Kerzen, und vor ihnen her wurde das Bild der heiligen Genoveva, der Schutzpatronin von Paris, getragen. In einer in dem Saale des Bisthums gehaltenen Rede schwur der König allen Keyern den Untergang, und sollte es eigene Familienmitglieder betreffen. Beza sagt am Schlusse seiner Beschreibung dieser Scene: „Obwohl seine (des Königs) Wuth groß war, so war der heilige Muth der Blutzengen noch weit größer.“ Unter den Hingerichteten befand sich auch der reiche, wohlthätige Kaufmann Etienne de la Forge aus Tournay, der die heilige Schrift häufig hatte drucken lassen, um sie zu verbreiten, und den Calvin stets hoch gehalten hatte.

Calvin hatte in Basel, dieser berühmten Mufenstadt, eine Freistätte gefunden, und von hier aus machte er noch einen zweiten Versuch, den König Franz umzustimmen, indem er im August desselben Jahres sein berühmtes Werk: „Das Lehrbuch der christlichen Religion,“* herausgab, und dasselbe mit einer

* Die erste Ausgabe erschien anonym in französischer Sprache, für die Franzosen und den König bestimmt; die zweite Ausgabe, der Belehrung anderer Völker gewidmet, ist lateinisch geschrieben und hat folgenden Titel: Christianae religionis institutio, totam fere pietatis summam et quidquid est in doctrina salutis cognitu necessarium complectens, omnibus pietatis studiosis lectu dignissimum opus, ac recens editum.— Praefatio ad Christianissimum REGEM FRANCLAE, qua hic ei liber *pro confessione fidei* offertur. JOANNE CALVINO, Nouiodunensi autore. BASILAEAE MDXXXVI.— Zu Ende: Basileae, per Thomam Platterum et Balthasarem Lasium, Mense Martio,

begeisterten Zuschrift an den König begleitete, die eine glänzende Rechtfertigung der Reformation enthielt. Calvin äußert sich in der lateinischen Vorrede zu den Psalmen wörtlich hierüber also:—„Als ich zu Basel unbekannt verborgen lebte, verbrannten man, nachdem viele fromme Männer in Frankreich verbrannt worden waren und diese Hinrichtungen in Deutschland einen tiefen Haß erweckt hatten, um denselben zu mildern, hin und wieder lügenhafte und schlechte Schriftchen, worin gesagt ward, daß nur Anabaptisten, unruhige Köpfe, die in ihrem Wahnsinn nicht nur die Religion, sondern alle politische Ordnung umstürzen wollten, so grausam behandelt worden wären. Ich, da ich sah, dies sey eine Hoflist, um nicht nur jetzt das Bergießen des Blutes der heiligen Märtyrer mit einer erlogenen Nichtswürdigkeit zu bedecken, sondern damit es auch in der Folge erlaubt würde, ohne alle Barmherzigkeit zu meßeln und zu wüthen, erkannte, daß mein Stillschweigen, so ich mich nicht mit aller Kraft aufgelehnt hätte, Verrath gewesen wäre. Dies wurde der Anlaß zur Herausgabe der Institutionen; erstlich hatte ich den Zweck, meine Brüder, deren Tod vor Gott von großem Werthe ist, von einer ungerechten Schmach zu befreien; ferner, da vielen Unglücklichen dieselben Scheiterhaufen drohten, wollte ich, daß zum wenigsten andere Nationen einigen Schmerz und Mitleiden für sie fühlen möchten. Damals habe ich nicht dies starke und durchgearbeitete Werk herausgegeben, wie es nun vor uns liegt, sondern nur einen kleinen Entwurf. Wie ferne vom Trachten nach Ruhm ich dabei war, zeigt wohl der Umstand, daß ich sofort wieder abgereist bin, vorzüglich aber, daß keiner daselbst wußte, von wem das Werk kam. Es war auch mein Plan, dies ferner geheim zu halten.“

(Fortsetzung folgt.)

J. G. D.

Mundschau.

(Fortsetzung.)

Daß aus dieser außerordentlichen Erweiterung des Arbeitsfeldes christlicher Civilisation bedeutende Folgen sich ergeben, ist jetzt schon leicht zu ersehen. Die christlichen Länder haben seit einem Jahrhundert großentheils selbst eine Revolution durchgemacht und zwar nicht bloß auf politischem Gebiete, sondern vielmehr eine Veränderung des ganzen socialen Zustandes und damit verbunden eine große Umgestaltung der herrschenden Begriffe. Das Verhältniß der den Staat bildenden Classen zu einander ist ein ganz anderes geworden. Wir

Anno 1536. In klein Octav, 514 Seiten und 6 Seiten für den Index. Nach dem Index die Figur der Minerva mit der Umschrift: Tu nihil invita facies diceas Minerva.

können sagen, es ist Alles im Begriff des modernen, freien, selbstständigen Bürgers zusammengefaßt, was hierher gehört. Der Staat, das Verhältniß von Regierenden und Regierten ist ein anderes geworden. Das ist in Amerika auf die großartigste Weise durchgeführt worden in der ganzen constitutionellen Gestaltung unserer Staaten. Aber auch alle Staaten des mittleren und westlichen Europa's haben sich mehr oder weniger dem Umschwung der Dinge bequemen müssen. Das Schwergewicht staatlicher Gewalt lag früher entschieden auf der Seite souveräner Fürsten oder städtischer Oligarchien. Nun aber mußten dem Bürgerthum überall Concesssionen gemacht werden und alle Revolutionen drehen sich um denselben Punkt, nämlich die Selbstständigkeit der Vielen gegen die traditionelle Macht Einzelner durchzusetzen. Dem gewalthaberischen Wesen der Erbfürsten tritt ein eben so unbändiger Sinn unter den Regierten entgegen. Das Gebäude der Gesellschaft ist überall aus den Fugen gegangen. Fürsten und Völker, Adel und Bürger, Kirche als staatlich autorisiertes Institut und die Religiosität oder Irreligiosität der Massen, Rechte und unveräußerliches Recht, Gewalt und Anspruch der Freiheit, diese Gegensätze bekämpfen sich in vielgestaltigen, immer erneuerten Conflicten. Daher ist die Geschichte Europa's in der Gegenwart eben eine Geschichte der Convulsionen und der Eruptionen eines Geistes, der die von der Vergangenheit aufgelegte, angeerbte Last abschütteln, umstürzen will. Was würde besonders aus den hier in Betracht kommenden Staaten Europa's, wenn dieser Geist der Gährung nicht einen Ausweg fände eben durch jene Erweiterung des Operationsfeldes, der christlichen Civilisation? Alle Colonialstaaten, die wir jetzt in kräftiges Leben eintreten sehen, legen gerade jene socialen Axiome ihren Verfassungen zu Grunde, die Europa revolutioniren und die eine unerläßliche Bedingung des beispiellosen Emporbühens der Ver. Staaten geworden sind. Colonien, die diese Axiome nicht anerkennen, wie z. B. das französische Armeedepot Algier, kommen nicht vorwärts. Jene Erweiterung des Gebietes, auf dem die moderne christliche Civilisation sich eben gerade als civile, als Bürgerthätigkeit und als Kunst des Friedens erweist, trägt viel dazu bei, Europa vor völligem Umsturz seiner Staaten noch zu retten und dieselben in einem halben, zwischen Despotismus und bürgerlicher Freiheit schwebenden Zustande zu erhalten.

Eine andere Wirkung dieses Weiterwerdens der Welt, im Zusammenhang jener nach Freiheit überall strebenden Richtung des Geistes unserer Zeit ist der fieberartige Zustand weltlichen, irdischen Treibens, in dem sich die Menschheit dießseits und jenseits des Weltmeeres befindet. Die Menschheit hat Jahrtausende lang gearbeitet. Und doch ist's, als ob die Stunde der Thätigkeit jetzt erst geschlagen hätte. Von allen Enden der Welt her hören wir von riesigen Unternehmungen, von Projecten, die Alles, was vergangene Jahrhunderte im Gebiet der Industrie sahen, hinter sich lassen. Die Bedürfnisse großartiger Communicationsmittel werden in allen Theilen der Erde fühlbar. Der Mensch macht in unsern Tagen überall in der Christenheit mehr Anspruch an Leben, Lebensgenuß und Bequemlichkeit; der Eringste trägt ein Bewußtseyn seiner

Berechtigung dazu in sich. Er hegt ein Gefühl von Freiheit und persönlicher Würde in sich, das sich mit den altherkömmlichen Vorstellungen und Lehren nicht mehr will abspeisen lassen. Der Erdkreis wird durchwandert und die alten Goldklaffen Mammon's leeren sich in den Schooß der goldbedürftigen Christenheit, deren mercantile Talente dadurch Anlaß zur Entfaltung, deren Unternehmungsgeist Mittel für seine Thätigkeit dabei findet. Zu Hülfe werden gezogen die bisher geheimen Kräfte der Natur und die Elemente werden gegeneinander in Kampf gesetzt mit unendlich erfinderischem Sinne, um die Welt dem Menschen zur angenehmen Heimath, um Allen den Reiz des Daseyns höher, das Leben reicher, süßer zu machen. Aber eben deshalb sehen wir eine Raftlosigkeit, eine Unzufriedenheit unter den Menschen, wie sie kaum je eine Zeit vor uns gesehen hat. Welt und wieder Welt und Nichts als Welt, das ist's, was die Kinder dieses Geschlechtes wollen und suchen. Tausend Arme strecken sie nach der Welt aus und erkalten in dieser Umarmung für das Ewige, Ueberirdische, Ideale. Es ist der philosophische Pantheismus in seiner praktischen Application, den wir da erkennen. In ihm ist nur der Segen über die Sache gesprochen, er ist nur das in der Gedankenretorte sublimirte Product des herrschenden, unsere Zeit charakterisirenden Weltlebens, aber diesem und jenem ist das Dießseits das All und das Jenseits das Nichts.

Besonders wichtig sind uns aber jene eigenthümlichen Zeichen unserer Zeit, so ferne sie doch auch Entfaltungen der nur bei christlichen und besonders bei protestantischen Nationen vorhandenen Lebenskraft sind und zugleich mit der Bestätigung göttlichen Wortes vom Wandern des Evangeliums zu allen Völkern zusammenhängen. Es ist uns eine weltgeschichtliche Periode vor dem Ende der Dinge verheißen, wo das Wort vom Kreuz an allen Enden der Welt wird vernommen werden. Als der Herr diese Verheißung aussprach, da war sein Name gekannt unter den Fischern am galiläischen Meere und in den Städten und Dörfern Kanaan's, da stand eine kleine Schaar um ihn her, die selbst in jener Stunde noch nicht völlig verstanden, was er ihnen predigte, und da hielten ihn vielleicht Andere für einen gutmüthigen Schwärmer oder haßten ihn als einen ehrlichen, aber in seiner Ehrlichkeit sehr lästigen Zeloten. Aber unsere Augen sehen es und unsere Ohren hören es, daß auch das Größte, das er von der Predigt seines Evangeliums damals vorausverkündigt hat, in buchstäbliche Erfüllung geht. Wir sehen aber nicht bloß die specielle Weissagung erfüllt, sondern wir erkennen in dem jetzigen Verhältniß des Christenthums zur Welt bei aller Verderbniß und Verfälschung, welche jenes durch diese und in ihr erleidet, eben ein so bedeutungsvolles Zeichen der Zeit. Haben einst heidnische Völker eine gewisse selbstständige Bildung, eine Blüthe der Litteratur, der Kunst, des Staatslebens gehabt, so ist jetzt auch nicht ein einziges heidnisches Volk auf Erden, dessen geistiges Leben nach irgend einer Seite hin bedeutend könnte genannt werden. Was noch irgend einer Beachtung werth ist, ist das Ueberbleibsel der Vergangenheit. Wir finden alle außerchristlichen Völker in reiner Stagnation. Es ist aller Trieb, alle Thätigkeit, alle Hoffnung in

ihnen abgestorben. Nur im Zusammenstoß mit dem Christenthum finden sich Spuren noch vorhandener Erregbarkeit. Wo aber christliche Völker sich ernstlich bethätigen, da ist das Heidenthum widerstandslos und steht da je länger je mehr als das eben Geduldete. Die Heidenvölker sehen die Fahnen christlicher Weltmächte um die Tempel ihrer Götzen flattern, sehen christliche Schulen neben ihren blutigen Altären blühen, hören überall den Schall der christlichen Predigt, müssen sich von christlichen Gewalten Recht und Gesetz vorschreiben lassen. Das Heidenthum lebt nicht mehr wie einst durch innere Vitalität, sondern zieht nur noch durch seine eigene vis inertiae sein zähes Leben hin.

Neben wir darum von einer in unsern Tagen vor sich gehenden Christianisirung der Welt, so meinen wir damit eben nur die immer universalere Einwirkung des Christenthums auf das Leben der Welt. Diese Einwirkung ist eine sehr verschiedenartige. Denen, die das Geheimniß des Evangeliums fassen, wird dasselbe ein Geruch des Lebens zum Leben; sie haben an Christus den Erlöser und Seligmacher, und die Hoffnung und den Trost für Zeit und Ewigkeit. Andere werden durch die sittliche Majestät des Christenthums, deren Einfluß sie sich nicht zu entziehen vermögen, vor gänzlichem Verfall und Versinken bewahrt. Sie haben am Christenthum noch ein Gesetz, einen heilsamen Zuchtmeister, der sie auf einem gewissen Wege erhält und sie heilsam zügel. So wirkt das Christliche als Sitte, als staatlich anerkanntes Gesetz, als Ideal auf die christlichen Völker überhaupt, auf Tausende unter den Menschen, die sonst keinen Antheil an Christus haben, die ihn vielleicht sogar hassen oder verachten; sie haben am Christlichen, das sie umgiebt, das öffentlich anerkannte Wahrheit, feststehende Sitte und Recht geworden ist, noch ein Bewahrungsmittel. Die christliche Welt, sich selbst vielfach absichtlich und mit Bewußtseyn wieder entchristlichend, würde, sich selbst überlassen, unfehlbar in Fäulniß übergehen, aber das noch vorhandene Element des Christenthums in ihrer Mitte ist das Salz, welches sie noch erhält. Neben dieser sehr weitreichenden unberechenbaren Wirkung des Evangeliums steht aber noch die andere, weltgeschichtlich noch bedeutendere, daß das Christenthum als der Quell aller unserer Bildung und Geistesentwicklung in letzter Beziehung angesehen werden muß. Selbst die traurigsten zerrüttenden Verirrungen falscher Bildung, selbst die antichristlichen Tendenzen unserer Zeit, so wenig das Christenthum daran schuldig ist, sind nicht ohne dasselbe zu denken. Es ist der geheime Hebel, der die Kräfte der Welt in Bewegung setzt. Ohne das Christenthum ist der Mensch mit der Welt verwachsen. Durch dasselbe steht er ihr in schroffem Gegensatz gegenüber; er weiß sich durch dasselbe los von ihr durch sein freies Denken, durch den Geist, und eben darum über ihr, und sie wird ihm so erst das Object, an dem er sich denkend und handelnd wahrhaft frei zu bethätigen vermag. So wird das Christenthum der Quell aller Freiheit, aller Wissenschaft, alles Forschens über Natur und Geist und das Licht, an dem Alles, was leuchtet in der Welt, sich entzündet.

Keine Zeit hat diese allbelebende Wirkung des Christenthums in kräftigerer Entfaltung gesehen, als wir sie sehen in unsern Tagen. In keiner war so Vieles vereint, dieser Superiorität des Christenthums zum Sieg über die Welt zu verhelfen, als in unserer. Ist der speciellen Missionsthätigkeit darum in unserer Zeit die Thüre überall mehr und mehr geöffnet, so gehen nebenher andere Wirkungen aus in die weite Welt, welche mit lauter Stimme den Sieg des Evangeliums über die Welt proclamiren und als die unzweideutigen Vorläufer großer, das Leben aller Völker und ihr gegenseitiges Verhältniß betrefsender Umgestaltungen angesehen werden müssen.

Wenden wir unsere Blicke den inneren Verhältnissen der christlichen Völker zu, so sehen wir, wie hier ein Kampf ununterbrochen fortgeführt wird, der eine Signatur der weltgeschichtlichen Periode der Gegenwart genannt werden kann. Wir bezeichnen ihn als den Conflict conservativer und progressiver Principien. Dieser Kampf stellt sich uns besonders dar in den Zuständen der alten Welt. In Amerika ist er nach höchst bedeutenden Seiten hin durch die Constitution der Unionsstaaten entschieden im Sinne der progressiven Tendenz. Ja, in gewissem Sinne ist er für die Welt und Weltgeschichte überhaupt entschieden, sofern wir Alle überall die Spuren des allgemeinen Bildungsfortschrittes erkennen. Wir vergleichen unsere Zeit mit dem vorigen Jahrhundert, mit älteren Perioden, wir blicken in feudalistische Zustände, in die einstigen Beschränkungen der individuellen Freiheit, wir stellen ihnen gegenüber die Reformen unserer Zeit, die überall wirkfamen Mittel der Volksbildung, das Schulwesen, das Gefängnißwesen, die Rechtszustände, die Abschaffung der alten Privilegien einzelner Classen der Gesellschaft, die Umgestaltung der Gesetze über Kirche und Religion in ihren Beziehungen auf das Staatsbürgerthum; da müssen wir sagen, unsere Zeit ist progressiv und es ist nicht daran zu denken, daß die alte Zeit und die Zustände der Vergangenheit wiederkämen. Dieser Fortschritt der Zeit steht im engsten Zusammenhang mit dem Christenthum. Wenn jetzt überall die Rede ist von den Rechten des Menschen, der Menschheit, wenn der einzelne Mensch nicht mehr nur als ein Object für von außen her kommende Ordnungen, Lehren, Gesetze angesehen wird, wenn er als Persönlichkeit das Recht des freien Denkens und Handelns beansprucht, so ist das gar keine leere, grundlose Forderung, es ist nichts Zufälliges, sondern eine Nothwendigkeit nach den Verhältnissen unserer Zeit und es ist darin eine Application christlicher Principien nicht zu verkennen. Das Christenthum ist die Mutter der Bildung, der Freiheit, des Fortschritts. Es setzt den Menschen in seine Rechte ein. Mit der Entfaltung der Principien des Christenthums in der Welt ist die Bedingung und die Nothwendigkeit des Fortschritts der Menschheit zu einer höheren Stufe gegeben. Die Wahrheiten des Christenthums, sein Lebensgeist wird nicht aufhören, an der Menschheit sich gewaltig zu erweisen. Alte Formen der christlichen Gesellschaft, des Staates, der Kirche werden fallen, neue Ordnungen werden an ihre Stelle treten und das wird kein Rückschritt für die Menschheit

seyn. Das können wir glauben, ohne phantastischen Vorstellungen von einem Millennium zu huldigen.

In dieser Entwicklung der menschlichen Bildung und Zustände ist ein steter Kampf eines Neuen gegen das Alte. Das bewegende Princip, die Lebenskraft darin ist das Christenthum selbst. Unveränderlich in seiner historischen Grundlage, in seiner Heilslehre, die sich ewig gleichbleibende Wahrheit selbst ist es der Quell, der doch stets neue Lebenswellen ausströmt. Es ist das conservativste und progressivste Princip zugleich. Als solches hat es sich immer erwiesen und hat die Epochen der Weltgeschichte seit achtzehn Jahrhunderten geschaffen und gestaltet.

Was aber unsere Zeit ganz besonders charakterisirt, das ist der Conflict der vom Christenthum mehr oder weniger influencirten Geister, die in zwei Lager getheilt hier einem falschen Conservativismus, dort einem falschen Progressivismus huldigen. In allen Gebieten des menschlichen Lebens finden wir diese Gegensätze in unserer Zeit sich bekämpfen. Ihre höchste praktische Spitze finden sie beide im großen Problem unserer Zeit, in der Gesellschaftsfrage, im Verhältniß der Individuen zur Gesamtheit oder zu deren rechtlicher Gestaltung, zum Staat.

Der falsche Conservativismus hält die leblos gewordene Vergangenheit in der Gegenwart fest. Er glaubt nicht an eine Wahrheit in den Forderungen einer neuen Zeit, er gesteht ihnen kein Recht zu. Er will den neuen Geist mit den alten Formen binden und er hat auf seiner Seite die geschichtliche Tradition, das Herkommen, die Thaten der Vergangenheit und die versiegelten Verträge und Acten. Darum geschieht sein Unrecht unter dem Schein des Rechtes. Aber der Geist der Zeit läßt sich nicht binden. Je mehr er mit Gewalt unterdrückt wird, desto gewaltsamer bricht er wieder und wieder hervor. Je weniger er auf geordnetem, rechtlich anerkanntem Wege sich geltend machen darf, desto greller sind die Formen, in denen er sich gestaltet, desto wilder wird die Opposition, die er nach einem höheren postulirten Gesetze zu erheben sich für berechtigt hält. So ruft der falsche Conservativismus selbst sein anderes Extrem, den falschen Progressivismus hervor. Dieser bricht gewaltsam mit der Vergangenheit. Er erkennt in dem Vorhandenen nicht ein Geschichtlichgewordenes, sondern ein Willkürlichingestelltes und eben so willkürlich will er es umstürzen. Er vergißt, daß auch das Alte ein Nothwendiges war und verkennet die Wahrheit, die darin ist. In diesem Zerreißen des Geschichtlichvorhandenen muß er sich an abstracten Idealen erwärmen und schematisirt eine Geschichte der Zukunft, für die sich nur nirgends eine Welt findet. Er findet sich berechtigt durch Ideen der Freiheit, des Fortschritts, der Wissenschaft, der Menschenrechte und dergleichen mehr, auf welche pochend er das Recht zum Unrecht an allem Bestehenden zu haben glaubt. Aber eben darin offenbart sich seine äußerste Schwäche und dadurch am meisten steht er dem wahren Fortschritt im Wege.

Man werfe einen Blick auf die europäischen Continentalstaaten und man wird erkennen, daß ihre Geschichte seit einem Jahrhundert eine Geschichte dieses

Conflictus ist. Der Staat hat sich seit der Reformation mehr und mehr monarchisch zugespißt. Mit dem Sinken des weltlichen Einflusses des Kirchenmonarchen, des Papstes, mit dem steigenden Einfluß der Fürsten auf die Kirchenverhältnisse ihrer Staaten, mit dem Unselbstständigwerden des Adels und der städtischen Corporationen mußte der politische Monarchismus wachsen, bis wir ihn in einem Ludwig XIV. auf seinem höchsten Gipfelpunkt angelangt sehen. Die Contrerevolution bereitete sich im Laufe des vorigen Jahrhunderts vor und als der Thron und die Bastille sanken, da sank auch der ganze Bau des Staates und was unter seinem Dache wohnte, Kirche, geordnete Gesellschaft, Recht und Sitte. Hier war das furchtbarste Beispiel des Zusammenstoßes des falschen Conservativismus und des falschen Progressivismus gegeben. Die Sache ist aber nicht zu Ende. Ein militärisches Genie hat in Frankreich Staat und Kirche wieder aus ihren Trümmern erbaut und die militärische Gewalt und Disciplin ist bis auf den heutigen Tag der starke Arm, der auf dem alten Continente die Gesellschaft, Staat und Kirche in den Fugen hält. Dieser Conservativismus lehnt Alles an den militärisch gesicherten Thron an. Die Folge ist, daß dem monarchischen Princip Alles untergeordnet wird. Das ist das oberste Gesetz, der Schutz alles Bestehenden, und Kirche, Religion, Gewissen und Recht müssen Mittel werden, um diesen Mittelpunkt des ganzen Gemeinwesens in seiner Unantastbarkeit zu erhalten. Durch diesen Bann erlahmt nicht nur die Energie der Völker, sondern es wird ein Zwiespalt zwischen den Elementen des Staates selbst gesetzt. Die dynastischen Interessen und das Staatswohl werden identificirt. Die Kronrechte, die unbeschränkte Regierungsgewalt, die Bevormundung der Kirche, die ausschließliche Beherrschung der Militärmacht, kurz, die wichtigsten Factoren sind auf der Seite des Thrones; dem Volk wird eine Scheinrepräsentation gelassen und obwohl dies nicht mehr das Volk vergangener Jahrhunderte ist, obwohl eine gänzlich neue Lebensanschauung in dasselbe eingedrungen ist, so benimmt sich die herrschende Gewalt ihm gegenüber, als wäre der Staat ein Pädagogium und sonst Nichts auch für die Alten. Noch schlimmer ist die Sache, sofern der Staat eine bestimmte Kirche in sich als seine Staatskirche aufnimmt. Da war das Verhältniß vor ein Paar hundert Jahren ein ganz anderes. Jetzt aber tritt das Abnorme des staatlichen Kirchenzwanges immer greller hervor. Da muß man also christlich in besonderer, vorausbestimmter Weise seyn, ein Kirchenglied. Tausende machen darum die kirchlichen Ceremonien mit, so weit sie das müssen, um ihre Bürgerrechte zu bewahren, aber das Heiligthum wird dabei zum Spott, es ist eine Religion ohne Religiosität, und die sittliche Wirkung, die von der Kirche ausginge, wenn sie als die fortgesetzte freie L hat, die geistliche Lebensäußerung des Volkes selbst da wäre, geht großentheils verloren. Aber der schiefe Conservativismus im Staate fürchtet sich vor jeder principiellen Umgestaltung, er verbirgt sich abstrichtlich seine eigenen Schäden, bringt sich in Zwiespalt mit der Zeit und am Ende den Staat in Zwiespalt mit sich selbst. So zeigen sich auch ihm gegenüber die verderblichen Tendenzen des falschen, einseitigen, ungeschichtlichen Fortschrittes.

Die schroffsten Gegensätze zum Monarchismus nicht nur, nein, zu aller bestehenden gesellschaftlichen Ordnung treten auf, heißen sie Socialismus, Communismus, rother Republicanismus oder wie sonst. Der Staat und Alles, was ihn trägt und was er trägt, wird als der Fluch der Menschheit betrachtet. Die Kirche, die man als Dienerin eines barbarischen Conservatismus hassen lernte, die zum Zwange machte, was das Freieste im Menschen seyn sollte, wird nicht mehr als Quelle des Segens erkannt, sondern als eine Larve, die die Schwachen schrecken, die Starken in Zucht halten soll. Da wird denn alles Bestehende als unverbesserlich verworfen, man schwärmt für eine planlose Zukunft, man ist zerrissen und will nur einreißen und kaum, daß etwas Begeisterung für seelenlose Abstractionen von Freiheit und Menschenwohl mit unterläuft. Die Hauptsache darin ist ein radicaler Antinomismus, der Haß gegen jedes Gesetz, das als heilsame Schranke die rohe Willkür bricht und Zucht und Sitte fordert. Wenn man den großen Haufen der modernen Progressisten durchmustert, die die Staaten Europa's erschüttert haben in letzten Zeiten und wieder erschüttern werden, so muß man mit Schrecken erfüllt werden vor dem Geist toller Zuchtlosigkeit, des Barbarismus im Embryo, der da waltet. Aber diese wilde Entfittlichung, die Emancipation der Bestie im Menschen ist auch eine Brut des falschen staatlichen Conservatismus, der der Kirche kaum den Kammerherrnschlüssel am Fürstenthron läßt. Und auf dem Throne und um ihn ist viel Antinomismus unter dem Titel der Legitimität.

Was wir als eine besonders schlimme praktische Wirkung des falschen staatlichen Conservatismus, wie er in Europa herrscht, ansehen, ist das, daß er es verhindert, daß sich keine bedeutende öffentliche Meinung als die größte, conservative Macht ausbilden kann. Man nehme hier Deutschland als Beispiel, obwohl andere Staaten dasselbe beweisen. Im deutschen Vaterlande hat eine sittenlose Litteratur den Reigen vor ein Paar Jahrzehnten geführt, in den Kirchen war eine saft- und kraftlose Spitalsuppe rhetorischer Phrasen statt des Lebensbrodes aufgetischt worden, von Universitäts cathedern herab wurde das positive Christenthum in lauter Regenbogenfarben, die um einen sehr nüchtern Wassertropfen spielten, aufgelöst, die Studenten der Theologie wurden dazu erzogen, ja nicht zu glauben, was sie nachher Andere glauben machen sollten, kurz, es schien, als ob die schreiendsten Widersprüche zwischen Leben und Denken ruhig neben einander bestehen könnten und man ohne Gefahr für Staat, Kirche, Sitte alle tragenden und bindenden Grundkräfte auflösen dürfe. Hätten solche Dinge geschehen können, wenn eine kräftige öffentliche Meinung in Deutschland dagewesen wäre? Wenn wir diese, das positive Christenthum, die mit ihm verwachsene supernaturale Weltanschauung vertretende, anerkennende, conservative öffentliche Meinung in Amerika nicht hätten, wir wären bei unseren freien, bürgerlichen Verhältnissen längst in's Bodenlose versunken. Der falsche Conservatismus der deutschen Politiker will nur die legitime Staatsform erhalten, er regirt über dem Volk und ohne dasselbe und ist mit einer bürgerlichen Ruhe befriedigt, welche Tod und sittliche

Fäulniß ist. Er hat das Christenthum legitimirt, er hat die Staatskirche etablirt, er hält selbst die Buchstaben und die Form fest, aber er hat sich Nichts darum bekümmert, daß unter der Hand die christliche Gesinnung und Denkweise dem Volke und gerade den Gebildeten entkam. Er fürchtet Agitationen unter dem Volke, durch welche gerade allein das Volk zu einem richtigeren Urtheil und zu geordneter Selbstständigkeit geführt wird, was auch nebenher Rohes und Unbeholfenes ihnen zunächst ankleben mag, und durch welche das Volk erst mit den ernstesten Fragen über sein eigenes Wohl und Weh befaßt wird und ihre Schwierigkeiten kennen lernt. Das übt einen wohlthätigen Einfluß auf das Ganze; von bloßem leerem Wirthshausgerede, von wissenschaftlichen Lustsprüngen, von eitlen Kunstenthusiasmus, vom Lebensleichtfinn hinweg muß sich der Geist dann zu den Principienfragen ernstvoll hinwenden und das wird dem ganzen Daseyn einen ernsteren Ton geben. Der falsche Conservatismus der continentalen Politiker hemmt die Entfaltung einer kräftigen, ernsten Gesinnung und einer gesunden Energie im Volke selbst, aber die Ruhe vermag er erst nicht dadurch zu erhalten, noch weniger das Wohl der Völker. Wenn irgend dem deutschen evangelischen Kirchentage eine allgemeine Bedeutung für das Vaterland zukommt—und wer wollte das leugnen?—, so liegt sie nicht nur in den christlichen Wahrheiten, zu denen er sich bekennt, denn die sind gar nichts Neues, sondern in der Oeffentlichkeit und Gemeinsamkeit seines Daseyns. Er spricht öffentlich als Zeugniß Vieler und zwar vieler hochangesehener und sehr ehrenwerther Männer ihre Meinung vor dem deutschen Volke lebendig und vereint aus. Er ist eine sehr zahme Agitation, vielfach beengt, verkürzt, und doch als Agitation heilsam anregend. Der falsche Conservatismus setzt immer voraus, er sey richtig. Daher läßt er sich auch zu keiner Verständigung mit Andersdenkenden herbei, die wiederum ihrerseits in Einseitigkeiten sich verrennen. So muß er mit Gewalt eine Scheinruhe erhalten und die alten Formen stützen, wo eine freie, offene Discussion auch unter Stürmen zu einem wohl vermittelten Fortschritt zum Bessern führen würde.

Von diesem Standpunkte aus beurtheilen wir auch den litterarischen Streit, der zwischen Bunsen und Stahl im letzten Jahre geführt wurde. Stahl ist der Vertreter des einseitigen Conservatismus und der Legitimität. Nach den gegebenen Verhältnissen zu urtheilen will Bunsen einen ebenso einseitigen, weil gänzlich auf deutschem Boden unvermittelten Fortschritt. Ja, sogar spricht Bunsen latitudinairische Gedanken aus, in denen uns eben das rechte conservative Element fehlt, nämlich nicht das politische, sondern das positiv christliche. Stahl wiederum fällt in einen falschen Conservatismus, wenn er sein Staatskirchenthum mit dem Christenthum identificirt. Bunsen nähert sich dem Zeitgeist und scheidet in ihm das Weltliche und Antichristliche nicht vom Christlichen, er macht den Unterschied verfließend, daher traf ihn der Vorwurf pantheistischer Tendenz; Stahl vergiftet, daß in der politischen Gewalt, welche im Gemeinwesen Kirche und Christenthum trägt, Welt und Weltgeist auch mit zu Rathe sitzen und die zeitlichen Interessen des Conservatismus in die heiligen

und ewigen der Religion mit hineinspielen. Stahl opfert alles Andere seinem politischen Conservatismus auf und giebt einem Verhältniß, welches consequent ganz exclusiv in Sachen der Religion im Staate werden müßte, den Namen Toleranz. Bunsen würde in consequenter Application seiner Postulate ebenfalls Staat und Kirche und Gesetz und Ordnung aufopfern um seiner Theorie der Freiheit willen, weil die conservative Macht, welche nach Aufhebung der jetzigen Staats- und Kirchengewalt der Ausartung in antichristliche Lebensanschauung und Tendenz das Gegengewicht halten könnte, nämlich eine conservative öffentliche Meinung in Deutschland als ein bedeutender Factor noch gar nicht da ist. Wenn Stahl in der Erklärung auf dem evangel. Kirchentage von 1853, sagt, der deutsche Protestantismus könne nimmermehr die evangel. Secten anerkennen, er könne nur die bestimmten Mitglieder solcher Secten nach ihrer persönlichen Stellung als Brüder in Christo anerkennen, nicht so wohl weil, als ob schon sie der Secte angehören, so mag man fragen, Wer dieser deutsche Protestantismus sey, wenn man auch den hier statuirten Unterschied von Kirche und Secte hingehen lassen wollte. Durch Wen redet denn der deutsche Protestantismus unserer Zeit? Er redet sehr verschiedenartig durch die Theologen, die Prediger, die Consistorien und Regierungen. Durch die Laien redet er laut genug in antichristlichem Sinne und besonders durch die gebildeten unter ihnen, die größtentheils unchristlich, unkirchlich und materialistisch gesinnt sind. Wer für den als rechtliche Person beinahe mundtoten deutschen Protestantismus längst öffentlich das Wort führte, das sind die staatskirchlichen Regierungen. Allerdings halten diese nicht ohne Grund sich sehr vorsichtig gegen kirchliche und religiöse Neuerungen, so lange sie einer öffentlichen positiv christlichen Meinung unter dem Volke nicht gewiß sind; sie haben Ursache, destructive Tendenzen zu fürchten. Dazu das Volk heranzubilden, es für die Freiheit, aber für eine conservative Freiheit zu erziehen, das wäre die Aufgabe, und dann wird es eine Toleranz ertragen, wie Bunsen sie will, wie sie in Amerika zum Princip des Staates geworden ist, wie sie aber auch hier ihre anklebenden Mängel noch sehr unzweideutig preisgiebt, obwohl in Deutschland jetzt gar nicht denkbar wäre, was in Amerika doch möglich und wirklich ist. Es ist aber doch ein Fortschritt, daß deutsche Regierungen eine freiere selbstständige Verfassung der evangel. Kirche anbahnen wollen. Wenn nur nicht auch da wieder aus Rücksichten des falschen Conservatismus, der Alles haar-scharf legitim haben will, nur halbe Maßregeln genommen werden.

Am verwerflichsten erscheint der falsche Conservatismus, wenn er unter dem Scheine frommen Eifers Kirche und Staat verkettet in gegenseitigem Einverständnis, um der unbeschränkten, despotischen Fürsten- und Priesterherrschaft Vorschub zu leisten. Das ist der Fall überall in römisch-katholischen Staaten. In neuester Zeit hat sich Oestreich dieses Mittels bedient, um durch einen nahezu unbegrenzten Einfluß der Hierarchie den Kaiserthron kräftiger zu schützen. Man weiß doch, wie die Jesuiten gehaust haben; die Weltgeschichte ist Zeuge davon, was der Einfluß der römischen Legaten, Beichtväter, Priester, Orden

seit etlichen Jahrhunderten unter der Christenheit angeregt hat, wie viel Krieg, barbarische Verfolgung, Zerrüttung von Staaten, wie viel Heuchelei und wie viel Erbitterung und Zwietracht dadurch angeregt wurde. Man hat in neuester Zeit an den Vorgängen in der Schweiz, in Baden und in Oestreich selbst Beweis genug, auf was die Hierarchie hinstrebt. Rom lernt Nichts und vergißt Nichts. Aber die Welt lernt Rom immer besser kennen und wird nicht vergessen, daß Rom sich an die dynastischen Interessen in unserm Jahrhundert verkauft hat gegen die Rechte der Völker und den Geist des Jahrhunderts. Pius IX. brachte ein nobles, wenn schon bigot schwärmerisches Herz auf den Stuhl Petri; längst scheint der Drang nach einer idealeren Auffassung seines Hirtenamtes über eine halbe Welt in Pius IX. erstorben und hier das Papstthum, dort das Kaiserthum der Habsburger und eines Napoleon vertragen sich, um einander zu tragen. Das ist die unwürdige Stellung, die das Papstthum in der Weltgeschichte der Gegenwart hat. Einst war der Stuhl Petri ein Hort der Völker gegen die Tyrannei der Mächtigen und ein Gerichtsstuhl über Hohe und Niedere. Jetzt hat die Stimme der Fürsten Gewalt und Recht und die Kirche darf es nicht wagen, das Legitimitätsprincip anzutasten, und wo sie frei zu handeln scheint, da ist sie frei nur um des monarchischen Absolutismus willen und in seinem Dienst. Was hat das Papstthum gethan, um die despotischen Maßregeln der österreichischen Regierung gegen Italien, durch die im Italiener auch der letzte Funke von Nationalgefühl ersterben soll, zu mildern? Was für Einfluß hat denn Pius IX. auf den königlichen Henker zu Neapel? Was vermag denn der väterliche Ernst dieses gegen sich selbst strengen Mannes gegen die Zuchtlosigkeiten am Hofe zu Madrid? Da kannte das Papstthum andere Zeiten. Jetzt aber ist es nicht mehr wie einst getragen vom Bewußtseyn der Völker, sondern es ist zu einer Polizeiagentur der Dynastien herabgesunken. Und wenn ganz Italien eben jetzt wieder wie ein Vulkan einen furchtbaren Ausbruch droht, wenn in Oestreich, in Frankreich nur die Schrecken des Krieges einen Frieden erkünsteln und erhalten, was vermag dabei das Wort des Friedensfürsten und sein Krummstab zu Rom? Und wenn der Sturm endlich wieder losbricht, was werden die Völker dem Papstthum zu danken haben? Dann eben bricht eine rohe, langverhaltene Wuth aus, die Kirche, um wahre Achtung gekommen, wird keine Schonung um ihres Namens willen beanspruchen dürfen und am Ende können nur furchtbare Rückschritte in der Civilisation Europa's erwartet werden. Das muß die Frucht eines falschen, die ewigen, reinen Interessen der Kirche den Interessen einer selbstsüchtigen Politik unterordnenden Conservatismus in seinem Zusammenstoß mit einer verzweifelt revolutionären Tendenz seyn, der jeder Umsturz des Bestehenden in ihrem tollen Treiben für Fortschritt gilt.

Daß das conservative Princip der eigentliche Grundstein und Pfeiler der römischen Kirche ist, versteht sich von selbst. Ihr ganzes Daseyn ist daran geknüpft, dadurch bedingt. Ihre infallible Auctorität hängt ja davon ab. Ist sie dem Princip in der Praxis nicht immer getreu, so wird sie sich wohl hüten,

ihre Inconsequenz zu bekennen und man richtet, was alle Schemen wissen, in der Welt viel aus durch schamloses Leugnen. Mehr auffallend muß es erscheinen, daß gerade in diesem unserm Jahrhundert des Fortschritts in der protestantischen Kirche so starke conservative Tendenzen sich kund geben. Daß es so ist, bedarf keines Beweises. Alle Restaurationen auf dem Felde der kirchlichen Lehre, Sitte, des Gottesdienstes geschehen in conservativer Richtung. Der wieder auslebende Ultramontanismus beweist, wie das in unserer Zeit den Katholiken wieder zum Bewußtseyn kam, daß Rom dasteht ein Monument der Vergangenheit und doch auch ein Haus voll Lebender. Der Protestantismus hat allerlei Sprünge und Querzüge gemacht; er hat dem falschen Fortschritt, er hat der individuellen Ansicht, er hat dem zufälligen Belieben, er hat dem Verstand, dem Zeitgeschmack, der Aufklärung, der Zeitphilosophie zu viel, viel zu viel zugegeben, er ist durch den ihm einwohnenden Freiheitstrieb um die rechte Mäßigkeit gekommen und er hätte wohl bald in dieser Ueberreizung seine Lebenskräfte, sein bestes Mark vollends verzehrt. Da mußte nun nach einem bekannten Gesetz unseres Lebens, ehe es weiter und weil es schon so weit gekommen war, eine Reaction eintreten. Die kam denn auch. In England knüpft sie sich an den Namen Pusey's, in Deutschland an die Umkehr der Theologie zu schärferer Auffassung der confessionellen Differenzen im protestantischen Lager. Wir sehen darin etwas ganz Natürliches, darum Nothwendiges. Die Natur hilft sich selbst, sagt man; nach langem Fieberfrost hilft sie sich durch einen tüchtigen Schweiß. Das geht auch so in höheren Lebensgebieten. Der nun in der protestantischen Kirche auftauchende restaurirende Conservatismus war gewiß ein Bedürfniß. Obwohl er auf's Alte zurückgeht, ist er doch ein Fortschritt. Man hat gesagt, jede Restauration sey eine Maske. Wir möchten lieber sagen, daß an jeder eine gewisse Schwäche sich kundgebe, die einer restaurirenden Zeit immer anklebt, nämlich das Bewußtseyn, daß nichts Neues da ist, das dem Alten den Rang streitig machen könnte, daß das Neue, welches da war, schon alt, nutzlos, verbraucht, ausgelebt ist, daß man auf einem lehrreichen Umweg zum Alten zurückkehrt und seine Wahrheit und innere Lebenskraft besser einsehelt als zuvor. Man sehe besonders den Gang der Dinge in der evangelischen Kirche Deutschland's an. Als die Orthodorie am Ende des 17ten Jahrhunderts um ihre Glorie kam, da hatte sie das ihren eigenen Schildträgern und Waffenhaltern zugeschrieben. Die Orthodorie ist gut genug; das Schwert war scharf und das soll es seyn; der Fehler lag an der Art, wie die Leute es handhabten. Die Einseitigkeit war länger nicht zu ertragen. Da nahm die Opposition ihren Halt daran und bald schlugen sich die lebendigsten Geister auf ihre Seite. Nun war den Frommen die alte Orthodorie bald nur ein Buchstabe und sie betonten den Geist, das Leben, zu dem sie ohne den orthodoxen, scharf gezeichneten Weg kamen; die Freien und Ungläubigen aber speculirten jetzt, der Bande los, nach Herzenslust und gingen Jeder seinen eigenen Weg, der große Haufen aber lief truppweise Diesem oder Jenem nach. Wolf, Kant, Fichte, Schelling, Hegel—es hatte jeder

von ihnen seinen Cometen Schweif, aber sie sind auch cometenartig gekommen und verschwunden. Schleiermacher that ein Großes, daß er nachwies, die Religion sey ein specifisches und ihr individuelles Wesen dürfe weder mit Metaphysik, noch mit Moral, noch mit irgend etwas Anderem zerlegt oder verwechselt werden. Wäre er nur selbst diesem Princip treuer geblieben! Aber der Gedanke schlug ein wie ein Blitz und zündete und hat die nachhaltigste Wirkung gehabt, wogegen auch die Hegel'sche Sublimirungstheorie und der Strauß'sche Verflüchtigungsprozeß des Positiven im Christenthum in die Länge Nichts auszurichten vermochte. Wenn sich in jenen Zeiten, da der vulgäre Rationalismus absolutistische Gelüste zeigte, ein Paar Gläubige begegneten, so war der Widerspruch gegen den Unglauben und gegen die Lästerung des göttlichen Wortes ihnen gemeinsam und sie hielten sich an diesem Einheitspunkte. Andere Differenzen wurden darüber vergessen. Man bekämpfte Einen Feind. In welcher Uniform man das gerade that, darauf kam weniger an. Jetzt scheint der Feind gewissermaßen überwunden. Da ist's kein Wunder, daß die Leute sich jetzt unter einander genauer mustern. Zwar sind die nicht die schwächsten, welche den Consensus noch immer betonen. Man kann aber auch das nur thun, weil man des Dissensus sich zuvor klar bewußt geworden ist. Aber unter den Gläubigen überhaupt werden jetzt die Uniformen scharf gemustert; daß man dem Unglauben, der Frivolität, dem Materialismus, der Freigeisterei entgegentritt, das ist die Sache nicht mehr, auch nicht, daß man bekennet, Christus ist Gott, geoffenbart im Fleische, nein, die große Frage ist wieder geworden: bist Du ein rechter Lutheraner? Und Du ein ächter Reformirter? Und hältst Du gar noch an der Union? Daß es nun so gegangen ist, Wer fände das nicht ganz begreiflich?

(Schluß folgt.)

Christfest und The American Presbyterian.

Im American Presbyterian vom 25. Decbr. 1856 findet sich ein Artikel über das Christfest, der, aus dieser Gegend der Kirche kommend, unsere Aufmerksamkeit auf sich zog und für ein Zeichen, ja, für ein erfreuliches Zeichen genommen werden kann. Zuerst wird in demselben die Bedeutung des Tages als eines Festes der gesellschaftlichen und der familiären Freuden hervorgehoben und damit die gemüthliche Wirkung eines solchen Tages der Erholung, der Geselligkeit, der Stärkung freundschaftlicher Bande anerkannt. Sodann wird daran erinnert, daß einem sehr großen Theil der Christenheit der Tag ein Festtag von höchster kirchlicher, heiliger Bedeutung sey. Hier werden aber auch die Bedenken nicht übersehen, welche sich bei Presbyterianern und andern Genossen

hyperprotestantischer, puritanisirender Richtung gegen die Feier des Tages als eines heiligen und kirchlichen Festtages erheben. Es wird daran erinnert, daß Gottes Wort keine solche Feier neben dem Sabbath anordne, daß es bedenklich sey, solche Festtage einzuführen in's kirchliche Leben, weil man kaum sagen könne, welche Ereignisse im Leben Christi besonderer Feier werth seyen und welche nicht, weil man da leicht in den Irrthum der päpstlichen Kirche fallen, Feiertage ohne Ende und ohne Vortheil für das christliche Leben einführen könnte, wobei noch obendrein der göttlich geordnete Sabbath an Bedeutung verkümmern würde. Noch wird auf die späte kirchliche Fixirung des Christfestes hingewiesen, auf die Möglichkeit der äußerlichen ursprünglichen Verbindung des Christfestes mit einem alten heidnischen Feste, ja, die Vorsehung selbst scheine absichtlich uns den Tag der Geburt Christi zu verbergen und die Bedenken derer zu rechtfertigen, welche sich scheuen, neben dem von Gott eingesetzten Sabbath noch einen andern Tag für heilig zu erklären.

Nach Hervorheben dieser Scrupel verwahrt sich der Verfasser gleichwohl gegen die Meinung, als wolle er diejenigen tadeln, welche das Christfest als heiliges kirchliches Fest begehen. Es sey ja die festliche Erinnerung an jenes Ereigniß, welches Himmel und Erde mit Freude erfüllt habe. Er wolle wahrlich lieber sein eigenes Herz an der andächtigen Feier anderer gläubiger Christen erwärmen zu lebendigem Danke für die That der unendlichen Liebe, die Offenbarung Gottes im Fleisch. Kein Gegenstand könne mehr dazu dienen, als das Gedächtniß der Geburt des Sohnes Gottes, in uns Dank und Lob Gottes zu wecken. Und in schönen Worten muntert der Artikel zu solchem vereinten Preise göttlicher Liebe seine Leser auf.

Betreffend die angeführten „Scrupel“ hätten wir wohl Dies und Jenes zu sagen. Allein über den Schluß des Stückes freuen wir uns so sehr, daß wir gerne das Vorangegangene vergessen. Von presbyterianischer Seite her solche Worte und solche Aufmunterung zu heiliger, wahrer Feier des Christfestes zu erhalten, das hat uns wahrlich wohl gethan. So vorsichtig die Sprache ist, die der Artikel führt, so ist er doch ein erfreuliches Zeichen der Zeit und ein Presbyterianer, der so mild, ja in gewissem Sinne so zustimmend vom Christfest gesprochen, wäre vor zweihundert Jahren wahrscheinlich ziemlich scharf in die Censur genommen worden und leicht um den Credit des Gesundes im Glauben und des Eifers um die Ehre des Herrn gekommen.

Indessen ist uns doch aufgefallen, daß der Verfasser die Erkenntniß nicht hat, oder, wenn er sie hat, sie nicht ausdrückt, wie viel daran gelegen ist, daß die Fundamentalthatsachen des Reiches Gottes stets wieder und zwar mit besonderem Nachdruck im kirchlichen Leben hervorgehoben und in ihrer absoluten Bedeutung der Gemeinde vor die Seele gestellt werden. Was könnte aber wohl mehr Feier und heilige Erwägung verdienen, als die Thatsache der Erscheinung des Sohnes Gottes im Fleisch, seines Eintrittes in die Gemeinschaft der Menschheit? In diesem Factum concentrirt sich der ganze Rath des Heils; aus diesem Quell strömt aller Segen, alles Leben. Die Hirten

Lucä 2, 15 geben uns den rechten Wink, wenn sie sagen: „Lasset uns gehen und die Geschichte sehen, die da geschehen ist und die der Herr uns kund gethan hat.“ Wer wollte zweifeln, daß es heilsam ist, die Betrachtung dieser That, dieses Factums einen besonderen Tag zu weihen? Je weniger diese Fundamentalartikel in besonderem Licht gestellt werden, je weniger man sie hervorhebt und ihre Bedeutung für die ganze Heilslehre zum Bewußtseyn bringt, desto mehr ist Gefahr für die Reinheit christlichen Glaubens da. Die Religiosität reißt sich von der positiven Basis, von den Thaten Gottes, uns zum Heil geschehen, leicht los; sie artet in einen Spiritualismus aus, der dem Nationalismus nur allzu nahe verwandt ist; man kommt in ein Christenthum hinein, in welchem Christus, der Gottessohn und Menschensohn, mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wird und das Heil da seyn soll immer mehr losgerissen von seinem Leben und seinem Werke. Da tritt denn das eigene Ich und sein Eigenwirken und seine Gerechtigkeit und Weisheit gar sehr hervor und der evangelische Glaube, das Vertrauen auf die That Gottes in Christo, das Sichverlassen auf die freie Gnade, in Christo geschehen, wird zwar im Sprachgebrauch nachgeführt, ist aber nicht mehr das Mark des Christenthums. Man will einen Heilsweg, aber ohne die rechte evangelische Heilsordnung, da kommt dann die Sucht nach Aufregung, Gefühlsübersteigerung und anderen geistlosen Extravaganzen her und doch hat Gott nirgends solchen überreizten Naturzuständen Gerechtigkeit verheißen, sondern dem Werke des Geistes, dem kindlichen vertrauensvollen, demüthigen, zweifellosen Glauben an das, was Er in Christo für uns gethan hat. Wenn wir sehen und hören, daß gerade in puritanisirenden Kreisen Neuengland's sehr viel rationalistischer Sauerteig die Masse durchdringt, selbst auf Kanzeln sich breit macht, so kommt das dort nicht her ursprünglich von einem bewußten Abfall von kirchlich überkommener christlicher Lehre, sondern von einer sich allmählig von der historischen Basis des Christenthums losreisenden, spiritualistischen und zugleich utilitarianischen Religiosität. Man will den Geist des Christenthums ohne seinen Leib, seine Wirkung ohne die von Gott gelegte Bedingung; man verliert sich mehr und mehr von der historischen Grundlage, und das ist der Weg, das Christenthum mehr und mehr zu verflüchtigen und es in barem, eitlem Humanismus aufgehen zu lassen.

Die Feier der hohen christlichen Festtage, deren Berechtigung der oben angeführte Artikel selbst mit Berufung auf Röm. 14, 5. 6 nicht bestreiten will, ist geeignet, unser christliches Erkennen und Leben immer wieder mit jenen großen Thatsachen der Geschichte des Welttheilandes und Welttheiles in die unmittelbare Verbindung zu bringen. Natürlich postuliren wir hier die rechte ernste, heilige, kirchliche Feier. Man hat ja andere jährliche Feste auch in der Kirche, um die Theilnahme an diesem oder jenem der Kirche und Gemeinde wichtigen Gegenstand immer wieder anzufrischen oder zu erwecken. Eine förmliche Festfeier jener größten Thatsachen muß auch sie den Gläubigen theurer und größer machen. Man bedenke besonders, welchen Einfluß das auf

die Gemüther der Kinder in den Gemeinden und die Jugend überhaupt ausübt. Da werden die Punkte wieder lebendig hervorgehoben, die der Unterricht im Glauben als die Pfeiler des Heils und der Kirche erkennen und festhalten lehrte. Und wo wäre ein Alter, der nicht die Freude eines Simeon am Christfest nachempfinden würde?

Wir sehen, daß die reformirte Synode des Ostens durch besondern Beschluß ihren Predigern und Gemeinden die kirchliche Feier der hohen Festtage im letzten Herbste angerathen hat. Wahrlich, ein ähnlicher Beschluß wäre besonders unter dem englischen Theile der lutherischen Kirche dieses Landes sehr wünschenswerth. Ja, wir wünschen die Zeit zu sehen, wo alle christliche Denominationen des Landes jene Tage durch ernste Feier im Haus und in der Kirche heiligten.

Hierfür haben wir nicht blos die obenstehenden Gründe, sondern noch andere. Und wir können unsere Verwunderung kaum verschweigen, daß der American Presbyterian in dem citirten Artikel diese sehr nahe liegenden Gründe so völlig übergeht. Er redet von den geselligen Genüssen des Christfestes. Wir wollen auch die edlere, gemüthlichere Seite an diesen nicht verkennen. Allein wir bitten unsere Leser, sich die Sache zu vergegenwärtigen, wie sie ist. Was ist das Christfest in unsern großen Städten, ja, auch an sehr vielen Orten auf dem Lande? Leider für die Meisten ein Tag des Schwelgens und leichtsinniger Lust. Alle fühlen sich berechtigt, den Tag arbeitsfrei hinzubringen. Ein Theil der Menge hält den Tag als einen christlichen Festtag. Der Theil ist bei weitem der kleinere. Die Masse feiert einen Festtag des Fleisches und der Weltlust. Da sind die Theater mit allen Anziehungskräften im Felde, da werden Volksbelustigungen aller Art gegeben, da finden sich Bälle und leichtsinnige Gesellschaften und Zerstreungen. So feiert die Masse unter uns Christfest. Die öffentlichen Blätter aus Philadelphia und von anderen Orten her berichten, daß man in langer Zeit nicht so viele Betrunkene gesehen, nicht so viele polizeiliche Störungen erlebt habe, als am letzten Christfest. Das ist der rechte Tag für den rowdy und den fast young man und andere Geistesverwandte, über welche dieselbe Nummer des Amer. Presb. sehr beherzigenswerthe Bemerkungen enthält. Da sagen wir: lieber gar nicht gehalten, als so gebrochen, lieber gar nicht gefeiert, als so gefeiert.

Allein wir denken, hier wäre ein Punkt, den Presbyterianer, Baptisten, Methodist, Congregationalisten u. s. f. wohl in Erwägung ziehen dürften. Wäre es nicht besser, sie ließen jene puritanischen „Scrupel“ fahren und würden alle miteinander darauf hinarbeiten, daß das Christfest würdig von einem christlichen Volke gefeiert würde? Den Tag zu einem ordinären Arbeitstag zu machen, ihm jeden Schein des Festlichen zu nehmen, das geht doch nicht. Die große Menge des Volkes wird sich für privilegirt ansehen, an diesem Tage von der Arbeit zu ruhen. Wenn nun alle Denominationen den Tag kirchlich feiern würden, so zweifeln wir gar nicht, daß das, neben andern oben bezeichneten Vortheilen, auch den brächte, daß der wilden, rohen Weltlust des Tages, wie die Welt ihn jetzt hält, entgegen gearbeitet würde. Der moralische Einfluß, den

die christliche Gemeindefeier dabei ausüben würde, wäre gewiß für die ganze Bevölkerung je länger je mehr bedeutend. Ein Tag der Freude soll der Christtag doch deshalb bleiben. Aber die Freude soll geheiligt werden. Wir wollen gerade keinen Fasttag, nur einen Festtag aus ihm machen. Und die Freude im Geist, die aus dem Worte des Tages, dem Evangelium der Evangelien, entspringen soll für den Einzelnen und für die Gemeinde, würde heiligend auf die Freuden in der Mitte der Familie, im Kreise der Freunde einwirken.

Das sey zum Schlusse noch gesagt, daß wir dem Verfasser oben genannten Artikels unsere ganze Theilnahme schenken, wenn er seine presbyterianischen Leser zur herzlichsten, frohen, ja jubelnden Mitfreude an der wahren Christtagsfreude anderer Christen ermuntert. Leute, die so große Scrupel haben über Tage und Sabbathe und Festtage, sind am wenigsten geneigt, an der Religion Genuß zu haben; sie haben an ihr vielmehr ein Stück Arbeit, dazu der Jubelton nicht recht passen will. Dieser puritanisirende Legalismus, der bei Gesetz und Decreten stehen bleibt und das Evangelium und seine Freiheit nicht recht begreift, möchte, wenn er wirklich Christtagsfreude haben will, vielleicht finden, daß seine etwas ernste und steife Figur und sein in religiösen Sachen etwas melancholisches Wesen zu hellen Christtagslichtern nicht ganz passen will. So sind's nicht blos die „Scrupel“. Das Christtagshinderniß liegt tiefer und die Scrupel kommen erst hinterdrein.

Philadelphia.

W. J. M.

Das neue Abyssinien und die evangelische Mission.

(Aus der Evangelischen Kirchenzeitung.)

Abyssinien, das älteste Augenmerk evangelischen und deutschen Missionsverlangens, ist in ein neues Stadium seiner Geschichte, vielleicht auch seiner Missionsgeschichte, eingetreten. Die Sache ist so beachtenswerth, daß es vielen Lesern dieser Blätter willkommen seyn dürfte, etwas Näheres darüber zu hören.—Wir wollen unsern darauf bezüglichen Mittheilungen eine Uebersicht über die geographischen und geschichtlichen Verhältnisse dieses merkwürdigen Landes voranschicken.—Die geographische Beschaffenheit desselben steht mit seinen welt- und kirchengeschichtlichen Entwicklungen und Zuständen in so engem Zusammenhang, wie es kaum bei einem anderen Lande der Welt der Fall seyn dürfte.

Abyssinien ist ein Alpenland, durch seine mächtigen, nach allen Weltgegenden hin steil abfallenden Gebirgskämme gegen die Außenwelt verschlossen. Dieses Hochland bildet den Kern und den Mittelpunkt des alten abyssinischen

Kaiserreiches, welches vor dem Beginn der muhamedanischen Eroberungen und vor der späteren Völkerwanderung der Gallahorden auch einen großen Theil der nördlich, westlich und südlich gelegenen äthiopischen Tiefländer beherrschte und dessen Kaiser daher auch den Namen „König der Könige“ führte. Das heutige Königreich Abyssinien umfaßt die beiden aneinander gränzenden Reiche Tigre und Gondar (oder Amhara), nachdem Tigre, dessen Statthalter durch Abfall von der alten abyssinischen Dynastie selbstständige Könige geworden waren, vom gegenwärtigen abyssinischen Könige Theodoros ohnlängst erobert worden ist. Die Bevölkerung dieses Ländercomplexes beläuft sich auf etwa acht Millionen.

Bermöge seiner geographischen und seiner altgeschichtlichen Zusammengehörigkeit mit dem übrigen abyssinischen Alpenlande rechnet man zu Abyssinien außerdem auch das Königreich Schoa, im Süden von Gondar, vormalig eine Provinz des abyssinischen Kaiserreiches, jetzt zum Theil von einem unabhängigen abyssinischen Könige, zum Theil von einem Gallahäuptling beherrscht. Auch der Süden von Tigre und Gondar ist theilweise noch von eingebürgerten Gallahorden besetzt und gegen diese Galla (Wollo-Galla), wie auch gegen den König von Schoa selbst führt König Theodoros zur Zeit seine Eroberungskriege.

Das abyssinische Hochland oder das eigentliche Abyssinien ist für Europäer nur von einer Seite, vom rothen Meere her, zugänglich. Im Süden wehren die mörderischen, den Europäern sehr feindseligen und mit den Abyssinern in fortwährendem Kriege stehenden Gallas jedweden Zugang. Mitten inne zwischen dem Meere und dem abyssinischen Hochlande liegt in einer Breite von etwa 12 deutschen Meilen die sog. Samhara, d. h. der glühende, meist wüste und unfruchtbare Küstenstrich, welchen räuberische, dem Islam ergebene Stämme bewohnen—wie denn überhaupt die Ostküste Afrika's bis weithin gegen Süden unter der Herrschaft türkisch-egyptischer Paschas oder selbständiger kleiner Sultane steht. Nur eine Verbindungsstraße zwischen dem Meere und ihrem Alpenlande ist den christlichen Abyssinern von ihren muhamedanischen Todfeinden in der Samhara offen gelassen. Diese Straße steigt von der Stadt Arketo (Harkito) aus, dem Hafen der Inselstadt Massoa gegenüber, in westlicher Richtung allmählig nach der ersten Terrasse Abyssinien's hinauf; sie war wegen der minderen Beschwerlichkeit ihrer Gebirgspässe schon in den ältesten Zeiten der Haupt-Communicationsweg zwischen Asien und dem inneren Afrika, dessen fast alle großen Handels-Expeditionen sich bedienten. Man bedarf zur Besteigung des Tarantapasses über Halai bis zur Ebene von Diran (6000 Fuß über der Meeresfläche) gewöhnlich zweier Tagereisen. Hier athmet der Europäer, der aus der Schwüle der glühenden Samhara heraufgestiegen ist, die erste erquickende Luft und weidet sich an dem Anblick der saftigen Wiesen und der schönen Getreidefelder, welche diese Hochebene bedecken. Große Heerden von weißem Alpenrindvieh, von Pferden und Schafen bevölkern die grünen Steppen.

In dem angränzenden, noch höher gelegenen Tigre ist das Klima schon ein gemäßigtes; Weizen und Gerste wird in großer Menge angebaut; im Monat März entwickelt das Getreide seine Aehren. Es wird zweimal im Jahre geerntet. Die Gewässer der Hochebene von Tigre fließen dem Tacazze-Strom zu, durch herrliche, dichtbewaldete Thaleinschnitte sich hinwindend. Gegen Süden und Westen ragen die mächtigen Gebirgsmassen und Zackengipfel der Tigre-Alpen—des Lasta- und des Samen-Gebirges zu den Wolken empor. Sie sollen in ihren erhabensten Spitzen die Höhe von 14,000 Fuß erreichen. Eine Tagereise westlich von Adowa, der Hauptstadt von Tigre, findet man in einem weiten, sehr fruchtbaren Thale zwischen zwei Hügeln die Ruinen der berühmten Stadt Arum, der einstigen Residenz der habessinisch-arumitischen Könige, von wo im fünften Jahrhundert die Bekehrung Abyssinien's zum Christenthum ausging.

Das Hochgebirge Samen da ersteigend, wo die Felsenpässe des hohen Lamalmon-Berges es ermöglicht haben, eine Verkehrsstraße anzulegen, gelangt man nach einer mehrtägigen beschwerlichen und gefährvollen Reise an schauerlichen Abgründen entlang auf die Höhe des Lamalmon, dessen Hochfläche gegen Westen allmählig in die Ebene der Provinz Woggera abfällt, und man hat damit Gondar, das höchste der abyssinischen Hochländer, erreicht.

Gondar oder Amhara, die Hauptprovinz des heutigen Habesch, nach mittlerer Höhe 9000 Fuß über dem Meere gelegen, ist größtentheils waldleer, aber mit Alpenweiden bedeckt, und in den etwas flacheren Ebenen, bei starker Bewässerung durch die Menge der Gebirgsflüsse, mit Getreide trefflich bebaut, daher auch reich an zahllosen Heerden von Pferden und Rindvieh, und von dem kraftvollsten und schönsten Menschenschlage des habessinischen Volksstammes bewohnt. Wilde Thiere giebt es, mit Ausnahme der Hyänen, welche, bei Nachtzeit aus den Gebirgen herabsteigend, die Ebenen schaarenweis durchstreifen und selbst die Straßen der Hauptstadt Gondar mit ihrem Geheul erfüllen, in diesem Lande nicht mehr. Die reichste und bevölkertste aller gondarischen Provinzen ist die Landschaft Dembea; hier hat sich namentlich in den herrlichen Gefilden um den Zana-See und in der Umgegend der nahe am See gelegenen Residenzstadt Gondar (im 17ten Jahrhundert erbaut) seit dem vorigen Jahrhundert alle Kultur des Landes, auch der ganze amharische Adel zusammengedrängt. Gondar und die Umgebungen des Zana-See's zeigen ein Gewimmel von königlichen und Adelschlössern, von Kirchen und Klöstern und andern öffentlichen Gebäuden für kirchliche und Staatszwecke u. s. w. Amhara's Klima wird von Allen, die je dort gewesen, einstimmig als das eines immerwährenden Frühlings bezeichnet; die Temperatur erleidet nur zur Regenzeit, wo die tropischen Regenströme in furchtbaren Gewittern sich ergießen, einen öfteren schnellen Wechsel, während sie sonst selbst in der vorangehenden Zeit der Trockenheit und verhältnismäßigen Hitze immer eine gleichmäßige und erquickliche bleibt.

Das Königreich Schoa, aus den beiden Provinzen Efat und Schoa bestehend, giebt an Fruchtbarkeit seines Bodens dem besten von Tigre und

Amhara nichts nach; was die höheren Culturverhältnisse anlangt, so steht es dem übrigen Habesch entschieden voran. Hier giebt es größere Städte in Menge, viele Kirchen und Klöster, große Unterrichtsanstalten, in denen noch die alte äthiopische Litteratur continuirt, und man sagt, daß in Schoa selbst der gemeine Abyssinier einen höheren Grad von Bildung und Anstand besitze, als der Adel von Tigre und Amhara. Doch steht dieses Land, zum Theil bereits von den Gallas überschwemmt, in großer Gefahr, der Barbarei dieser Wilden zu erliegen, und wäre nicht die hochgelegene Provinz Esat, wo die königliche Residenz Ankobar sich befindet, eine große Gebirgsfestung, die auch einen Theil des niedriger gelegenen Schoa mit zu schützen vermag, so würde dies Reich schon längst von den Gallas völlig occupirt seyn.

Das abyssinische Volk hat mit Ausnahme der Kopten Aegypten's keine Verwandtschaft in Afrika. Von negerartiger Körperbildung findet sich bei ihm keine Spur; die Gesichtformen dieser schön gestalteten, theils dunkelbraunen, theils hellfarbigen, zuweilen fast weißen Aethiopier gleicht vielmehr der europäischen oder der arabischen, als irgend einer afrikanischen. Seine Verwandtschaft, ja seine nationale Identität mit den alten Aegyptern hat man unter andern auch durch die Physiognomie der altägyptischen Statuen und durch den Schädelbau der uralten ägyptischen Mumienköpfe nachzuweisen versucht. Die griechische Mythologie und Geschichtsschreibung, die späteren römischen Autoren, selbst die alten Volksdichtungen am Euphrat und Tigris rühmen von einem äthiopischen Volke, das sie in den engsten Zusammenhang mit den Aegyptern bringen; „Aethiopien“ ist ihnen der mystische Hintergrund für die bekannteren Herrlichkeiten Aegypten's. Herodot unterscheidet unter den an Aegypten's Südgränze anfangenden äthiopischen Völkern die Einwohner von Meroe und die Makrobier, d. i. langlebende Leute; er versteht unter den letzteren ohne Zweifel die abyssinischen Aethiopier, die vermöge ihres herrlichen, gesunden Klima's von jeher ein sehr kräftiger Menschenschlag gewesen sind. Durch die Einflüsse ägyptischer Cultur und die außer allem Zweifel stehende, sehr frühzeitige, auch in späteren Zeiten fortgegangene Vermischung des abyssinisch-äthiopischen Volksthum's mit arabischen und hebräischen Elementen sind die Abyssinier zu einer Nation geworden, an deren Charakter und Entwicklung Asien kaum einen minderen Antheil hat, als Afrika. Daher auch die häufige Annahme, daß sie gar keine Afrikaner, sondern eingewanderte Asiaten seyen.

Mit dem Untergang des berühmten Staates von Meroe (in der Westhälfte vom Nil), dessen Blüthe dem ptolemäischen Staate in Aegypten voranging, soll das Aufkeimen des abyssinischen Reiches im Osten des Nils begonnen haben. Alte griechische Inschriften, die auf den Ruinen von Arum sich befinden, sagen, daß hier zu Arum der Mittelpunkt des altabyssinischen Kaiserstaates gewesen. Volkssprache war damals die semitisch-äthiopische, mit der arabischen versetzte Geezsprache, welche in der Tigresprache, einem Dialect der Geez, noch heute fortlebt, und noch heute für ganz Abyssinien die einzige Schriftsprache ist (der arabischen nahe verwandt; sie wird von der Linken zur Rechten geschrie-

ben). Die in Gondar und Schoa herrschende amharische Sprache ist ebenfalls der semitischen Wurzel und dem Geez angehörig, aber sie hat sich von dem alten Stamm viel weiter entfernt und entfremdet.—Eigentlich bekannt ist die abyssinische Geschichte erst vom 4ten Jahrhundert nach Christo an, d. i. seit dem Beginn der abyssinischen Kirchengeschichte. Doch haben sich in den späteren Zeiten wegen der Abgeschlossenheit des Landes ganze Jahrhunderte der Geschichte von Habesch aller auswärtigen Wahrnehmung und damit der Weltgeschichte wiederum entzogen, und nur periodisch tauchte das merkwürdige Land vor der übrigen Welt wieder auf, um den Historiographen neue Räthsel aufzugeben und die europäischen Geographen daran zu erinnern, daß ihre Karte von Afrika noch überaus unsicher und ungenügend sey.

Ein tyrischer Gelehrter, Meropius, unternahm im Anfang des 4ten Jahrhunderts eine Entdeckungsreise nach Abyssinien, ward aber bald nach der Landung an der Küste mit seiner gesammten Entdeckungsmannschaft ermordet; nur zwei christliche Jünglinge, Frumentius und Aedestus, verschonte man aus Mitleiden mit ihrem zarten Alter. Der König nahm sie an seinen Hof nach Arum, auch in seinen Dienst, und sie gewannen so sehr sein Vertrauen, daß er ihnen selbst einen Einfluß auf Regierungsangelegenheiten verstattete. Später erhielten sie ihre Freiheit wieder und kehrten in die Heimath zurück. Aedestus ward darauf Presbyter zu Tyrus, Frumentius aber kehrte nach einigen Jahren als christlicher Missionär nach Abyssinien zurück, vom Bischof Athanasius von Alexandrien zum Bischof von Abyssinien bestellt und geweiht. Seine Lehre fand bei den Arumiten bald Eingang, auch ganz Tigre nahm in kurzer Zeit das Christenthum an. Die alexandrinische Catechetenschule sandte viele christliche Lehrer in dieses neue äthiopische Missionsfeld, und auch aus den Klöstern wanderte eine Menge von Mönchen dorthin aus. Schon am Ende des 6ten Jahrhunderts war ganz Habesch mit christlichen Kirchen und Gemeinden und mit vielen Klöstern besetzt, und seine Könige ließen es sich angelegen seyn, die christliche Wiedergeburt ihres Volkes auf alle Weise zu fördern. Die abyssinische Kirche als eine Tochter der alexandrinisch-griechischen hatte aber von der Mutter leider auch die dogmatische Richtung geerbt, an welcher nicht bloß die berühmte alexandrinische Theologie, sondern auch das Leben in der Kirche Aegypten's allmählig dahinstreckte und hinstarb. Der anfänglich durchaus berechtigte Unterschied in den Richtungen der alexandrinischen und der antiochenischen Theologie war im 5ten Jahrhundert bekanntlich in den Gegensatz eines häretischen Monophysitismus gegen den häretischen Nestorianismus ausgeartet. Nachdem die besten Kräfte der christlichen Kirche Aegypten's in der Vertheidigung des Monophysitismus gegen die katholische Kirche und durch Parteiungen unter den Monophysiten selbst sich aufgerieben hatten, fehlte es hernach, vermöge der schismatischen Abgeschlossenheit von der katholischen Kirche, an Verbindungsadern, durch welche wieder frisches Blut in den Leib der koptischen Kirche hätte eindringen können. Abyssinien theilte dies Schicksal. Die dogmatische Speculation über die Mysterien der christlichen Wahrheit, sonderlich

über die Vereinigung von Gottheit und Menschheit in der Person Christi hat sich in der abyssinischen Priesterschaft bis zur Erschöpfung abgearbeitet, und die bis auf die äußersten Spitzen getriebenen Controversen, womit die einzelnen Priester- und Mönchsparteien sich unter einander befehdeten und verfolgten, hatten eine tiefe Zerrüttung und eine traurige geistige Verarmung der ganzen abyssinischen Kirche zur Folge. Der Abuna, d. i. der Patriarch derselben, hatte noch bis in die neuesten Zeiten oftmals nicht, wo er sein Haupt hinlegen und vor den schismatischen Neutereien und Verfolgungen Seitens seiner eigenen Kirchengenossen sich hinflüchten sollte. Auch die Könige waren häufig die Spielbälle in den Händen der theologischen Parteien. Noch der gegenwärtige König Theodoros und der dormalige Patriarch—beides Männer von festem, energischem Charakter—haben mit der Dogmenspaltung, welche das Volk vor- mals zerrissen, einen schweren Kampf gehabt und sind der Spaltung auch jetzt noch nicht völlig Herr geworden.—Außer der Subordination des Abuna unter den koptischen Patriarchen (früher zu Alexandria, jetzt zu Kairo), die aber auch nur in der Weihe des Abuna durch den Letzteren besteht, hat nicht einmal zwischen der koptischen und abyssinischen Kirche ein Band der Gemeinschaft sich erhalten. Bald nach der Machtentwicklung des Califats in Arabien begannen auch die muselmännischen Landungen an der abyssinischen Küste. Die Küstenvölker von Adel, Zeyla, Dancali, Beylur fielen dem Islam zu, und ohnsehbar würde Abyssinien den vom Süden und Osten her sich immer wiederholenden muselmännischen Sturmanläufen völlig erlegen seyn, und die christliche Kirche Abyssinien's, eines energischen Widerstandes bei ihrer innern Schwäche und Zerrissenheit kaum fähig, wäre, wie die Kirche von Nordafrika, bis auf wenige Ueberreste vom Islam zertrümmert worden, wenn nicht die geographische Lage und Beschaffenheit Abyssinien's dem Andringen des Letzteren unbesiegbare Hindernisse entgegengesetzt hätte. Zwar haben die Angriffe der Moslems bis in's 17te Jahrhundert hinein mit Heftigkeit fortgedauert, und die Abyssinier waren, nachdem 1558 auch die beiden letzten ihnen noch übrig gebliebenen Häfen von Suadim und Massoa durch Soliman Pascha erobert worden, aus der Samhara gänzlich verdrängt und von aller Communication mit dem Meere lange Zeit abgeschnitten; ja bis in die neueste Zeit haben die muhamedanischen Aethiopen- und Negervölker der Binnen- und Küstenländer, darunter namentlich die Sultane von Adel, ihren Christenhaß durch Streifzüge gegen die abyssinischen Landschaften zu befriedigen gesucht—aber Habesch selbst blieb unbesiegt und hat sich, kaum 60 geographische Meilen von den Thoren von Mekka entfernt, als ein christliches Land—das einzige in Afrika—bis heute erhalten.

Im 16ten Jahrhundert, um dieselbe Zeit, wo die deutsche Reformation ihren Zug durch die abendländische Kirche anhub, begannen in Abyssinien die römischen Missionsversuche. Die portugiesischen Entdeckungsreisen des 15ten Jahrhunderts, die sich auch nach Ostafrika erstreckten, und die Schilberungen, welche eine im Jahre 1520 an dem abyssinischen Königshofe angelangte

portugiesische Gesandtschaft von den Zuständen des Landes entwarf, waren die Veranlassung, daß der päpstliche Hof ein eigenes Missions-Collegium für Abyssinien in Rom anlegte. Der bald darauf entstandene Jesuitenorden richtete für seine auswärtige Mission sofort auch sein Augenmerk nach jenem Lande. Die vorbereitende Thätigkeit des Jesuiten Andree Oviedo am damaligen Kaiserhofe zu Schoa war von Erfolg, und andere Ordensemissäre, unter den größten Gefahren und meist verkleidet durch die muhamedanischen Küstengegenden nach Abyssinien vordringend, setzten das angefangene Werk mit Ausdauer fort. Manchen unter ihnen muß nachgerühmt werden, daß sie nicht blos für die römische Kirchenherrschaft, sondern auch für das Reich Christi dort gearbeitet haben. Aber wie die gleichzeitige Jesuitenmission in heidnischen Ländern (in China, Japan, Ostindien), so hat auch die abyssinische Jesuitenmission den edleren Geist einzelner ihrer Missionäre nicht aufkommen lassen, und sie hat sich hier, wie dort, durch die Maßlosigkeit ihres Treibens das Grab ihres Unterganges selbst bereitet. Eine Zeit lang schien es, als würden Rom's Hoffnungen von Abyssinien völlig erfüllt werden. Der Jesuit Peter Paez erreichte im Jahre 1603 das ersehnte Ziel des feierlichen Uebertritts des abyssinischen Kaiserhauses zur römisch-katholischen Kirche und die Einsetzung eines dem Papst unterworfenen abyssinischen Patriarchen. Um 1620 arbeiteten wenigstens 20 Jesuiten-Prediger an der Convertirung des Volkes und machten große Fortschritte. Allein das Volk war mit dem Uebertritt seiner Kaiserfamilie keineswegs zufrieden, sondern auf's Tiefste dadurch beunruhigt. Diese Unruhe steigerte sich, je mehr die jesuitische Kirchenherrschaft überhand nahm, und die allgemeine Gährung brach im Jahre 1632 zur Revolution aus. Der römische Patriarch ward mit seinem ganzen Anhang vertrieben, einige Zurückbleibende wurden hingerichtet. Der Kaiser Socinius entsagte dem römischen Bekenntniß und die alte Kirchenverfassung ward wieder hergestellt. Das Mißverhältniß zwischen dem Kaiserhause und dem Volke, welches den Fortbestand des Reiches schwer bedrohte, war damit gehoben; es trat im Innern des Landes wieder Ruhe ein und die alte Dynastie gelangte auf einige Zeit zu neuem Glanze. Die Residenz, seit vielen Jahrhunderten eine wechselnde, ward jetzt auf die Dauer nach Gondar, in die Mitte des Reiches, gelegt und manche gedeihliche Verbesserung des Staatswesens ward vorgenommen. Aber mit der faulen Wurzel, aus der die alte Fäulniß des Reiches hergekommen war—dem Tod in der Kirche—blieb's beim Alten, und darum konnte es bei aller scheinbaren Erfrischung zu keinem wirklichen Aufleben kommen.—Inmittelst diente jedoch die Herstellung der innern Ruhe dazu, die Abwehr eines neuen von Außen her mächtig eindringenden und furchtbaren Feindes zu ermöglichen.

Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts hatte, von dem Innern Afrika's ausgehend, eine allgemeine Völkerwanderung nach Westen, Osten und Norden zu stattgefunden, und wie vormals in der asiatisch-europäischen Völkerwanderung, so waren auch hier die verschiedenartigsten Volkselemente durch einander

und in einander geschoben worden, ohne daß sich die solchem Geschiebe und seiner mächtigen Wucht zum Grunde liegende Veranlassung jemals hat erkennen lassen. Zu den in nordöstlicher Richtung aus dem Innern Afrika's damals hervorströmenden Völkerhorden gehörten auch die wilden Galla's—ein raubsüchtiges heidnisches Barbarenvolk, von mittlerer Statur, dunkelbrauner Farbe, mit langem oder auch krausem schwarzen Haar, im Ganzen sehr wohlgestaltet, gleich den südafrikanischen Völkern nur von Milch, Butter und Fleisch sich nährend, und mit Ausnahme eines Gurtes von Därsendärmen völlig nackt einhergehend. Lange Wurfspeieße (Assagaien), ähnlich denen der Kaffern, deren Spitze sie, wie die südafrikanischen Buschmänner mit ihren Pfeilen thun, in ein furchtbares Gift tauchten, waren ihre einzige, aber mörderische Waffe. In massenhaftem Angriffe überfielen sie die Völker der Landschaften, in die sie vom Strome der Völkerwanderung hineingetrieben wurden, mordeten Alles, was nicht fliehen konnte, und verfolgten ihren Weg auch trotz äußerster Hindernisse mit der Energie eines Heuschreckenschwarmes. Die reißendsten Ströme wurden von Männern, Weibern und Kindern durch Schwimmen passiert. Ihr Heidenthum war gleich dem der Kaffern und Hottentotten eine religionslose, stumpfe Gottlosigkeit, ohne allen religiösen Göpencultus. Ihre sehr entschiedene Aehnlichkeit mit den Südafrikanern macht es viel wahrscheinlicher, daß sie ihre heimatlichen Wohnsitze in deren Nähe gehabt haben, als daß sie, wie gewöhnlich angenommen wird, aus den Aequatorialgegenden der Regenerationen hervorgegangen sind. Der schöne Körperbau der Gallas und ihre oft sehr helle Hautfarbe hat einzelne Geographen dazu veranlaßt, dieselben zur kaukasischen Rasse zu gesellen. Allein die gedachten Gründe sind viel zu schwach, um eine solche, sonst durch nichts empfohlene Annahme zu rechtfertigen. Mit ebenso vielem Recht könnte man auch manche Kaffernstämme zur kaukasischen Rasse zählen. Die obige Beschreibung ist der Angabe des berühmten äthiopischen Historiographen Ludolf entnommen, und sie trifft auch bei den heutigen Gallas theilweise noch zu. Nur einzelne Stämme derselben haben die Sitten und Gebräuche der von ihnen unterjochten Länder angenommen, wie beispielsweise die in Abyssinien eingedrungenen die amharische Sprache sprechen und einigermaßen civilisirt sind. Einige der mächtigsten Galla'stämme haben von den Abyssinern die Kleidung und von den Moslims den Islam angenommen. Aber die übrigen Horden (es soll über 50 verschiedene Galla'stämme geben, die unter eigenen Hauptlingen stehen) sind in ihrer alten Wildheit bis jetzt verblieben.

Schon im Jahre 1537 war ein Gallaschwarm vom Süden her in die abyssinischen Alpenpässe eingedrungen. „Pestis illa (schreibt Ludolf in seiner hist. anthiop.) circa annum 1537 e regno Bali emersit“ (aus dem Königreich Bali, einer der damals zu Abyssinien gehörigen südlichen Gränzprovinzen). Ihre Hauptmassen stürmten aber erst im 17ten Jahrhundert, und mit Ausnahme der Nordseite, von allen Weltgegenden her, auf Abyssinien los, und bemächtigten sich in kurzer Zeit aller der schönen und reichen Landschaften,

welche unter dem Namen von Königreichen das eigentliche Abyssinien im Süden und Westen als ein prächtiger Gürtel umgaben. Sie mordeten, sengten und plünderten, was sie trafen; selbst die Waldungen wurden in Asche gelegt, und unter ihrem furchtbaren Vandalismus waren die einst blühenden Gegenden bald bis zur Unkenntlichkeit entstellt. An den Alpenmauern des Hochlandes brach sich ihre wilde Fluth, aber bis in die neueste Zeit haben sie es alljährlich nach der Regenzeit aufs Neue versucht, durch die Engpässe der Hochgebirge in das Alpenland einzudringen, und sind dadurch zu einer stehenden Landplage Abyssinien's geworden. An einzelnen von der Natur weniger bewehrten Punkten der Süd-, auch der Ost- und Westgränze ist es ihnen gelungen, sich keilförmig bis in das Innere Abyssinien's einzuschieben und sich dort festzusetzen, so daß Abyssinien wie eine Halbinsel voll tiefer Einschnitte in das Meer der Galla-Nation hineinragt. Zum Beispiel dafür, wie groß die Masse dieser Horden seyn muß, erwähnen wir, daß im Jahre 1807 einer der Galla'hauptlinge, Namens Goojee, dem Ras (Statthalter) von Tigre in der Schlacht bei Zingilla, welche übrigens zum Vortheil von Tigre endete, ein Heer von 40,000 Mann gegenüber zu stellen vermocht hatte. Mit Recht hat daher der gegenwärtige König Abyssinien's, nachdem er die Macht des alten Herrscherhauses zum Theil wieder hergestellt, zu einem Feldzuge wider jene räuberischen Eindringlinge sich erhoben, und wenn es ihm gelingt, zunächst seine Hauptprovinzen von ihnen zu säubern, so wird er mit gleichem Rechte ohne Zweifel auch dazu vorgehen, die von den Galla's völlig occupirten ehemaligen Gränzprovinzen Abyssinien's wieder zu erobern. Eine Ausrottung der Galla aus diesen Provinzen wird er hoffentlich nicht beabsichtigen, denn sie würde ohne Unmenslichkeit, ohne Ströme von Blut nicht zu erreichen seyn, und wie verlautet, geht seine Absicht auch nur dahin, diese Galla zu unterjochen und sie darnach zu „civilisiren“, was vielleicht und hoffentlich auch mit „christianisiren“ übersetzt werden kann. Zunächst kommt es aber freilich darauf an, ob Gott der Herr das Unterjochen wird gelingen lassen. Der Kampf wird heiß und schwer seyn, denn die abyssinischen Galla haben einen Rückhalt und Hintergrund von südlichen und westlichen Stammgenossen, dessen Tiefe und Breite bis jetzt noch unerforscht ist.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz aus Württemberg.

(Dem Schreiben eines namhaften Schriftstellers entnehme ich für die Leser des Kirchenfreundes Folgendes. W. J. M.)

„Was soll ich Ihnen Gutes, Erfreuliches, Zukunftsverheißendes aus unserm europäischen und deutschen Elende zu dieser Zeit schreiben? Es giebt freilich rosigte Phantasten und glänzende Hellschereien die Fülle in unserer Zeit und in unserem Lande; glücklich könnte man sie preisen, weil sie nicht auf den dunkeln Grund der Zustände sehen und daher an eitel Aufschwung und Fortschritt im bürgerlichen und kirchlichen Leben glauben. Aber bei allem Danke für das wirklich vorhandene Gute und die sich wirklich anbahnende Besserung kann ich doch meine Trauer über die Zustände und Ausichten im Großen und Ganzen nicht zurückhalten. Wohin ich auch blicken mag, ich finde nirgends, gar nirgends einen Ort, da die Taube Fuß fassen könnte, ich sehe keine Grundlagen zu dauerhaftem Aufbau in nächster Zukunft, ich kenne keine Elemente, um eine gute Rechnung für unser gegenwärtiges Geschlecht machen zu können, ich erschäue keine Schrittsteine über die tiefen und untiefen Wasser, von denen unser Land und unsere Zeit nicht wie von Gerechtigkeit bedeckt wird. Man spricht von einer heutigen gläubigern Theologie, von Ueberwindung des Nationalismus insgemein, aber näheres Erkunden zeigt den alten Sauerteig noch sehr tief und weit verbreitet unter denen selbst, welche „biblisch“ glauben oder predigen wollen. Jedenfalls ist diese Theologie von sehr geringer Kraft auf das Leben derer, welche sie haben. Die Gemeinde aber, das Volk wird von ganz andern Kräften bewegt, von ganz andern Mächten umgetrieben, als von denen des ewigen Lebens, das etwa von Kanzeln und Büchern könt. Der Mammon und die Genußsucht, die Zuchtlosigkeit und der völlige Mangel an Gemeinssinn weicht einer so wenig urkräftigen, einschneidenden und durchgreifenden Predigt nicht, wie die unierende und vermittelnde Theologie sie übt. So hat sich eine andere theologische Richtung in den alten Bekenntnissen und Ordnungen der Kirche umgesehen, an der Trefflichkeit und der Idealität derselben in gewissem Maasse sich erwärmt oder auch ohne Maass erhitzt und will nun alte Lehre, alte Ordnung, alte Zucht wieder einführen. Alle Blätter, alle Wirthshäuser sind eben jetzt voll vom Schrei der Entrüstung über die, unsern zuchtlosen Kirchen und Gemeinden angefonnene Zucht. Adressen werden geschmiedet, Petitionen fabricirt und die Kirchenregimente haben die liebe Noth, das liebe Publicum zu beschweigen und zu besänftigen. Ein bedenkliches Zeichen dieser Zeit! Der Sturm wird vorüberziehen, ohne die Luft gereinigt, ohne für bessern Samen den Boden bereitet zu haben. Es wird das gegenwärtige kirchliche Geräusch lediglich der Vorbote seyn für neues politisches

Geräusche, ganz wie vor 1848. Es weht keine religiöse Luft heutzutage, es ist keine Zeit der Buße, der Selbstbesinnung, der Sinnesänderung, der Richtung auf das Ewige. Es ist noch nicht der Anbruch eines neuen Tages für die Kirche da, trotz allen Kirchentagen, Kirchenrätthen, Kirchenzeitungen, Kirchenordnungen. Die alten Formen haben sich unwiderrüßlich ausgelebt. Die alten Confessionen haben keinen Boden mehr im modernen Bewußtseyn.

Was insbesondere die lutherische Kirche betrifft, so ist sie in Deutschland beim Volke bis auf den Namen fast verschwunden und bei den Gebildeten und bei den Theologen bis auf die Wurzel abgethan. Seit Spener ist sie calvinisirt und der Pietismus, der unterdessen die „evangelische“ Kirche trug, wußte heute in keinem Stücke, weder nach Form noch nach Inhalt, einen wesentlichen Unterschied zwischen lutherisch und reformirt, zumal aber auch die f. g. reformirte Kirche alter Form sich ausgelebt und ihren alten starken Wein verschüttet hat. Man ist in einer schwerlich richtigen, für das Volksleben jedenfalls wichtigen Mitte zwischen Luther und Calvin zusammengeronnen und anstatt der alten Objecte und der alten Objectivität ist Alles zur Subjectivität geworden. Kein Wunder, daß nun selbst in unsern pietistischen Kreisen eine Schwächlichkeit eingekehrt ist und über eine Lauheit geklagt wird, wie sie nur bei einer „ausgehenden“ Formation gefunden wird. Es sind denn auch gerade jetzt, wo dieser subjective Pietismus in die halt-, form-, bekenntniß- und zuchtlos gewordene „Kirche“ eingedrungen ist und mehr oder weniger die Kirchenregimente bestimmt, jetzt, wo er seine innere und äußere Mission zur „Kirchen“-Sache gemacht hat, bereits die Füße derer vor der Thüre, welche ihn hinaustragen möchten. Zwar die streng Kirchlichen, welche mit dem neuen Subjectivismus und Pietismus die alte Confession, Rechtgläubigkeit, Kirchenordnung und Zucht verquicken oder gar vertauschen wollen, werden ihre Restauration auf Sand bauen und der modernen Subjectivität nichts, gar nichts abgewinnen. Die Zeit des frisch wehenden Geistes, der kindlichen Gelehrigkeit, der väterlichen Autorität, der durchschlagenden Kraft, die Zeit der Reformation läßt sich nicht wiederherstellen und mit den alten Kirchenordnungen, Liturgien, Agenden und Bekenntnißschriften gegen die neuen Maschinen, Industrien, Moden, Freiheiten und Geseze ankämpfen, heißt mit der Lanze gegen Windmühlen kämpfen. Aber es stehen Männer und Kräfte da, welche gegen die kirchlichen Restauratoren reinen Wassers wie gegen die pietistische Kirchlichkeit und gegen den verkirchlichten Pietismus, gegen diese unserer Gegenwart eigenthümliche Mischung und Zwitterbildung gleich sehr Front machen und mit Macht unter Hochkirchlichen und Niederkirchlichen aufzuräumen suchen. Daß aber jene Männer und Kräfte sich unter sich selbst wieder gehörig bekämpfen, dafür sorgt der Subjectivismus der Zeit und das ist selbst wieder ein Beweis, wie der feste Grund für irgend einen Neubau noch nicht gefunden ist.

In Württemberg speciell, wo inneres religiöses Leben verhältnißmäßig noch immer am meisten in Deutschland zu Hause ist, wendet sich gegen den in's

Kirchenregiment und in die Geistlichkeit theilweise aufgenommenen Pietismus, gegen das dann zur Mode und Form, aber auch kraftlos und weltförmig gewordene Erbe der rein pietistischen Richtung, gegen alle diese neuen halben Maasregeln, schwächernen Ordnungsversuche, schwächlichen Vermittlungen und zwieschlächtigen Erzeugnisse der „Landes- und Staatskirche“, die puritanische oder doch biblisch-puristische Schule des Dr. Beck in Tübingen und die sociale Agitation der Gesellschaft für Sammlung eines Volkes Gottes nach Jerusalem unter Christoph Hoffmann. Letzterer will die jetzt getrüübte Idee, welche der durch seinen Vater gestifteten Gemeinde Kornthal zu Grunde lag, reinigen und eine wahrhaft christliche Gemeinde nicht blos, sondern ein wirklich priesterkönigliches Volk nach der Verheißung im Lande der Verheißung herstellen. Vom staatskirchlichen Pietismus zurück- und ausgestoßen kämpft er scharf und grausam, ja fanatisch gegen denselben und Prälat v. Kapff, der Führer und das Haupt jenes Pietismus wird nahezu als Verführer, wo nicht als der Antichrist selber verklagt und gerichtet. Das Schmähren auf die Geistlichkeit der Staatskirche, die sich vom Schweisse des Volkes nähre, ist Wasser auf die Mühle aller politisch und kirchlich Radikalen. Dr. Beck mit seinen auf ihn schwörenden Schülern bricht den Stab über dieses kirchlich-socialen Agitiren eben so sehr, als über das staatskirchliche Gemächte unserer Zeit und treibt von allem weltförmigen Gebahren, schwanke dem Vermitteln, äußerlichem Ordnen, Wirken und Machen hinein in's Schriftwort und in's Innere, in die Einsicht auf Christum, in die Abgezogenheit von aller Form, aller Partei, aller geschichtlichen, wissenschaftlichen, confessionellen und kirchlichen Tradition. Einverstanden ist er mit Hoffmann nur in der Kritik und Negation des Bestehenden, in der Verurtheilung aller Ausbesserungsversuche an der Kirche, in der Verwerfung der neu eingeführten Presbyterien und Synoden, der neu eingeführten oder einzuführenden Ordination, Kirchenzucht, Cultusverschönerung, liturgischen Rück- oder Fortbildung. Das bisher Bestandene will er nicht direct umstürzen, nur soll nicht neuer Lappen auf das alte Kleid gestickt, kein neues Rad an den „verführten Kirchenkarren“ gehängt, sondern die Zeit erwartet werden unter Vertiefung in die Schrift und Leben nach der Schrift, bis das Alte von selber zusammengestürzt und ein Neues aus Gott geworden sey. Indessen aber, wie soll's gehen und was soll werden?

Nur Eines ersehe ich als unabweisliches Ergebniss unserer Zustände und Bedürfnisse: das Verhältniß von Staat und Kirche, wie es seit 300 Jahren sich gestaltet, ist nicht auf die Länge haltbar. In Bayern wenden sich so eben die Protestanten an ihren katholischen König als obersten Bischof ihrer Kirche um Schutz gegen ihr eigenes protestantisches Kirchenregiment und dessen Zumnuthungen alter Gesangbuchslieder, Liturgien, Kirchendisziplinen, Privatbeichten und Agenden! In Württemberg hat der König als oberster Bischof so eben sich das Recht vorbehalten, in den Fällen, da er nach neuestem Landesgesetz von den bisher verbotenen Verwandtschaftsgraden und sonstigen Ehefachen dispensiren darf, zu Gunsten laxester Eheschließung zu bestimmen, ob

seine Dispensation auch die kirchliche Trauung zur Folge haben oder nur die Civilehe ermöglichen soll. Ob alle bisherige Kirchenordnung, ob Gottes Wort entgegenstehe, der König befiehlt der „evangelischen“ Geistlichkeit; den Segen der Kirche zu ertheilen! In Preußen hat sich die evangelische Synode zu Berlin in diesem Augenblicke gegen Civilehe und doch für rein kirchliche Behandlung der Ehefachen ausgesprochen. Die Landeskirche, der christliche Staat, der Cäsaropapismus, die Nichtbildung der nicht anerkannten religiösen Genossenschaften, wie des Irvingianismus, scheint dort in neuer Blüthe zu stehen und doch—die Kammerdebatten über diese eben eingebrachte neue Eheordnung werden zeigen, wie lange das zwiespältige Reich, der Widerspruch zwischen modernem Staate und althergebrachter Kirche noch bestehen kann. Wir leben von einem Tag in den andern voll Wartens der Dinge, die da kommen sollen, kommen müssen.“

Bücherschau.

Jahrbücher für deutsche Theologie, herausgegeben von Dr. Liebner in Dresden, Dr. Dorner und Dr. Ehrenfeuchter in Göttingen, Dr. Landerer und Dr. Palmer in Tübingen, Dr. Weissfäcker in Stuttgart. 1r Band, 1s Heft. Stuttgart, Verlag von Rud. Vesser, 1856.

Man mag sich wundern, daß bereits wieder eine neue theologische wissenschaftliche Zeitschrift in Deutschland austritt. So viele Journale dieser Art auch ihre Existenz fristen, so scheinen sie doch dem Bedürfnisse nicht zu genügen. Die Frage liegt nahe, welche Richtung, welche besondere theologische Denkweise es sey, die an diesem neuen Organe ihre Repräsentation zu finden hofft. Wir haben Zeitschriften des stricten Lutherthums, wie die von Hubelbach und Guericke und die Erlanger Zeitschrift; wir haben Organe, die mehr der Unionstendenz sich anschließen, wie die Zeitschrift für christliche Wissenschaft und Leben; wir haben Journale, in denen gründliche Forschung unbeeengt von irgend einer lästigen, allzuengen Schranke ihre Resultate aussprechen darf, wie die Studien und Kritiken. Es fehlt auch gar nicht an Blättern, welche in die kirchliche Tagesgeschichte überhaupt oder mit genauer Beziehung auf bestimmte Localitäten eingreifen. Hier tritt uns ein neues wissenschaftliches Organ entgegen und den Namen auf dem Titel sind wir schon oft begegnet auf den Gebieten der neuen deutschen evangelischen Theologie. Wollen wir das Eigenthümliche der Richtung dieser Zeitschrift hervorheben, so scheint es darin zu bestehen, daß Hauptfragen der evangelischen Theologie erörtert, wissenschaftliche Resultate auf diesem Felde in einer „dem Verständniß weiterer Kreise offenen Darstellung“ mitgetheilt werden sollen; somit sollen rein gelehrte Arbeiten hier vermieden werden und ebenso alles Für und Wider betreffend die kirchenpolitischen Zeitfragen. Einen strengen orthodoxen kirchlichen Standpunkt haben wir auch nicht zu erwarten, doch aber Fortarbeit an der „Erkenntniß und Begründung der höchsten christlichen Grundwahrheiten nach den uner-schöpflichen Quellen der heil. Schrift und des reformatorischen Zeugnisses.“—Dies vor uns liegende Heft enthält 214 Seiten. Die Heftform ziehen wir für längere, zusammen-

hängende Abhandlungen dem verzeitelten Wesen der Wochenblätter vor. Die in diesem Hefte gegebenen Artikel setzen aber alle eine erkleckliche theologische Bildung und literarische Kenntnisse voraus, wie wir sie kaum bei einer bedeutenden Anzahl gebildeter Laien voraussetzen dürfen. Sie sind 1) die deutsche Theologie und ihre Aufgabe in der Gegenwart; 2) über theologische Principienlehre, von Dr. Ehrenfeuchter; 3) Untersuchungen über den Lehrgehalt des Römerbriefs mit Beziehung auf die kirchliche Lehrform, von Prof. Julius Köstlin in Göttingen; 4) zu der Lehre vom Wesen der Sünde, von C. Weizsäcker; 5) aus Vorlesungen über die Dogmatik (Einleitung in die Dogmatik) von Dr. Liebner.

Kämmerhirte. Ein Angebinde für die unerwachsenen Glieder der Kirche. Herausgegeben von Pastor Joh. Gantenbein, Nr. 110 Howardstraße, Kensington, Philadelphia, Pa. Januar 1857. Band I. Nr. 1.

Der Herausgeber dieses religiösen Monatsblattes für Kinder ist Glied der deutsch-reformirten Synode und hofft, durch sein Unternehmen einem Bedürfnisse entgegen zu kommen, obwohl mehrere ähnliche Blätter, neuestens ein deutsches methodistisches, bereits im Felde sind. Daß er auch noch seinen Platz im Felde findet, bezweifeln wir gar nicht. Die Aufgabe, welche diese Kinderblätter sich setzen, ist nicht leicht. Es ist schon nicht leicht, recht kindlich zu Kindern, besonders zu kleineren, zu reden; noch schwerer ist es, für sie zu schreiben und zwar gar über religiöse Gegenstände, daß sie es auch mit Begierde und Lust lesen. Der Styl vorliegender Nummer, so schön er ist, will uns für Kinder beinahe etwas zu blühend erscheinen. Wenn es heißt auf der ersten Seite von Adam: „während früher ungestörtes Kraftgefühl und Wohlfeyn ihm alle Glieder durchbebt, so fühlt er nun den beugenden Druck der Mättigkeit und fühlt deutlich, daß er den Tod bereits mit sich herumträgt,“ so setzt eine solche Wendung jedenfalls eine reifere Jugend voraus. Recht kindlich erzählt ist unter Anderem p. 4: „Der Weihnachtsabend“; aber daß vom rechten Christkind kein Wort zu den durch Gaben erfreuten Kindern geredet wurde, das war uns auffallend. Wir zweifeln gar nicht, daß auch dieses Blatt Gutes stiften wird, wenn besonders Eltern den Kindern es vorlesen oder von ihnen sich's vorlesen lassen. Die Ausstattung an Bildern und Druck ist wirklich schön. Der Ertrag ist für die Mission bestimmt.

Naeman, oder Altes und Neues. 2. Könige Cap. 5. Dritte umgearbeitete Auflage. Basel, Bahnmaier's Buchhandlung, 1856.

Ein wohl bekannter, aber nicht genannter Autor hat erbaulich und ausführlich jene höchst lehrreiche alttestamentliche Geschichte aus der Zeit Elisa's behandelt, wie Abraham's Fußstapfen, Daniel's Hofleben, Elias' Prophetengang und andere köstliche Abschnitte des alten Testaments behandelt wurden. Den Schwung und die Phantasie eines Krummacher findet man in unserem Buche nicht, aber um so mehr heilsame Nüchternheit bei einem großen Reichthum christlicher Erfahrung. Es ist in Deutschland längst ein Lieblingsbuch in vielen frommen Familien gewesen und ist bei der Mannigfaltigkeit seines Inhaltes und der sehr ansprechenden, herzlichen Schreibart ganz geeignet, Aeltere und Jüngere, in denen Etwas von göttlichem Leben ist, vielfach zu belehren und heilsam zu erbauen.

Doctor Martin Luther in den Hauptzügen seines Lebens geschildert von Karl Becker, evangelisch-lutherischem Pastor zu Königsberg i. d. Neumark. Mit einer Abbildung der Luther-Statue zu Wöhrn. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1856.

Ein netter Band von 368 Seiten und wirklich eine recht anziehend geschriebene Biographie Luther's. Man kann da natürlich nicht lauter Neues erwarten, ja, man möchte sagen, es sey gar keine Möglichkeit vorhanden, über einen von so Vielen behandelten Ge-

genstand, der in allen seinen wesentlichen Beziehungen ohnehin weltkundig ist, noch etwas Neues zu sagen. Der Verfasser macht auch nicht den Anspruch, daß er bisher ganz Unbekanntes mittheile. Gleichwohl denke Niemand, daß das Buch eine bloße Repetition Bekannter Dinge sey; es trägt durchaus den Stempel selbstständiger Behandlung und zwar in ganz einfacher, von affectirter Popularität freier Sprache. Es will kein Buch seyn für Geschichtsforscher oder Theologen vom Fache, sondern ein Buch für die Familien und die Jugend, und für diesen Zweck scheint es uns, da die religiöse Seite am Leben Luther's so schön und erbaulich hervorgehoben wird, vorzüglich geeignet.

Unterredungen über den Kleinen Katechismus Luther's. Ein praktisches Handbuch für Schullehrer von J. Nissen, Schullehrer in Glückstadt. 4te verb. u. verm. Aufl. Kiel, Schweser'sche Buchhandlung, 1855.

Nissen und Harnisch sind in den Bibliotheken derer, die den Kl. Katech. Luther's mit der lieben Jugend zu treiben haben, so wohl eingebürgert, daß weitere Empfehlung nicht nöthig erscheint. Nissen besonders ist ungemein reichhaltig an Stoff und giebt auch als praktischer Schulmann für die didaktische Behandlung eine Menge vortrefflicher Winke. Sein Buch ist zwar, wie der Titel besagt, zunächst für Schullehrer bestimmt, wird aber den Pastoren, sofern sie ja auch Schullehrer seyn sollen, beim Unterricht nach dem Kleinen Katechismus in Schule und Kirche vortreffliche Dienste leisten.

Kirchenchronik.

Protestantismus.—**Ungarn.** Das kais. königl. Ministerium für Cultus und Unterricht hat sich seit einiger Zeit bemüht, die Verhältnisse der beiden protestantischen Confessionen in Ungarn zu ordnen und hat im letzten Herbst einen „Entwurf zu einem Gesetze für die Vertretung und Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten der Evangelischen beider Confessionen in Ungarn“ vorgelegt. Zugleich wurde derselbe der Kritik aller Betroffenen anheimgestellt. Zuerst wird nun gegen dieses ganze Verfahren, welches faktisch die vom Kaiser der evangel. Kirche in Ungarn zugesagte Autonomie der Kirche aufhebe, von verschiedenen Seiten Protest eingelegt. Es wird gefordert, daß der ganze Entwurf jedenfalls einer allgemeinen Synode der Evangelischen zur Prüfung und Ueberarbeitung vorgelegt werde. Am Inhalt des Entwurfs wird besonders gerügt das darin vorherrschende hierarchisch-aristokratische Element, da er in seiner ganzen Tendenz dem Geist der evangel. Kirche entgegenstrebe und das Princip der Parität des geistlichen und weltlichen Standes aufhebe. Aus demselben Grunde wird auch gegen den Vorschlag der Vertretung der Gemeinden durch eine bestimmte Anzahl ihrer Glieder Protest eingelegt und es wird für alle für Kirche und Schule beitragenden Mitglieder freie Ausübung ihrer gesetzlichen Rechte verlangt. Auch gegen die Einführung sittenrichterlicher Presbyterien, wie man sie in deutschen evangelischen Landen ohne Erfolg versuchsweise eingeführt habe, wird protestirt; es gehe damit besonders nicht in größeren Städten, man solle das Censuramt der stillen Gewalt des Wortes Gottes überlassen; wo dasselbe nicht das Nöthige wirke, mögen weise bürgerliche Gesetze nachhelfen. Besonders wird auch der Vorschlag geheimer Verhandlung auf den kirchlichen Conventen verworfen, weil Oeffentlichkeit für die evangelische Kirche überall so wünschenswerth sey. Namentlich wird noch getadelt, daß der ministerielle Entwurf dem Oberkirchenrath, welcher die Spitze der ganzen kirchlichen Verfassung bildet, eine so weitgreifende Machtvollkommenheit einräume, wodurch an die Stelle einer freien Selbstregierung der Kirche nur eine bureaukratische, schleppende Verwaltung treten

müßte. Noch wird beklagt, daß der Entwurf auf das Verhältniß der evangelischen Confession zu andern, welches gesetzliche Bestimmungen nothwendig erfordere, gar nicht eingehe, und daß er die den Evangelischen längst zuerkannten Rechte, betreffend die Anordnung und Leitung ihrer Schulen und des Unterrichtswesens, völlig ignorire.

Schweden. Der Evangel. N. Ztg. entnehmen wir Folgendes: „Die religiösen und kirchlichen Zustände dieses Landes werden von Mr. Scott, einem neueren englischen Reisenden, in folgender Weise geschildert: Es ist eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, daß die schwedische Geistlichkeit gebildet und intelligent ist, ein höchst achtbarer und geachteter Stand, welcher im Allgemeinen die gewöhnlichen Pflichten seines Amtes mit Gewissenhaftigkeit erfüllt. Anklagen von Unsitlichkeit werden selten gegen sie laut und selbst Beschwerden über laxen Grundsätze sind nicht häufig. Doch sind die schwedischen Geistlichen in ihrer Gesamtheit nicht tief religiös, so daß, obschon ihre Gewissenhaftigkeit sie antreibt, die Pflichten ihres Berufes nicht zu vernachlässigen, sie doch nicht von jenem höheren Schwung des Gefühles erfüllt sind, welcher sie dazu führen könnte, all' ihr Dichten und Trachten nur darauf zu richten, das Volk zu einer hohen Stufe von Sittlichkeit und Religion zu erheben.—Ein gewisser Grad religiöser Unterweisung wird jedem Kinde zu Theil, um es für die Confirmation vorzubereiten, während jeder, ehe er communicirt, sich der kirchlich vorgeschriebenen Vorbereitung unterziehen muß, und diese Vorschrift wird so streng gehandhabt, daß ihre Vernachlässigung in den beiden letzten Jahren die Verurtheilung mehrerer Individuen zu Gefängniß bei Wasser und Brod veranlaßt hat. Niemand, der zur schwedischen Nationalkirche gehört, darf eine Ehe schließen, wenn er nicht das Sacrament empfangen, noch kann er, bis dies geschehen, einen Eid als Zeuge leisten oder die Privilegien eines Bürgers genießen &c.

Da aber das Volk so gezwungen wird, die Vorschriften der Religion als Mittel zu gewissen, zeitlichen Vortheilen zu befolgen, so betrachtet es dieselben als bloße Formen, nicht als geheiligte Verpflichtungen, ihre Beobachtung entspringt im Allgemeinen nicht aus religiösem Gefühl, ist nicht von tiefer, ehrfurchtsvoller Empfindung begleitet und daher auch im Durchschnitt von keinem gedeihlichen Erfolge. Wo das Gesetz zwingt, hält es die Geistlichkeit für unnöthig, zu überzeugen oder zu ermahnen und ihre Einrichtungen arten mithin in eine feststehende Routine aus, welcher allerdings gesunde Principien einwohnen; allein die Amtsverrichtungen werden so geistlos, so leer von dem kräftigen Einfluß, welcher aus früherer Ueberzeugung und aufrichtigem Streben entspringt, oder auch aus dem Wett-eifer von verschiedenen, neben einander bestehenden, religiösen Gemeinschaften, daß sie doch keine wahrhaft wohlthätigen Wirkungen hervorbringen, und so besteht die seltsame Anomalie, daß während fast jeder Schwede das Sacrament empfängt, die Zahl der Verbrechen, im Verhältniß zu der Bevölkerung, die aller andern Länder in Europa übersteigt. Das Eine mag nicht geradezu die Ursache des Andern seyn, und doch kann man sich geneigt fühlen, den niederen Stand der Moralität unter dem schwedischen Volke einigermaßen dem System zuzuschreiben, welches dasselbe zwingt, die heiligsten Vorschriften der Religion zu befolgen, ohne Rücksicht, was es dabei empfindet.—Da die Pfriinden der Kirche gut sind, so giebt es zahlreiche Candidaten für die geistlichen Stellen, aber wer sie erhält, wird nicht sowohl wegen seiner Frömmigkeit oder tiefen theologischen Gelehrsamkeit gewählt; anderweitig literarische oder administrative Talente befähigen eben so sehr zu einem Bischofsstuhle.“

Nordamerika. Aus dem episcopalen Church Almanac vom Jahre 1857 geht hervor, daß die Episcopalkirche dieses Landes gegenwärtig 32 bischöfliche Diocesen umfaßt mit im Ganzen 1875 Geistlichen. Unter diesen befanden sich 39 Bischöfe (einige ohne Diocese), 1726 Priester und 110 Diakonen. Im vorigen Jahre wuchs die Liste der Geistlichen an um 98; bei 417 kam ein Wechsel ihrer Predigerstellen vor, woraus zu schließen ist, daß Stellenwechsel auch in diesem episcopalen Gebiete etwas sehr häufiges ist. Auch sind aus der Zahl der Geistlichen 95 nicht Prediger, sondern Lehrer, 25 sind Kaplane bei der Armee und Flotte und 263 sind ohne Gemeinde oder förmlichen Beruf.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang X.

März 1857.

No. 3.

Die Schöpfung des Bildes Gottes.

Ein freies Wort über 1. Mos. 1, 26. 27.

Diese beiden Verse der Schrift könnte man getrost, wenn man so reden wollte, die inhaltsreichsten der Offenbarung nennen; denn die Bibel liegt in denselben wie eingeschachtelt. Hätten nur einige der davon verborgenen Gedanken die Heidenwelt durchsäuert, so müßten ihre Altäre brechen. Die Theologie und der Glaube hat seit Jahrtausenden herumgestanden, aus dieser Schatzkammer ausladend, und die rechten Hausväter werden der Arbeit nimmer überdrüssig werden. Auch brauchen sie nicht zu fürchten, daß sie auf den Boden kommen; denn die ganze folgende Schrift wurzelt in den wenigen Buchstaben. Somit kann der betrachtende Geist wohl einem ihm neuen Sternlein begegnen; hinter demselben öffnet sich jedoch immer wieder des Himmels unergründliche Tiefe.

Jüngst, bei einer Betrachtung der Stelle, gingen mir der Sternlein einige auf, und obschon dieselben von schärferen Augen in weit größerer Fülle erkannt und zu Buch getragen sind, so möchte ja doch von Andern der Vorsatz zu fernem Suchen und Ausstheilen des Gefundenen gefaßt werden. Und wenn der Kirchenfreund nur zu Einer frischen Predigt anregen sollte, wie er es kürzlich durch den schönen Artikel von Prof. Schaff, „Jesus Christus“, gewiß gethan hat, so ist er ja zu um so größeren Nutzen gedruckt.

Sehen wir denn das große Wort der Offenbarung an.

Es versetzt uns in eine Zeit, da die menschliche Vernunft sich als Bettlerin erkennen muß; denn die Schöpfung der Welt betrachtend kann und muß sie nur sagen: Herr ich glaube! Jegliche rationalistische Schwärmerei wird da zum Spott. Die Schöpfung der Welt ist ein Wunder, und wer das unermessliche Wunder leugnen will, der mag diese Erde mit den alten Indiern auf dem Rücken eines Fisches aus dem Meere kriechen sehen.

Unser obiges Wort ist denn zunächst nackte Thatsache und Geschichte.—Die schaffenden Hände, welche das große Haus gebaut hatten, ruhten von der Arbeit. Das ungeheure Sausen und Brausen in der gebäh-

Kirchenfreund. Jahrg. X. No. 3. 6

renden Höhe und Tiefe war verstummt. Die junge Welt lag im Glanze des Ersten Frühlings da. Alle jetzige Herrlichkeit der Erde ist ein Abglanz dieses Lenzes. Es fehlte aber noch der Bewohner und Hausherr.—Nun schuf Jehovah den Menschen. Wie?—All' die Fragen führen zu geringen Resultaten. Die unerbittliche Thatsache steht in tausend Millionen Zeugen vor und um uns. Vom Unterschied des „lebendigen Odems“ und des eingehauchten heil. Geistes läßt sich reden; aber mit Vorsicht; denn die Dogmatik kann leicht den Geist verspülen.—Diese Thatsache, die Schöpfung des Menschen ist dem Unglauben die allerärgerlichste. Er knaupelt schon Jahrtausende daran; aber er kann und wird sie nicht versehen. Drei Thatsachen giebt es, an denen der Satan sich die Zähne ausbeißt. Die erste ist so eben genannt; die Zweite ist die Auferstehung des Gottmenschen; denn wenn die nicht wahr wäre, so wäre das ein tausendfach größeres Wunder. Da müßten die Jünger, sammt allen Feinden des Herrn, ja die ganze Erste Kirche in einen Lügenbund getreten seyn, um der Zukunft die Erzlüge aufzubinden. Und zur Kurzweil hätten sich die Apostel und Märtyrer köpfen und verbrennen und zerreißen lassen.—Die Dritte ist die „Gemeinschaft der Heiligen“, oder die Kirche, im ersten wesentlichen Begriffe des Wortes, mit dem Herrn als Haupt an der Spitze. Dieses Salz, dieser Sauerteig, diese Stadt auf dem Berge, dieser Lebensbaum ist da. Die Spötter selbst essen von den Früchten. Lügner sie das, so lügen sie in ihren eigenen Hals.

Daß der Erste Mensch Gottes Bild nicht blieb, ist bekannt. Er wandte sich von Gott ab. Er trat aus dem Lichte heraus. Er sank in Unglauben; denn Unglaube ist die Sünde. Der Herr weiß besser die Sünde zu erklären, als manche Dogmatiker. Joh. 16, 9 giebt die Deutung. Daß der Mensch der von außen kommenden Lockung nachgab, von Gott wich und in sich selbst versank, ist Geschichte. Siehst du bei den Kainiten Gottes Bild? Siehst du es in den Dienern Molochs, den groben und den feinen?—Die Alten deuteten das Wort Adam nach den Anfangsbuchstaben so: Ach—du—armer—Mensch!—Sie hatten Recht. Steckst du die Hand in deinen Busen, so fühlst du: „ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleisch, wohnet nichts Gutes.“ Die Nörkler unserer Tage am Zweiten Artikel der A. C. ziehen wahrscheinlich Handschuhe an, wenn sie die puritanischen Finger an's Herz halten, und zwar ziemlich plumpe.

Schaue nun das Wunderwort zum zweiten Male an, und es verklärt sich zur Verheißung.

Gottes Bild war gewichen; aber Gottes Werke können nicht zerstört werden. Es entstand alsobald von der Barmherzigkeit erregt, ein neues schöpferisches Säusen und Brausen. Ja durch die Dornen und Disteln des zerstörten Paradieses ging es dahin. Woher, und wohin, das wußte und weiß Niemand; denn vom Winde weiß man es noch nicht einmal, ob schon die Gelehrten der Neuzeit mit der Entdeckung drohen. Das Säusen wuchs zum Bewegen. Es schlummerte nie. Es führte, belebte und beherrschte die Heidenwelt. Als aber der merkwürdige Herrscher des „Weltkreises“, Augustus, vor oder nach-

bildlich die Welt schämen mußte, als aus den zwei Seelen Millionen geworden waren, als die Zweite Stunde der Schöpfung schlug, als die Zeit und das Säusen und Bewegen über den chaotischen Massen der Menschenwelt erfüllt war, da,—o jauchze Himmel und Erde!—da in der stillen geheimen Nacht wurde das obige Wort der Verheißung erfüllt, und in Bethlehem's Krippe liegt das Zweite Wunder der Barmherzigkeit: „Das Bild, das uns gleich sey.“ Ja, da liegt es herrlich und klar, das eigentliche Bild, und Satan versucht daran vergeblich sein Spiel und seine Wuth. Ringsum aber, aus der Höhe die seligen Geister, und von der Erde die auf Israel's Trost Harrenden, sammeln sich um das kündlich große Geheimniß, und wenn Du es nicht thust, freudig, dankbar und anbetend, nicht nur am heil. Christtage, sondern täglich und gern, so magst Du wohl prangen im Bilde des ersten, aber nimmer in dem des zweiten Adam. Aber die Kirche Gottes, d. h. zuerst die zerstreute, dem Herrn nur sichtbare und bekannte Schaar der wirklich Gläubigen, steht vom weinenden Ersten Menschen, vom gemordeten Abel an durch alle Zeiten im Geiste um diese ersehnte Schöpfung des Gottmenschen, selbst durch göttliches Erbarmen in's Bild des Verheißenen verklärt und für die Wahrheit des großen Wortes 1. Mos. 1, 26 immerwährendes Zeugniß ablegend.

Vollendet ist die Verheißung aber noch nicht. Schau zum dritten Mal hinein, und eingeschachtelt findest du eine majestätische Weissagung.

Noch ist das neue Geschlecht, das nach Gottes Bilde ringt, ein armes, zerstreutes, weinendes und mühselig kämpfendes Häuflein. Sein Weg führt noch durch die alten Dornen und Disteln, und Schweiß perlt auf seiner Stirn. Ja, Schweiß; nicht blos von dem auf Äcker und Wiesen, sondern von dem edlern, den es Dem nach vergießt, der in der Kreuzschule von Gethsemane für uns litt!—Aber das uralte Wort wird und muß erfüllt werden, eben so gewiß, als es zweimal erfüllt ist; denn die Zahl Drei ist, beiläufig, allen Spöttern zum Hohne, eine prophetische Grundzahl der Welt.—Wenn ein drittes Säusen, Brausen und Bewegen heranbricht, mächtiger, doch geistiger als zuvor, wenn die, jetzt und in der Zukunft rauschenden Winde sich mit heimlichen Zeichen vermählen, wenn Angst und Jauchzen das Menschengeschlecht scheidet, wenn neue Stimmen des Rufenden erschallen, die verborgene Heerde um den sichtbaren Hirten gesammelt ist, jedes Schäflein und Lämmlein im Bilde der Gnade prangt, und die Gottesmenschen, vereinigt durch heiligen Glauben mit dem ewigen Gottmenschen, die Lieder der Unsterblichen singen, wenn die, so zu sagen, allein=seligmachende Kirche aus dem alten Egypten ausgezogen ist und Kanaan's Fluren bezieht,—dann, erst dann ist das Wort: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sey,“ zur Vollendung und Erfüllung gekommen.

So liegt der Neue Bund durch und durch eingeschachtelt und verborgen im Alten!

Der Christ aber betrachtet nicht nur Gottes Wort, sondern er beschauet sich selbst in dem Wort.

Hier ist das Leicht. Das Wort redet nun deutlich auch für den Schwachen.

Das Bild Dessen, der in der Krippe lag und nun in der Vollendung in solch' überschwänglicher Herrlichkeit vor dir steht, das sollst du vor und in dir haben, tragen und bewegen. Nicht des Ersten Adam Gleichniß, sey es Vater, Mutter, Bruder, Freund, Lehrer oder gar der Weltweisen Einen. So macht es das blinde Herz zwar gern. Es sucht das Aehnliche. Christus aber ist und sey unser Vorbild; achte sie alle, welche als Abglanz und Abbild dieses Urbildes wahrhaft glauben und wandeln. Immer und immer aber sollst du deine Uhr nach der Sonnenuhr reguliren; denn da nur bist du gänzlich sicher und wirst die andern zu prüfen vermögen.

Aber, wie Du des Ersten Adam Angeficht, Augen, Ohren, Lippen, Herz, Hände und Füße hast, so sollst Du, vom Gottmenschen zu Gottes Bild Verwesener, die Augen, Ohren, Lippen, das Herz, die Hände und Füße des Zweiten Dir aneignen lassen, durch seinen Geist,—so doch, daß Du vom Gottesmenschen durchdrungen und verwandelt zur wirklich neuen Creatur wirst.

Dazu wirst Du aber dann nur gelangen, wenn Du, von dem es heißt: ach du armer Mensch! wenn Du dich klein und arm in jene Krippe legst, die Dein Herr und Neuschöpfer nicht verschmähte; denn dann nur brichst Du dem Glauven Bahn durch Buße und geistliche Armuth. Und da Du in dieser dich gerade reich und stark fühlen wirst, so wirst Du mit Freudigkeit zum Kreuze greifen; denn der Weg des Zweiten Menschen geht nur durch Dornen und Disteln zur Höhe hinauf. Und der Hauptfeind in und um dich ist eben der alte Mensch, der, jenes große Wort nicht kennend oder errathend, in blindem Wahne der Ersten Gottesbildlichkeit sich rühmt.

Jagst du dem nach, so wird dir die königliche Verheißung unseres Wortes zu Theil.

Ja, eine solche liegt in dem unerschöpflichen Worte: „die da herrschen über die Fische im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel, und über das Vieh, und über die ganze Erde, und über alles Gewürm, das auf Erden kriechet.“

Laß dich nicht täuschen, Leser! Hebe nur den Vorhang auf mit den Händen, die in's Wasser des Evangeliums getaucht sind, und du wirst ernste und große, wenn auch bekannte Wahrheit erblicken.

Wie ist die Weissagung von der Herrschaft der Kinder des gefallenen Adam doch so buchstäblich erfüllt!

Willst du es recht im Contraste sehen, so beschau den eigentlichen, wenn auch der Welt verborgenen König. Christus ist der Herr, Herrscher und Regierer der Welt. „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Das Christenthum herrscht, ja in seiner Verachtung. Sein Quell, Christus, ist der einzige Quell aller lebendigen Wasser. Er ist der Mittelpunkt aller Entdeckungen, aller Geschichte, aller Ereignisse. Ihm dienen die stolzesten Tyrannen, und der rotheste Republikaner muß für ihn die Bahn säubern. Der stolze Höllenfürst rühmt sich seines Dieners und sieht nicht, daß er der dienend

Esclave ist. Jedes Säuseln, Sausen, Brausen und Bewegen, jedes Rauschen im finstern Walde, jeder aufflammende Stern, jedes Lied und jedes neuentdeckte Land, ja Alles, was im Meere, unter dem Himmel, in der Erde und auf derselben sich regt, findet seine letzten leitenden Fäden in der Hand des mit Schmach gekreuzigten und ruhmvoll erhöhten Gottmenschen. Und mit ihm regiert, durchsäuert, erleuchtet, erwärmt und herrscht, unbewußt in aller Demuth,—die Kirche, d. h. die Schaar der Gläubigen, die der Herz- und Pulsschlag der großen herausgewachsenen sichtbaren Anstalt Gottes auf Erden ist. Wer das nicht klärllich fassen könnte, der denke an die Apostel. Nur Einer derselben hat mehr Geister bewegt, beherrscht, geleitet und geführt, als Legionen von weltlichen Fürsten und Herren. Und wenn Kaiser Carl's des Fünften Reich auch der immer aufgehenden Sonne sich erfreute, so ist seine Herrschaft nur ein Schattenspiel gegen die jenes Mönchleins aus Wittenberg.

In diesem heiligen Gebiete erblicke nun das Königreich des Ersten Adam.

Wie buchstäblich ist das Wort der Schrift wahr. Wie buchstäblich erfüllt es sich fort und fort! Ja, vielleicht ihr seyd Feinde Jesu, und doch—ihr herrscht! Ja, ihr seyd Könige! Worüber?—Seht die Antwort! Ihr bestegt die Riesen des Meeres; ihr raubt dem Wallfische den Thron; ihr steigt mit dem Ballon dem Adler nach; ihr spannt die stärkste Naturkraft, ja die Elemente in euer Joch; ihr erobert, durchsucht und durchforscht die ganze Erde; ihr betrachtet die künstlichen Glieder eines jeglichen Gewürms; ihr kriecht tiefer in die Schollen der Erde als der Würmer einer; und auf dem Bauche liegend spürt ihr den Adern eures Gottes nach.——Arme Herrschaft!—Bettelhafte Könige, wenn das das einzige Gebiet!—

Das Alles ist verheißten, erlaubt und recht, aber der alte Mensch sey unterthan geworden dem neuen!

Aber was ist all' die äußere Herrschaft des Christenthums gegen die so ganz unsichtbare in der eigenen Brust! Was sind solche Kämpfe gegen die im stillen Herzen! Was alle Schlachten gegen die, welche in der heiligen Tiefe der Seele vom alten gegen den neuen Menschen, und umgekehrt, geführt werden! Welch' ein Streit gegen Sünde, Tod, Hölle und Satan!——Da muß Wort und Feder ruhen; aber das Herz rede mit dem Herzen.—Welche Siege, Beute, Gefänge, Eroberungen, Gewinnste, Trophäen und Triumphe!—Wo bleibt da die Welt der Kinder des Staubes! Schauert, ja furchtbar tönt da das Wort der alten Verheißung. Herrscher über Fische, Vögel, Vieh, die Erde und Gewürm!—Ueber das?—Ist das nur Gottes Bild beschieden? Weiter Nichts?—Alle aber, die Gottes Bild kennen und suchen, geben hohe, frohe, jauchzende Antwort.

Wenn aber der eigentliche Herr den Vorhang hebt, heraustritt aus dem Allerheiligsten, und als der große Held und Ewigkeit-Vater den Thron besteigt, dann wird die Verheißung, die der Herr den Jüngern gab,—in und hinter diesen Ersten Worten verhüllt und verborgen,—die Verheißung vom Richter, Matth. 19, 28, vor dem Auge aller Derer glorreich erfüllt werden, welche hienieden eben durch wahrhaft demüthiges Gehorchen in Ihm und durch Ihn unbewußt und ruhmlos herrschten, der da Alles in Allem ist!

Johann Calvin's Leben und Wirken.

Hæc nobis erit arx invicta quod Domino stamus.

(Calv. Vireto.)

(Fortsetzung.)

2) Calvin's Schutrede der Reformation. Grundgedanken seiner Institutio. Urtheile über dieses Werk.

Erst sechsundzwanzig Jahre alt war Calvin, als er von Basel aus sein berühmtes „Lehrbuch der christlichen Religion“ in die Welt ausgehen ließ. Man muß dieses Werk selber lesen und studiren, wenn man sich einigermaßen einen richtigen Begriff von der Geistesreife und Glaubensstärke dieses damals noch so jungen Mannes bilden will. Seine Vorrede zur Institutio, nach Inhalt und Form eine meisterhafte Composition,* verdient besonders in jeder Lebensgeschichte Calvin's um so mehr eine Stelle, da dieselbe ohne Zweifel die beredteste und blüdigste Anklage der päpstlichen Kirche und die glänzendste Rechtfertigung der evangelischen enthält. Wir theilen hier die wichtigsten Stellen derselben aus P. Henry I. p. 80 ff. mit:

„Mächtigster, berühmtester König! Als ich dieses Werk zu schreiben begann, dachte ich durchaus nicht, daß es Dir je vorgelegt werden würde. Mein Zweck war, die einfachsten Grundlehren des Christenthums aufzuzeichnen, um diejenigen zur Wahrheit anzuleiten, welche einige Liebe für das Christenthum fühlen. Für unsere Franzosen vorzüglich arbeitete ich, da Viele unter ihnen einen Durst und Hunger nach Christum haben; äußerst Wenige aber nur zu einer mittelmäßigen Erkenntniß gelangt sind. Diesen Zweck beweist die einfache Form des Buches. Da ich jedoch sah, daß einige Wüthende in Deinem Reiche also wüthten, daß die rechte Lehre keinen Zufluchtsort daselbst mehr findet, so schien es mir zweckmäßig, wenn ich durch daselbige Werk jene unterrichtete, Dir aber unser Glaubensbekenntniß vorlegte, damit Du einsehst, gegen welche Lehre diese Wüthende in so wahnsinnigem Zorn entbrennen, sie, die nun Dein Reich durch Feuer und Schwert in Schrecken setzen. Hier ist, ich scheue es nicht zu bekennen, diese Lehre, von welcher jene mit furchtbarer Stimme erklären, daß sie durch Gefängniß, Verbannung, Achtserklärung, ja selbst durch Feuer bestraft und von dem Erdboden vertilgt werden müsse. Ich weiß es wohl, mit welchen abscheulichen Anklagen sie Deine Ohren bestürmen,

* „Man hat in der gelehrten Welt gesagt, daß es nur drei treffliche Vorreden gebe: die des Präsesidenten Thuanius vor seiner Geschichte, die des Casaubonus ad Polybium, die dritte Calvin's.“ P. Henry I. p. 80.

um Dir unsere Sache über alles verhaßt zu machen; aber Du wirst in Deiner Milde erwägen, daß nirgend Unschuld in Werken und Thaten zu finden wäre, so man allein auf die Ankläger hören wollte. Wenn man vielleicht, um Deinen Haß zu wecken, Dir sagen sollte, daß diese Lehre, die ich vertheidige, schon durch den Ausspruch aller Stände verdammt, und durch die Gerichtshöfe verurtheilt worden sey, so bedeutet dies nur, daß sie theils durch die Macht einer Gegenpartei gewaltsam unterdrückt, theils durch Lügen und allerhand Kunstgriffe betrügerischer und hinterlistiger Weise verfolgt worden ist. Ja Gewalt ist gebraucht worden; denn ohne uns zu hören, sind blutige Urtheile gegen uns gefällt worden. List hat man angewandt, da man uns ungerechter Weise wegen Empörung und Frevel angeklagt hat. Und daß wir uns nicht ohne Ursache beklagen, kannst Du uns selbst bezeugen, edelster König! Durch welche lügenhafte Verläumdungen wird nicht unsere Lehre täglich bei Dir angeschwärzt! Nichts anderes soll sie bezwecken, als den Königen den Scepter zu entreißen, die Gerichtshöfe zu zerstören, alle Stände und bürgerlichen Einrichtungen über den Haufen zu werfen, den Frieden, die Ruhe des Volkes zu vernichten, alle Gesetze abzuschaffen, alles Besizthum aufzulösen, alles umzukehren. Und das ist noch das Wenigste. Furchtbare Dinge verbreiten sie über uns unter dem Volke, welche, wenn sie wahr wären, von der ganzen Welt mit tausendfachem Kreuzes- und Flammentod müßten bestraft werden. Wer wird sich noch wundern, daß der allgemeine Haß gegen uns entbrennt, da man solchen allerbösesten Anklagen Glauben schenkt? Darum vereinigen sich auch alle Stände, unsere Lehre zu verdammen. Von diesem Haß besessen, sprechen Richter ihre Vorurtheile, die sie mitgebracht haben, nicht aber gerechte Urtheile aus, und glauben ihre Pflicht gethan zu haben, wenn sie Niemand nach dem Nichtplage schleppen, der nicht durch sein Geständniß oder durch Zeugen überwiesen worden ist. Aber welches Verbrechen überwiesen? Sein Verbrechen ist, dieser verdamnten Lehre anzugehören. Aber mit welchem Rechte ist sie verdammt? Dies ist ja der Hauptgrund unserer Vertheidigung: diese Lehre dürfen wir nicht verläugnen, sondern müssen ihre Wahrheit vertheidigen. Aber hier ist es uns nicht einmal erlaubt worden, den Mund zu öffnen. Darum, glorreicher König! fordere ich nur was billig ist, wenn ich bitte, daß Du selbst unsere Sache genau prüfen mögest, deren Untersuchung bis jetzt unregelmäßig ohne Rechtsordnung, mit ungefümer Hitze und ohne Mäßigung geführt worden ist.—Ja würdig Deiner Aufmerksamkeit, würdig von Dir erkannt, vor Deinem Richterthron entschieden zu werden, ist diese Streitfache. Wenn jene Ueberzeugung den wahren König macht, daß er in seinem Reiche an Gottes Statt regiere, so ist der nicht König, sondern Anführer einer Räuberbande, der nicht den Vorfaß hat, Gottes Ehre in seinem Regimente zu befördern. Auch irrt der sehr, der lange irdische Wohlfahrt für ein Reich hofft, welches nicht durch Gottes Kraft, das heißt nach seinem Worte regiert wird, da der göttliche Ausspruch (Spruchw. 29, 18) nicht zu Schanden werden kann, welcher verkündigt: daß ein Volk zu Grunde gehen werde, so bald es die Achtung vor

der Religion verloren.* Und an der genauen Untersuchung dieser Sache muß Dich nicht Verachtung gegen unsern tiefsgebeugten Zustand verhindern. Wir wissen es wohl, wie arm, wie klein wir sind: vor Gott arme Sünder, in den Augen der Menschen sehr verachtungswürdig, der Auswurf der Welt, oder welche niedrigen Ausdrücke wir noch finden können, so daß uns nichts übrig bleibt, dessen wir uns vor Gott rühmen könnten, als seiner Barmherzigkeit, durch welche wir aufgenommen worden sind zur Hoffnung des ewigen Heils ohne unser Verdienst, vor den Menschen aber nicht viel mehr als unserer Schwachheit, welche nur einzugestehen in ihren Augen die größte Schande ist. Unsere Lehre aber ist weit über alle Herrlichkeit der Welt erhaben, über alle Macht muß sie unbesiegt bestehen, weil sie nicht die unserige ist, sondern des lebendigen Gottes und seines Christus, den der Vater zum Könige gesalbet hat, damit er von einem Meere zum andern herrsche, und von den Flüssen bis an das Ende der Erden u. s. w.—Hier aber treten uns unsere Gegner entgegen und behaupten, daß wir fälschlicher Weise Gottes Wort vorschützen, welches wir frevelhaft verdrehen. Daß dieser Vorwurf aber eine teuflische Verläumdung und eine unglaublich unverschämte Lüge ist, das wirst Du selbst durch Lesung dieses Glaubensbekenntnisses nach Deiner Einsicht erkennen. Hier will ich nur Einiges voranschicken, was Dir zu dieser Lesung Aufmerksamkeit und Eifer erwecken und Dir den Weg bahnen wird.“

Nun zieht Calvin mit gewaltigem Ernste, aber in christlicher Milde eine Parallele zwischen der evangelischen und der römischen Kirche, und führt darauf die Anklagen der Gegner auf sechs Punkte zurück: 1) daß die Lehre neu und unsicher sey. 2) Daß sie durch kein Wunderzeichen begründet worden, da doch das Papstthum ganz mit Wundern angefüllt sey. 3) Daß die Kirchenväter das Papstthum gewollt und geschützt haben. Darüber sagt Calvin Folgendes:

„Ferner stellen sie uns die Kirchenväter entgegen, als ob diese die Beschützer ihrer Gottlosigkeit wären. Wenn aber ihre Autorität unsern Streit entscheiden sollte, so würde, um mich nur bescheiden auszudrücken, der Sieg auf unserer Seite seyn. Obgleich aber viel Herrliches und Weises von diesen Vätern geschrieben worden ist, so ist es ihnen doch in vielen Dingen ergangen, wie es den Menschen zu gehen pflegt, daß sie geirrt haben. Diese frommen folgamen Söhne aber, begabt wie sie sind mit großer Geschicklichkeit und Urtheilskraft, beten weiter nichts als ihre Fehler und Irrthümer an, was aber die Väter Vortreffliches gesagt haben, wollen sie nicht beachten, oder läugnen oder verdrehen es, so daß man sagen möchte, daß sie mit Fleiß aus dem Golde den Koth hervorsuchen. Darauf überhäufen sie uns mit ihren Schmähungen, als ob wir Feinde und Verächter der Kirchenväter wären. Wir verachten diese aber so wenig, daß, wenn es hier der Ort wäre, es mir wenig Mühe kosten würde, durch ihre eigenen Aussprüche das Meiste dessen zu beweisen, was wir

* Die Geschichte Frankreich's hat seitdem diese prophetischen Worte Calvin's augenscheinlich bewahrheitet.

jetzt behaupten. Wir lesen aber ihre Schriften, indem wir den Ausspruch Pauli vor Augen haben (1. Cor. 3, 2), daß wir uns aller Dinge für den Glauben bedienen müssen, nicht aber uns beherrschen lassen, und daß wir Einem Herrn angehören, dem wir alle ohne Ausnahme gehorchen müssen. Wer diese Grenzen nicht beobachtet, wird nie festen Fuß in Glaubenssachen fassen. Denn diese heiligen Männer sind in vielen Dingen unwissend, sehr oft in Widerspruch mit ihnen selbst und unter einander gewesen. Nicht ohne Ursache, sagen die Gegner, lehre Salomo, daß die alten Grenzen nicht überschritten werden dürfen, welche die Väter gesetzt (Sprüchw. 22, 28). Aber die Begrenzung der Felder und die Grenzen des Gebietes des Glaubens sind wahrlich sehr verschieden, denn wenn es auf den Glauben ankommt, so muß man sein Volk und selbst sein väterliches Haus verlassen. Lieben sie aber das Allegorisiren so sehr, warum folgen sie nicht lieber den Aposteln, deren Grenzen zu überschreiten ein Frevel wäre, als andern Kirchenvätern? So erklärt sich hierüber Hieronymus, dessen Worte sie in ihre Kirchengesetze aufgenommen haben; und wenn sie wollen, daß die Grenzen der Väter nicht überschritten werden sollen, warum überschreiten sie dieselben selbst, so oft es ihnen einfällt? Ein Kirchenvater* war es, der da gesagt hat, daß Gott nicht esse, nicht trinke, daß er also weder Kelche, noch Schüsseln brauchen könne. Ein anderer † daß die Sacramente und heiligen Handlungen der Christen nicht des Goldes bedürfen, daß, was nicht mit Gold erkaufet werde, auch nicht durch Gold gefallen könne,—so daß sie also die Grenzen übersteigen, wenn sie im Gottesdienst mit Gold, Silber, Elfenbein, Marmor, Edelsteinen und seidenen Kleidern so sehr prunken, und glauben, Gott nicht recht angebetet zu haben, wenn sie nicht alles mit unerhörter Pracht oder unsinnigem Luxus ausgeschmückt. Ein Kirchenvater ‡ war es, der da sagte, er esse mit Freiheit Fleisch an den Tagen, wo andere sich dessen enthielten, weil er ein Christ sey. Also überschreiten sie die Grenzen, wenn sie diejenigen mit dem Kirchenfluche verfolgen, welche während der vierzigstägigen Fastenzeit Fleisch kosten. Ein Kirchenvater ¶ war es, der gesagt, daß ein Mönch, der nicht mit seinen Händen arbeiten will, einem Räuber, oder wenn man will, einem Diebe gleich zu achten sey. Und Augustin spricht in seinem Buche über die Mönche Cap. 17: es sey den Mönchen nicht erlaubt, sich ernähren zu lassen, wenn sie sich auch fleißig dem beschaulichen Leben, dem Gebete und den Studien hingeben. Diese Grenzen haben sie aber überschritten, wenn sie die faulen und saßähnlichen Bäuche ihrer Mönche in Hurenhäusern versorgt haben, um sich mit dem, was andere verdient hatten, zu mästen. Ein Kirchenvater || war es, der gesagt hat, daß es verabschämungswürdig sey, ein Bildniß Christi oder eines Heiligen in dem Tempel der Christen aufzustellen. Und dies ist nicht der Ausspruch eines einzigen Menschen, sondern einer ganzen Kirchenversammlung †: das was angebetet wird, solle nicht auf den Mauern

* Acatius. † Ambrosius. § Spiridion ¶ Trip. hist. || Epiphanius. ‡ Concil. Elibert.

vorge stellt werden. Weit sind sie von diesen Grenzen gewichen, da sie keinen Winkel in ihren Kirchen von Bilbern frei lassen. Ein anderer Vater* verlangte, daß, sobald wir die Pflicht der Menschlichkeit gegen Todte erfüllt hätten, wir sie ruhen ließen in ihren Gräbern. Diese Grenze aber zerstören sie, indem sie verlangen, daß man eine beständige Sorge für die Seelen der Todten tragen solle. Einer der Väter † war es, der da bezeugte, daß in dem Nachtmahl die Substanz des Brodes und des Weines so bliebe, und nicht aufhöre, wie in Christo die Substanz und Natur des Menschen verbunden mit der göttlichen. Sie überschreiten also alle Grenzen, wenn sie behaupten, daß die Substanz des Weines und des Brodes aufhöre zu seyn, sobald die Worte des Herrn gesprochen worden sind, so daß sie in seinen Leib und Blut transsubstantirt werde. Auch waren es Kirchenväter, § die sagten, daß, nur ein und dasselbe Sacrament des Abendmahles in der Kirche wäre, von welchem die Bösen und Frevelhaften zu entfernen, so auf der andern Seite diejenigen hart zu verdammen wären, die zugegen wären und doch nicht das Abendmahl genossen. Wie haben sie nun die Grenzen überschritten, da sie nicht nur ihre Tempel, sondern ihre Häuser mit Meßopfern anfüllen, damit sie allen zur Schau dienen, und denjenigen am willfährigsten zulassen, der am meisten bezahlt, wenn er auch noch so unrein und frevelhaft ist. Sie laden Niemand ein, den Glauben an Christum, die treue wahre Communion mit dem Herrn zu empfangen, aber sie verkaufen vielmehr ihr eigen Werk an der Stelle der Gnade und des Verdienstes Christi. Kirchenväter waren es, von denen der eine ¶ befohlen, vom Sacramente den gänzlich zu entfernen, der mit einem Theile der Communion, Brod oder Wein, zufrieden wäre; der andere aber || mit aller Kraft dafür streitet, daß man dem christlichen Volke nicht das Blut unseres Herrn vorenthalten dürfe, für dessen Zeugniß jeder sein eigen Blut hergeben solle. Diese Grenzen haben sie zerstört, da sie in einem unumstößlichen Gesetze festgestellt und befohlen haben, was der eine Kirchenvater mit Excommunication belegt hatte und der andere mit einem kräftigen Bernunftschluß verdammt. Ein Kirchenvater † war es, der da sagte, daß es strafbare Frechheit sey, in einer unklaren Sache sich für die eine oder andere Seite ohne klare und deutliche Aussprüche der heiligen Schrift zu entscheiden. Diese Grenze aber lassen sie außer Acht, indem sie so viele Constitutionen und kirchliche Gesetze, so viele magistratliche Verordnungen ohne einen Spruch aus dem Worte Gottes festgestellt haben. Ein Kirchenvater** war es, der dem Montanus unter andern Kezereien vorwarf, daß er zuerst die gefeglichen Fasten einführte. Diese Grenze haben sie weit überschritten, da sie die Fasten durch die strengsten Gesetze verordnet haben. Ein Kirchenvater †† hat geurtheilt, man müsse dem Diener der Kirche die Ehe nicht versagen, und nannte das Leben mit seiner Ehegattin ein keusches Leben, und Kirchenväter waren es, die seinem Ausspruch Beifall gaben. Diese Grenze

* Ambrosius. † Gelasius Papa. § Chrysostronus. Calistus Papa.
 ¶ Gelasius. || Cyprian. † Augustin. ** Appoll. de quo Ecclesiast. hist.
 †† Paphnutius.

haben sie weit übertreten, als sie ihren Priestern den ehelosen Stand zum Gesetz gemacht. Ein Vater* war es, der gesagt, den Einen Christum allein müsse man hören, von welchem es heiße: „Ihn sollt ihr hören,“ und daß man nicht achten müsse auf das, was Andere vor uns gesagt oder gethan haben, sondern auf das, was Christus befohlen, Er, der Erste von Allen. Diese Grenze wollen sie weder sich selbst noch andern setzen, da sie lieber jeden andern als Christum für sich und andere zum Lehrer wollen. Ein Kirchenvater † ist es, der behauptet, daß die Kirche sich nie über Christum stellen müsse, weil dieser immer wahrhaftig richtet, die kirchlichen Richter aber, da sie Menschen, sich mehrentheils irren. Ueber diese Grenze haben sie sich weggesetzt und behaupten dreist, daß die ganze Autorität der heiligen Schrift von dem Entscheidungsrechte der Kirche abhängt. Alle Väter haben mit Einer Stimme, aus Einem Herzen diejenigen verflucht und verabscheut, welche sich erlaubten, das heilige Wort Gottes mit sophistischen Spitzfindigkeiten zu beslecken und durch dialectischen Streit zu verwirren. Halten sie sich aber in diesen Grenzen, wenn sie ihr ganzes Leben hindurch nichts anderes bezwecken, als durch unendliche Streitigkeiten und mit mehr als sophistischem Gezänk die Einfalt der heiligen Schrift zu umschleiern und ihren Sinn zu verwickeln? Und wenn jetzt die Väter wieder auferstünden und diese Streitigkeiten mit anhörten, welche jene speculative Theologie nennen, sie würden wahrlich nicht glauben, daß von Gott die Rede sey. Aber meine Rede würde sich über die Maße ausdehnen, wenn ich noch weiter zeigen wollte, mit welcher Frechheit diese Leute das Joch abschütteln, als deren gehorsame und folgsame Söhne sie doch angesehen werden wollen. Ihre Frechheit ist aber so verrucht und jammervoll, daß sie es wagen, uns zu strafen, weil wir keinen Anstand nehmen, die alten Grenzen zu überschreiten.“

Eine vierte Verläumdung, daß die reformirte Kirche das alte Herkommen verlasse, widerlegt Calvin aus der heiligen Schrift, indem er zeigt, daß man das alte Herkommen zu befolgen habe, wenn es gut sey und Gottes Ehre bezwecke, alle schlechte Gewohnheiten aber eine Pest seyen. Die fünfte Verläumdung, daß die Evangelischen keine Kirche haben, da die Kirche immer sichtbar und diese sichtbare Kirche nur die von Rom seyn könne, widerlegt Calvin also:

„Zuerst aber sagen wir im Gegentheil, daß die Kirche ohne äußere Erscheinung bestehen könne, und daß diese äußere Form nicht in diesem äußern Glanze, welchen sie so thöricht bewundern, sondern in ganz andern Zeichen bestehe, nämlich in der reinen Predigt des göttlichen Wortes, und in der richtigen Verwaltung der Sacramente. Immer zittern sie, wenn sie die Kirche nicht mit dem Finger zeigen können. Aber wie oft war sie nicht unter dem jüdischen Volke so verunstaltet, daß man sie gar nicht mehr erkennen konnte! Wo war damals ihr äußerer Glanz, als Elias trauerte, daß er allein übriggeblieben? und seit Christi Erscheinung, wie lange ist sie nicht ohne äußere

* Cyprian. † Augustin contra Crescon.

Form unbemerkt verborgen gewesen? und wie oft durch Kriege, Rebellionen, Ketzereien ganz unterdrückt worden? In solchen Zeiten würden sie also an gar keine Kirche geglaubt haben! Aber Elias erfuhr, daß Gott sich 7000 Seelen aufbewahrt hatte, die nicht das Knie vor Baal gebeugt. Und wir auch zweifeln nicht, daß Christus beständig auf Erden regiert habe, seitdem Er in den Himmel eingegangen. Wenn aber damals die Frommen eine äußere Form verlangt hätten, so hätten sie wahrlich allen Muth verlieren müssen.“ Nun folgt eine Stelle aus Hilarius contra Auxentium gegen die unsinnige Verehrung der bischöflichen Würde und der kirchlichen Bauten. „Gebirge, Wälder, Seen, Gefängnisse und Wüsteneien“ seyen die rechten Orten für die Kirche. Gegen die Infallibilität des Papstes und der Bischöfe bemerkt Calvin: „Und waren Aaron und die andern Vorsteher der jüdischen Nation nicht Gott geweiht? Aaron und seine Söhne, schon dem Priesterstande bestimmt, irrten doch, da sie den goldenen Stier verfertigten. Und warum konnte nach diesem selbst Grundsatze die Kirche nicht durch die 400 Propheten repräsentirt werden, die Ahab betrogen? Und doch war die Kirche auf Seite des Micha, der allein dastand und verachtet war, aber aus dessen Munde die Wahrheit ertönte. Waren jene Propheten, was Namen und äußeres Ansehen betrifft, nicht die Kirche, die zusammen mit Macht auf Jeremias eindrangen und unter Drohungen behaupteten, es könne das Gesetz dem Priester, der Rath dem Weisen, das Wort dem Propheten niemals fehlen? (Jer. 18, 18.) Und gegen diese Schaar der Propheten wird Jeremias ganz allein gesendet, der ihnen im Namen Gottes verkündigt, daß das Gesetz dem Priester, der Rath dem Weisen, das Wort dem Propheten werde genommen werden. Glänzte nicht jene Versammlung in äußerem Schimmer und Hoheit, welche die Hohenpriester, die Schriftgelehrten und Pharisäer versammelt hatten, um zu berathschlagen, wie sie den Herrn ergreifen könnten? Geht nun hin, und begnügt euch mit der äußern Maske und erklärt Christum und alle Propheten Gottes für Abtrünnige, dagegen aber die Diener des Satans für Werkzeuge des heiligen Geistes. Wenn sie frei aus ihrem Herzen sprechen, so mögen sie mir in Treue und Wahrheit antworten, unter welchen Völkern in welchen Ländern sie glauben, daß die Kirche sey, seitdem ein Decret der Basler Kirchenversammlung Eugenius verworfen und vom päpstlichen Stuhl gestürzt, und Amadeus von Savoyen an dessen Stelle ernannt hat? Und wenn sie auch bersten sollten, so können sie nicht läugnen, daß dies Concil, was die äußere Form betrifft, welches nicht von einem, sondern von zwei Päpsten bestätigt worden ist, ganz gültig war. Dort ist Eugenius als Schismatiker, als hartnäckiger Empörer gegen die gerichtliche Vorladung, mit dem ganzen Haufen seiner Cardinäle verurtheilt worden, welche mit ihm an der Auflösung des Concils gearbeitet hatten. Nachher aber, durch die Gunst der weltlichen Fürsten unterstützt, besetzte er sich auf dem päpstlichen Throne. Die Wahl des Amadeus aber, welche mit allen Formen durch das Ansehen und die Macht einer heiligen allgemeinen Synode vorgenommen worden war, wurde zu Rauch—nur daß man ihn mit dem Cardinalshut befünstigte, wie man einem

bellenden Hunde ein Stück Brod hinwirft. Aus dem Schooße der rebellischen Keger, welche sich gegen ihr Gericht auflehnten, sind aber alle folgenden Päpste, Cardinäle, Bischöfe, Aebte und Priester hervorgegangen. Hier sind sie nun nothwendig gefangen. Auf welcher Seite ist denn jetzt die Kirche? Werden sie läugnen, daß jene Versammlung eine allgemeine Kirchenversammlung war? Kein Zeichen der äußern Majestät fehlte ihr, durch zwei Bullen war sie feierlich angekündigt, durch die Gegenwart des Legaten des römischen Stuhls, welcher sie leitete und den Vorsatz führte, geheiligt, durch alle äußere Ceremonien verherrlicht, und bis zuletzt verharrte sie in derselben Würde. Werden sie nun wohl eingestehen, daß Eugenius mit seiner ganzen Nothe ein Schismatiker ist, von welchem sie doch alle die Weihe erhalten haben? Sie mögen uns also von der christlichen Kirche einen ganz andern Begriff geben, oder wir werden sie alle, so viel ihrer sind, für Schismatiker halten, da sie mit ihrem Wissen und Willen von Ketzern ordinirt worden sind &c.“—

Auf die letzte Beschuldigung endlich, daß die evangelische Predigt Streitigkeiten, Tumulte &c. erzeuge, antwortet Calvin, daß die Bosheit des Satans solche Dinge schaffe, denn überall, wo das Wort Gottes zu wirken anfange, erwache und wirke auch der Teufel. Uebrigens habe man dem Elias, Christo selbst und den Aposteln die gleichen Vorwürfe gemacht, und Anordnungen und Streitigkeiten seyen auch in den apostolischen Gemeinden vorgekommen. Das Evangelium erweise sich eben vielen als ein Geruch des Todes zum Tode. Nun folgt der Schluß dieser beredten Vertheidigungsschrift: „Aber an Dich, o König, wende ich mich wieder, Dich beschwöre ich, daß die grundlosen Verläumdungen, durch welche unsere Feinde Dich schrecken wollen, Dein Herz nicht bekümmern mögen, wenn sie sagen, daß durch dies neue Evangelium, wie sie es nennen, wir nichts anderes bezwecken und suchen, als eine Gelegenheit zur Empörung und die Straflosigkeit aller Laster. Unser Gott ist nicht ein Anstifter des Streitiges, sondern des Friedens. Und der Sohn Gottes ist nicht ein Urheber der Sünde, Er, der gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören; und wir werden solcher Unthaten angeklagt, wozu wir auch nicht einmal den kleinsten Argwohn gegeben haben. Ja wahrlich, wir sollten die Umwälzung der Staaten im Sinne tragen, unter welchen auch nur eine empörische Stimme gehört worden: wir deren Leben so einfach und so friedvoll vor den Augen aller gewesen, als wir noch unter Deinem Schutze lebten, und die jetzt aus unserer Heimath geflüchtet, doch nicht aufhören, Gott immer anzuflehen, daß er Dich und Deine Regierung mit Glück und Freude kröne? Ja, man sollte wirklich sagen, daß wir die Frechheit haben, die Unstrafbarkeit aller Laster zu suchen, wir, in deren Sitten freilich vieles Verwerfliche, doch nichts, was solcher Beschimpfung würdig wäre? Und so unglücklich sind wir in unserer Nachfolge des Herrn durch Gottes Gnade nicht gewesen, daß wir diesen Verläumdern allen durch unser Leben nicht ein Beispiel von Keuschheit, Güte, Barmherzigkeit, von Mäßigung, Geduld, Bescheidenheit und von allen Tugenden seyn könnten. Offenbar ist es, daß wir—unser Leben selbst zeigt es—Gott innig und wahrhaftig fürchten

und anbeten. Denn unser einziges Streben ist, daß sein Name wie durch unser Leben, so durch unsern Tod geheiligt werde. Und unsere Feinde selbst sind gezwungen, mehreren von uns das Zeugniß der Unschuld und eines untadeligen bürgerlichen Lebens zu geben, an welchen das gerade mit dem Tode bestraft wurde, was als preiswürdig hätte gelobt werden sollen.“ Für wirkliche Empörer und Lasterhafte gebe es Gesetze und Strafen im Staate. Calvin drückt nun die Hoffnung aus, der König werde ihnen wieder zugeneigt werden, wenn er dies Bekenntniß mit einem sanften, billigen Sinne lese. „Wenn aber“ fährt er schließlich fort, „die Zusflüsterungen boshafter Menschen Dich so umlagern, daß keine Möglichkeit den Angeklagten übrig bleibt, sich zu vertheidigen, und jene Furien mit Deiner Zustimmung fortfahren, durch Einkerkelung, Züchtigung, durch Folter, Schwert und Feuer zu wüthen, so werden wir, wie Schaaf zur Schlachtbank geführt, zum Aeußersten getrieben werden, doch so, daß wir unsere Seelen in Geduld fassen und auf die starke Hand unseres Gottes hoffen, der ohne allen Zweifel zur Zeit erscheinen und für uns streiten wird; die Armen wird er aus ihrem Jammer erheben, und an seinen Verächtern, die jetzt in Sicherheit frohlocken, wird er Rache üben.

Großmächtiger König, möge der Herr der Herren Deinen Thron durch Gerechtigkeit erhalten, und Deine Macht durch Seine Kraft befestigen.—Basel, den 1. August 1535.

Die *Institutio* selbst in ihrer späteren, vollendeteren Gestalt zerfällt in vier Theile: 1) wird Gott der Schöpfer, 2) Gott der Erlöser, 3) das Wirken des heiligen Geistes und 4) die äußern Mittel zum Heile betrachtet; eine Eintheilung, die ganz dem apostolischen Symbolum folgt. Schon die erste Ausgabe dieses dogmatischen Werkes enthält, wenn auch noch in unvollendeter Form, das ganze Lehrsystem des Reformators, dessen Grundzüge folgende sind:

Die Erkenntniß des ewigen persönlichen Gottes ist das Fundament aller Religion. Diese Erkenntniß ist uns allen von Natur mitgegeben, aber durch die Bosheit der Menschen untergraben worden. Die Werke Gottes (Weltbau, Weltregierung) könnten uns ihn verkünden,—von Beweisen der Vernunft kann nicht die Rede seyn—aber auch diese Offenbarung durch die Werke hat der Mensch verdunkelt. Es bleibt ihm also nur die heilige Schrift als zweite Offenbarung. Die Kirche bestimmt nicht das Ansehen derselben (sie ist selbst auf die Schrift gegründet), sondern der Geist wirkt auf unsere Herzen und giebt Zeugniß der Wahrheit. Das Ansehen der Schrift wird durch die Uebereinstimmung aller Theile derselben mit einander, die Harmonie der Evangelien, die Bekehrung Pauli u. s. w. bestätigt und vermehrt.—Andere Offenbarungen von Gott sind nicht nöthig. Gott ist geistig, von der materiellen Welt getrennt. Es ist gottlos, ihm eine sichtbare Gestalt beizulegen. Ein Wesen in drei Personen. Gottheit des Sohnes und des heiligen Geistes. Gegen die Arianer ist das *ὁμοούσιος* und gegen die Sabellianer das Wort *Trinitas* festzuhalten. Die Schriftlehre von der Dreieinigkeit zeigt uns Gott in seiner ganzen Größe

und Herrlichkeit.—Die Engel sind Diener Gottes, persönliche höhere Wesen, nicht bloße allgemeine Naturkräfte.—Es giebt böse Engel, persönliche böse Wesen, Feinde der Menschen, Lügner und Mörder von Anfang. Mit ihrem Fürsten, dem Teufel, haben sie die nothwendige Probe nicht bestanden, und sind durch ihre Empörung gegen Gott durch und durch entartet worden. Sie können nichts thun, als was Gott will, und müssen gegen ihren Willen den Zwecken Gottes dienen. Tiefes Dunkel bedeckt die große Frage vom Ursprung des Bösen; aber es ist nicht nöthig, daß der heilige Geist unsere Neugierde befriedige. Vollkommen rein und heilig ist der Urmenesch erschaffen worden, wo nicht, so würde Gottes Majestät besleckt seyn und seine Ehre leiden. Er wurde geschaffen nach Gottes Bild zum ewigen Leben. Der erste Mensch ist durch eigene Schuld und eigenen Willen gefallen, die Beharrlichkeit im Guten ist ihm nicht gegeben worden; es hing von seiner Freiheit ab, das Gute zu erwählen, er hat frei das Böse gewählt. Der Mensch hatte wohl die Macht zu beharren, wenn er gewollt hätte, aber er hat nicht den Willen gehabt, es zu thun. Warum es Gott so geordnet, ist uns verborgen. Es geschah nach seinem ewigen und weisen Rathschluß. Einen Zufall giebt es nicht. Gott leitet und regieret alles. Das Böse, wie das Gute, geschieht mit seiner Genehmigung. Aber Gott ist nicht der Urheber der Sünde; das Böse widerstreitet seinem heil. Wesen; er hat es aber als Erzeugniß seiner Creatur in seinen Weltplan aufgenommen, es muß seinen Zwecken dienen und seine Ehre fördern.

Durch den Fall hat der Mensch die Freiheit zum Guten verloren, er ist ein Slave der Sünde geworden. Der Mensch ist eng mit dem Urmenschen verbunden. Nicht durch Nachahmung, sondern durch Fortpflanzung geht das Verderben weiter. Ehe wir das Tageslicht sehen, sind wir besleckt vor Gottes Angesicht. Das nennt Paulus Sünde, wir selbst sind schuldig und verantwortlich, wir tragen nicht die Strafe der Schuld Adam's, sondern unserer eigenen. Gottes Zorn ruht auf uns, und wir fühlen, daß er gerecht, obgleich wir jetzt nichts Gutes thun können. Die Tugenden der Heiden sind besondere Gnaden Gottes, und doch durch eitlen Stolz besleckt. Der Mensch fällt jetzt nothwendiger Weise, und doch mit Willen in die Sünde. Nothwendigkeit ist kein Zwang; Gott ist nothwendig gut, der Teufel nothwendig böse, nicht gezwungen, aber nach ihrer Natur: also sündigt jetzt der Mensch nothwendig, d. h. nach seiner Natur. Mit seinem Willen handelt er böse, also findet kein Zwang statt; jedoch hat er nicht die freie Wahl. Wille ist da, aber zum Bösen geneigt; handelt der Mensch gut, so ist es aus Gnade. Strafbar ist er darum, weil er mit seinem Willen der göttlichen Gnade widerstrebt, die ihm Freiheit zum Guten geben will.—Das Gesetz zeigt uns Gottes Gerechtigkeit und unsere Sünde an; es belegt den Sünder mit dem Fluche. In Christo allein ist Vergebung. Er hat uns erlöst durch seinen Gehorsam. Sein Leiden war ein stellvertretendes. Dem Glauben wird Christi Verdienst zugerechnet. Diesen Glauben wirkt der heilige Geist durch die göttliche Predigt, jedoch nur in den Auserwählten. Die Quelle der

Gnadenwahl ist nicht das göttliche Vorherwissen um des Menschen Glauben, sondern allein das gnädige Wohlgefallen Gottes; sonst würde ja das Heil in letzter Instanz nicht von Gott allein, sondern vom Menschen abhängen. Daß Gott viele ihrem eigenen, selbstverschuldeten Verderben überläßt, können wir nicht begreifen. Aber nach seinem ewigen Rathe wird auch das seinen Ruhm verherrlichen. Mit Paulus müssen wir schweigen an dem Rande dieses Abgrundes und der Worte eingedenk seyn: „wer bist du, daß du mit Gott rechten willst?“—Die Kirche erzieht die Gläubigen; in ihr allein ist das Heil; Trennung von der wahren Kirche, selbst wenn sie unvollkommen, ist Sünde. In der römischen Kirche ist nur ein Schatten des Lichtes geblieben. Predigt des reinen Evangeliums und Verwaltung der Sacramente nach Christi Einsetzung sind die Kennzeichen der wahren Kirche. Diese hat keine andere Gewalt, als die ihr im Worte Gottes verliehene. Mäßigkeit in der Kirchenzucht u. Sacramente sind äußere Zeichen, mit welchen die Gnade Gottes verbunden, die aber nur durch das Wort Gottes und für den Glauben da sind. Die Taufe ist Symbol der geistlichen Reinigung und Zeugniß der Sündenvergebung. Kinder der Christen haben das Recht, getauft zu werden, denn sie sind im Bunde des Volkes Gottes geboren. Der Taufende muß ein Diener des Wortes seyn. Die sogenannte Nothtaufe durch Weiber oder andere nicht dazu verordnete Personen ist unzulässig; denn Christus hat den Aposteln und ihren Nachfolgern das Taufen aufgetragen. Kann ein Kind vor seinem Sterben die Taufe nicht erhalten, so ist es deshalb nicht verloren.—Brod und Wein im Abendmahle sind Zeichen und Pfänder des Leibes und Blutes Jesu Christi. An die Zeichen hat der Herr bei gläubigen Communicanten die Darreichung der bezeichneten Sache geknüpft u. s. w. u. s. w.

Auf Calvin's Prädestination's- und Abendmahlslehre kommen wir später ausführlicher zurück. Wir theilen hier nur noch einige charakteristische Urtheile sachkundiger Männer über die Institutio mit. Hören wir zuerst einige ältere Theologen:

Ueber den classischen Styl der Institutio sagt z. B. Jac. Focanus in seiner Dissertation de studiis, worin er dieses Werk Calvin's zur Lesung empfiehlt: Qui liber non solum abundat rebus optimis, sed et nitido, puro, gravi, magnifico et latinissimo stylo conscriptus est.—Paulus Thurius hat der Institutio in einem Distichon nachgerühmt, daß seit der Apostel Zeit nichts ihr zu Vergleichendes erschienen sey:

Præter apostolicas post Christi tempora chartas,
Huc peperere libro sæcula nulla parem.

Und Daniel Coloniüs zu Leyden schrieb:

Aureus hic liber est, hunc tu studiosa juvenus
Si cupis optatam studiorum attingere metam,
Noctes atque dies in succum verte legendo.

Fr. A. Krummacher, der treffliche Uebersetzer der Institutio, sagt: „Möge man ihn (Calvin) und sein Werk menschlicher Mängel und Schwachheiten

zeigen, die er nicht unterlassen hat an sich selber zu richten, möge man ihm, wie oft geschehen, zu weit getriebene Dialektik und Scholastik, Ueberschätzung des Augustin, Kühnheit in Erforschung des Unerforschlichen und Bestimmung des Unbestimmbaren, verzehrenden Eifer um das Haus Gottes gegen Irrthum und Irrlehre, dabei das zürnende Wort und die Geißel seines Mundes zum Vorwurfe machen:—ich bin nicht gemeint mit einzustimmen, noch auch da den großen Mann zu richten, wo ich selbst mit ihm einstimmig zu denken und zu glauben nicht vermag. Ist der Glaube die höchste Stufe des geistlichen Lebens, viel höher denn alle Vernunft, so wird auch das Lichtleben im Glauben wie in der Erkenntniß seine Stufen haben. Steht nun Calvin auf einer solchen hohen Glaubensstufe, wie wenige Auserwählte sie erreichen, und erkennt man die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit dieses seines Standpunktes in eigener Selbsterkenntniß und Bescheidenheit, so ist man wenigstens der Gefahr entnommen, die wahre Rede und vernünftigen Worte einer höhern Weisheit, wie Festus, für Tollheit zu halten, und den tief sinnigen Vertheidiger der göttlichen Vorsehung der Naserei zu beschuldigen. Ein Kind ist mit der Uebersicht des gestirnten Himmels in kurzer Zeit fertig und sofort im Reinen; anders ein Kepler und Newton.“

Bretschneider zollt der Institutio im Reformations-Almanach S. 107 folgendes Lob: „Sie enthält einen Schatz vortrefflicher Gedanken, scharfsinniger Entwicklungen und feiner Bemerkungen, und ist in einem eleganten, lebhaften und herediten Style geschrieben. Die lutherische Kirche hatte nur in Melancthon's berühmten locis theologicis etwas Aehnliches, das aber doch an innerem Zusammenhange, Gediegenheit der Beweise, Stärke der Polemik und Vollständigkeit des Systems der Schrift Calvin's nicht gleichkommt.“

H. Reuter äußert sich in dem von ihm fortgesetzten Rheinwald'schen Repertorium in einer Anzeige und Beurtheilung der Tholuck'schen Ausgabe der Institutio folgendermaßen über dieses Werk: „Calvin's Institutio ist ein Meisterwerk, wie die ganze luther. Kirche keines aufzuweisen hat. Calvin's Institutio prägt den reformirten Typus sofort in der entschiedensten Weise aus: die reformirte Kirche hat sogleich im Anfange ihrer Geschichte der Dogmatik das Höchste hervorgebracht; ja in der ganzen evangelischen Kirche ist hinsichtlich der Productivität und der Eigenthümlichkeit der dogmatischen Erkenntniß der Institutio vielleicht nur Schleiermacher's Glaubenslehre zu vergleichen und an die Seite zu stellen.“

Paul Henry, der große Biograph Calvin's, weist vor allem auf den durchaus praktischen Charakter der Institutio hin und sagt u. a. von derselben: „Calvin hat in diesem Werke keinen rein wissenschaftlichen, dogmatischen Zweck, sondern einen praktischen, welches er sehr oft erklärt; er will die treuen guten Seelen auf den Weg des Heils leiten; das Wissenschaftliche, Theologische ist nur eine Zugabe, Nebensache, wie in seinem ganzen Leben. Diesen großen christlichen Zweck verliert er nie aus den Augen: dies ist das Eigenthümliche an ihm, und alles Andere geht daraus hervor.“

(Fortsetzung folgt.)

J. G. J.

Mundschau.

(Schluß.)

Nun kann aber ein ruhiger Beobachter der Zeit unmöglich der Frage ausweichen, was denn der eigentliche Zweck, was die beabsichtigte Wirkung der confessionellen Restauration seyn wird. Der Zweck kann nur der seyn, die evangelische lautere Wahrheit wieder zu voller Erkenntniß in der Gemeinde zu bringen. Es wird sich doch nicht um eine bloße theologische Rechthaberei handeln, sondern um reinen Eifer um die Wahrheit und um die Ehre Gottes. Und solchem Eifer verzeihen wir gerne seine Schroffheit, seine wehthuende Bitterkeit. Man weiß es durch die Erfahrung der letzten zwei Jahrhunderte, daß es eine gefährliche Sache ist um das Freilassen dieses oder jenes Punktes, um die Unbestimmtheit in dem, was als klares Licht klaren Schein geben soll; man findet keine Ruhe bei der Ungewißheit in dem, was der Grund, die Bedingung der höchsten Ruhe, des innern Friedens, des Trostes, der Hoffnung seyn soll. Ist die Schrift der Quell der Wahrheit, so will man doch keine Trübungen, Unklarheiten, Unbestimmtheiten, wo Klarheit über die Wahrheit so wünschenswerth erscheint. Die Theologie hat ja an sich selbst die Aufgabe, auf den Grund der Schriftforschung feste, bestimmte Lehre aufzustellen. Findet sie nach manchem Umweg, bei neuer ernster Prüfung, daß die alten Bekenntnisse auf die noch immer im Ganzen vortrefflichste Weise den Schriftgehalt, die Heilslehre zum besten Ausdruck summarisch bringen, so ist's ja wahrlich das Beste, sich zum alten Bekenntniß mit Herz und Mund wieder zu bekennen. Das ist Alles in der Ordnung. Wer anders von den alten Bekenntnissen denkt, hat nicht nur Beweis ihres Irrthums, sondern Besseres zu liefern. Und damit ist noch nicht einmal ein kirchliches Bekenntniß erzeugt. Der nächste Zweck muß seyn, den alten Glauben wieder in die ihm entfremdete Gemeinde einzuführen. Das ist die Aufgabe. Die Gemeinde des 19ten Jahrhunderts ist, ganz besonders in Deutschland, nicht die des 16ten Jahrhunderts. Wer kann sich das verbergen? Wenn die Theologen die Kirche machen, dann wäre Etwas zu erwarten von der Rückkehr aller Theologen zur alten Orthodorie. Aber die Philosophen haben die Theologie und die Kirche verdorben. Doch sind sie selber auch nicht vom Himmel gefallen, sondern aus dem Boden derselben Kirche gewachsen. Und die Gemeinde ist nicht mehr in ihrer Naivität, in ihrem unbefangenen Zustande da, in der Glaubenseinfalt. Sie hat mit den Theologen, ja, durch sie vom „Baum der Erkenntniß“ gegessen. Nun soll in diese Gemeinde mit ihrer sogenannten Aufklärung, mit ihrem Schein von Geistesemanzipation, mit dem aufgeblasenen Halbwissen, mit dem die Nase so

hochtragenden Privaturtheil und Selbstständigkeitsgefühl, mit ihrem Leichtsinn und ihrer massenhaften Irreligiosität, mit ihrem Mißtrauen gegen eine chamäleonartige Theologie und mit ihrem heimlichen Haß gegen die „Pfaffen“ der alte orthodoxe Glaube und „die Theologie der Thatsachen“ wieder hineindocirt und hineingepredigt und hineinformulirt werden! Wahrlich, keine kleine Aufgabe. Einfalt des Glaubens läßt sich nicht erkünsteln, nicht machen, sie muß da seyn wie ein Naturgewächs, sonst ist sie gar nicht da. Nun sagt ihr: wir wollen bei der Kindheit beginnen, wir wollen nichts Anderes hereinlassen, wir wollen so unsere Schullehrer und Pfarrer erziehen, instruiren, verpflichten, wir wollen die Alten discipliniren, wir wollen thun, als ob die Vergangenheit der letzten hundert Jahre gar nicht dagewesen wäre, da wird's allmählig besser werden. Ja, und die Macht des Staates nehmet ihr zur Hilfe, und laßet das Volk reglementiren, und der Staat denkt, daß es ihm selbst kein Schade ist, wenn die Leute in das uralte Geleise des Gehorsams und der Unselbstständigkeit wieder kommen. Freilich—die Zeiten sind anders, als einst. Ihr sehet doch keine Strafe darauf, wenn ein Mann nicht in eure Kirchen geht, nicht zum heil. Abendmahle oder gar—nicht in die Privatbeichte? Ihr controliret doch nicht alle Lectüre und alle Erziehungsmittel? Ihr könnt die Leute doch nicht gegen den Geist der Zeit hermetisch abschließen? Kommt euer Thun und Wollen aus der Gemeinde, wurzelt es da oder verhält sich die Gemeinde dazu fremd und indifferent oder gar oppositionell? Das laßt uns deutlich erkennen und von Zwang und Buchstaben des Gesetzes erwartet kein Heil.

Also sagen wir, der Zweck ist gut genug. Ja, ein glaubensfestes, den Glauben unverkürzt tragendes, von ihm getragenes Volk, das wollten wir gerne sehen. Aber vor den Mitteln, zu denen sich dieser restaurirende Conservatismus bequemt, fürchten wir uns. Bittere Polemik, scharfe staatliche Disciplinarmaafregeln, alle diese Versuche lassen die Furcht in uns nicht ersterben, daß sie als künstliche, von außen arbeitende Instrumente das erstorbene Glaubensleben nicht wieder wecken, daß der Riß zwischen Kirchenlenkern und Gemeinden größer werde als zuvor. Man findet das wahre Verhältniß am besten aus in der unmittelbaren pastoralen Thätigkeit. Kein Pastor kann sich darüber täuschen, womit er eigentlich am meisten Klarheit und Festigkeit der Erkenntniß und des Bekenntnisses bei seiner Herde schaffen kann. Aeußerliche Zuchtordnung schafft das Leben nicht, das er am liebsten sehen möchte.

Man strebt in dieser conservativen Tendenz hin auf das, was jetzt oft *Kirchlichkeit* genannt wird. Man will das alte kirchliche Bekenntniß, kirchliche Sitte, kirchlichen Cultus, kirchliche Zucht. Es drückt sich in diesem Streben die Einsicht aus, daß man eine Auctorität, etwas über der Subjectivität und Willkühr Stehendes haben muß im religiösen Daseyn der Gesellschaft, wenn nicht Alles in Splinter zerfahren, wenn nicht alle Basen der Sittlichkeit sinken und alle Bande der Ordnung zuletzt sich lösen sollen. Da verlassen sich nun Viele auf diese, sogar staatsregimentlich supportirte Restauration der Kirche. Da wird denn nach der einen Seite hin die Religion wieder ein Staatsinstitut,

ein Zwang, ein Gesetz und damit nach Maafgabe des herrschenden Geistes unter der Masse des Volkes etwas Mechanisches, Gesinnungsloses, eine Lüge. Nach der andern Seite hin wird aber der Begriff Kirche in sehr gefährlicher Weise überspannt. Manche meinen, wenn ihre Kirchlichkeit etablirt wäre, wäre Alles gewonnen. Sie verwechseln, was der Katholizismus immer verwechselt hat, Kirche und Reich Gottes; oder, wie wir auch sagen können, sie identificiren Beides. Als ob es sich damit verhielte wie mit zwei congruenten, sich deckenden Dreiecken. Aus einem abstracten Begriff von Kirche macht man da ein Procrustesbett, darein sich das Christenthum muß zwingen lassen. Aber es läßt sich keine solche Schranken gefallen. Da scheint uns einer der bedenklichsten Irthümer der Zeit zu liegen. Alles, was auf ihm sich bauen wird, wird auch fallen müssen. Des Wortes Kirche kann man sich in unsern Tagen ohnehin kaum noch mit irgend einem Vortheil bedienen, so groß ist die Verwirrung der Begriffe darüber geworden. Was uns aber hier zunächst angeht, ist das, daß man nicht vergessen sollte, daß die Kirche an sich nicht das Reich Gottes schlechthin ist, sondern auch als das Mittel für das Reich Gottes zu fassen ist. Allerdings findet sich in der Kirche das Heil in Christo; in so fern steht sie als Gottes Reich mit absolutem Exklusivismus der Welt und all' ihrer Herrschaft und Herrlichkeit gegenüber. Aber sie ist auch die Anstalt, durch welche das Heil in Christo in die Welt eingeführt werden soll, sie zu heiligen; der Canal, durch den die Lebenswasser in die todte Welt fließen. Die Welt muß darum nicht Kirche, Kirchenreich, nur Gottesreich werden, aber durch die Kirche. Den Begriff der Kirche, wie er uns jetzt oft vorschwebt, als einer abgerundeten Organisation und eines fertigen Systemes von Lehre, Cultus, Disciplin, den kennt das Neue Testament gar nicht. Sagt mir ein Lutheraner, er glaube, daß ein glaubiger Reformirter selig werden könne bei seinem reformirten Glauben, so soll der Lutheraner nicht vergessen, daß er damit sagt, die reformirte Kirche und Kirchenlehre wird dem Reformirten, was ihm selbst seine lutherische Kirche und Lehre wird, ein Mittel, in's Reich Gottes zu kommen. Und das ist die Hauptsache. Es ist pure Sophisterei, dieser Consequenz ausweichen zu wollen. Darin liegt natürlich schon, daß mit dem Reiche Gottes ja nicht blos gemeint ist das Jenseits, sondern das göttliche Leben in Christo, der Antheil am Heil in ihm und die daraus springende Belebung, wie die göttlich geordneten Mittel des Heils das in uns erwirken sollen. Die Kirche ist der Complex aller der Mittel, die das Reich Gottes unter uns pflanzen und fördern sollen. Durch die Kirche kommt Gottes Reich zu uns und wir in's Reich Gottes. Je reiner, vollkräftiger diese Mittel in der Kirche da sind, desto mehr muß Wirkung, Einkehr des Reiches Gottes, von ihr erwartet werden. Zu diesen Mitteln gehört reines Wort, reines Sacrament, aber auch eine sich selbst disciplinirende Gemeinde und eine rechte Feier des Gottesdienstes und Anderes. Darum sind wir mit der Rückkehr zum Alten und Guten ja recht wohl einverstanden. Aber die besten Mittel, in verkehrter Weise angewendet, helfen wenig; geringe Mittel, weise benützt, kräftigen viel. Ordnet von oben her staatsregimentlich und hierar-

chisch Alles im strengsten Kirchenstyl, fordert die pünktliche Zustimmung zu jedem Punkt der orthodoxen Lehre, laßt die Kirche in allen Rechten der alten Zeit sich wieder einsehen, ist damit die Gemeinde, in der eine erschreckende Erkältung gegen euer Kirchenthum sich zeigt, von neuem Leben besetzt? Kirche mag man machen, Leben läßt sich nicht machen und es muß etwas Anderes seyn als äußere Zucht und Restauration des Buchstabens und Pochen auf's Amt und den Titel, was in der Gemeinde das Leben, das ächt religiöse, treu gläubige, kräftig fromme Leben wieder weckt. Und warum lehnen gerade die schroff-kirchlichen und staatskirchlichen Tendenzen sich bei ihrer Kirchenrestauration so an das absolutistische Princip und an den Staatsarm an? Weil sie wissen, daß, auf das Bewußtseyn und den Willen der Gemeinden, des Kirchenvolkes gestellt, dies neue, restaurirte Kirchenthum sich keinen Augenblick halten könnte.

Blicken wir auf die Zustände Europa's im Ganzen, so sehen wir, daß in politischer und staatskirchlicher Hinsicht der strengste Conservatismus die Oberhand dormalen behält. Die Fürsten, besonders Napoleon von Frankreich, der Kaiser der Revolution, sie gehen alle diesen Weg; die Staatsmänner überall, selbst in England, wagen andern Principien keine Unterstützung zu geben. In kirchlichen Angelegenheiten strebt die von so enormen Schwierigkeiten umgebene preußische Regierung noch am meisten vorwärts und arbeitet einer freieren Stellung der Kirche vor. Aber ob man sich nicht vor den Consequenzen des Princips einer staatsfreien Kirche in Deutschland zu fürchten hat? Die Strengkirchlichen, wie Stahl und Hengstenberg und manche Andere, verzweifeln gänzlich an der Möglichkeit, die Kirchen in Deutschland durch sich selbst, d. h. durch eine durchgeführte Presbyterial-Verfassung regieren zu lassen. Sie wollen eine Theologen- und Pastoren-Kirche, getragen von der Gewalt des Staates, als der göttlich geordneten Schirmhalterin der Kirche. Dieses Verzweifeln an einer Umgestaltung des Verhältnisses von Kirche und Staat ist das schärfste Urtheil über das Staatskirchentum selbst und über jenen krankhaften Conservatismus. So weit ist es eben dadurch in Deutschland gekommen. Wo ist da der Volksboden für das freie Stehen und Wachsen der Kirche? Gerade, was die Hochkirchlichen wollen, kirchlichen Sinn im Volke, Liebe zum Bekenntniß und zu der ganzen Eigenthümlichkeit der Kirche, das eben verhindert ihr staatskirchlicher Conservatismus am meisten und die Kirche bleibt den Laien dadurch ein total fremdes Object. Pietistische Religiosität mag dabei in einzelnen Kreisen gedeihen und hat daran ihre Rechtfertigung, nicht aber ein nationaler, gesunder, kräftiger, kirchlicher Sinn.

Hier ist der Punkt, wo wir, zum Schlusse eilend, noch einen Blick auf Nord-Amerika und seine kirchlichen Verhältnisse werfen. Ohne unsere freien kirchlichen Zustände, ohne diese Selbstständigkeit des kirchlichen Lebens und ohne die eben daraus für die ganze Nation sich ergebenden Wirkungen wäre unser ganzes politisches Daseyn gar nicht mehr zu denken; wir gingen ohne jenen mächtigen sittlichen und socialen Hebel einer schnellen und gänzlichen

Auflösung entgegen. Unser staatliches Leben beruht auf einer viel zu günstigen Ansicht vom natürlichen Menschen. Der Fortschritt aus den europäischen Staatszwangsanstalten zu unserer beinahe maaflosen Freiheit, ist, wenn durch die äußeren Verhältnisse gerechtfertigt, doch innerlich keineswegs gehörig vermittelt. Unsere Centralgewalt besitzt bei weitem nicht die Autorität, die der Gerechtigkeit Schutz, der Bosheit Trug bieten könnte. Zwischen den einzelnen Staaten ist die Verbindung so los und locker, daß dem Schlechten nur zu viele Wege offen stehen, zu entkommen und anderswo ungestraft Böses zu thun. Der Einzelne wird viel zu wenig beaufsichtigt; daß Jeder sein Recht finde, das wird so ganz als eine Privatsache angesehen, daß wer nicht Privatmittel hat, von Gesez und Tribunal lieber wegbleibt. Die Erhaltung der Ordnung in den Municipalitäten wird verhindert durch das leidige Parteiwesen; denn wo je nach ein Paar Jahren sämmtliche von der Partei gehobene Beamten, vom Mayor der Stadt bis zum gemeinen Polizeifoldaten herunter, wieder den Günstlingen einer andern siegreichen Partei weichen müssen, wo selbst Richter auf dem Richterstuhl von der Gunst der Partei ihr Amt erhalten, durch ihre Ungunst es verlieren, wo jeder Beamte nur für ein Paar kurze Jahre Stelle und Nutzen hat, wo bei diesem erschreckenden Mangel an Stabilität gar keine Autorität als das feste, von keiner Fluctuation zu berührende, Allen gegenüber gleiche, unveränderliche Princip der Macht und des Rechtes dasteht, wie kann man da die rechte polizeiliche Disciplin, die rechte bürgerliche Ordnung, die strenge, gerechte Handhabung des Gesezes erwarten? Wenn nun bei uns nicht Alles aus den Fugen geht, wenn wir im Ganzen und mit gehöriger Beachtung aller Proportionen hier am Ende so viele Ordnung finden als in andern christlichen Ländern, wo trotz absolutistischer Institute das Günstlingswesen und die Parteiungen und Intriguen auch ihre Rolle spielen, so sind wir hier auf die freie Kirche gewiesen als auf das einflussreichste Institut und auf den mächtigsten Hebel unsers sittlichen und socialen Lebens. Die freie Kirche ist gegenüber allen Schwankungen in unserm bürgerlichen Leben die conservativste Macht. Der einzelne Bürger, indem er durch Mitthätigkeit die Kirche, der er angehört, trägt, wird in seiner öffentlichen Stellung auch wieder von ihr getragen. Er hält sie, aber sie mit ihrem sittlichen Einfluß giebt auch ihm wieder eine bestimmte Haltung. Sein Stehen in der Kirche muß unmittelbar auf sein Stehen im Staat, im bürgerlichen Leben, in der Gesellschaft wirken. Diese Bedeutung der freien Kirche für unsere ganze Existenz ist ganz unberechenbar, selbst wenn man vom Einfluß des Gemeindelebens auf die Jugend, auf das Familienleben, auf die Mission, auf die christliche Wohlthätigkeit und andere Dinge absieht. Selbst der leidige Schaden, daß allerdings besonders in großen Städten Tausende dem religiösen und kirchlichen Leben in ihrer Freiheit völlig fern bleiben, daß Andere durch ihre Theilnahme an der Kirche nur den Credit äußerlicher Respectabilität suchen, während die echte Religiosität ihnen fern bleibt, daß überhaupt an unserm religiösen Wesen sehr viel Oberflächliches ist, selbst das wird weit aufgewogen durch den unermeßlichen Einfluß,

den unser freies kirchliches Daseyn auf alle Klassen der Gesellschaft, auf unser bürgerliches Leben besonders ausübt.

Daß es sich hier nur um die protestantischen Kirchen handelt, versteht sich von selbst. Die protestantischen Principien sind nach ihrer practischen Seite in Amerika zu vollster, schärfster Consequenz durchgeführt, sie sind in's nationale Daseyn eingetreten. Die Kirche hat sich aller äußeren Gewalt begeben. Sie ist eine geistige Macht, getragen von der individuellen freien Ueberzeugung, geworden. Als solche aber ist sie wie das Nervensystem am Organismus des Leibes; seinem Thätigkeitsprozeß nach aller äußerlichen Beobachtung sich entziehend, in der verbergenden Stille wirkend, und doch dabei überall fühlbar und Alles belebend und verbindend. Es herrscht allerdings eine erschreckende Zerstückelung der Kirche unter uns. Aber man sieht mit Staunen, daß alle diese principiellen Differenzen nicht im Stande sind, erhebliche Differenzen für unser Leben und bürgerliches Daseyn zu schaffen. Auf practischem Gebiete verschwinden diese Gegensätze, wenn man von etlichen abnormen Erscheinungen absieht, die sich selbst das Urtheil schon gesprochen haben. Der Staat hat in Europa Alles verschlungen. Er traute sich beinahe zu, das Substitut des Christenthums seyn zu können; das war besonders so in Deutschland, in diesem bureaukratischen Institute. Alles sollte durch die Polizei geleistet werden. Alles sollte Etwas seyn nur durch den Staat, nur in seinem Glanze leben, selbst die Kirche. Der Monarchismus im absolutistischen Sinne setzte der Sache die Krone auf. Das Bischofthum der Fürsten ist ein Spott auf die Kirche zum Vortheil des Thrones. Amerika begann damit ein neues Blatt der Weltgeschichte, daß es den Staat in seine Schranken wies und um politischer Abstractionen oder geschichtlicher Traditionen willen die Individuen und ihre Rechte nicht im Mechanismus der Staatsverwaltung aufgehen ließ, sondern den Staat zum Mittel für den Einzelnen und die Gesamtheit, nicht zum letzten Zweck des Daseyns setzte. Dadurch wurde das religiöse Bewußtseyn, die Ueberzeugung emancipirt und die Kirche auf freien Fuß gestellt. Das Christenthum ist da mit dem Staat, nicht durch ihn, das Umgekehrte, daß der Staat da wäre ohne das Christenthum, ist nicht denkbar. Die Kirche ist ein Bedürfniß, als solches ist sie erkannt und getragen, und daran hat sie eine starke Basis. Ja, durch sie und nur durch sie ist das Daseyn des Staates und seiner Ordnung garantirt. Dies ist die bedeutungsvollste Seite an der Geschichte Amerika's, die verheißungsvollste für die Zukunft.

Philadelphia.

W. J. M.

Das neue Abyssinien und die evangelische Mission.

(Aus der Evangelischen Kirchenzeitung.)

(Fortsetzung.)

Der gegenwärtige Zustand der abyssinischen Kirche.

Eine Kirche, die in fast hermetischer Abgeschlossenheit von der übrigen Christenheit und der allgemeinen kirchlichen Entwicklung, aber in unablässigem Kampfe gegen Jesam und Heidenthum durch viele Jahrhunderte hindurch ihr Daseyn behauptet hat, wird die Mißgestalt ihrer Verkommenheit und Verkrüppelung eben so wenig verbergen können, als sie andererseits gerechten Anspruch darauf zu machen hat, daß sie als ein noch nicht erstorbenes Glied an dem Leibe der gesammten christlichen Kirche anerkannt werde. Man hat in der Beschreibung ihres Herabgekommenseyns in der Regel zu viel gethan und statt einer bei allem Siechtum doch noch lebenden Kirche eine Leiche gezeichnet. Die abyssinische Kirche steht noch auf dem ökumenischen Grunde des nicenischen Bekenntnisses (das apostolische kennt sie nicht, und das athanasianische muß sie als ein monophysitisches abweisen). Sie tauft auf dieses Bekenntniß, auch die Kinder. Die Bibel, obwohl nur im Besitze der Klöster und einiger Reichen, wird in der altäthiopischen Uebersetzung von der Priesterschaft noch viel fleißiger studirt, als dies Seitens der römischen Priesterschaft mit der vulgata geschieht. Die Predigten bezeugen häufig eine ziemliche Schriftkenntniß, freilich mit allen Unarten und Auswüchsen einer oft bis in's Abenteuerliche und bis zur Caricatur ausgedehnten allegorischen Auslegung. Das heilige Abendmahl wird unter beiderlei Gestalt in allen Kirchen täglich gefeiert und der Sacramentsverächter finden sich in Abyssinien viel weniger, als im evangelischen Deutschland. Mit Kirchen ist das Land besäet, mehr als irgend ein europäisches Christenland. Man feiert mit der gesammten Christenheit den christlichen Sonntag und die christlichen Hauptfeste, freilich auch den jüdischen Sabbath und außerdem noch nahe an 200 Feste und Feiertage.

In einem Lande, wo bei aller Verschüttung des altchristlichen Kirchenbaues doch noch ein gut Theil christlicher Lehre sammt der Verwaltung der heiligen Sacramente übrig geblieben ist, wo das Volk insgesammt noch seine höchste Ehre darein setzt, ein christliches zu seyn und zu heißen, und wo mit Ausnahme des eigentlichen Gesindels noch jedweder waffenfähige Mann jeden Augenblick mit Freuden bereit ist, ja seinen höchsten Ruhm darin setzt, für die christliche Kirche seines Vaterlandes auf die Mauern der Gränzalpen zu steigen:

da kann und wird es an Resten christlichen Lebens nicht fehlen, mögen auch dieselben ob ihrer Vermischung mit jüdischem und heidnischem Wesen noch so schwer erkennbar seyn. Aber die Armuth und das Elend der abyssinischen Kirche ist allerdings tief genug, um die Augen der evangelischen Christenheit auf sich zu ziehen und ein Arbeitsfeld für ihre Missionaire zu werden. Es bedarf nur eines Besuchs in einem abyssinischen Gottesdienste, um diesen tiefen Verfall zu erkennen. Schon das Kirchengebäude selbst bezeugt den J u d a i s m u s, der sich dem abyssinischen Kirchenwesen durch und durch eingeprägt und den christlichen Charakter zum Theil verschlungen hat. Ein um die Kirche laufender Vorhof dient zum Versammlungsort für die Laien, zugleich zur Herberge für hilflose Reisende. Das Innere der Kirche, in ein Heiligthum und ein Allerheiligstes getheilt, darf nur von den Priestern und Diaconen betreten werden; zwischen dem Heiligthum und dem Vorhof befindet sich noch ein, durch ein vorgespanntes Tuch vom Heiligthum abgetrennter Raum für die männlichen Communicanten. Frauen dürfen auch hierher nicht kommen. Im Allerheiligsten, welches außer dem Abuna, den Bischöfen und Akata's (hochgestellte Weltgeistliche, im Range den Bischöfen folgend) nur der eigentliche Priester der einzelnen Kirche betreten darf, steht hinter einem Vorhang das Tabot (Bundeslade), worin ein Pergament mit dem Namen der Kirchheiligen liegt. Diese Lade darf bei Gefahr der Schändung der ganzen Kirche und ihres Begräbnißplatzes von keinem Diaconen, Laien oder gar Nichtchristen angerührt werden; sie ist mit dem heiligen Del (Meron) geweiht.—Einen noch traurigeren Eindruck macht der Gottesdienst selbst. Man meint in einer Judenschule zu seyn. Denn die Vorlesungen aus der Schrift und den Heiligenbüchern, die Psalmgesänge und die zum größten Theile an die Jungfrau Maria als (Woladita Amlak) Gottesgebärrerin, ja als „Schöpferin der Welt“, an die Heiligen und Engel gerichteten Gebete werden von den Priestern mit wildem Fußstampfen und durch heftiges Aufschlagen ihrer Stöcke auf den Fußboden begleitet, was einen entsetzlichen Lärm giebt.—Im Volksleben liegt der J u d a i s m u s eben so offen zu Tage. Mechanische Andachtsübungen und todter Werkdienst—Fasten und Feiertage, Almosen an Priester, Mönche, Bettler und Pilger, Geschenke an Kirchen und Klöster, Kirchenbauten und Kirchenverschönerungen, Wallfahrten nach den berühmtesten Klöstern des Landes und nach Jerusalem, sind insgemein die Hauptstücke abyssinischer Frömmigkeit. Das ganze Heer der Mönche, deren Zahl in die vielen Tausende geht, und die zum großen Theil müßiggehend und bettelnd im Lande umherstreifen, läßt es sich auf's Eifrigste angelegen seyn, die Volksfrömmigkeit in dieser Bahn zu erhalten, und eine evangelische Mission würde namentlich an der Masse dieser Ordensgeistlichkeit, deren Zahl circa 26,000 betragen soll, früher oder später einen erbitterten und mächtigen Feind finden. Selbst der Abuna, auch wenn er die gesammte Weltgeistlichkeit auf seiner Seite hätte, dürfte einen Bruch mit dem „Etschege“, dem General aller Mönche (im Kloster Debra Libanos in Schoa residirend), schwerlich siegreich bestehen. Nur hin und wieder geht ein

besserer christlicher Einfluß von den Klosterbrüdern und den wandernden Mönchen auf das Volk aus; in einzelnen Klöstern ist noch ernste Frömmigkeit und dabei fleißiges Studium zu Hause.—Der judaisirende Charakter der abyssinischen Kirche erklärt sich theils aus den allgemeinen Ursachen, welche aus der romanistisch-kirchlichen und dem vulgären protestantischen Judaismus zum Grunde liegen, theils—insoweit er diesen noch übertrifft—aus den besonderen, in die älteste Vorzeit zurückgehenden Beziehungen der abyssinisch-äthiopischen Volksentwicklung zum Hebraismus, wobei namentlich auch nicht zu vergessen ist, daß das alte Königsgeschlecht laut der Volksfage von jüdischer Abstammung war, und daß die vormals in Masse vorhandene jüdische Bevölkerung des Landes Jahrhunderte dort die Herrschaft gehabt hat. Aber nicht minder als vom Judenthum ist das Volksleben vom uralten äthiopischen Heidenthum wiederum überwuchert. Nicht allein, daß die heidnische Magie und Zauberei, sammt allem altäthiopischen Aberglauben und sogar noch altheidnischer Stern- und Schlangendienst im Schwange geht—das Schlimmste ist die heidnische Unzucht, welche allen Ständen des Volkes eignet, und als ein Krebsgeschwür an dem Marke des Volkes zehrt. Vielweiberei gestattet zwar das Gesetz nicht, aber die höchsten Stände haben sich darüber längst hinweggesetzt und die niederen Volksklassen umgehen das Gesetz durch gemeine Unzucht oder durch leichtsinnige Ehescheidungen, welche letzteren an den Kirchengesetzen leider kein Hinderniß finden, zumal die meisten Ehen ohne priesterliche Einsegnung geschlossen werden.

Die protestantischen und römischen Missionsversuche des 19ten Jahrhunderts.

Beabsichtigt, auch eingeleitet und in's Gebet genommen ist die evangelische Mission für Abyssinien schon längst, und früher als irgend eine protestantische Mission. Schon im 17ten Jahrhundert, nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges, waren in Deutschland zwei Männer von heiliger Begeisterung für eine Mission der evangelischen Kirche nach jenem altchristlichen, aber einer neuen Mission des Evangeliums so dringend bedürftigen afrikanischen Lande erfüllt. Und ihre Begeisterung war kein Strohfeuer. Der gottselige Herzog Ernst von Sachsen-Gotha hat dreißig Jahre lang bis in seine letzte Stunde mit Missionsgedanken für Abyssinien sich getragen, ob auch seine treuen Bemühungen um die Verwirklichung derselben zu wiederholten Malen scheiterten. Mit ihm theilte der Lehrer seines fürstlichen Sohnes, der fromme und gelehrte Hübner, diese damals noch seltene und von nur Wenigen verstandene Missionslust. Dieser Mann hat sein Leben daran gewandt, um durch möglichst gründliches Studium der abyssinischen Geschichte und Sprache, ja auch der ganzen ihm irgend zugänglichen äthiopischen Litteratur die für ein solches Unternehmen erforderlichen wissenschaftlichen Vorbereitungen zu treffen. Seine umfangreichen, von bewundernswerthem Fleiß und Forschungstalent zeugenden Werke über das Land seiner Sehnsucht, in dem er genauer Bescheid wußte, als im Schlosse und Lande Gotha, sind noch jetzt die Hauptquellen für das

unmittelbare Studium der abyssinischen Geschichte.—Im 18ten Jahrhundert machte die Brudergemeinde einen neuen Anfang zur abyssinischen Mission; zwanzig Jahre lang, von 1752—1772, hat sie durch unermüdete Vorläufer, unter denen besonders der Arzt Hoeder unvergeßlich bleiben wird, an den Gränzen Abyssiniens auf Einlaß gewartet, ohne ihn zu finden.

Im Jahre 1830 begann die kirchliche Missionsgesellschaft von England, im Anschluß an ihre koptischen Missionsversuche, auch in Abyssinien eine Missionsthätigkeit. Aus den nach Kairo gelangten Nachrichten über dieses Land hatte sich schließen lassen, daß eine nur auf evangelische Belehrung und Erleuchtung der Abyssinier gerichtete, aber die Kirche derselben nicht antastende Mission wohl Zulassung finden würde. Im Februar genannten Jahres kamen die im Dienst der Gesellschaft stehenden deutschen Missionaire Gobat und Kugler nebst einem deutschen Missionshandwerker auf abyssinischem Gebiet an. Kugler ließ sich mit dem Handwerker zu Adowa in Tigre nieder, Gobat ging nach Gondar. Kugler starb leider schon in demselben Jahre, und Gobat reiste 1833, um einen neuen Gehülfen zu holen, nach England. Im April 1834 kehrte er mit dem neuen Missionaire Isenberg nach Tigre zurück, und obwohl die politischen Unruhen im Lande ihren Unternehmungen sehr ungünstig waren, fanden sie doch Seitens der Regierung und der Priesterschaft keinen Widerstand, so daß sie die reichlich sich anbietende Gelegenheit zu evangelischer Belehrung mit Erfolg benutzen konnten. Schon im Jahre 1818 hatte die brittische Bibelgesellschaft eine von dem abyssinischen Mönch Abi Ruch ausgeführte amharische Bibelübersetzung in ihren Besitz und sofort auch zum Druck gebracht, so daß den Missionairen Tausende von Exemplaren der amharischen Bibel zu Gebote standen. Allein für Tigre war diese Uebersetzung nicht zu gebrauchen, und deshalb machte sich Isenberg daran, mit Hilfe eines tigrinischen Gelehrten eine Uebersetzung in die Tigre-Sprache zu Stande zu bringen, was ihm auch binnen zwei Jahren gelang. 1837 traten auch die ebenfalls deutschen Missionaire Blumhardt und Krapp zu jenen Zweien hinzu und die Verstärkung der Arbeitskraft erweckte neue Hoffnungen für einen gedeihlichen Fortgang. Allein nun erwachte auch schon die Besorgniß bei der Landespriesterschaft, daß die neuen Lehrer eine neue Kirche im Lande zu gründen gekommen seyen; den Gegenvorstellungen glaubte man nicht, und es war der Priesterschaft auch wohl kaum zu verargen, daß sie an die Vereinbarkeit einer Reformation des Glaubens und der Lehre mit einem unverkürzten Fortbestehen der alten Kirche nicht glauben konnten, ob auch die Versicherungen der Missionaire noch so treu gemeint seyn mochten. Die abyssinischen Mönche sahen in dieser Hinsicht wohl schärfer und richtiger, als die englischen Missionaire selbst. Zum Unglück traf jetzt auch eine römische Mission im Lande ein, und nun war's um ein ruhiges Fortarbeiten vollends geschehen. Das Erste, was die Römischen sich eifrigst angelegen seyn ließen, war Aufreizung der abyssinischen Priesterschaft und des königlichen Statthalters von Tigre gegen die protestantischen Sendboten, deren

Reberien sie mit den grüulichsten Farben auszumalen sich bemühten. In der That brachten sie es durch ihre Machinationen binnen Kurzem dahin, daß Abe, der Statthalter, oder vielmehr König in Tigre, den anglicanischen Missionairen den gemessenen Befehl ertheilte, ihre Thätigkeit einzustellen und das Land zu verlassen. Damit hatte die evangelische Mission in Tigre einstweilen ihr Ende.

Im Jahre 1839 versuchten Hsenberg und Krapf die abyssinische Mission an einer andern Stelle, im Königreiche Schoa, wieder aufzunehmen, nachdem sie von dem Könige Schoa's die bereitwilligsten Antworten auf ihre Anfragen und ihre Anmeldungen erhalten hatten. Der Anfang, den sie in Antobar machten, schien auch ein sehr glücklicher zu seyn, allein als Beide im Jahre 1842 nach einer längeren Abwesenheit in dienstlichen Angelegenheiten dorthin zurückkehren wollten, ward ihnen schon an der Dankali-Küste vom Sultan von Tadjurra ein Befehl des Königs von Schoa vorgezeigt, daß keinem Engländer der Durchgang nach seinem Gebiet gestattet werden solle. Der König hatte sich während der Abwesenheit der Missionaire von der Geistlichkeit seines Landes umstimmen und zu diesem Schritte bewegen lassen.—Auch ein nochmaliger Versuch, in Tigre wieder Eingang zu finden, schlug gänzlich fehl.—Bis auf eine flüchtige Anregung einzelner Kreise des Volkes und die Verbreitung von etwa 8000 Bibeln in tigrinischer und amharischer Sprache hatte diese anglicanische Missionsunternehmung noch wenig gewirkt, und es scheinen auch keine erheblichen Spuren ihrer Thätigkeit zurückgeblieben zu seyn.

Dagegen waren die Erfolge des neueren römischen Missionsversuchs eine geraume Zeit lang sehr augensällig. Abermals gelangten die Jesuiten unter der Oberleitung des schlaunen Piemontesen de Jacobis zu einer Macht im Lande, welche mit der des Abuna sich messen konnte, und als sie im Jahre 1842 es doch noch nicht durchsetzen konnten, daß in das erledigte Patriarchat statt eines koptischen ein römischer Abuna einträte, vermochten sie es wenigstens, dem neugewählten Abba Salomo sein Amt auf's Außerste zu erschweren, ja sie brachten es später dahin, daß der Etschege sammt einem großen Theil der Priesterschaft sich gegen denselben wandte und seine Absetzung aussprach. Der gegen seine unrechtmäßige Entsetzung protestirende Patriarch mußte aus Gondar in ein tigrinisches Kloster fliehen und dort lange Zeit als ein Verbannter zubringen, bis Cassai (der jetzige König Theodoros), ein junger Edelmann aus einer der vornehmsten alten Familien, ein entschiedener Feind der römischen Mission und von glühendem Verlangen nach Herstellung der alten abyssinischen Monarchie besetzt, durch glückliche Kriegszüge gegen den Ras Ali von Gondar zum Herrscher von Amhara sich aufschwang. Die Zurückberufung und Wiedereinführung des Abuna Salomo und die Ausweisung der Jesuiten aus Amhara war einer seiner ersten Schritte. Der renitente Pater de Jacobis wurde mit Gewalt über die Gränzen transportirt und sein Plan, sich mit seinen Genossen nun in Tigre festzusetzen, scheiterte daran, daß Theodoros 1854 den Herrscher von Tigre, der für vieles Geld ein williges Werkzeug der Jesuiten war, in

einer siegreichen Schlacht niederwarf und ganz Tigre unter sein Scepter brachte. Zu Anfang vorigen Jahres mußte die römische Priesterschaft, de Jacobis an der Spitze, auch Tigre verlassen; dem Ausweisungsbefehl war die Androhung schwerer Leibesstrafe in Folge der Rückkehr beigelegt.

Die Eintracht zwischen dem politischen und kirchlichen Regiment in Abyssinien ist allem Anscheine nach gegenwärtig eine so völlige und feste, wie sie lange nicht mehr stattgefunden hat, und wie sie bei einer ähnlichen Trennung von beiderlei Gewalt in der Christenheit wohl ohne Gleichen seyn mag. Der König Theodor scheint übrigens von der Priesterschaft und noch mehr vom Volke nicht blos als der Begründer einer neuen staatlichen Ordnung und Machtentwicklung, sondern zugleich als eine Art Paraklet respectirt zu werden, an den chiliastische Erwartungen sich knüpfen. Nach einer alten Tradition erwarten die Abyssinier einen Theodoros als den Stifter eines tausendjährigen Reiches vollkommener Kinder, und Cassai hat durch Annahme des Namens Theodor diese Sache kühlich zu benutzen gewußt.

(Schluß folgt.)

Kirchenchronik.

Deutschland.—Protestantismus. Die weltlichen Blätter Deutschland's beschäftigen sich allerorten dormalen viel mehr als sonst mit den kirchlichen Angelegenheiten. Die von verschiedenen kirchlichen Behörden vorgeschlagenen Besserungsmaaßregeln, die kirchliches Leben wiederbringen sollen, werden eifrigst besprochen. Besonders sind es die Fragen der Gemeindeordnung, der Liturgie, der Kirchenzucht, der Privatbeichte und verwandte Punkte, welche zu manchem Zür und Wider Anlaß geben. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß die Laien im Ganzen jede strengere kirchliche Ordnung von sich abzuhalten nach Kräften bemüht sind. Sie sind seit vielen Jahren gewöhnt an Freiheit; denn daß sie Kinder taufen, confirmiren, die Ehen kirchlich einsegnen, die Prediger am Grabe reden ließen u. dgl. m., das thaten sie, weil es einmal Sitte war und soann ganz besonders, weil der Staat es erforderte. Im Uebrigen waren sie völlig frei; gingen sie zur Kirche, so war es gut, gingen sie nicht drein, so hatte ihnen darüber Niemand etwas zu sagen, sie wurden nicht darum angesehen. Jetzt aber will man der Kirche zu einer bedeutenderen Stellung im Organismus des staatlichen Lebens verhelfen; die Stellung, welche künftig ein Individuum zur Kirche und zu kirchlicher Sitte einnimmt, soll von Entscheidung für seine bürgerliche Stellung überhaupt werden. Man will die Kirche zu einer Macht machen, die Keiner ungekräft verachten soll. Daß hiegegen, wo kirchliche Behörden Schritte thun, die von Laien in diesem Sinne verstanden werden, remonstrirt wird, wie in Bayern und an andern Orten, ist nicht zu verwundern. Manche unkirchliche Leute sehen in diesen restaurirenden Absichten nicht einen guten, wahren, heilsamen Zweck, sondern nur einen lästigen Zwang und viele von ihnen werden lieber Alles thun, als sich solcher kirchenamtlichen Autorität unterwerfen. Andere—and das sind die vorsichtiger urtheilenden—erinnern daran, daß die Kirchengewalt in Deutschland lange genug, aber nicht zum wahren

Gebethen religiösen Lebens die strengsten Zügel geführt habe, daß alle äußere Zucht doch nicht ein wahrhaft christliches Leben herbeybringen könne, daß der evangelische Prediger eben auf die stille, heilige, geistliche Macht des lauter gepredigten Wortes, nicht auf andere Stützen sich verlassen müsse. Auch wird daran erinnert, daß eine Durchführung strenger Kirchenzucht wohl denkbar sey, wo Kirche und Staat völlig getrennt seyen, keineswegs aber in einer Staatskirche. Denn so lange ein Mann als Bürger unantastbar sey, werde er als Unkirchlicher wenig an Credit verlieren in Verhältnissen, wo der Staat die absolute Präponderanz habe. Gehe sich aber der Staat zum kirchlichen Strafmeister her, so würde die Kirche dabei mehr verlieren als gewinnen, der Staat aber sich sehr gehässig machen. Die tonangebende Stimme der Kirche sey aber mit sich selbst keineswegs immer übereinstimmend gewesen; Dogmatismus, Pietismus, vulgärer Nationalismus, speculative Theologie, Restauration—Eins habe das Andere vor sich hergetrieben.—Daß die kirchlichen Regierungen unter solchen Umständen sich in einer höchst schwierigen Lage befinden, ist leicht abzusehen. Die Schwierigkeiten steigern sich durch locale Verhältnisse, wie z. B. in Preußen durch die Unionsfrage. Auch wird die Sache nicht besser durch die Verwirrung unter den kirchlichen Räten und theologischen Tonangebern selbst. Hier die stricten separirten Lutheraner, dort die Lutheraner der Unionskirche, die das Wort evangelisch zu Deutsch mit lutherisch geben, da die Consensusmänner, hier die Glaubigen des Wortes und der Predigt, dort die Freunde der Disciplin oder auch die im Cultus und Amt Katholisirenden. Wie wenig unter diesen Schwierigkeiten Durchgreifendes zu thun ist, läßt sich leicht einsehen. Anerkannt muß der redliche Wille des Königs von Preußen werden, der die Kirche vom Staate emancipiren und ihr völlige Selbstständigkeit geben möchte, aber so verschiedenen, sich widersprechenden Rath hören muß, daß er vor lauter Rath rathlos wird und so viel Möglichen denkt, daß es unmöglich werden muß, zu handeln. Denn welche Schattirungen der Ansichten stießen um seinen Thron ineinander: er selbst nach seinem ganzen Naturell ein Unionsmann, aber Freund hochkirchlicher Formen; der Prinz von Preußen das Haupt der Freimaurer; der Minister v. Raumer von Hengstenberg berathen; dann hier ein Krummacher und Hofmann, dort ein Hengstenberg, Stahl und Leo; die Unionsmänner und die Lutherischen halber oder ganzer Weihen; ferner die Schleiermacherianer bis hinaus zu den Lichtfreundlichen, die darum besonders unter dem Mittelstande nicht todt sind, weil man sie mundtodt macht. Und welche Schwierigkeiten ergeben sich aus der kirchlichen Seite der Ehefrage, aus den Patronatsverhältnissen und andern Zuständen, des Verhältnisses zur römisch-katholischen Kirche gar nicht zu gedenken.

Laut Nachrichten vom November vorigen Jahres herrschte in Bayern große Aufregung gegen die Erlasse des Oberconsistoriums, welche Wiederherstellung der Kirchenzucht, Wiedereinführung der Privatbeichte, gewisse Bevorzugungen des geistlichen Amtes, liturgischen Gottesdienst, Verpflichtung auf sämmtliche Symbole der lutherischen Kirche und Anderes verheißten. Es wurden Bittschriften zu Gunsten liberaler kirchlicher Tendenz von Nürnberg und anderen Städten eingesandt und viele angesehenen Laien theilnehmend sich dabei. Inbessern haben auch die Anhänger der strengkirchlichen Richtung eine Gegenadresse eingegeben. Zur Beschwichtigung der Gemüther hat nun das Oberconsistorium einen beruhigenden Erlass veröffentlicht. Es bezeugt darin, daß es nichts anderes wolle, als vor allem selber in dem Gehorsam des gemeinsamen kirchlichen Glaubensbekenntnisses vorangehen und daß es sich für alle Maaßregeln seines Regiments gebunden erkenne durch das Wort der seligmachenden Wahrheit, welches der Gemeinde in der Predigt dargereicht und den Einzelnen in den Sacramenten mitgetheilt und versiegelt werde: „Es kann und darf dem nichts gleichgestellt, geschweige denn übergeordnet werden.“ Aber so wenig die Gemeinde von gestern und heute sey, so wenig könne die Bezeugung ihres einmüthigen Glaubens ihre Formen willkürlich wechseln wie Trachten und Moden; es müsse auch dem Zeugniß in den Gottesdiensten der Glaube anzu merken seyn, welcher das Ursprungszeugniß

von Christo an der Stirn trage: „Gestern und heute und derselbe in Ewigkeit.“ Nachdem dann als mißbräuchlich verworfen worden ist, wenn kirchliche Ordnung wie polizeiliche Vorschriften oder Strafinstrumente gehandhabt würden, heißt es über die neuesten Maaßnahmen: „1) Das neue Gesangbuch—hier kann die Kirche nicht nach Belieben aus Altem und Neuem herauswählen. Das erste Gesetz ist, daß sie nichts anerkenne, was dem Bekenntniß ihres Glaubens nicht gemäß ist. Das zweite, daß sie die Geschichte befrage, welche Lieder von altersher der Gemeinde werth und lieb und eine Kraft des Trostes waren. Neuere wird erst in längerem Verlaufe nachweisbares Kirchengut. Daher stammt das Vorwiegen älterer Lieder. 2) Die Gottesdienstordnung. Man muß fast Anstand nehmen, zu sagen, welche Bedenken bei uns zu Lande laut geworden sind. Sie soll „katholisiren.“ Was würde Luther, was würden die Urheber unserer alten Bairuther Chorordnung, der Brandenburg-Nürnbergischen Gottesdienstordnung u. d. dazu sagen! Ist es so weit in völliger Unwissenheit über die Absicht und Bedeutung dieser unserer ehlutherischen Cultusformen gekommen, dann mag die Nachwelt zu gerechtem Gericht sitzen. 3) Die Beichtordnung. Das Oberconsistorium ist mit dem Bekenntniß unserer Kirche überzeugt und bleibt dabei, daß die Privatbeichte nicht ein göttlich Gebot und darum frei sey; daß aber die Kirche dafür sorgen müsse, daß man sich ihrer als einer Wohlthat frei bedienen könne. Daß man Privatbeichte mit der Ohrenbeichte verwechselt hat, sollte freilich bei nur einiger Bekanntschaft mit den Bekenntnißschriften unserer Kirche nimmermehr zu erwarten seyn. 4) Die Erhaltung kirchlicher Ordnung und Zucht. Was sich hier in der Gegenwart auf kirchlichem Gebiete bemerklich macht, das sind die Extreme zweier ganz entgegengesetzter Strömungen, zwischen welchen die rechte Mitte gesucht und erstrebt werden muß. Das eine ist das Streben nach völliger Zügellosigkeit, das andere ein Rückfall in gesephtes Wesen. Kommt das erste zur Herrschaft, so ist es mit kirchlichem Verband überhaupt aus; gewinnt das zweite Raum, so bringt sich die Kirche um ihren besten Segen und stärkt nur das erste Element. Was unserer Kirche obenansteht und stehen muß, das ist die Zucht durch die Predigt des göttlichen Wortes.“—Dieser Erlass soll indessen den gewünschten Erfolg nicht gehabt haben und der König beantwortete die ihm vorgelegten Proteste selbst durch öffentliches Rescript in solcher Weise, daß die factische Durchführung jener Erlasse des Oberconsistoriums als suspendirt betrachtet werden muß, wodurch die Gemüther mehr beruhigt wurden.

Preußen.—Ein Correspondent, welcher die Vorbereitungen zu der bevorstehenden Landes synode bespricht und die Motive der für oder wider dieselbe eintretenden Parteien hervorhebt, sagt unter Anderem: „Der Hauptübelstand in der protestantischen Kirche Deutschland's während der letzten Jahrzehnte ist offenbar die durch die politischen Wirren unglaublich gesteigerte Indifferenz der gebildeten Laien für kirchliche Dinge. Diese Indifferenz, durchaus nicht gleichbedeutend mit Mangel an religiösem Sinn, ist in Preußen in sehr merkbarer Abnahme begriffen. Sectirerei und die Herrschbegier des lutherischen Pastorenthums, welches die Geißel mittelalterlicher Kirchenzucht zu schwingen beginnt, haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Der gebildete Laie ist zu dem Bewußtseyn gekommen, daß er durch seine Theilnahmlosigkeit am kirchlichen Gemeindeleben vorzüglich daran schuldig ist, daß Krebschäden entstanden sind und daß bei deren Beseitigung nicht selten Rechte und Freiheiten der evangelischen Gemeindeglieder beeinträchtigt werden. Sein Interesse für kirchliche Dinge ist wieder rege geworden, und dies Interesse zum Besten der evangelischen Kirche zu steigern, ist das preussische Kirchenregiment auf dem besten Wege. Vor dem Berufen der preussischen Generalsynode im Jahre 1846 hatte die Regierung auf kirchlichem Gebiete; ich entsinne mich aber nicht, daß der Wunsch nach einer allgemeinen Synode so lebendig gewesen wäre wie jetzt, wo man von ihr Milde rung des ausgearteten kirchlichen Parteiwesens und Versöhnung mancher Gegensätze hofft. Ein gutes Zeichen

scheint es zu seyn, daß gerade nicht die kirchlichen Sectirer es sind, die sich nach der Landessynode sehnen, sondern mehr denn je der religiös gebildete Laienstand, dessen Stimme sich wahrscheinlich auch in ihrer Mitte geltend zu machen wissen wird."

Gegen den Winter vor 10 Jahren hat sich in diesem Winter die Zahl der evangelischen Theologie Studirenden auf sämmtlichen Universitäten um 123, die der katholischen um 147 vermehrt. Sie beträgt gegenwärtig für die Evangelischen 993, für die Katholischen 650; von jenen kommen die meisten auf Halle: 445 gegen 292 in Berlin, von diesen die meisten auf Münster: 247 gegen 211 in Bonn und 196 in Breslau. Nur an diesen drei Universitäten bestehen Lehrstühle für katholische Theologie.

Hannover.—Der „Diaconat“, den die evangelische Conferenz zu Berlin in die Kirche eingeführt wissen will, besteht in unserer Landeskirche, seit die neuen Kirchenvorstände eingeführt sind. Diese von der Kirchengemeinde gewählten Männer aus allen Ständen—je nach der Größe der Gemeinden vier bis zwölf—verwalten in Verbindung mit der Geistlichkeit selbstständig auch das kirchliche Armenvermögen. Wir haben unsere Gemeinde von etwa 9000 Seelen in zwölf kirchliche Armendistricte eingetheilt und jedem der Kirchenvorstände deren einen überwiesen. Die Armen des Districts melden sich bei ihm, er erkundigt sich nach ihren Verhältnissen und Bedürfnissen, nach der Unterstützung, die sie aus der städtischen Armenkasse erhalten, referirt in den monatlichen Versammlungen des Kirchenvorstandes, und darnach, wie nach den dort fallenden anderweitigen Mittheilungen, richtet sich die Unterstützung aus den etwa 2000 Thalern jährlich betragenden kirchlichen Legaten, Brodspenden, Gelbgeschenken &c. Zu diesem Amte werden unsere Handwerker, Kaufleute &c. nach geschehener Wahl am Ende des Gottesdienstes vor der Gemeinde feierlich am Altare verpflichtet, wie es die Conferenzen vorschlugen. Aber dazu hat es bei uns keiner Conferenzen und Anordnungen bedurft, sondern die Sache hat sich von selbst gemacht, weil Kirchendiener und Gemeindeglieder die Idee richtig aufgefaßt und guten Willen hatten, sie zu verwirklichen, vor Allem, weil keine geistliche Herrschaft im Spiele war, die anderswo das ganze Institut verflören mag.

Der Vorstand des hiesigen Gustav-Abolph-Vereins hat auch in diesem Jahre vom königlichen Ministerio der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten auf seinen Antrag eine Beckencollecte in den verschiedenen Provinzen bewilligt erhalten. Dadurch wird einmal die Pflicht der evangelischen Kirche anerkannt, ihren armen Gliedern unter die Arme zu greifen. Wir feiern damit als evangelische Christen einen gleichen Triumph, wie wir ihn als Christen feierten, als die Regierung uns eine jährliche Beckencollecte für die Heidenmission verwilligte. Wir werden aber auch durch diese Collecte in Etwas entschädigt für die viel größere Theilnahme der Gemeinden, für die Soirées, Vorlesungen, Pfennigsammlungen, Arbeitsgesellschaften der Frauen &c., die in manchen anderen evangelischen Ländern dem Vereine so viel Frucht schafften,—und so bleiben wir denn in der Reihe. (Pr. S. 3.)

In Lübingen starb im Januar plötzlich am Schlagfluß Professor Schwegler, bekannt als Verfasser eines Abrisses der Geschichte der Philosophie, einer unvollendeten römischen Geschichte und als theologischer Schriftsteller in destructiver Bau'r'scher Tendenz.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang X.

April 1857.

No. 4.

Der achte deutsche evangelische Kirchentag, gehalten zu Lübeck im September 1856.

Endlich ist uns nach langem Harren der amtliche Bericht über die Verhandlungen des Lübecker Kirchentages zugekommen und wir theilen unsern Lesern daraus mit, was uns darin besonders bedeutend und anregend erscheint. Die Zahl der Theilnehmenden war bei diesem Kirchentage nicht so groß, wie sie bei früheren Versammlungen schon gewesen war. Aber die bedeutendsten Vertreter der Sache fanden sich auch diesmal ein und ebenso auch Repräsentanten kirchlicher Gemeinschaften des Auslandes, wie der evangel. Kirche aus Frankreich, der freien schottischen Kirche, der presbyter. Kirche von Irland. Die deutsche reformirte Kirche von Nordamerika hatte drei Abgeordnete auf diesem Kirchentage, Dr. B. S. Schneß aus Chambersburg, Pa., Pastor Benj. Bausmann aus Louisburg, Pa. und Herr G. S. Griffith, Aeltester, aus Baltimore.—Das Schicksal der Stadt Lübeck, einst einer der mächtigsten im Blüthenalter der deutschen Hanse, ist eng verwoben mit der Geschichte Deutschland's und Dänemark's und besonders auch mit der Entwicklung der deutschen Reformation und darauf deutete der Präsident des Kirchentages, von Bethmann-Hollweg in seinen schönen Abschiedsworten am Schlusse der Versammlung hin: „Sie wird uns allen vor den Augen des Geistes stehen bleiben, diese merkwürdige Stadt, groß und merkwürdig von da ab, wo sie von einem deutschen Fürsten, Heinrich dem Löwen, gegründet wurde; groß und merkwürdig, als ihre gewappneten Bürger an der Spitze der Hanseflotte den Uebermuth eines benachbarten Königs dämpften; auch jetzt noch groß und merkwürdig, da sie in kleinerem Maaßstabe die Meere befährt und neben dem reichen Hamburg, dem klugen Bremen, den Namen des guten Lübeck bewahrt und auch an uns bewahrt hat. Aber die reiche Geschichte der Stadt ist auch noch von einem anderen Gesichtspunkte aus merkwürdig, von der Zeit an, da die ersten Boten des Evangeliums in diesen Gegenden erschienen und hier evangel. Gemeinden gründeten, zu der Zeit, wo die herrlichen und mächtigen

Kirchenfreund. Jahrg. X. No. 4. 8

tigen Dome zur Ehre Gottes erbaut und mit den herrlichen Schöpfungen der Kunst, welche ihre Wände und Altäre zieren, versehen wurden, und zu einer anderen Zeit, wo Dr. M. Luther seinen Gehülfen Bugenhagen hierher sandte, um Kirchen und Schulen nach dem Maaße des Evangeliums einzurichten und seine Schätze auszuthheilen. In die Reihe dieser reichen Geschichte tritt nun auch der Kirchentag ein."

Der Eröffnung der ersten Plenarversammlung, am 9. September 1856, ging voraus ein Gottesdienst in der St. Marienkirche, wo, nach Vollendung der Liturgie, Senior Dr. Lindenbergh predigte über Eph. 2, 19. Er wies, die Versammelten begrüßend, darauf hin, daß Alle den Herrn um seinen Segen für Alles, was hier geschehen solle, zu bitten haben in Demuth und Erkenntniß der eigenen Unfähigkeit etwas Gutes zu wirken, damit durch die Gnade von oben der Kirchentag ein Baustein werde am großen geistlichen Hause, am heil. Tempel Gottes. Das Wort des Textes nehmen wir an als unmittelbar zu uns geredet; es mahnt uns, uns zu freuen unserer Zugehörigkeit zur Hausgenossenschaft Gottes, uns nicht irre machen zu lassen durch die Unvollkommenheit ihrer zeitlichen Erscheinung, sie zu pflegen mit der rechten Liebe und Treue.— Der Apostel nennt uns Hausgenossen, er bezeichnet so die Kirche mit dem edelsten, lieblichsten Bilde. Denn köstlicher ist Nichts auf Erden denn die Liebe und der Frieden, die des Hauses Genossen umschlungen halten. Aber es heißt uns auch über alle irdischen Verhältnisse emporschauen und uns dessen freuen, daß wir dem Herzen Gottes als Kinder nahe stehen und seine Hausgenossen sind. Die Kirche Gottes, seinem ewigen Rathschluß entsprungen, ist nun, durch die in alle Welt ausgehende Einladung, eine große, weite Hausgenossenschaft aus allen Völkern, und doch nur Ein heil. Volk, Gottes Volk, mit Einer Sprache, der des Geistes von oben. So sind wir Hausgenossen mit den frommen Vätern, die einst „Gäste und Fremdlinge“ auf Erden waren und eines zukünftigen Vaterlandes begehrt; mit den heil. Aposteln, mit den Zeugen und Bekennern der Wahrheit, mit allen Glaubigen weit und breit auf Erden. Diese große Hausgenossenschaft, die Offenbarungsstätte des Sohnes Gottes, ist die Kirche, die wir Alle bekennen, wenn wir sprechen: Ich glaube eine heilige, christliche Kirche! Theilnehmend an den Gaben und Gütern in ihr sind wir wahrhaft Hausgenossen. Alle Mängel der zeitlichen Erscheinung dieser Hausgenossenschaft, die Schäden der Kirche, die Macht des Weltgeistes, die Trennung des einen Hauses soll uns die Freude dieser Genossenschaft und Gliedschaft nicht stören. Zerspaltung der Kirche sey freilich ein Uebel, ein durch unsere Sünde bedingtes, aber doch eine nothwendige Entwicklungsstufe der Kirche. Hier wird ein Rückblick auf den mächtigen Umschwung des Geistes in der evangel. Kirche während weniger Jahrzehnte geworfen. In jener Zeit des Kampfes gegen den Unglauben habe man vor allem darnach gefragt, ob Einer den Herrn lieb habe. Das war der Frühling. Aber jetzt gestalte sich Alles mehr ausbreitend in seiner besondern Art und man finde, daß es doch nicht Kleinigkeiten gewesen seyen, wegen deren die Väter in der Zeit der Reformation

sich getrennt haben. Einigung lasse sich nicht machen, auch nicht durch die allerhöchsten Begriffsformeln, es gebe dazu nur einen Weg, nämlich Heiligung. Jeder richte nicht Andere, sondern sich selbst und bitte Gott um Demuth, die allein recht offen ist für die Wahrheit. Aber als Hausgenossen sollen wir einander tragen und pflegen. Und an der Geschäftigkeit, Bitterkeit, Rechthaberei in der Kirche sey wahrlich viel zu tragen. Nicht weniger Gefahr ist da, wo falsche Rücksichtnahme an die Stelle der Offenheit und ernstern Liebe tritt. Der Wahrheit müsse Alles sich unterordnen; aber ihr wolle im Geist der Liebe gedient seyn. Wahrheit ohne Liebe ist wie die glühend versengende afrikanische Sonne, die das keimende Leben nicht weckt und pflegt, sondern im Gegentheil es verbrennt und zerstört. Philipp. 2, 1–4.—Die Predigt schließt mit dem Wunsche, daß die hier Versammelten sich nicht nur Aug' in Auge, sondern Herz in Herz blicken und alle einander erwecken, Wahrheit zu suchen in Liebe und in allen Stücken zu wachsen an dem einen Haupte, Christus.

Nach dem Gottesdienst spricht Dr. Nisch das Eröffnungsgebet und von Bethmann-Hollweg erstattet den Präsidialbericht. Er erinnert an den Ursprung des Kirchentages, nämlich die Noth und jene aus Gott stammende Liebe. Manches sey wohl seit dem ersten Kirchentage 1848 anders geworden. Der Nothstand aber, dem der Kirchentag auch entgegenarbeitete, nämlich daß die Liebe in Vielen erkaltet sey, daß ein Geist der Zwietracht, der Unbulsamkeit, der Trennung herrsche, bestehe eben jetzt. Ihm entgegenzutreten, sey der eigenste Beruf des Kirchentages, den Anfang darin habe Jeder in sich zu machen.—Der Bericht meldet sofort, was der engere Ausschuß zur Ausführung früherer Kirchentags-Beschlüsse seit den letzten zwei Jahren gethan hat. Es seyen auf die an die Kirchenbehörden amtlich überschickten Kirchentags-Protokolle von verschiedenen kirchenregimentlichen höchsten Behörden, von Württemberg, Sachsen, Hessen, Preußen und anderen Staaten, von mehreren Provinzialconsistorien freundliche und anerkennende Antworten eingekommen. Der verstorbene Minister von Eichhorn schrieb noch unter Anderem an den Ausschuß: „Mehr und mehr müssen die deutschen, evangelischen Kirchenregimente Ueberzeugung davon gewinnen, daß während die politische Zerspaltung Deutschland's auch dem gemeinsamen Leben der deutschen evangel. Kirche ihren hemmenden Einfluß fühlbar macht, sie von dem Kirchentage die möglichste Beihülfe erwarten können. Hier ist die Gelegenheit, dem religiösen Zeitbewußtseyn recht an den Puls zu greifen, ein wachgewordenes Verlangen deutlich zu erkennen, ein schlummerndes, das eben Noth thut, zu wecken, ein zerstreutes Suchen zu sammeln und zu ordnen.“ In Beziehung auf einzelne vom Kirchentag ausgegangene Bitten und Anregungen, z. B. betreffend die Ehegesetze, die Spielhöllen u. A., sind in einzelnen Staaten zum Theil vorbereitende, zum Theil schon weitere Schritte zum Besten geschehen.

Sofort legte Dr. Sack sein Referat über Belebung evangel. Kirchen zuucht vor. Einleitend macht er aufmerksam auf die Schwierigkeit, welche der Behandlung des Gegenstandes sich ergebe besonders aus dem vielfach sich

kundgebenden Gegensatz einer verschiedenen Auffassung der Art, wie die Kirche geleitet und die Gemeinden regiert werden müssen. Zuerst erörtert er den Begriff der Kirchendisziplin. Sie sey eine Gegenwirkung der Kirche, als eines geordneten Ganzen, um, vorzugsweise in ihren Localgemeinden, den Einfluß hervortretender Aergernisse, die von ihren Gliedern gegeben werden, zum Zwecke der Bewahrung des Ganzen in christlich-sittlichem Bewußtseyn zu hemmen. Merke man, daß es sich um Aergernisse, die von entschiedenen Nichtchristen gegeben werden, nicht handelt. Auch sind nur dem Ganzen der zusammenwohnenden Gemeinde gegebenen Aergernisse gemeint. Auch werden Aergernisse, außer durch ausdrückliche Verleugnung und Verspottung des christlichen Glaubens, nur durch lasterhafte Handlungen und Sitten gegeben, nicht durch Schwächen und Fehler, welche die christliche Grundrichtung nicht aufheben. Besonders aber ist zu beachten, daß der Hauptzweck der Kirchendisziplin nur der seyn kann, das christlich-sittliche Bewußtseyn des Ganzen vor Verletzung und Herabdrückung zu bewahren. Kirchendisziplin unterscheidet sich aber dadurch von Seelsorge, ohne sich von ihr zu scheiden. Vermischung von Beiden ist Hauptquelle der Fehlgriffe und Schwierigkeiten bei der praktischen Erfassung der Kirchendisziplin.

Betreffend die Schriftlehre, so sind zwei Hauptstellen besonders zu beachten: Matth. 18, 15–17 und 1. Kor. 5, 1–13. Beide handeln, was wichtig ist, von der Localgemeinde, denn sie ist besonders Subject der Kirchendisziplin. Nach dieser Analogie ist zu ordnen, was in größeren Verbänden der Kirche Disciplin heißt.—In jenem Worte des Herrn Matth. 18, 15–17 ist allerdings zunächst vom Verhalten der Einzelnen, die im Bruderverbande stehen, gegen den Einzelnen die Rede. Gleichwohl ist diese Stelle für die Kirchenzucht begründend. Denn es ist ja Beziehung genommen auf eine Gemeinde und vorausgesetzt muß werden ihr Urtheil in dem zu ihrer Recognition gebrachten Falle. Wollte man auch sagen, der Herr denke sich eine jüdische Gemeinde, so wird man nicht sagen wollen, daß der Herr von einer künftigen christlichen Gemeinde weniger sittlichen Ernst erfordern werde, als von einer synagogischen. Darauf zielt auch jene Stelle 1. Kor. 5, 1 ff. Hier tadelt der Apostel, daß die Gemeinde nicht selbst schon „von sich hinausgethan habe“, als Gemeinde gehandelt habe gegen einen Vergerlichen; er handelt nun selbst an Stelle der Gemeinde, ihn im Namen Jesu von ihr ausschließend. Als Hauptgrund für das disciplinarische Verfahren sieht er die Gefahr des Beschädigtwerdens der ganzen Gemeinde an: „Wisset ihr nicht, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuert?“

Zu diesen klaren Stellen, die Grund für Disciplin in allen nach apostolischen Mustern geordneten Gemeinden bilden, kommt nun das Wort des Herrn über die sog. Schlüsselgewalt, Matth. 18, 18 und Joh. 20, 23 (Erlassen und Behalten der Sünden). Man hat immer diese Stellen neben jenen als mitbegründend für die Kirchenzucht betrachtet, doch ist die Untersuchung über das Verhältniß des Einen zum Andern in ihnen nicht unwichtig. Die Auslegung

derselben ist nicht über allen Zweifel sicher gestellt. Auch ist daran zu erinnern, daß beide evang. Kirchenparteien die Schlüsselgewalt nicht ganz gleich auffassen. Denn während die reformirte Kirche nach Fr. 82–85 des Heidelberger Katechismus die Schlüsselgewalt außer in der Predigt des göttlichen Wortes, als welche den Bußfertigen Vergebung, den Unbußfertigen das Behaltenwerden ihrer Sünden verkündige, gerade in der kirchlichen Bußzucht, d. h. Kirchendisziplin findet, so stellt das oft sog. sechste Hauptstück des luther. Katechismus als den Inhalt der Schlüsselgewalt die durch die Diener des Wortes zu übende Gewalt der Kirche auf, Sünden zu vergeben oder zu behalten. Es handelt sich nun aber bei der Beichte in den allermeisten Fällen nicht um öffentlich ärgerliche Sünden, sondern von dem, was der Beichtende in seinem Innern als Sünde erkennt und bekennt, und die Absolution bezweckt für die Beichtenden die Stärkung der Zuversicht, daß ihnen ihre Sünden von Gott vergeben seyen. Soll nun die da ausgeübte Schlüsselgewalt nur den Dienern am Wort unabhängig von der Gemeinde zukommen, so sieht man ein, daß sie unmöglich dasselbe seyn kann mit jener in obigen Stellen gemeinten Kirchenzucht, bei der sich mit Beziehung auf irgend ein bestimmtes Aergerniß die Stimme der Gemeinde kund geben muß. Es ist auch zu beachten, daß in den Schmalkalb. Artikeln die Lehre von der Schlüsselgewalt und die von dem sog. kleinen Banne (d. h. Kirchendisziplin) in zwei verschiedenen Abschnitten behandelt sind, jene im 7ten, diese im 9ten des dritten Theils.—Damit soll nicht bestritten werden, daß die wahre Ausübung der Kirchendisziplin auch ohne Zweifel die vorzüglichste Anwendung des der Kirche anvertrauten Binde- und Löseschlüssels seyn würde und daß das Maas des Antheils der dort ausgesprochenen Verheißung, welches die Kirche sich aneignen darf, ihr vorzugsweise bei der richtig ausgeübten Kirchendisziplin zufallen würde.

Die christliche Kirche selbst hat zu allen Zeiten den Gedanken der Kirchenzucht festgehalten und ihn zu verwirklichen versucht in ihren lebensvollsten Epochen, zum Beweise, daß für die Kirche Bewahrung der Glaubenskraft in geheiligtem Leben so wichtig sey, wie Bekenntniß der rechten Lehre.—Von der Kirche der ersten fünf Jahrhunderte wissen wir, daß die Zucht bis zum förmlichen Uebertritt der römischen Kaiser in verhältnißmäßig großer Reinheit nach apostolischem Muster geübt wurde. Unter den Zeiten des Druckes von außen mußte die christliche Gemeinde um so mehr sich des Gefahrbringenden von innen ernstlich erwehren. Es steht fest durch Zeugnisse aus der Zeit eines Tertullian und Cyprian, daß die Kirche unwürdigen Gliedern versagte, was ihnen in ihrem Zustande kein Segen werden konnte, und daß sie Reuige und um Wiederaufnahme Bittende nach gewissen Prüfungszeiten und Bußübungen liebevoll wieder in ihren Schooß aufnahm. So erwies die Kirche ihre nach Reinheit der Gemeinschaft strebende Würde, war aber auch fern von der Härte der Novatianer, die dem tiefer Gefallenen jede Wiederaufnahme verweigerten. Die Ausartung begann aber in der Kirche selbst mehrfach seit Anfang des vierten Jahrhunderts, theils weil man zu viel Gewicht legte auf härterliche

Einzelmeinungen und Verletzungen des kirchlichen Decorums, theils weil der Clerus ausartete, was jetzt auch an seinen Bannsprüchen sich kund that. Das Mittelalter faßte leider die Aufgabe der Kirche überhaupt hierarchisch-geseglich und das zeigte sich nun besonders auch betreffend die Disciplin. Diese wurde geübt nach Analogie bürgerlichen Gesetzes. Es handelte sich weniger um eine Abwehr der Sünde von der Gemeinde, dadurch bessernd auch auf den Sündigenden zu wirken, als vielmehr um eine wehethuende Vergeltung, wodurch die Kirche ihre Macht, die Wiederkehr der einzelnen That zu verhindern, beurkundete. Dies criminalrechtliche Verfahren mischt sich in edlere, größere päpstliche Bannsprüche und in dem polizeilichen Verfahren bei Gemeindevisitationen, wo selbst körperliche Strafen angewendet wurden. Dies zeigte die Gewalt der Hierarchie, aber der eigentlich veredelnde sittliche Einfluß fehlte. Hiezu kommt der Mißbrauch, der mit dem Interdicte getrieben wurde.—

Die deutschen Reformatoren faßten die Frage gar nicht bloß auf, um gegen Römischeres zu protestiren, sondern mit Aufstellung einer positiven Idee von Kirchenzucht. Gegen das Interdict, den großen Bann protestirend, erklärte sich Luther für den kleinen Bann, die Kirchenzucht in apostolischem Sinne. So die Bistationsartikel von 1528; das Gutachten der wittenbergischen Theologen von 1538, die Schmalcaldischen Artikel und mehrere ältere Kirchenordnungen, die von Schwäbisch-Hall (von Brenz) von 1576, die württembergische von 1559, die pommerische von 1568 und sie nehmen noch besonders Rücksicht auf die Localgemeinde, die bei der Ausübung mitthätig seyn soll. Leider nahm die Sache aber bald einen der ursprünglichen Idee nicht angemessenen Verlauf in der lutherischen Kirche. Die Geistlichkeit und die Consistorien stritten sich zuerst, wem von beiden die Ausübung der Kirchenzucht zukomme. Die Consistorien siegten, denn ihr Ausspruch wurde geltend, jenes „sage es der Gemeinde“ beziehe sich ausdrücklich auf diejenigen, denen vom Geistlichen Anzeige zu machen sey. Die Gemeinde, die geärgert war, und gegen das Aergerniß Zeugniß geben sollte, wurde nicht mehr gefragt; die Zucht wurde eine lebenslose Regierungsmaaßregel, es ging dabei durch eine Reihe von Instanzen, Vornehmere konnten sich die Strafe loskaufen. So schon im 17ten Jahrhundert. Seit der Mitte des vorigen hat die rationalisirende Verkennung eines lebendigen Begriffes von der Kirche die Kirchendisziplin völlig als unhaltbar erscheinen lassen.—Die Gründe der Nichtverwirklichung der anfangs so klar ausgesprochenen Idee der Kirchenzucht in der deutschen evangelischen Kirche sind darin zu suchen, daß man die einzelne Gemeinde zu wenig als eine Erscheinungsform der Gemeinde Gottes auf Erden respectirte, ihr zu wenig sittliches Gefühl gegenüber gegebener Aergerniß zutraute und sodann, daß man die Behörde, das Consistorium, an die Stelle der Gemeinde setzte, und daß von Disciplin nur die Rede seyn konnte, sofern diese oberste Behörde Notiz von ärgerlichen Fällen nahm.

Anderß gestaltete sich das Verhältniß in den reformirten Gemeinden eines Theiles der Schweiz, Frankreich's, Holland's und den von daher Einfluß

erleidenden melanchthonisch-reformirten Theilen Deutschland's. Hier galt ein Ältesten-Collegium als unerläßlich für die Erhaltung der Localgemeinde und ihm war die Uebung der Kirchenzucht Pflicht und es bildete sich betreffend gegebene Aergernisse eine Stufenreihe von Ermahnungen Namens der Gemeinde bis zur Ausschließung von der Theilnahme an den heiligen Sacramenten, mit öffentlicher Wiederaufnahme bei erprobter Besserung. Doch ist auch in diesem Gebiete der Kirche die local-wirkende Kraft der Disciplin von geringer Bedeutung, obwohl im Ganzen die öffentliche Sitte in reformirten Ländern eine strengere Haltung bewahrt hat. Weil aber hier die Localgemeinde zu hoch gestellt war und ihr ein sittliches Gefühl zugemuthet wurde, das sie in Wirklichkeit doch nicht eigentlich hatte, so wurde bei Ueberspannung der Forderung zuletzt Erschlaffung die natürliche Folge.

Nun steht die Frage vor uns, nach welchen Grundsätzen und unter welchen Bedingungen kann die Kirchenzucht unter uns wieder belebt werden? Voraus sey bemerkt, daß dies gar nicht bloß eine Frage der neuesten Zeit mit ihren wiedererwachten kirchlichen Bedürfnissen ist. Sie ist gar nicht angeregt eben nur durch Furcht oder politische Berechnung unserer Tage oder im Interesse des Clerus, sondern sie wohnt im Gefühl der reiner Denkenden in der Kirche Christi zu allen Zeiten, sie stellt uns auf den einzig hier berechtigten Standpunkt, den der Würde und Pflicht der Kirche Christi als solcher. Die Erfahrungen der neuesten Zeit brachten das freilich mehr zum Bewußtseyn. Je mehr Abneigung bei der Masse der Menschen gegen Kirche und Christenthum da ist, um so mehr muß die Kirche die Täuschung fahren lassen, als könne sie durch Concessionen an den Sinn der Welt die Massen gewinnen oder bei sich erhalten; sie muß auf Reinheit ihrer selbst und ihrer Glieder um so mehr bedacht seyn. Sie sieht sich durch gegebene einzelne Verhältnisse, wie an sie gestellte Forderungen bei Ehescheidungen u. s. f., gedrängt zu Acten selbstvertheidigender Disciplin und muß sich auf das Ganze der Kirchenzuchtsfrage ernstlich bestimmen. Die Würde der Kirche ist dabei eben die ihr von ihrem Haupte Christus verliehene, daß sie als seine reine Braut im Licht wandeln soll; ihre Pflicht ist die der ernstlichen, fürsorgenden Liebe zu den ihr Angehörigen. Kirchendisziplin behält dabei im Auge das Ganze; Besserung und Rettung des Einzelnen liegt mehr der ihr zur Seite gehenden Seelsorge ob. Die Frage ist somit einfach die um die Existenz oder Nichtexistenz der Kirche, so weit sie sich in den Localgemeinden als wirkliche Kirche im rechten Geiste bewähren soll oder nicht. Es giebt zu unserer Zeit nichts Drittes zwischen dem Zweifachen: einer Kirche, welche nicht die Kraft hat, einen Unterschied zwischen wirklichen, obwohl fehlbaren Gliedern und zwischen Knechten des Lasters fühlbar werden zu lassen; und einer Kirche, die eine weise, mütterliche, gemäßigte Kirchenzucht gegen die Glieder der Gemeinden ausübt. Lebensfrage für die Kirche ist die Kirchenzucht dann nicht, wenn die Kirche eben ein in gesetzlichem Sinne durch Behörden regiertes Institut ist; denn dann sind Anstöße weniger zu beachten und das äußerlich Störende kann polizeilich

abgestellt werden. Aber einer Kirche als einer ihres göttlichen Berufes bewußten Gemeinde von Glaubigen, als eines in lebendiger Wechselwirkung des Ganzen und der Einzelnen und in Selbstunterscheidung von Staat und Gesellschaft sich bethätigenden christlich-sittlichen Gemeinlebens ist Kirchendisziplin eine Lebensfrage.

Um anzudeuten, wie in unserer Zeit die Kirche mit Weisheit und Mäßigung auf Herstellung von Kirchenzucht hinarbeiten solle, werden folgende drei Grundsätze aufgestellt, deren Erörterung auch die von Freunden der Kirche gegen Erneuerung der Disciplin erhobenen Einwürfe im Wesentlichen widerlegt.

Erster Grundsatz. Man betrachte die Localgemeinde nie mehr nur als Haufen, als unmnündiges, kindergleiches Volk, sondern als organisches und zu organisirendes Glied der Kirche. Jene Betrachtungsweise, die sich noch in so Manchem ausdrückt, was kirchenrechtlich oder observanzmäßig auf unsere Gemeinden bezogen wird, ist, wenn sie auch nicht aus Verachtung kommt, ein Irrthum und eine Glaubensschwäche. Jede auf die ökonomischen und reformatorischen Bekenntnisse gegründete Gemeinde ist eine Gemeinde des Herrn und soll es nicht bloß werden, bestehe sie aus Vielen oder Wenigen. Sollten in der Gemeinde noch so wenige, wirklich Glaubende seyn, so sind sie es, für deren Bewahrung, Nichtgeärgertwerden bei den organischen Einrichtungen, also auch bei der Verwaltung der heiligen Sacramente müßte gesorgt werden. Der Independentismus, der die Gemeinden rein unabhängig von der Kirche machen will, ist falsch; aber das ist nicht gemeint, wenn man sagt, die Kirche Christi ist da in Localgemeinden. Verkennet man dies, so muß man das wirkliche Seyn der Kirche nur in die Begabten, Beamten, den Clerus legen. Ist aber Gemeinde in einem von der bürgerlichen Commune verschiedenen, im kirchlichen Sinne da, dann wird sie geärgert durch Alles, wodurch Sünde und Laster als gleichberechtigter mit ächter Frömmigkeit zur vollen Gemeinschaft kirchlicher Gnadengüter erscheint. Sie muß dagegen zu wirken suchen. Sie bedarf zu diesem Ende eine gewisse Organisation. Daher ist eine Repräsentation der Gemeinde hierzu nöthig, heißen sie Älteste, Kirchenräthe u. s. f. Daraus ergiebt, daß der Pastor gewiß mit und in dieser Körperschaft, aber ja nicht allein aus eigener Amtsbefugniß, Kirchenzucht üben solle. Darum ist es auch ein Irrthum, wenn man sagt, die Kirchenzucht könne nur aus der höchsten sittlichen Blüthe der Gemeinde und dann als Wechselwirkung der Einzelnen unter einander hervorgehen; da wird die Sache mit gegenseitiger Seelsorge verwechselt. Man legt den Zaun doch nicht dann erst um einen neu gepflanzten Garten, wenn alle Blumen schon in vollster Blüthe stehen. Wir können auch nicht so verstanden werden, als könne die Kirchenzucht geistliches Leben schaffen, was nur durch Verkündigung des Wortes in der Kraft des heiligen Geistes geschehen kann.

Zweiter Grundsatz. Nie sollen Handlungen oder Erleidungen der Kirchenzucht durch sich selbst bürgerliche Strafen nach sich ziehen. Die höchste Kirchenstrafe sey Entziehung des Theilnahme-rechtes der heiligen Sacramente, zu

welchen der ärgerlich Lebende nicht ohne Entweihung seitens der Gemeinde zugelassen werden kann. Kirchenstrafen sind eigentlich Censuren, die Jemand sich gefallen läßt, wenn er die Entfernung von der Gemeinschaft der Kirche für ein größeres Uebel hält, als die Unterwerfung unter die Censur. Wer darum überhaupt von der Kirche und Gemeinde sich factisch losgesagt hat, für den giebt es keine Kirchenstrafe mehr. „Was gehen mich die draußen an?“ Daß unter den Kindern der Welt Knechte des Lasters sind, weiß die Gemeinde. Sind solche in ihr, dann entsteht eigentliches Aergerniß. Sollen nun ganze Schaaren von Menschen nicht mehr zur Kirche gehören (der überwiegend häufige Fall in größeren Städten), so ist das für die Kirche in so fern um so besser, als für sie die Pflicht der eigentlichen Disciplin an ihnen wegfällt. Das Zwangsverfahren in polizeilicher Art seitens der Kirche fällt da weg, wodurch so viel Widersprüche und Unzweckmäßigkeiten in's frühere Verfahren kommen. Wehe der Kirche, wenn sie auf den alten pönitentialen Weg, als hätte sie die ganze Welt in Zucht zu nehmen, wieder einlenken wollte! Gegen die factisch aus ihr Geschiedenen protestirt sie, wenn sie sie in ihrem eigenen Gebiet stören, disciplinirt sie aber nicht. Die sich die Zucht nicht wollen gefallen lassen, sind eigentlich zu entlassen, weil sie ja selbst sich scheiden. Wenden sie sich an die Kirche wieder in irgend einem Verhältniß, dann ist der Moment da, sie aufzufordern, vom Aergerniß zu lassen. Einen Zwang, sich zur Kirche zu halten, sollte gerade der christliche Staat bei Niemand üben. Natürlich soll die Kirche durch Seelsorge und Mission auf Alle einzuwirken suchen in Geduld und Liebe, aber nicht durch Disciplin, die nur so weit reicht, als die Ordnung der Kirche innerhalb des Kreises ihrer Glieder. Bei der Entlassung der vorsätzlich Ankirchlichen aus aller Disciplin dürfen gar keine Unterschiebe des Standes gemacht werden, so wenig als in Ansehung der Disciplin über die in der Kirche Bleibenden.

Dritter Grundsatz. Wo Kirchenzucht beinahe auf Null reducirt ist, da kann sie keineswegs auf einmal und in gleicher Weise durch eine allgemeine Maaßregel einer Kirchenbehörde ausgeführt werden. Nur in dem Maaße kann Kirchenzucht recht in's Leben treten, als das Recht und Bedürfniß derselben in der Gemeinde erkannt ist. Es kann aber gar keine Gemeinde geben, die gar kein Maaß oder Bedürfniß der Zucht mehr anerkennen würde. Kirchliche Oberbehörden sollten also die Localgemeinden anregen zu einer die Ausübung einer Zucht ermöglichenden Organisation. Weist das die Gemeinde zurück, dann träte der provisorische Zustand ein, daß der Pastor zunächst Disciplin übt. Ebenso wichtig aber ist, daß die organisirte Gemeinde oder ihre Repräsentation in Ausübung der Zucht Maaß halte, daß einzelne Glieder nicht ihre persönlichen Gefühle, ob noch so edel, der ganzen Gemeinde anmuthen und aufdrängen; das würde zu Despotismus führen. Auch kann wirklich in der einen Gemeinde Aergerniß seyn, was in der andern noch keins wäre. Für die Berichtigung des Gefühles hierin hat der Dienst des Predigers, Seelsorgers zu sorgen. Es gilt auch weniger Vorschriften zu geben, als Vorgefallenes zu beurtheilen.

Der Referent drückt zum Schlusse eilend noch die Ansicht aus, daß nach seiner Ueberzeugung auf Grundlage obiger Gedanken die evangelische Kirche sich eine Kirchenzucht wohl aneignen könne und er vergift nicht, daß es an äußerlichem Ordnen allein nicht gelegen ist; es läßt sich nicht machen, sondern des Herrn Geist muß darein hauchen, um solche Ordnung ernster Liebe zur Gemeinde Gottes in's Leben zu rufen.—Die vom Referenten gestellten Thesen geben wir mit den vom Verfasser adoptirten Modificationen nachher.

Ueber denselben Gegenstand brachte ein zweites Referat Pastor Wöbling aus Adensleben. Er zerlegt einleitend den Begriff der drei Worte: *Belebung evangelischer Kirchenzucht*. Er knüpft sofort ebenfalls an die neutestamentlichen Stellen an und an die wichtigsten betreffenden Punkte aus der Geschichte des kirchlichen Lebens. Die lutherische Kirche habe den Grundsatz Zucht wohl anerkannt, aber im Kampfe um das Kleinod der reinen Lehre kam es zu keiner Einrichtung im Leben, und wo man es versuchte, wurde geistliches und weltliches Regiment vermischt. Entschieden mehr hat die reformirte Kirche in Ausübung der Zucht geleistet, und darin viel sittlichen Ernst und Energie in Thun und Leiden erwiesen. Das gesellige Wesen hat aber auch bei Zwingli und Calvin zu einer Vermischung von weltlichem und kirchlichem Regimente in der Zucht geführt. Ueberzeugt, daß eine Wiederherstellung der vor 200 Jahren bestehenden Formen der Zucht weder möglich noch wünschenswerth sey, wendet sich der Referent specieller zur magna charta der Kirchenzucht, Matth. 18, 15—20. Es ist da ein Unterschied gemacht zwischen brüderlicher Zucht und Kirchenzucht. Auf jener erbaut sich diese. Rede mit dem Fehlenden; fruchtet dies Nichts, so verstärke dein Zeugniß durch zwei oder drei Brüder; dann aber, wenn auch dies umsonst ist, meide ihn; Tit. 3, 10 u. a. D. Diese drei Grade, wo es auf eine chronologische Folge gar nicht ankommt, können vorweg überall angewendet werden. Die Hindernisse liegen nur in uns selbst.—Nun aber folgt das Stadium der Kirchenzucht im eigentlichen Sinne. Auch da dreierlei: Der Gemeinde sagen; Reden der Gemeinde mit dem Aergerer; Abbrechen der Gemeinschaft mit ihm. Die Schwierigkeit liegt da im Wie der Praxis. Allein eben nach unserer Stelle kommt es gar nicht auf General-Mandate und Maaßregeln an, sondern Alles geht von individuellen Punkten aus. Alles kommt da auf Personen und Zustände an, wie sie sind und daß mehr vom Geist des Glaubens, der Liebe und der Zucht in sie komme. Gemeinde bedarf an sich Ordnung, Verwaltung, Leitung. Sie braucht Kirchendienst und Kirchenregiment. Es muß nur zwischen diesen Zweien und der Gemeinde das rechte Verhältniß seyn. Alle drei müssen irgendwie in der Kirchenzucht zusammen wirken. Der Erste, der nur betreffend die Ausübung in Betracht kommt, ist der Pastor. Er ist der ständige Vertreter der Gemeinde. In der Zucht liegt der Schwerpunkt in ihm, nicht in Bekenntniß- und Cultusfachen. Er übe zuerst Zucht im eigenen Hause; dann kann er die Brocken von Kirchenzucht in der Gemeinde sammeln. Bei Tausen unehelicher Kinder wird nicht geläutet, man läßt nur zwei oder drei und zwar verheirathete Patken zu u. dgl. mehr. Dabei

aber muß der Gesamtzustand von innen gehoben werden. Und die jetzigen Verhältnisse zwischen Kirche und Staat schaffen der Belebung der Kirchenzucht mehr Raum. Die Mitwirkung durch Kirchenvorsteher, so wünschenswerth sie ist, ist doch nicht eigentlich das Vollkommene; Ausübung von Rechten und Pflichten durch Vertretung ist doch nur ein Nothbehelf. Verordnungen schaffen kein Leben. „Vergleichen Einrichtungen,“ sagt Luther, „wären wohl gut, wir aber haben die Personen nicht dazu; darum traue ich es nicht anzufangen, bis unser Herrgott Christen macht.“ Aber es ist ja mehr zu thun, als nur äußerlich zu ordnen. Der Herr verweist uns auch in's Kämmerlein, in's Gebet oder zum liebevollen Vermahnen, Strafen. Damit wird auch Kirchenzucht geübt.—Was nun den letzten Grad, Excommunication, betrifft, so kommt es auch hier auf Personen, Zustände, Umstände an. In Corinth gab es vielerlei Aergernisse in der Gemeinde; es wird nicht überall excommunicirt. Der Zustand der Gemeinde litt es nicht; es war in ihr die hinreichende Kraft zur Reaction nicht da. Darum redet der Apostel auch so Gal. 5, 15.—Besonders wichtig ist, die evangelische Gemeinde aus Gottes Wort über Kirchenzucht zu belehren. Dazu hat die lutherische Kirche ja ein Bekenntniß aus Gottes Wort im sogenannten sechsten Hauptstück im Kleinen lutherischen Katechismus. Der Text desselben war von jeher in Manchem abweichend. Der Kirchentag sollte eine bestimmte Fassung geben. Der Referent schlägt zum Schluß eine Redaction des Abschnittes vor, wie sie besonders in der sächsischen Kirche weit verbreitet ist.

Nun wird die Discussion des Gegenstandes durch Dr. Sander aus Wittenberg eröffnet. Er freut sich, daß man jetzt in der evangelischen Kirche wieder von Kirchenzucht reden dürfe. Noch im Jahre 1848 habe man sagen hören, sie sey unnöthig, wo Polizei sey. Er schließt sich den Referenten im Wesentlichen an. Auch ihm sey Kirchenzucht Gegenwirkung der ganzen Gemeinde, zunächst der Localgemeinde gegen sittliche Anomalien. Doch geschehe solche nicht immer oder nothwendig als eigentliche Disciplin. Im engeren Sinne sey Kirchenzucht der richterliche Ausspruch der Gemeinde, Namens des Richters aller Richter, über Rein und Unrein. Sie gehöre zum königlichen Amt des Herrn; Seelsorge zum priesterlichen. Sie sey aber wohl auf einen größeren Kreis auszudehnen, als der erste Referent es gethan; sie erstrecke sich auf Alle, die nach dem Namen des Herrn genannt sind, nur in verschiedener Weise. Aber das sage er auch, daß die Localgemeinde das Richteramt führen müsse. Und man finde doch überall Leute, die willig seyen, mitzuhelfen.—Dr. Stahl stellt einige Bedenken gegen die von Sack ausgedrückten Grundsätze auf. Zuerst will er nichts von einer den Pastor umgebenden Corporation wissen bei Kirchenzucht. Wäre eine solche nothwendig, so würde verurtheilt jede Zucht, wo solche Einrichtung nicht besteht. Die Kirchenzucht werde aber geübt nach dem Worte Gottes und Kraft desselben, nicht aus dem Ansehen der Gemeinde. Das Wesentliche ist nur, daß sie vom Amte geübt wird. Eine von der Gemeinde völlig gelöste Kirchenzucht soll nicht gepriesen werden; nur auf die eine oder andere Form komme es nicht an. Die zufällige Auffassung der

Sache in der reformirten Kirche dürfe nicht als allgemein christlicher Grundsatz ausgesprochen werden. Sodann sey aber auch die Stellung, welche der Referent der Localgemeinde eingeräumt habe gegenüber der gesammten Kirche, nicht zu billigen. Sey jene auch zunächst das Organ für die Ausübung der Kirchenzucht, so müsse sie doch getragen und bestimmt seyn durch die ganze Kirche. Ueber dieser aber steht das Wort Gottes, kraft dessen durch den Geist der gesammten Kirche Kirchenzucht geübt wird. Die Localgemeinde solle von der ganzen Kirche nicht blos berechtigt, sondern genöthigt seyn zur Uebung der Kirchenzucht; sonst würde am einen Orte Kirchenzucht geübt, am andern nicht. Auch seyen manche Fälle, z. B. wenn ein Glied evangelischer Kirche vor der Ehe gelobt, alle Kinder katholisch erziehen zu lassen, ein Aergerniß für die gesammte Kirche. Die Ansicht des Referenten würde aber zum Independensthum führen. Auch ist es kein absolutes Recht des Pfarrers, vom Sacramente auszuschließen. Thut er es, so hat das ja doch seine Bedeutung nur, so fern es im Namen der Kirche geschieht. Endlich sey Einspruch dagegen zu erheben, daß der Referent auch die nicht ausdrücklich, sondern nur stillschweigend aus der Kirche Geschiedenen nicht mehr als Objecte der Kirchenzucht ansehe. Es wäre schon in der Ausführung sehr schwer, die Grenze zwischen diesen still Ausgeschiedenen und zwischen Kirchengliedern zu ziehen. Allein es sey grundsätzlich zu bestreiten, daß wer einmal durch Beitrittserklärung, eine Confirmation u. s. f. einer besonderen Kirche angehöre, stillschweigend aus ihr ausscheiden könne. Thut er es durch die That, so ist das eben Kirchenzucht an ihm, daß die Kirche es nicht stillschweigend geschehen läßt. Sie sagt, daß nicht mehr zu ihr gehört, der solches Aergerniß giebt. Man würde ja sonst geringere Fehler strafen, zu großen stille seyn. Im Uebrigen sey den Grundgedanken des Referates beizustimmen, daß die Kirchenzucht nicht einen polizeilichen Charakter annehme, sondern daß sie aus der lebendigen Gestinnung der Kirche hervorgehe, zugleich als Ausdruck ihrer eigenen Heiligkeit.—Dr. Nisch freut sich des Fortschrittes der Zeit, daß es möglich ist, in großer Versammlung die Hauptgrundsätze der Kirchenzucht der evangelischen Kirche in Anerkennung zu bringen. Er dringt besonders darauf, des Unterschiedes der Kirchenzucht von Predigt und Seelsorge sich klar bewußt zu werden. Denn bei Kirchenzucht handle es sich um einen urtheilenden Act, und zwar um ein Verfahren der Gemeinde gegen das ärgerliche Wesen ihrer Mitglieder. Dieses lasse sich seiner Natur nach nicht recht zur Ausführung bringen ohne Collegialität. Ein Vorredner habe gesagt, die Kirchenzucht sey ein Act des göttlichen Wortes. Dies sey nur von fern wahr; denn das Eigenthümliche der Administration der Kirchenzucht besteht nicht in der Verkündigung des göttlichen Wortes, es fällt nicht mit der Predigt zusammen, vielmehr ist es Frucht und Wirkung des Glaubens an das Evangelium, wenn die Gemeinde die Heiligungsmittel hochhält und den Ärgerlichen entzieht. Dies geschieht durch Rath und Schluß bestimmter Organe. Die sächsischen Reformatoren verzichteten zwar noch auf presbyteriale Einrichtung, aber wo sie von Kirchenzucht reden, sagen sie: dazu gehören verständige, fromme Männer,

die man bei Ausführung eines solchen Zweckes hinzunehmen muß. Die collegialische Handlung, selbst mit der ganzen Sonntagsversammlung, sey hier viel besser, als wenn ein Pfarrer allein wie ein monarchischer Hierarch die Disciplin handhabt. Mit Recht lege man Gewicht auf die Localgemeinde als Subject der Kirchenzucht. Alles, was von oben her geordnet wird, hat keinen Werth, wenn nicht die Früchte in der Localgemeinde geerntet werden können; dieselbe müsse darum gar nicht isolirt gedacht werden; sie ist beleidigt; in ihr muß Anfang und Ende des Processes liegen. Die Ansicht des ersten Referenten, daß nur Diejenigen Objecte der Kirchenzucht seyn sollen, welche überhaupt noch Christen seyn und zur Kirche gehören wollen, sey so zu verstehen, daß die Kirche an denen keine Zucht üben solle, an denen sie keine Seelsorge üben kann, und daß Uebung der Kirchenzucht in der evangelischen Kirche nie sey absolute Excommunication, sondern nur relative.—Nachdem noch einige Bemerkungen von verschiedenen Rednern, so wie von den beiden Referenten erläuternd gemacht worden waren, vereint sich die Versammlung zu folgenden Thesen, die des ersten Referats etwas modificirend:

1) Die evangelische Kirche bedarf einer geordneten, mütterlichen, weisen Disciplin, besonders in den Localgemeinden, zur Abwehr der sittlich-schädlichen Einflüsse Aergerniß gebender Glieder auf das Ganze, auszuüben unter Zusammenwirkung des Amtes des Wortes mit der Gemeinde oder ihrer Vertretung und unter Anerkennung eines höheren Richteramtes der Kirche.

2) Die Kirchendisciplin darf nirgends als Staatsgewalt erscheinen, soll keine Strafen an Leib und Gut zufügen und richte sich nur gegen solche, welche sich nicht selbst ausdrücklich von der Kirche ausschließen.

3) Die Kirchendisciplin ist von Seiten der kirchlichen Gesetzgebung und Verwaltung zwar nach gemeinsamen Grundsätzen in der Localgemeinde wieder zu beleben, aber mit Vorstcht unter Berücksichtigung ihrer besondern Umstände.

(Fortsetzung folgt.)

Miramida,

ein Beitrag zur Geschichte der Schwärmerci.

In Hengstenberg's Evangelischer Kirchenzeitung vom 17. September und in folgenden Nummern findet sich ein ausführlicher Artikel über die Mormonen, welcher als Hauptquelle das Werk von Theodor Hshausen benutzt zu haben scheint. In diesen Artikel ist aufgenommen das Schreiben einer in Philadelphia verheiratheten Frau, welches überhaupt nächste Veranlassung zu der ganzen Erörterung gab. Dasselbe circulirte nämlich zuerst

in einer Landgemeinde in Unterfranken, regte die Gemüther an, kam dann in die Hände des Ortsgeistlichen und dieser legte es einer Conferenz, die zu Sennefeld gehalten wurde, vor, indem er damit einen Vortrag über die Mormonen verband, der sofort in der Evang. Kirchenzeitung eine Stelle fand.

Wir sehen, daß der Brief Anlaß zu der Meinung gab, die Brieffstellerin sey Mormonin geworden und wolle damit Proselyten für den Mormonismus machen. Wenn nun aber nicht noch andere entscheidende Gründe für diese Meinung vorgebracht werden, so halten wir dieselbe bis auf Weiteres für vorläufig, ja, wir halten es für gänzlich verfehlt, wenn der Verfasser des Artikels (Ev. Kirchenzeitung Nr. 76, 1856) sagt: „Aus dem Briefe ist, wenn dies auch nicht deutlich ausgesprochen ist, unwidersprechlich klar, daß die Verfasserin den Mormonen, die in Philadelphia eine Gemeinde haben, beigetreten ist.“ Für uns ist Letzteres keineswegs klar und wir erlauben uns der Ansicht zu widersprechen, ja, der Brief selbst widerspricht ihr, denn der Mormonismus hat, wie Alle wissen, die mit seiner Geschichte bekannt sind, nicht „seinen Anfang in Philadelphia genommen,“ wohl aber Das, wovon der Brief redet. Weiter auf die Widerlegung jener Meinung einzugehen, ist nicht unser Zweck. Wir theilen unsern Lesern zuerst den Brief aus der Evang. Kirchenzeitung mit und sagen dann etwas über den Kreis, aus dem derselbe nach unserer Ueberzeugung herkommt und worauf die Ueberschrift dieser Linien bereits hindeutet.—Der Brief lautet wie folgt.

„Philadelphia, den 9. Mai 1856.

Liebe Mutter und Schwester!

Ich möchte euch wieder schreiben im Glauben und in der Hoffnung, daß ihr diesen Brief empfangen werdet, und will euch zugleich in Wissenschaft setzen von einem heiligen und göttlichen Werk, das einen Anfang genommen hier in Philadelphia, nämlich ein Werk der Vollendung der Ungerechtigkeit, nun aber sollen gesammelt werden das Volk Gottes mitten aus dem tiefsten Schlamm der Sünde und sollen gereinigt und geläutert, und ihre Sünden sollen vergeben werden durch wahren und kindlichen Gehorsam zu den heiligen Geboten ihres Gottes, und sie sollen geführt werden in das Land, das ihnen der Herr verheißt hat, nämlich in das Land des ewigen Friedens und der ewigen Liebe, durch den letzten Boten und Zeugen unseres theuren Gottes Jehovah. Ihr werdet diesen Brief lesen mit Wunder und Staunen, denn ihr werdet ja auch nicht gelehrt auf ein Werk der Vollendung, aber ich bitte euch im Namen des Allerhöchsten und Dreieinigen Gottes, daß ihr diese Worte nicht verstoßen möget, sondern sie leset mit kindlichem und demüthigem Gebet, denn, wer diese Worte verstößt, der verstößt die dreieinige Gottheit, denn solche werden einst auch verstoßen werden an jenem Tage des Gerichts. Denn ihr wisset wohl von der Bibel, daß der Herr da gesprochen hat, es sind drei, die da zeugen sollen auf Erden, nämlich der Vater, das Wort und der heilige Geist; zwei haben nun gezeugt, und der dritte ist nun gekommen. Wisset ihr, wie Christus gesprochen hat zu seinen Jüngern, so ich nicht hingehen werde, euch die Stätte zu bereiten, so könnte der Tröster nicht kommen, nämlich der heilige Geist, den euch mein Vater senden wird in meinem Namen, dieser soll euch leiten in alle Wahrheit. Freuet euch, ihr Lieben, dieser Verheißung, die Zeit ist nun hier, auch ihr seyd berufen als Schafe seiner Heerde, und verkündiget diese Worte, wo ihr nur könnt, und sammelt auch ihr für die Heerde des Herrn; denn denket nicht, daß diese Worte Unwahrheit sind; es sind freilich viele falsche Propheten und viele falsche Christus aufer-

standen in der letzten Zeit, aber glaubet ihnen nicht, sondern prüfet Alles mit wahrer Demuth, so wird euch klar werden, wo die Wahrheit ist. Denn lernet wohl erkennen, daß ein Werk der Vollendung und ein Werk der Wahrheit und Gerechtigkeit auch kommen muß zu derselben Zeit, denn der Satan weiß wohl, daß seine Macht und sein Werk der Finsterniß zernichtet werden muß, wenn angefangen hat das wahre Werk der Vollendung. Darum hat er ausgesandt so viele Wölfe in Schafeskleidern, um das Volk auf gewaltige Irrwege zu bringen, darum wachet und tetet, auf daß auch ihr nicht möchtet in Ansehung fallen, sondern, meine Lieben, kauftet Del in eure Lampen, auf daß ihr würdig und nicht schläfrig erfunden werdet, wenn der Bräutigam kommt, denn die Braut ist nun bald bereitet und ausgeschmückt mit dem Schmuck der Gerechtigkeit. Was ist der Schmuck, der sie so schmückt? Es ist die Gerechtigkeit der Heiligen. Und was ist die Gerechtigkeit der Heiligen? Es sind die Opfer, die von ihnen gefordert wurden durch die Gebote Gottes, denn diese Opfer haben aufgelöst Alles eitel von der Ungerechtigkeit, und haben erkaufte viele Millionen Seelen, die Jahrtausende herumirrten ohne Heimath und ohne Hirten, und wurden erkaufte von der Macht der Finsterniß und haben aufgelöst die Todten, daß sie ihre Leiber wieder annehmen können unverweslich. Sie bereiten und schmücken sich nun mit großer Freude auf den Tag der Hochzeit des Lammes und der Braut. O, welch' ein ewiger Freudentag wartet unser, ihr Lieben, denn ich hoffe, auch ihr werdet Gäste jener Hochzeit und Erkaufte zu Erstlingen für des Herrn Heerde. Ich muß nun auch bekannt machen, daß nicht ich diese Worte gegeben, sondern sie sind worden angeben durch den Geist des Allmächtigen Gottes. Ich will nun schließen diesen Brief in der Hoffnung und mit kindlichem Gebet, daß diese Worte eingegossen werden tief in eure Seelen, und daß sie Frucht bringen möchten für jenes ewige Leben, und daß auch ihr kennen lernen möchtet die heilige Stimme eures Gottes, die so treulich auch an euren Herzen ruft und euch leiten will auf den Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit. Amen. Ich grüße euch nun mit dem Gruß: Des Herrn Friede sey mit euch!“

Dieser Brief nun kommt nach unserer Ueberzeugung aus einem schwärmerischen Kreise der Stadt Philadelphia, der mit Mormonismus Nichts zu thun hat, sondern erst etwa vor einem Jahre entstand, manche unserer deutschen Landsleute, Männer und Weiber, anzog, für kurze Zeit aufblühte, bereits aber sehr im Sinken oder in Auflösung begriffen ist. Es kommt ihm somit keine allgemeinere Bedeutung zu, gleichwohl verdient er Beachtung, denn er hängt mit allerlei Zeichen der Zeit zusammen und ist schon um deswillen Lehrreich.

Es geschah im vorigen Frühjahr, daß mehreren deutschen Predigern der Stadt Philadelphia Briefe in's Haus gebracht wurden, worin sie ernstlich aufgefordert werden, einer neuen vollendeten Offenbarung Gottes und dem Anbruch des vollkommenen Reiches Gottes Ohr und Herz zu schenken und ihr bisheriges Wirken als ganz verfehlt und nutzlos anzusehen. Von selbst versteht sich, daß diese Briefe ihre zunächst beabsichtigte Wirkung ganz verfehlten. Gleichwohl erregten sie einige Nachfrage und so fand sich denn, daß dieselben herrühren aus einer neuen, sich um eine weibliche, lebige Person sammelnden Gemeinde, welche an ihr eine Prophetin erkannte und ihre Worte als göttliche Offenbarung annahm.

Was die äußeren Verhältnisse dieser Person betrifft, so haben wir darüber im Wesentlichen Folgendes vernommen. Dieselbe ist eine Schweizerin, befindet sich bereits seit einer geraumen Reihe von Jahren in den Ver. Staaten und

fand ihren Lebensunterhalt hauptsächlich mit Nähen und ähnlichen weiblichen Arbeiten. Im deutschen Vaterlande scheint sie die gewöhnliche Schulbildung genossen zu haben. In Philadelphia führte sie ihr Beruf als Näherin auch in die Häuser amerikanischer, englischredender Familien, und hier soll sie mit dem vor ein paar Jahren so großes Aufsehen erregenden „Tischrüden“ bekannt geworden seyn, und die Fähigkeit, Tische durch Auflegen ihrer Hände zu rücken, habe sich bei ihr bald und sehr auffallend herausgestellt. Reichenbach würde sie wahrscheinlich zu den in hohem Grade sensitiven Personen rechnen. Indessen scheint es, daß sie auf die Fähigkeit, Tische durch Händeauflegen zu rücken, wenig Gewicht legte, wohl aber mag auch diese räthselhafte Erscheinung dazu beigetragen haben, Neigung zu geheimnißvollen Dingen in ihr zu wecken und zu stärken. Sie soll angefangen haben, viel zu beten und habe sich dabei, wie überhaupt fortan, unter dem besonders sie lenkenden und erleuchtenden Einfluß des heiligen Geistes befunden. Sie soll um jene Zeit in einem Philadelphia nahe gelegenen Orte einige Tage bei Amerikanern sich aufgehalten haben, und dort habe sie angefangen, zu predigen, und zwar in englischer Sprache, der sie sonst keineswegs sehr mächtig ist. Sie habe sich schon damals öfters in einem Zustande der „Berückung“, außerordentlicher geistiger Erregung und Erhebung befunden. In diesem Zustande trat ihr natürliches Selbstbewußtseyn in den Hintergrund und sie schien unter dem überwältigenden Einfluß eines anderen Geistes zu stehen.

Nach Philadelphia zurückgekommen habe sie sich von früheren Bekannten abgewendet, „aber der Herr habe ihr neue Freunde gesammelt.“ Sie kam jedoch auch in Verkehr mit den „Spiritualisten“, die auch unter den Deutschen ihre Anhänger haben, besonders, obwohl nur für kurze Zeit, mit einem gewissen Manne, der ganz im Dienst der spiritualistischen Schwärmerei stand, spiritualistische Cirkel hielt und diesem Hofuspokus mit demselben Eifer zugethan war, mit dem er früher Lutheraner und auch Methodist gewesen; derselbe ging mit dem Geist Luther's, Napoleon's, Washington's und anderer großer Männer auf dem vertraulichen Fuße der Betterschaft um.

Indessen kam, wie wir hören, die neue Spiritualistin in Berührung mit einer anderen, weiblichen Person, die fortan von bedeutendem Einfluß auf sie gewesen zu seyn scheint. Diese soll das in der Geschichte der Geistergeschichten berühmt gewordene Städtchen Weinsberg im Schwabenlande zur Heimath haben und soll sich selbst oft im magnetischen, hellsehenden Zustande befinden. Sie soll der Freundin in Kraft höherer Offenbarung mitgetheilt haben, daß „aus ihr die höchsten Engel reden.“ Sie wurde fortan ihre Gefährtin „zur Vollendung des höchsten Werkes.“ Beide standen auf dem Fuße enger Freundschaft mit einander. Beide scheinen aus Zuständen des Magnetismus heraus geredet zu haben, sie sollen Schätze erblickt haben in der Tiefe und sie haben „die Andern im Leibe,“ kurzum, den dem gewöhnlichen Blick verdeckten Organismus gesehen.

Es kann nicht wundern, daß unter diesen Verhältnissen allerlei Leute angezogen wurden. Ungewöhnliche Vorkommnisse üben überall ihre Wirkung auf die Gemüther aus, besonders wenn es scheint, daß außerordentliche Geistesgaben sich kund thun und daß der Schleier von den verhüllten Dingen des Jenseits soll hinweggenommen werden.

So sehen wir denn bald einen Kreis von Zuhörern um die neue Prophetin versammelt. Die hellsehende Freundin spricht über ihr in magnetischen Zuständen aus, was ihre Namen und ihr Amt seyn soll. Sie heißt fortan Miramida, sie wird genannt „die Tochter Gottes“, die „Schwester“ oder auch „Braut Christi“; sie soll seyn die „letzte Zeugin“ oder „das letzte Opfer“. Auf sie zielt Apokal. c. 12. Sie ist die Abwascherin der Sünde, sie dreht die Schlüssel des Paradieses.

Sie hielt nun fortan zu bestimmten Zeiten Vorträge in deutscher Sprache, zu denen der Zutritt offen stand. Manche Leute gingen einmal hin aus Neugierde und kamen nicht wieder. Andere wurden für den Glauben gewonnen und es bildete sich eine Art von Gemeinde. Der Eifer einzelner Glieder war außerordentlich. Männer und Weiber, die zuvor in andern Gemeinden eingebürgert waren und mit ihnen kirchlichen Gottesdienst hielten, stille, ordentliche, ehrbare Leute, Männer verschiedenartigen Berufes, zum Theil vermögliche Leute, Frauen mit ihren Familien, mit Kindern und Diensthöten wurden auf eine erstaunliche Weise gefesselt. Manche gingen meilenweit in diese Versammlungen, keine Ausgaben waren ihnen zu groß; Miramida empfing kostbare Kleider, eine goldene Uhr, goldene Ringe. Die Leute ließen sich die strengsten Regulationen gefallen, wie denn überhaupt die Richtung eine sehr ascetische wurde. Was befohlen wurde, galt als von Gott befohlen. Man sollte viel beten und zwar zu bestimmten Tageszeiten. Manche Speisen und Getränke wurden untersagt. Es fand eine Eintheilung der Glaubigen in drei Stufen statt. Dazu wurde der spirituelle Zustand der Einzelnen überwacht. Für Jeden fanden sich besondere Aussprüche, Offenbarungen, Ermahnungen, je nachdem sein Zustand das erforderte. Besonders scharf wurde die Linie zwischen Glaubigen und Nichtglaubigen gezogen und jene von der Verbindung mit diesen möglichst getrennt. Sie hatten daher auch, wie leicht begreiflich ist, nicht wenig Spott wegen ihrer unbegreiflichen Leichtgläubigkeit und Infatuation zu tragen. Daß die Sache törend in manchen Familienkreis eingriff, ist leicht zu denken. Aber daß irgend Excesse vorgekommen wären, davon fand sich keine Spur. Die Leute befanden sich in einem gewissen Enthusiasmus, sie ließen sich Lasten gefallen, wie sie sonst keine kirchliche Gewalt ihnen je hätte auflegen dürfen. Daß solche Dinge, wie sie mit magnetischen Zuständen verbunden sind, Lesen mit geschlossenen Augen u. dgl. vorkamen, daß eine weibliche Person solche Vorträge halten, mit einer solchen Energie reden konnte, das war ihnen zu stark, als daß sie nicht übernatürliche Einwirkung hätten erwarten sollen. Noch auffallender war, daß andere Leute sensitiver Natur, selbst Kinder, wie durch Contagion in ekstatische Zustände versetzt wurden. Und die Gabe der Rede war bei

Miramida allerdings in einem an einer Frau auffallenden Grade vorhanden. Sie schien bisweilen völlig in Ekstase zu seyn, ganz übernommen von einem höheren, mächtigen Geist und sie sprach mit großem Feuer und Nachdruck.

Es liegt eine große Sammlung von Vorträgen vor uns, die ihr an Ort und Stelle von verschiedenen Personen nachgeschrieben wurden. Natürlich knüpft sie gerne an Stellen der heil. Schrift, besonders an prophetische an. Es finden sich hauptsächlich Ermahnungen und Weissagungen; auch Gebete, welche zu beten den Glaubigen zum Theil vorgeschrieben war.—Die Ermahnungen sind voll von Ermunterungen, treu und standhaft in Prüfungen zu seyn, den ergangenen Befehlen pünktlich nachzukommen; die Glaubigen werden betrachtet als eingeweiht in „die heiligen Geheimnisse, die selbst vor den höchsten Engeln im Himmel verborgen waren;“ gleichwohl ist nirgends zu finden, was diese Geheimnisse, Gebote, Offenbarungen u. s. f. eigentlich wären. Der oben aus der Evangel. Kirchenzeitung mitgetheilte Brief giebt ein sehr gutes Beispiel der Phraseologie, welche in allen diesen Vorträgen herrscht. Wir verschonen unsere Leser und theilen nur einige kurze Bruchstücke mit, welche die Art des Ganzen genügend erkennen lassen. Die Vorträge werden oft gegeben als unmittelbare Stimmen Gottes. Da heißt es denn unter Anderem: „Es ist ein heiliger Sabbathtag, den der Herr geheiligt hat. Denn er ist der Tag, der Vieles aufschließen muß, was immer verborgen war vor der Menschen Augen. Das innerste Heiligthum des Tempels soll nun geöffnet werden, das Allerheiligste soll verkündigt werden. Hütet euch, Menschenkinder! Es wird kommen, daß die müssen zernichtet werden, die nicht halten wollen die Gebote des allmächtigen Gottes und nicht erkennen sein heil. Werk; wehe! wehe! wehe! werden solche bald schreien hören aus den Wolken. Es kommt aber die Zeit der Verheißung und du, mein theuerstes, mein liebstes Kind, Miramida! fürchte dich nicht; ob auch viele Drohungen an dich kommen, ich, der Herr, dein himmlischer Vater will dir einflößen große Kraft und deine Feinde müssen zernichtet werden durch deine schwache Hand. Freue dich, mein liebes Kind, das ich noch zum Opfer gegeben in dieser ruchlosen Welt um der Wenigen willen, die noch errettet werden sollen, denn du wirst Siegerin werden über alles Ungerechte.“ Sehr oft nehmen die Reden die Form von Visionen an; da heißt es z. B. in einer Rede vom 27. Juli 1856: „Ich sehe die neue Erde und ein großes Mahl, das heilige Mahl in dem ewigen Friedensreich. Selig sind die Gäste, die gehört haben die liebliche Einladung des Herrn, die berufen sind zu der Hochzeit des Lammes und der Braut. Alles Edle auf Erden wird sich sammeln und reinigen u. s. w.“ Wie weit die Sache griff, mag aus einer ganzen Menge ähnlicher Stellen folgendes Wort beweisen: „Ewig Lob und Dank sey dir, du Königin des Himmels, denn du vollendest alle Ungerechtigkeit an denen, die den Herrn suchen und erhältst den Sieg; durch dich wird aufgeschlossen das Allerheiligste, das noch nie ein Auge gesehen hat und das werden schauen die deintigen.“ Bisweilen werden seltsame Aufschlüsse über die Natur der Engel, der Menschen, anderer Geschöpfe gegeben. Hervorragend sind aber die sehr

häufigen Weissagungen. Wie sich erwarten läßt, ist da an allerlei Schrecklichem für die unglaubliche Welt kein Mangel. Wundern muß man sich des gewagten Spieles, diese Voraussetzungen an bestimmte nach dem Kalender bezeichnete Tage zu binden. Da wurden Offenbarungen großer Geheimnisse erwartet, Wunder und Zeichen angekündigt, schreckliche Strafgerichte, Stürme, Plagen durch Krankheiten, durch giftige, über die Erde kommende Thiere u. dgl. m. voraus angezeigt.

Indessen eben diese Weissagungen trugen, wie leicht zu denken ist, viel bei, um den Glauben der Glaubigen zu erschüttern. Zwar wurden die Termine je und je hinausgesetzt, es sollte an der rechten Vorbereitung und Weihe der Gemüther fehlen. Gleichwohl mußte es auch den Ergabeststen endlich auffallend erscheinen, daß von den großen Dingen, auf welche sie warteten, eben das Wenigste oder gar Nichts zutreffen wollte. Noch kamen andere Verhältnisse im Innern der Gemeinde hinzu, welche einige Mißstimmung hervorriefen, und so kam es, daß endlich eine nicht unbedeutende Anzahl derer, die sich hatten hinreißen lassen, anderswo in der Verwirrung ihrer Gemüther Rath suchten, und, um eine wichtige Erfahrung reicher, ihren Irrthum bekannten und zur lautern Quelle der göttlichen Erkenntniß zurückkehrten. Gleichwohl soll die Schwärmererei noch jetzt etwa 40 Seelen gefangen halten. Einige der Abgefallehen haben aber jetzt einen Proceß gegen die Prophetin als gegen eine Betrügerin eingeleitet.

So wenig nun dieser ganzen Sache eine allgemeinere geschichtliche Bedeutung zukommen kann, da sie auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum beschränkt blieb, so ist sie doch auch ein Zeichen der Zeit und bietet zugleich dem Psychologen und Pastor allerlei merkwürdige Gesichtspunkte dar. Wir greifen aber den Reflexionen unserer Leser in keiner Weise vor, und bemerken nur noch, daß wir absichtlich viel Persönliches in unserer Erzählung übergangen und uns begnügten, mitzutheilen, was wir durch Augenzeugen und Ohrenzeugen von verschiedenartigen Bildungsstandpunkten erfahren haben.

Philadelphia.

W. J. W.

Schwärmererei.

„Da stehst du, was für Geister sind, die sich so hoch rühmen, daß sie weder Gott noch Christum verstehen und reden wie die Unsinnigen. Solcher elender Leute muß ich des Jahres über viel hören. Der Teufel kann mir sonst nicht näher kommen, daß ich muß sagen: Bisher ist die Welt voll leibloser Poltergeister gewesen, die sich für der Menschen Seelen ausgaben; jetzt ist sie voll leibhafterer Kumpelgeister worden, die sich alle für lebendige Engel ausgeben!“

Dr. Martin Luther im Warnungsschreiben an alle Christen zu Antorf, sich vor den irrigen Geistern zu hüten. A. 1525.

Das neue Abyssinien und die evangelische Mission.

(Aus der Evangelischen Kirchenzeitung.)

(Schluß.)

Im Januar 1855 reiste Missionar Krapp, auf Veranlassung des Bischofs Gobat von Jerusalem, in Begleitung der Missionare Martin und Flab, von Cairo über Suez und Massoa nach Abyssinien, um sich von den dort vorgegangenen Veränderungen zu überzeugen, und dem Könige Theodoros „nützliche Leute“, Handwerker, für sein Land anzubieten, auch wegen einer Wiederaufnahme der anglicanischen Mission Anträge zu machen. Krapp erreichte am 19. April das einige Tagereisen östlich vom Zana-See aufgeschlagene Feldlager des Königs, welcher mit seiner Armee auf dem Marsche gegen die Wollo-Galla begriffen war. Er wurde zunächst von dem im Lager befindlichen, den König stets begleitenden Abuna sehr freundlich und zuvorkommend aufgenommen.

„Bei unserer Ankunft im großen Lager des Königs“ (schreibt Krapp, Calwer Missionsblatt Nr. 21 und 22, S. 96) „ließen wir uns zuerst zu dem schönen Zelte des Abuna führen, der uns sogleich vor sich kommen ließ und uns äußerst freundlich empfing. Er stand auf, gab uns die Hand und hieß uns willkommen. Dann ließ er uns ein Glas Wein und gutes Brod reichen, das uns ausgehungerten Leuten wohl bekam. Ich überreichte ihm die Briefe von Bischof Gobat und von dem koptischen Patriarchen in Cairo, welche er sogleich las, und nachher mit mir besprach. Er sagte, es werde den König sehr freuen, wenn ihm Gobat Leute schicke, die mechanische Fertigkeiten haben, da jetzt Abyssinien wie die civilisirten Länder Europa's werden müsse. Daß Gobat Lehrer oder Prediger senden solle, sagte er nicht, wies dies aber auch nicht ab, sondern blieb bei dem ersten Punkte stehen. Er bemerkte auch, daß es ihm leid gethan habe, daß wir aus Aboa vertrieben worden seyen, daß, wäre er dort gewesen, es nicht geschehen wäre. Er habe auch sehr gewünscht, daß wir anno 1843 in Tigre bleiben sollten, und er habe an Abie geschrieben, dieser aber habe ihm nie recht gehorcht, allein jetzt sey seine Stellung eine ganz andere, weshalb es ihm auch leicht gewesen sey, die Römer zu vertreiben, indem nämlich der jetzige König ganz Hand in Hand mit ihm wirke. Sodann sagte er, so lange er lebe, dürften die Römer nicht mehr nach Habesch kommen, weil sie wieder getauft und wieder ordinirt hätten. Auch habe er nach Caffa gesandt und in's Land der Guderu-Galla, um die Römer dort zu vertreiben, weil er gehört habe, daß einige dorthin gegangen seyen. Hätten die Römer nur gelehrt und sich nicht in kirchliche und politische Dinge gemischt, so hätte er sie geduldet,

aber sie hätten wieder getauft und hätten ihn von Gondar zu vertreiben gesucht, deshalb könne er sie nicht dulden. Namentlich hätte es ihn eigentlich gefreut, wenn die Römer die Galla getauft hätten, da sie dadurch Christen geworden wären. Aber jetzt werde er sie nirgends mehr dulden.

Sodann sprach er von den Wollo-Galla, welche Christen werden müßten. Ich sagte, eine gewaltsame Befehung sey nicht dem Evangelium gemäß, sondern man ahme dabei nur den Muhamed nach, der auch mit dem Schwerte seine Religion verbreitet habe. Der sicherste Weg sey, Schulen zu errichten und das Wort Gottes zu verkündigen, das mächtig sey, die Herzen zu erobern und zu verändern. Der Abuna fühlte die Stärke meines Arguments und sagte sogleich: ja, wir wollen nur zuerst das Land der Wollo erobern und dann Priester senden und Schulen errichten. Ueberhaupt, sagte er, müssen alle Galla-Länder erobert und das Christenthum muß eingeführt werden; auch der König von Schoa muß sich dem Theodoros unterwerfen und muß den Drei-Geburten-Glauben aufgeben; das ganze abyssinische Reich muß zu einer Einheit gelangen—es muß groß, mächtig und glücklich werden, wie die Reiche von Europa. Sodann bemerkte der Abuna, daß der König die Bibel im Amharischen, also in der Volkssprache, lese, während seine Frau, die Tochter des Ras Ali, sie im Aethiopischen lese. Er habe auch die Vielweiberei, so wie die Claverei, abgeschafft, und er gehe fleißig zur Kirche und zum Abendmahl, was Abie nicht gethan habe. Endlich sprach er von einem Ferman, den er von der Königin Victoria zu haben wünsche, damit seine Leute und Sachen, welche er nach Aegypten schicke, oder welche von dort her kommen, nicht angetastet werden im rothen Meere von den Landesgenossen der vertriebenen römischen Missionare, welche sich an Abyssinien rächen wollten. Er begriff es, daß ja der Papst in Rom auch keinen abyssinischen Missionar dulden würde, wenn er (der Abuna) welche dorthin senden würde—sogleich sollten eigentlich die Römer ihm nicht zürnen. Bei den Engländern und Protestanten überhaupt sey es anders. Sie dulden andere Glaubensgenossen, und daher sey er ihr Freund. Am Schlusse sagte er: ich gebe euch eine Kuh und noch anderes Essen und Trinken für den Abend—ich würde euch sogleich beim König einführen, aber es ist heute das monatliche Michaelsfest, an dem der König den Armen Almosen austheilt. Er kann euch erst morgen empfangen.“

Am folgenden Tage ward Krapp vom Abuna dem Könige vorgestellt. Was er schon vorher von den persönlichen Eigenschaften des Regenten, namentlich von dessen rastloser, umsichtiger Thätigkeit und von seiner wahrhaft väterlichen, hingebenden Fürsorge für das Volk gehört hatte, fand er durch seine eigenen Wahrnehmungen vor, bei und nach der Audienz vollkommen bestätigt. Er läßt sich über diese Audienz folgendermaßen aus:

„Wirklich hatte der König auch viel zu thun; denn die Armen strömten von allen Seiten herbei. Er soll an diesem Tage 3000 Thaler ausgetheilt haben—außerdem gab er noch Kleider, Getreide, Maulthiere und andere Sachen, und hielt Gericht, was er täglich thut auf dem Marsche, und auch bei

Nacht hat der thätige Mann keine Ruhe. Wir selbst hörten um 2 Uhr Morgens die Leute rufen: „Dshan hoi, dshan hoi, o Majestät,“ und der König gab persönlich Antwort durch den Kal hazie, d. h. den Mund oder das Wort des Königs, welches der Staats-Herold ist. Von 2 Uhr Morgens ging das Geschrei fort, bis wir etwa um 8 Uhr unsere Audienz erhielten. Es kamen immer wieder neue Parteien von Beschwerde führenden Leuten, welche Gericht und Entscheidung des Königs verlangten. Ich glaube kaum, daß es einen thätigeren Fürsten in der Welt giebt, und es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann es aushalten kann, da alle Last auf ihm liegt, indem er seinen Leuten nicht trauen darf, und sich ein Gewissen daraus macht, die Armen oder Bedrängten abzuweisen, oder sie durch die Ungerechtigkeit seiner habgüchtigen Richter beleidigen zu lassen.

Der Abuna hatte die Güte, uns beim Könige einzuführen. Sobald dieser den Abuna auf das königliche Zelt zukommen sah, kam er ihm entgegen. Er war in einen prächtigen Talar gekleidet und hatte eine silberne Krone auf dem Haupte. Er bat den Abuna, neben ihm auf einem Sopha, wenn man es so nennen will, Platz zu nehmen, während uns der Platz zu seinen Füßen auf einem schönen Teppich angewiesen wurde. Nur der Abuna und der Eschege dürfen neben dem König sitzen, die Gouverneure und alle anderen Personen müssen auf dem Boden Platz nehmen. Der König ist von mittlerer Größe, hat ziemlich dunkelbraune Gesichtsfarbe, ist äußerst ruhig in seinem Benehmen, sehr freundlich und herablassend, und zeigt viel Verstand und Nachdenken, gegen seine Umgebung viel Familiarität, vergiebt sich aber nicht leicht den Respekt. Er soll mäßig im Essen und Trinken seyn, und lebt, wie schon erwähnt, nur mit Einer Frau; er ist gottesfürchtig auf abyssinische Weise, besucht fleißig die Kirche und thut viel Gutes an Armen, den Priestern, Mönchen und Fremden. Er ist ein vortrefflicher Soldat, der Alles in der Schlacht selbst anordnet und sich oft blindlings in Gefahren stürzt, wo seine Leute ihm folgen müssen. Hätte er eine bessere Erziehung genossen, so ließe sich noch mehr von ihm erwarten. Auch fehlt es ihm an guten und weisen Rathgebern, welche fremde Länder kennen.

Wir überreichten ihm zuerst unsere Briefe vom Bischof Gobat und dem koptischen Patriarchen in Cairo. Der Abuna übersetzte sie ihm aus dem Arabischen in's Amharische, in welcher Sprache ich mit ihm rebete.

Nachdem wir unsere Briefe überreicht und dem König den Zweck unserer Reise in sein Land erklärt hatten, sagte er, es freue ihn, daß Bischof Gobat ihm nützliche Leute senden wolle, er möge ihm nur einen Büchsenmacher, einen Buchdrucker und einen Palastbauer, d. h. einen Architekten, schicken—er verlange zuerst nur diese drei Arbeiter. Wenn er mit ihnen, und sie in Bezug auf Bezahlung u. s. w. mit ihm zufrieden seyen, so wolle er mehr Arbeiter verlangen. Der Abuna sagte ihm dann, daß Gobat wünsche, er möchte den Glauben dieser Arbeiter nicht antasten, sondern sie nach ihrer Ueberzeugung glauben und leben lassen. Hierauf erwiderte der König, daß über Glaubens-

sachen er (der Abuna) zu entscheiden hätte, Alles, was er (der Abuna) ihm in dieser Beziehung sage, wolle er (der König) thun. Der Abuna, mit dem wir Alles schon besprochen hatten, hatte uns aber bereits gesagt, daß er die Arbeiter, so viel in seiner Kraft stehe, schützen und gegen Angriffe ihres Glaubens sie vertheidigen werde. Von Missionaren im eigentlichen Sinne war nicht die Rede, da meine Sendung und Auftrag von Bischof Gobat sich nicht auf diesen Punkt bezog, und da diese Sache allein mit dem Abuna abzumachen war, welcher die protestantische Missionsache gut kennt und einem Missionar unserer Gesellschaft keine Schwierigkeiten in den Weg legen wird.“

Die schriftliche Antwort des Königs an Bischof Gobat lautete:

„Möge dieser Brief, welcher gesandt wird von Theodoros, dem von Gott eingesetzten König der Könige (von Aethiopien), gelangen an den englischen Bischof Samuel Gobat in Jerusalem. Bist du sehr wohl? Das Schreiben, welches du mir durch Krapf, Martin und Flad gesandt hast, hat mich erreicht. Es hat mich gefreut, daß du nach mir fragst. Wenn nun diese Männer (bei dir) bleiben, so behalte sie, und wenn sie kommen, halte sie und sende sie mir. Und wenn die Leute, von welchen du gesprochen hast, sagen, wir wollen gehen (nach Abyssinien), so will ich sie in Liebe aufnehmen und in Liebe senden. Daß du sagtest, ich will dir Arbeiter senden, das freut mich, sende sie mir. Aber du kennst die Verhältnisse unsers Landes, in dem du gewesen bist. Wir waren früher in drei Parteien getheilt (in Beziehung auf den Drei-Geburten-Streit), aber jetzt habe ich durch Gottes Hilfe Einheit gestiftet. Priester, welche unsern Glauben zerstören, sollen nicht kommen, damit die Liebe nicht nachlasse. Früher kam der sogenannte Vater Jacob und hat die Taufe und Ordination aufgehoben und hatte die seinige gegeben und viele Leute abfällig gemacht. Mit Hilfe Gottes habe ich ihn ausgetrieben und verbannt. Wenn aber ein anderer (Priester) kommt, so will ich ihn in Liebe aufnehmen und in Liebe zurücksenden, und wenn er bleiben will, will ich ihn mit Freunden bleiben lassen (im Lande). Von den Arbeitern soll Einer das Ding bringen, das mit einer Feuerschraube pflügt, denn ich habe gehört, daß es etwas giebt, das mit einer Feuerschraube pflügt (Dampfpflug). Und du frage nach mir und ich will auch nach dir fragen. Um Gott zu gefallen, habe ich seit zwei Jahren den Sclavenhandel durch den Staatsherold verboten.“

So weit der Bericht des Missionar Krapf. Daß sich die Lage der Dinge in Abyssinien im Allgemeinen sehr vorthellhaft verändert hat, geht aus den Krapf'schen Mittheilungen mit Bestimmtheit hervor. Auch die Angaben des preussischen General-Consuls in Cairo in einem abschriftlich der Berliner und der rheinischen Missionsgesellschaft mitgetheilten, an unsers Königs Majestät erstatteten Berichte harmoniren damit.

Es läßt sich erwarten, daß in Folge dieser wichtigen Veränderungen in Abyssinien auch die Augen der deutschen Missionsfreunde sich dorthin richten, und diesem ältesten Ziele deutscher Missionslust ihre volle Aufmerksamkeit wieder zuwenden werden. Dies ist zum Theil auch schon geschehen. Wiederum

hat zuerst ein deutscher Fürst dieser wichtigen Angelegenheit seine christliche Theilnahme zugewandt, und in Folge dessen ist an mehrere deutsche Missionsgesellschaften, zunächst—so viel uns bekannt—an die Berliner und die rheinische Gesellschaft die Aufforderung ergangen, „diese Verhältnisse in Ueberlegung zu nehmen und zu erwägen, ob es möglich wäre, Missionare und auch christliche Handwerker zu einer Ausendung nach Abyssinien ausfindig zu machen.“

Beide Gesellschaften haben daraus Veranlassung genommen, sich mit der ihnen vorgelegten Anfrage auf's ernstlichste zu beschäftigen. Wenn sie ihren zu fassenden Entschlüssen eine möglichst genaue und sichere Kunde von den Hauptumständen, welche hierbei in's Auge zu fassen sind, zur Grundlage geben und deshalb erst noch weitere Erkundigungen anstellen wollen, so wird dies jeder besonnene Missionsfreund für Recht und für unumgänglich nöthig halten. Sie werden ja wohl seiner Zeit zufahren und Hand anlegen, wenn Gott der Herr es also will und so weit Er die Mittel und Kräfte dazu darreicht.—Die Berliner Gesellschaft hat ihre vorläufige Stellung zu dieser Angelegenheit folgendermaßen dargelegt:

„Es steht hierbei für uns ein Doppeltes in Frage:

1. Ob aus obigen Nachrichten hervorgeht, daß in Abyssinien gegenwärtig eine Thür für die evangelische Mission sich geöffnet habe, sey es für das abyssinische Volk selbst, oder für die dem abyssinischen Scepter unterworfenen und noch zu unterwerfenden, theils muhamedanischen, theils heidnischen Gallavölker?
2. Ob und in wie weit unsere Gesellschaft berechtigt und im Stande ist, die an sie gerichtete Anfrage zu bejahen und an einer evangelischen Missionsunternehmung für jenes Land sich jetzt schon zu theilhaben?“

Ad 1.

Der König Theodor wünscht „tüchtige Handwerker“ für sein Land, zunächst nur einen Büchsenmacher, einen Buchdrucker und einen Architekten. Er will sein Volk „civilisiren“. Missionirende christliche Handwerker begehrt er nicht, aber er würde es zufrieden seyn, wenn die begehrten „tüchtigen“ Handwerker zugleich evangelisch-gläubige Männer wären. Eigentliche Missionare begehrt er noch weniger, aber er würde sie dulden, wenn der Abuna solche zuließe, und der Letztere hat es nicht abgelehnt, sondern andeutend zugesagt, selbige einzulassen. Aber der König sowohl als der Abuna würden die Erlaubniß nur unter der Voraussetzung ertheilen, daß die protestantische Mission jedes Angriffs auf die abyssinische Kirche sich enthielte.

Hiernach dürften solche protestantische Missionare, welche etwa in der Weise der in Frankreich arbeitenden Genfer und Pariser evangelischen Gesellschaft von ihrer Gesellschaft dazu ausgesandt würden, die Bibel in Abyssinien zu verbreiten und evangelische Belehrung damit zu verbinden, ohne auf eine durchgreifende Reformation der abyssinischen Kirche direct hinzuarbeiten, und ohne eine bestimmte evangelische Kirchengemeinschaft in Abyssinien

pflanzen zu sollen und zu wollen, wahrscheinlich einstweilige Duldung genießen, und es könnte ja auf eine solche Arbeit, wenn sie von einiger Dauer wäre, immerhin ein großer Segen gelegt werden. Allein nach den früheren Erfahrungen, und da von einem in der abyssinischen Kirche erwachten Hunger nach evangelischer Lebensnahrung auch jetzt noch keine Rede ist, stände mit ziemlicher Gewißheit zu erwarten, daß bei einigem Hervortreten der Missionserfolge die Eifersucht und der Selbsterhaltungstrieb der abyssinischen Priesterschaft sich auf's Neue zum Kampfe gegen die protestantische Mission erheben und dieselbe noch in ihren ersten Keimen erdrücken würde, selbst wenn keine römischen Gäste wieder dazu kämen, um die abyssinischen Priester und Mönche dazu aufzurufen. Daß der König Theodor zum Schutz der Missionare in einen Kampf mit seiner Landesgeistlichkeit sich einlassen würde, dazu wäre bei den engen Beziehungen zwischen seiner politischen und kirchlichen Stellung nicht die mindeste Aussicht vorhanden. Dagegen scheint ein mittelbarer Missionsweg in das abyssinische Volk hinein, der freilich nur weit langsamer zum Ziele führen könnte, durch das ausgesprochene Verlangen nach „tüchtigen“ europäischen Handwerkern jetzt wirklich offen zu stehen, und vielleicht ist die Ausendung gläubiger evangelischer Handwerker nach Abyssinien der Gottgewollte Weg, um durch stilles Wirken zuvörderst ein Verlangen nach der evangelischen Heilswahrheit im Lande zu wecken und dadurch für eine spätere unmittelbare Missionsunternehmung Bahn zu brechen. Die Evangelisation christlicher Völker wird ohne das nothwendige Entgegenkommen einer in den Völkern selbst vorhandenen Empfanglichkeit—welche allein Geist Gottes schaffen kann—nirgend von bleibendem umfassendem Erfolge seyn; dies hat sich bei allen bisher gemachten Evangelisationsversuchen sowohl unter katholischen als unter schismatischen Völkern zur Genüge herausgestellt. Auch der Bischof Gobat scheint diesen Weg der Handwerkerausendung zunächst in's Auge gefaßt zu haben.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist aber für die stiftungsmäßig vorzugsweise oder ausschließlich der Heidenmission geltenden evangelischen Missionsgesellschaften die Frage, „ob Abyssinien gegenwärtig als ein offenes Thor zu den Heidenvölkern Nordafrika's, insbesondere zu den heidnischen Galla angesehen werden darf?“

Bekanntlich hat die Herrmannsburger Missionsanstalt ihren Plan, eine Mission unter den Galla zu beginnen, wegen Unzugänglichkeit der Ostküste, also wegen Unerreichbarkeit der Galla, einstweilen aufgegeben, und sich deshalb vorläufig zu den Zulu-Kaffern in der Natal-Colonie gewandt. Hätten die Herrmannsburger vor zwei Jahren eine Nachricht davon gehabt, daß ihnen möglicherweise ein Zugang zu den Galla's von Abyssinien aus eröffnet werden würde, so wären sie mit ihrem Missionschiff ohne Zweifel in's rothe Meer vorgegangen und hätten nach geschetzener Landung bei Massoa an den abyssinischen Thoren angeklopft. Der abyssinische Abuna hat gegen Krapp geäußert, daß er es gern gesehen haben würde, wenn die Römer die heidnischen Galla getauft hätten. Er hat auch noch dazu gesagt, daß alle Gallaländer erobert

und zum Christenthum gebracht werden müßten. Aber die Römer werde er dabei nirgends mehr dulden. Dies sey auch der Wille des Königs. Hieraus kann wohl mit Wahrscheinlichkeit geschlossen werden, daß sowohl das weltliche als das geistliche Oberhaupt Abyssinien's einer von Abyssinien aus zu unternehmenden evangelischen Gallamission für jetzt kein Hinderniß entgegensetzen, sondern dieselbe wohl eher befördern und unterstützen würde. Ob aber eben dieselben Machthaber für den Fall eines siegreichen Ausganges der gegenwärtigen abyssinischen Feldzüge gegen die Galla und einer umfangreichen Unterwerfung der Gallavölker unter das abyssinische Regiment es dauernd zulassen würden, „daß eine evangelische Mission ihre Kirchenpflanzung unter den Galla selbstständig und ohne Beeinträchtigung durch Ansprüche der abyssinischen Kirche betreiben und fortführen könnte?“ das ist freilich eine Frage, die große Bedenken und Zweifel zuläßt. Nach dieser Richtung wäre die Einziehung genauer Erkundigungen aus Abyssinien und die Erwirkung bestimmter Erklärungen Seitens der abyssinischen Oberhäupter sehr dringend zu wünschen, und es müssen diese Erklärungen als eine durchaus nothwendige Einleitung und Vorbereitung zu einem etwaigen Missionsunternehmen für die Gallaländer bezeichnet werden.

Ad 2.

a) Unsere Gesellschaft als eine stiftungsmäßig nur für die Heidenmission arbeitende kann sich der Aufgabe einer Evangelisation des christlichen Abyssinien's durch Ausendung evangelischer Missionare nicht unterziehen, ohne ihre Bestimmung wesentlich zu alteriren und ihre ohnehin geringen Mittel und Kräfte in unzulässiger Weise zu zersplittern.

b) Dagegen würde sie rücksichtlich ihres stiftungsmäßigen Zweckes nicht daran hindern seyn, aus dem Kreise der mit dem Missionshause in Verbindung stehenden christlichen Handwerker Einige zur Ausendung nach Abyssinien auszuwählen und bereit zu stellen, wenn sich die schuldtige Fürsorge für die kirchlichen Bedürfnisse auf irgend genügende Weise damit vereinigen lassen. Die zum Missionshandwerkerdienst bei uns sich anmeldenden und unter der Leitung unsers Missionshauses stehenden jungen Leute erwarten es von unserer Anstalt, daß wir sie in keine Lage versetzen, in der sie von der Kirche ihres Bekenntnisses völlig isolirt und den Gefahren einer solchen Isolirung preisgegeben wären.

c) Unsere Gesellschaft muß aus den Nachrichten über die abyssinischen Ereignisse und besonders auch aus den wichtigen an sie gerichteten Anfragen Veranlassung nehmen, hauptsächlich auf die mit der abyssinischen Angelegenheit im engsten Zusammenhange stehenden Verhältnisse der nordafrikanischen Völker ihr Auge zu richten.

Wenn sich nun eine gegründete Hoffnung dazu fassen ließe, daß sie auf abyssinischem Communicationswege und ohne Lähmung durch abyssinische Einflüsse ihr Missionsnetz unter den heidnischen Galla's auswerfen könnte, so würde sie darüber, ob sie als eine von Gott dem Herrn hierzu berufene sich

erachten müsse, die ernstlichste Erwägung vorzunehmen haben. Sie muß es daher wünschen, daß sie durch eine nähere Kenntniß der betreffenden Verhältnisse, welche vielleicht im Wege weiterer Ermittlungen Seitens des königl. preuß. General-Consulats in Cairo und durch mündliche Rücksprache mit dem, wie verlautet, hier in Berlin zu erwartenden Bischof Gobat zu erlangen seyn wird, in den Stand gesetzt werden möge, in ein bestimmteres Verhältniß zu dieser Angelegenheit einzutreten.

Religiöse Zustände in Spanien.

Von Christoph Möhrten, Pfarrer in Penthaaz.

(Aus dem Wahren Protestant.)

Wer unter uns sieht nicht mit Theilnahme hin auf das Land, in welchem schon zur Zeit der Reformation ein Franciscus von St. Roman, die Gebrüder Dryander und andere Blutzengen den Märtyrertod erlitten; das Land, in dem die Inquisition den letzten Funken des christlichen Glaubens mit Schwert und Feuer erlöschte; das Land, in welchem so manche edle Geister durch Rom geknechtet und wie in Fesseln geschlagen worden? Trotz allem Bemühen des fanatischen Clerus bereitet sich die Wahrheit vom Kreuze unter dem Volke eine Bahn, die unter des Herrn Schutz und Führung zu lieblichen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Wenn auch der finstere Ernst, den die Inquisition dem Volkscharakter aufgedrückt hat, mehr dem Mißtrauen, als dem Zutrauen zugänglich scheint, so läßt sich doch immer noch hie und da eine Stimme vernehmen, die nach dem Heile und der Freiheit der Kinder Gottes fragt, und jenes Sehnen einer unter dem eisernen Stab des antichristlichen Rom's seufzenden Nation kann keine menschliche und keine höllische Macht unterdrücken, wenn einmal der Herr einen Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit sendet.

Ein solches Verlangen ist bereits theilweise in Spanien vorhanden, wie folgende Mittheilung zeigen wird.

Jedermann kennt die politischen Bewegungen, die seit Jahren jenes unglückliche Land oft bis an den Rand des Abgrunds gebracht haben. Die Revolution des Jahres 1854, in deren Folge eine liberale Regierung an's Ruder kam, hat die Gewissens- und Glaubensfreiheit zur Sprache gebracht, und während derselben konnte die Bibel in bedeutender Anzahl in Spanien verbreitet werden. Auf der andern Seite wurde dem Clerus eine tiefe Wunde geschlagen durch den Verkauf der Kirchengüter, wozu die Regierung durch Geldmangel genöthigt wurde. Der Clerus wird nun vom Staate besoldet, und das ist eine Demüthigung für die Geistlichkeit, woran sie bis jetzt nicht gewohnt gewesen.

Der Papst zürnt deshalb gewaltig gegen die Regierung, und da diese es doch nicht ganz mit dem Zuchtmeister in Rom verderben will und den noch mächtigen Clerus fürchtet, so scheint sie wieder durch neue Zugeständnisse den Frieden mit Rom auf Kosten der Religionsfreiheit erkaufen zu wollen. Es ist dies auch nicht zu verwundern, da ja nicht politischer Liberalismus, sondern nur der weltüberwindende Glaube des Evangeliums das Glück der Nation befestigen kann.

Die gegenwärtige religiöse Bewegung in Spanien zeigt zwei charakteristische Züge. Auf der einen Seite wünscht die unter dem römischen Joch seufzende Nation sich von demselben frei zu machen; auf der andern erkennen wahrhaft liberale, gebildete Männer, daß nur die Bibel ein Volk zur rechten Freiheit und Sittlichkeit zu führen im Stande ist, und deshalb ergreifen sie für die Verbreitung derselben freimüthig das Wort und preisen sie als ein Mittel der wahren Volksbildung.

Wenn auch das noch nicht Alles ist, was man wünschen möchte, so bahnt sich doch hiedurch Gottes Wort nach und nach einen Weg zu dem Herzen des Volks. Ein evangelischer Prediger bereiste vor kurzer Zeit Spanien in der Absicht, den religiösen Zustand desselben kennen zu lernen und um zu erfahren, ob es möglich sey, die heilige Schrift daselbst zu verbreiten. Er berichtet hierüber unter Anderm Folgendes: „Ich habe Malaga, Granada, Madrid, Sevilla und Cadix besucht, und überall gefunden, daß das Volk vom Papstthum sich losgesagt hat. Die römische Geistlichkeit hat die Volksgunst verloren; überall zeigt sich eine große Gleichgültigkeit gegen die Kirche, und es ist erstaunlich, mit welcher Freiheit man sich auf Straßen und öffentlichen Plätzen ausdrückt. Schwerlich dürfte man in ganz Europa eine katholische Stadt finden, wo die Einwohner, wie hier, alle Achtung für den römischen Cultus und dessen Priester so allgemein verloren hätten. Nicht selten hört man das Wort römisch im bittersten und verächtlichsten Tone aussprechen, und die Ueberzeugung macht sich immer allgemeiner geltend, das Land werde eher keiner Ruhe und keiner Freiheit genießen, bis man mit Rom gebrochen. Die höhern Klassen der Gesellschaft seufzen über das Verderben unter dem Volke und werfen die Schuld hievon auf die Geistlichkeit.“

Dieses Urtheil bestätigt ein Mitglied der Cortes (der gesetzgebenden Versammlung), Namens Battles. Derselbe sagte den 23. Februar 1856, bei Anlaß einer neuen Bibelausgabe, deren Verbreitung die Regierung verboten hatte, Folgendes in voller Versammlung:

„Ich bin als Katholik geboren und ich hoffe in diesem Glauben zu sterben; allein, wenn der Protestantismus darin besteht, energisch zu protestiren gegen die unzähligen Laster, gegen die unerhörten Schandthaten, gegen den schändlichen Egoismus, gegen die ärgerlichen Bubenstücke, gegen Untreue im Handel und Wandel, gegen die hartnäckige Aufsehnung wider die Gesetze, gegen den fatalen und gefährlichen Einfluß des römischen Hofes auf die Christenheit, gegen den Mißbrauch der Gewalt, gegen die ungerechte, ungesetliche Einmischung Rom's in die Rechte und Privilegien der Nationen und Monarchen;

wenn der Protestantismus darin besteht, den schamlosen und verbrecherischen Widerstand zu brandmarken, den eine große Anzahl Geistlicher heutzutage unverschämter, als je, gegen eine verfassungsmäßige Regierung befördert oder zu demselben auffordert: so erkläre ich laut, ich bin Protestant, und ich habe die Ueberzeugung, daß alle guten Katholiken, die den Triumph des Kreuzes und die Verbreitung der Lehre Christi unter allen Völkern der Erde wünschen, meine Meinung theilen.“

Wir müssen zum bessern Verständniß dieser Rede hinzufügen, daß der Verkauf der Kirchengüter, der trotz päpstlicher Einsprache in's Werk gesetzt wurde, einen gewaltigen Widerstand von Seiten des Clerus hervorgerufen hatte, so daß die spanische Regierung, bei Veranlassung der Fastenpredigten, ihre Agenten in alle Kirchen senden mußte, um die Prediger zu überwachen. Ein Priester raste im eigentlichen Sinne des Worts zu Madrid in der Kirche der Italiener gegen die Regierung. Am Tage der Mariä Reinigung donnerte zu Malaga ein Prediger gegen dieselbe; der Fanatiker wurde sofort verhaftet und in's Gefängniß abgeführt.

Was kann man Gutes von einem Volke erwarten, wenn dessen Priester wie Rasende sich begehden, sobald, wie Erasmus sagte, ihnen an den Bauch gegriffen wird? von einem Volke, das der Clerus noch obendrein aussaugt? Man hat berechnet, daß Rom aus Spanien seit sieben Jahrhunderten die ungeheure Summe von 3 Milliarden 740 Millionen Franken, demnach alljährlich 5,350,000 Franken bezogen hat. „Deshalb ist auch das Volk,“ schreibt unser Berichterstatter, „seiner Priester satt und überdrüssig; es ist nicht mehr römisch-katholisch und eine Rückkehr zum Papstthum rein unmöglich. Leider aber hat das Volk mit dem Papstthum auch das Christenthum und jede positive Religion verworfen.“ Es läßt sich auch nicht anders erwarten; indessen ist noch nicht jedes religiöse Bedürfniß erstickt, und unser Berichterstatter wurde in einer religiösen Versammlung, die er in spanischer Sprache hielt, mit großer Aufmerksamkeit angehört.

So wie als Princip des Protestantismus Licht und Wahrheit gilt, weil er gegründet ist auf Gottes ewiges Wort, so ist das Schlagwort des römischen Clerus Volksverdummung, und Aberglauben und Lüge sind die unausbleiblichen Folgen derselben. Erkennt das Volk seine Leiter als blinde Leiter, so verwirft es in Ermangelung der Bibel und evangelischer Lehrer allen Glauben und wird ungläubig.—So in Spanien.

Uebrigens haben die Debatten inmitten der Cortesversammlung über den Artikel der religiösen Freiheit manches Forschen und Fragen in vielen Gemüthern angeregt. Alle einflussreichen Männer, welche an der Discussion Theil genommen, haben ihren Abscheu vor Intoleranz und der Verfolgung ausgesprochen und erklärt, die Inquisition, womit sich Rom brüste, sey eine Geißel Spanien's gewesen. Die meisten öffentlichen Blätter haben diese Reden wieder gegeben, gebilligt und weiter verbreitet.

Unter den Rednern, die bei dieser Gelegenheit das Wort ergriffen, zeichnete sich besonders Raphael Degollada, der Abgeordnete von Barcellona, aus. Wir geben aus dessen Rede unsern Lesern nur einige kurze Bruchstücke:

„Glaubt nicht, daß, wenn ich in dieser Versammlung der Religionsfreiheit das Wort rede, ich es als Ungläubiger, oder Zweifler, oder als Indifferentist thue. Ich war ehemals alles das, ich war sogar Fanatiker, und zwar ein großer Fanatiker; aber Gottlob, ich konnte diesen gefährlichen Klippen, an denen der Mensch nur zu oft scheitert, entgehen. In dem religiösen Glauben, den ich habe und der mir nahezu Ueberzeugung geworden, werde ich wohl sterben; und weil ich gesehen, wie gewaltige Fortschritte der Unglaube, die Heuchelei und der schmutzige Cynismus in meinem Vaterlande macht, so wünsche ich sehnlichst den Triumph der Gewissensfreiheit, die allein jenen verhängnißvollen Fortschritten ein Ziel setzen kann.

„Ich vertheidige die Toleranz vom Standpunkt der Religion selbst aus: denn Unbulbsamkeit und Ausschließung anderer Religionen sind durchaus dem Christenthum entgegen. Als Jesus Christus die nahe Zukunft des Reiches Gottes, d. i. den Triumph des Evangeliums, verkündigte, fügte er die Worte bei: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht ver-
gehen.“ Wohl an, wenn dem also ist, wenn die Pforten der Hölle das Wort Gottes nicht zu überwältigen vermögen, warum die kindische, elende Furcht vor dem Nachtheil, den eine fremde Religion der christlichen bringen könnte? Diese schimpfliche Furcht ist eine Längnung, wenigstens ein Zweifel an der Wahrheit der Weissagungen, und vom Zweifel zum Unglauben ist nur ein Schritt. Wer die Erfüllung der Weissagungen durch äußeren oder moralischen Zwang herbeizuführen sucht, glaubt nicht an dieselben. Die Verfechter der Intoleranz verkennen die Macht der Wahrheit und schaden der Religion, die sie zu schützen vorgeben. Die Wahrheit trägt in sich eine unwiderstehliche Kraft, sie ist, wie das Licht; unser Mund kann sie nicht leugnen, sobald unser Auge sie erblickt. Jede Kirche, jede Religion nimmt für sich den ausschließlichen Besitz der Wahrheit in Anspruch und verwirft consequenter Weise alle andern als Irrthum. Wo ist nun diejenige Religion, die den zuverlässigsten Glauben an ihre Dogmen besitzt? Ist es wohl diejenige, die sich abschließt, wie in einer unzugänglichen Burg, die sich in keine Erörterung einläßt, die nichts duldet, die alles verfolgt, was außer ihr ist? oder ist es diejenige, die discutirt, die die freie Ausübung aller andern Culte duldet? Ist es das katholische Spanien, das auf jede Weise die Religionsfreiheit in seinem Innern erstickt, oder das protestantische England, das die Toleranz so weit treibt, daß es die Collegien der unveröhnlichsten Feinde der Reform, der Jesuiten, zuläßt? . . .

„Das neue Testament athmet durchaus Einigkeit, Friede, Liebe. Die Mittel, die unser Heiland beim Sieg der Wahrheit anwendet, sind nicht ägyptische Plagen: Pest, Schwert und Verderben; es ist das Wort, die Ueberzeugung; den Blinden das Gesicht wieder geben, Gesundheit den Kranken, das Leben einem Lazarus; und als St. Petrus zum Schwert seine Zuflucht nimmt,

um seinen Herrn zu vertheidigen, so heißt ihn sein Meister sogleich das Schwert in die Scheide stecken, mit den Worten: Wer das Schwert nimmt, soll durch's Schwert umkommen. Sollen demnach die Katholiken, die sich vorzugsweise Jünger Jesu nennen, sich auf die Intoleranz, auf die Gewalt berufen? Nein, Jesus ruft ihnen, wie dem Petrus, zu: Stecket euer Schwert in die Scheide! Ich wünsche sie auch, jene Einheit, die man so hoch preist, allein ich verlange eine reelle, keine gemachte und scheinbare, wie die unsrige. Wenn der Ausschuss für diese Angelegenheit unter Einheit die äußere Einheit des Cultus und der Form versteht, so besitzen wir eine solche, die wir ja uns zu keinem andern Gottesdienst, als zum katholischen, bekennen dürfen; versteht aber die Commission eine wahre Einheit in Glaubenssachen, so weiß dieselbe gar wohl, daß eine solche unter uns keineswegs existirt. Sie weiß wohl, daß es nicht an Spaniern fehlt, die eine andere Religion zu bekennen wünschen; sie weiß auch, daß der Unglaube, der Indifferentismus gleichfalls seine Bekenner hat, und daß die Geistlichen sich hierüber auf den Kanzeln sehr beklagen; sie weiß, daß eine Menge Katholiken so weit vom Evangelium entfernt ist, als es nur ein Muhamedaner seyn kann. Wenn es demnach eine große Anzahl unserer Mitbürger giebt, die sich von der katholischen Kirche losgesagt hat und die sich nur mit dem Mantel der Heuchelei bedeckt, so ist die Behauptung, es existire eine Religionseinheit unter uns, eine stereotype Lüge, die Niemand glaubt. . . .

„Schon mehr als ein halbes Jahrhundert klopft die Frage nach der Gewissensfreiheit an unsere Thüren und verlangt eine Lösung, wie sie eine solche bei jeder civilisirten Nation gefunden; selbst die Türkei hat uns, trotz ihres Fanatismus, hierin überflügelt. . . .“

Die Rede des edeln Degollada ist ein erfreuliches Zeichen für die Zukunft Spaniens, wozu noch kommt, daß kein einziger Redner es wagte, der Intoleranz das Wort zu reden. Die Gegner der Cultusfreiheit stützten ihre Motive nicht auf kirchliche Beschlüsse, sondern auf Maßregeln der Klugheit: Spanien sey, meinten sie, noch nicht reif für eine solche Freiheit, man müsse noch warten u.

Die Discussion führte zwar zu keinem wünschenswerthen Ergebnis; eine sehr schwache Majorität beschloß, folgenden Artikel der Verfassung einzuverleiben: die Nation verpflichte sich, den Cultus der katholischen Religion, die die Spanier bekennen, zu garantiren; indessen dürfe kein Bürger oder Fremder wegen seiner religiösen Meinungen belästigt werden, so lange er dieselben nicht durch irgend einen der katholischen Kirche feindseligen Akt äußere.—Das ist freilich noch keine Religionsfreiheit, bei der man nur denken, aber nicht reden darf, was man will; allein vergleichen wir diesen Artikel mit dem barbarischen Gesetze vom Jahre 1812, das folgenden Satz enthält: „Die Religion der Spanier ist und soll auf ewig seyn die katholische, apostolische und römische, als die einzig wahre, und die Nation duldet keinen andern Cultus,“ so ist doch ein Schritt vorwärts gethan. Ein Spanier kann doch nun wenigstens sich,

wenn es ihm beliebt, vom Papismus loszusagen, ohne in Strafe zu verfallen; das ist wenigstens etwas in jenem Lande, wo weiland die Inquisition hauste.

Die höhere Geistlichkeit schreit nun dessen ungeachtet aus vollem Halse gegen jenen laien Verfassungsartikel. „Die Einheit der Lehre und des Cultus,“ sagt sie, „ist die Glorie Spaniens, um die uns alle Völker beneiden (sic!). Ohne diese Einheit ist Spanien verloren. Die Ketzer drängen sich überall bei uns ein mit ihrem Unglauben und nehmen uns noch den geringen Glauben, den wir besitzen.—Wenn wir die Religion unserer Väter nicht bewahren, so trifft uns die Rache des Himmels.“ Die Bischöfe verlangen, man solle das Gesetz von 1812 wiederum einführen.

Indessen giebt es auch unter der Geistlichkeit Spaniens noch einzelne billig denkende Männer, welche gegen die religiöse Unduldsamkeit protestirten. Hiezu gehört Valentin Ruiz, der, obgleich spanischer katholischer Priester, den edeln Muth hat, zu verlangen, es solle in Spanien Jedermann frei stehen, dem Cultus seiner Wahl zu folgen. Solche Beispiele sind freilich selten.

Der Observateur catholique erzählt eine andere Geschichte von der Unduldsamkeit, die noch in Spanien herrscht. Der Pater Morgaez vom Predigerorden, früher Professor der Theologie an der Universität zu Alcalá, ein Greis von 66 Jahren, gab ein Buch gegen das Dogma der unbesleckten Empfängniß der Maria heraus. Der Civilgouverneur, bewogen durch die Geistlichkeit, verbot die Veröffentlichung desselben, und der kirchliche Vicar von Toledo ließ ihn verurtheilen, absetzen und in ein kirchliches Gefängniß werfen, wo er nun getrennt von seinen Freunden und als ein Abtrünniger vergebens seine Loslassung verlangt. Der unglückliche Morgaez hat eine Klage beim Justizminister und bei den Cortes eingereicht, die aber bis jetzt ohne Erfolg geblieben.

Uebrigens vermochte er aus seinem Gefängniß einen Brief in oben genanntes Journal gelangen zu lassen, aus dem wir hier einen Auszug geben.

„Es ist schwer zu sagen,“ schreibt er, „und noch schwerer sich zu überzeugen, wie sehr die Priester die Beichte mißbrauchen, um die Leute unter dem Joch zu erhalten und um sie glauben zu machen, es sey den Päpsten eine absolute Gewalt im Himmel und auf Erden von Gott gegeben. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn ich der Schande und der Verachtung preisgegeben bin. Einige Priester, die sich meine Freunde nennen, haben mir die Schmachreden, die über mich ergehen, mitgetheilt, in der Hoffnung, meinen Muth zu brechen. Ich frage sie: haben sie meine Schrift gelesen? Sie antworten: sie betrachteten es als ein Verbrechen, ein Buch nur zu berühren, das die Unfehlbarkeit des Papstes bestreitet.“

„Anderer, die gelehrteren unter ihnen, geben zwar zu, daß die Kirchenväter im Widerspruch mit dem Papste seyen, allein es sey doch gerathener, bei der Erklärung des Papstes zu bleiben, als sich an die Väter zu halten, weil die Definition des Papstes die der Kirche sey. Viele denken wie ich; allein aus Furcht vor den Kirchenobersten wagen sie nicht, ihre Stimme zu erheben.“

Den Schatten der Religionsfreiheit in Spanien benutzend, haben sich die Freunde des Reiches Gottes aufs Neue aufgemacht, um in jenem unglücklichen, schönen Lande, wo so manche Seele ruhet: „Hüter, ist die Nacht schier hin?“ die Bibel und andere nützliche Bücher zu verbreiten. Man hört wenig über diese Wirksamkeit, und man thut wohl daran, klug zu seyn, wie die Schlangen. Wir dürfen jedoch erzählen, was zur Deffentlichkeit gelangt ist.—

So berichtet uns die Rede des Herrn Battles, die er in der Versammlung der Cortes gehalten, es habe auf das Verlangen des kirchl. Vicars zu Madrid die Regierung den Verkauf einer Bibelausgabe, die neulich in jener Stadt gedruckt worden und deren Text gleichlautend sey mit allen Bibeln, die bis jetzt approbirt worden, blos deswegen verboten, weil sie weder Anmerkungen, noch Commentar enthalte. Voriges Jahr, sagt Battles, hat derselbe Vicar für katholische Familien eine unvollständige, verstümmelte Bibel drucken lassen, wozu weder er, noch irgend ein Bischof, selbst der Papst nicht, das Recht hat, denn die Bibel ist das Wort Gottes, und jetzt verbietet man den Verkauf einer neuen Ausgabe der Bibel, weil sie weder Apokryphen, noch erklärende Anmerkungen enthält! Ich fragte den Minister, ob eine wörtliche Ausgabe der Bibel gedruckt werden kann, oder nicht; ich fragte, ob der zweite Artikel des bestehenden Gesetzes, welcher sagt, das Gesetz über die Pressfreiheit betreffe nicht die auf die heil. Schriften und auf die Lehren der heil. Religion bezüglichen Bücher, auch von der Bibel verstanden werden soll?—Der Minister, in großer Verlegenheit und unter dem Murren und Gelächter der Deputirten, antwortete auf die Interpellation, er halte sich an die kanonischen Regeln der Kirche, die den Druck der Bibel ohne Noten nicht gestatten.

Inmitten der Cortesversammlung ergriff ferner der freimüthige Degollada das Wort zu Gunsten des Malers Ruet. Derselbe wurde in Turin zum Evangelium bekehrt und ging dann in sein Vaterland nach Spanien zurück, wo er seinen Herrn bekannte und nicht ohne Segen wirkte. Er wurde den 12. Februar in Barcelona arretirt und gefangen gesetzt. Von hier aus schrieb er unter Andern an den General Zapatero: „Seit einigen Tagen hat ein fanatischer Haufe, aufgestachelt von unbekannter Hand, mich mit dem Tode bedroht. Der Verleumdung ist es endlich gelungen, mich meiner Freiheit zu berauben. Ich komme daher, als spanischer Bürger, von ihrer Gerechtigkeit den Schutz der Gesetze meines Landes zu beanspruchen. Ich weiß nicht, wessen man mich beschuldigt. Ist es etwa meine religiöse Ueberzeugung, warum man mich verfolgt? Ich habe sie nie verleugnet. Meine Religion ist die Christusreligion, welche die katholische Intoleranz kegerisch und protestantisch nennt. Der Tempel meines Glaubens ist mein Herz, Gott allein vermag darin zu lesen, er allein ist mein höchster Richter. Ich verlange meine Freiheit und ein Verhör vor einem Tribunal; wenigstens erfahre ich dann, wessen man mich beschuldigt und lerne meine Feinde und Verkläger von Angesicht kennen.“

Der Generalkapitän ließ Ruet vor sich kommen, hörte ihn wohlwollend an und ließ ihn dann in seine Wohnung begleiten. Zugleich nahm die Presse zu
Kirchenfreund. Jahrg. X. No. 4.

Barcelona Notiz von dieser Begebenheit, verteidigte mit Entschiedenheit die Religionsfreiheit und tadelte das inquisitorische Verfahren gegen Ruet. Der Justizminister, hiervon benachrichtigt, gab sofort die Versicherung, er werde die Mitbürger in ihrer Freiheit schützen.—

Die Regierung, die eben keine feste Grundsätze hegt, wird bald von der liberalen Partei, bald von der Clerikalität influirt, daher ihre verschiedene Handlungsweise in einer und derselben Sache. So hat z. B. der Justizminister an alle Präsidenten der Tribunale ein Rundschreiben erlassen, worin folgende Stelle sich findet: „Die Regierung ist fest entschlossen, die größte Strenge gegen die Spanier und Fremden anzuwenden, welche, unter irgend einem Vorwand, die religiöse Einheit zu zerstören wagen, der Spanien sein Gebeihen verbandt und worauf das zweite Fundament der Monarchie beruht. Nehmt Rücksprache mit den politischen und andern Autoritäten, und sucht um jeden Preis ein enormes Mergerniß und Verbrechen zu verhüten.“—

Man sieht diesem Aktenstücke an, daß der päpstl. Lügegeist darinnen weht.

Bevor wir schließen, müssen wir noch eines spanischen Journals (El Alba), die Morgenröthe betitelt, erwähnen, das in London gedruckt und von einigen erleuchteten und frommen Spaniern redigirt wird. Der spanische Clerus erhob über das Erscheinen desselben ein wahres Zetergeschrei und machtlose Anatheme wurden von allen Seiten gegen die Herausgeber jenes Blattes geschleubert. Dasselbe ist mit Mäßigung geschrieben, und athmet einen heil. Ernst und Eifer für die evangel. Wahrheit. Unbekümmert um das Geschrei der blinden Pharisäer, wirkt jener Saame im Stillen fort und wird gewiß zu seiner Zeit schöne Früchte tragen. Ein Spanier schrieb an den Redactor des Journals Folgendes:

„Ich war immer der in Spanien herrschenden Religion ergeben und habe viele Zeit dem Studium derselben gewidmet. Indessen haben die Widersprüche, die Verbote, die Sittenlosigkeit einiger Priester meinen Geist verwirrt, und ich fühlte in mir eine tiefe Leere, die nie ausgefüllt worden wäre, wenn mir nicht durch einen Zufall Ihr Journal in die Hände gefallen wäre. Ich behauptete eines Tages in einem Kaffeehause, mein liebes Vaterland werde nie glücklich werden können, ohne Religionsfreiheit, eine Freiheit, der sich diejenigen widersetzen, welche das Volk in Unwissenheit erhalten und deshalb die Religionen, die uns die Wahrheit lehren könnten, nicht aufkommen lassen wollen. Da nahm mich einer der Anwesenden auf die Seite und steckte mir Ihr Journal zu, indem er zu mir sagte: Sehen Sie, da ist etwas, was mit Ihren Ansichten übereinstimmt. Ich nahm dasselbe und las es mit tiefstem Interesse, denn es ist mit Weisheit geschrieben und kann viel Gutes wirken.“

Beten wir für Spanien, daß der Herr über dasselbe seinen guten Geist ausgieße und in jenem von Gott so reich gesegneten, fruchtbaren Lande sein Reich kommen lasse. Er wehre dem Satan, der seit Jahrhunderten ein Bollwerk in Spanien aufgerichtet hat, das kein bloß politischer Liberalismus, sondern nur seine Allmacht zerstören kann. Ein Land, das der Fuß des großen Heidenapostels betrat, in dem einst Paulus Drosius, der Freund Augustin's, wirkte, ist eines bessern Looses werth. Nach der Morgenröthe eines neuen Tages wird wohl auch der Tag des Herrn selbst dort anbrechen.—Das walle Gott!

Einladung

zu einer Versammlung evangelischer Christen aus allen Ländern, welche im Jahre 1857 in Berlin gehalten werden soll.

1.

„Das ist mein Gebot, daß ihr euch unter einander liebet, gleichwie ich euch liebe.“

Dies Wort und das unschätzbare Bundesmahl war das heil. Testament des Herrn Jesu vor seinem schmerzvollsten Scheiden. Wer hat je geliebt wie Er? Aber wie hat die Kirche das Vorbild und Gebot ihres Hauptes befolgt? So lange sie die verfolgte war, konnten die Heiden bewundernd sagen: „Seht wie sie einander lieben;“ aber seit Staats- und Weltreligion über die Herzensreligion herrschte, war im Großen immer mehr Streit als Liebe, und meist nur das verachtete und verfolgte Häuflein der Kinder Gottes folgte dem Gebot des Apostels: Lasset uns dem nachstreben, was zum Frieden dienet und was zur Besserung unter einander dienet. (Röm. 14, 19.) Die Reformation setzte den Glauben in seine Rechte ein und hätte neue Liebe wirken müssen. Aber bald war auch da viel Zank. Wie steht's jetzt unter uns? Während Rom's Kirche Alle verflucht, die ihren eisernen Fuß nicht küssen, schaaren wir uns nicht zusammen unter dem Einen Panier der evangel. Wahrheit, Liebe und Freiheit. Vielen ist das schöne Wort „Union“ zum Streit und Spottwort, das Liebesmahl selbst zum Zankapfel geworden, und oft streiten Brüder gegen Brüder, weil ihnen zu wenig am Umgang mit Jesu, zu viel an menschlichen Denkformen und an dem Außern der Kirche gelegen ist. Desh spotten die Römischen, sich brüstend ihrer Einheit, so erzwungen und unsicher sie ist. Noch mehr zweifeln und verzweifeln an unserer Kirche deren abgefallene Söhne, die keinen Heiland und keinen Gott und keinen Himmel haben und fragen: Was ist Wahrheit? Kann sie da seyn, wo Streit ist und gegenseitige Verfeinerung? Zwar steht's so schlimm nicht, wie die Gegner meinen. Wer nur sehen will, der muß erkennen, daß es wahrhaftig eine einige evangelische Kirche gibt und in ihr eine große Gemeinschaft der Heiligen, verbunden durch unsere herrlichen, in allen Heilslehren gleichlautenden Glaubensbekenntnisse, auch durch immer mehr übereinstimmende Predigtzeugnisse von großen Schaaren Evangelisten, und durch die weitumfassenden Vereine zu lebendig kirchlichem Zusammenwirken, für äußere und innere Mission, Bibelverbreitung, Kindererziehung, Jünglingsbildung, Rettung Verlorener aller Art. In und aus dem Allen weht neuer Lebensboden durch die deutschen Gauen, und wenn der deutsche Kirchentag in allen Theilen des großen Vaterlandes bei Tausenden die freudigste Zustimmung

mung findet, so muß doch auch der Blinde sehen, daß eine große, heilige Einheit sich anbahnt, nicht eine gemachte, aufgebrungene Union von Kirchen- und Lehrformeln und Staatsregimentern, sondern eine Union der Herzen im Glauben an die Grundwahrheiten, auf denen unsere Seligkeit ruht und in der brüderlichen Liebe, die sich der Gemeinschaft freut mit jedem Gliede des Leibes Jesu, mit jedem aus Gottes Geist neugeborenen Christen, dabei aber das Nationale, Geschichtlich-Gewordene der einzelnen Kirchenabtheilungen in Lehre, Cultus und Verfassung nicht verwischt, sondern stehen läßt, was nur nicht gegen Gottes Wort ist, in der Hoffnung, es komme sicher, vielleicht bald, die bessere Zeit, die das jetzt noch Unvereinbare weiter ausgleicht, so daß nur noch Mannigfaltigkeit besteht, nicht mehr Verschiedenheit. Wahre Einheit in der Mannigfaltigkeit ist das, was unsere Zeit hauptsächlich bedarf, und wenn in ihr der Bruderkwitz verstummt, und sich die Jesu-Gemeinde als den lebendigen Leib ihres Herrn darstellte, geschmückt mit den erhabensten Tugenden des Jesus-annes; so würden Viele, die jetzt durch eigene oder blinder Blindenleiter Schuld in des Unglaubens Wüste schmachten, zu einer solchen Gemeinschaft im Geiste sich hingezogen fühlen, und das unbefriedigte Herz würde den Strahlen der göttlichen Wahrheit sich öffnen. Und wie viel könnte ein solcher Bund wirken nach Innen und Außen, wie viel Zeit und Kraft, die jetzt im Streit verschwendet wird, würde dann für Zions Bau in vollem Segen wirken!

2.

Eine solche Einigung erstrebt der bestehende Evangel. Bund. Auf das Schmerzlichste von dem Hader unter Christen ergriffen, der dem Leben des Glaubens in der Liebe widerspricht, traten englische Brüder im Jahre 1845 zu Liverpool und Birmingham zusammen; um den Weg zu bahnen, der zur Bethätigung brüderlicher Liebe führt; und schon am 19. August 1846 konnte in London eine große Versammlung evangel. Christen aus Großbritannien, Frankreich, Amerika, Deutschland und anderen Ländern gehalten werden, von welcher der evangel. Bund gegründet wurde. Derselbe wollte, und will keine Union der Kirchen seyn, noch viel weniger vermengen und verschmelzen, die in verschiedenen Sprachen, Sitten- und Ländern Gott ihrem Heiland auf besondere Weise dienen; aber er will in ihnen allen das Bewußtseyn beleben, daß sie alle Einem hochgelobten Herrn und Heiland als Kinder Gottes angehören, in treuer Liebe zu seinem Dienste unter einander verbunden seyn sollen. Sie betrachten sich daher nicht als Vertreter einer Kirche und sind es auch nicht, sondern es ist die Reichsunmittelbarkeit, in der jeder, wie zu seinem Herrn, so zu seinem evangel. Bunde, also persönlich steht. Da sie aber von solcher Kraft und Gesinnung Alle getragen werden, so verkünden alle mit ihren Zungen das Lob des Herrn und preisen seinen heil. Namen mit Werken des Glaubens und der Liebe. Wie mächtig der Evangel. Bund wuchs, zeigten die großen Versammlungen in den Jahren: 1851 in London und 1855 in Paris. Einer der frommsten Prediger England's, Birks, sagt: „Die Allianz hat Sympathien

unter Tausenden gewonnen, die sich bisher fern von einander gehalten haben. Sie hat in den Christen das Bewußtseyn wach gerufen, daß unnützer Streit und giftiger Hader Sünde seyen. Sie hat den Blick vieler auf die herrliche Höhe erhoben, da des Herrn Gebet erfüllt seyn wird, wenn das Eine, Allen gemeinsame Bewußtseyn empfundener Sündenvergebung die krankhaften Disharmonien dieser Zeit auflösen wird in einem vereinten Lobgesang, der nimmer enden soll.“

3.

Daß dieser Bund sehr entschieden auf die heilsame Lehre hält und weit entfernt ist von der falschen Union der Halbgläubigen, das hat die erste General-Versammlung in London klar ausgesprochen durch die neun Hauptpunkte der Lehre, die als feste Glaubensgrundsätze aller Mitglieder des Bundes gelten sollen. Diese neun Lehrartikel sind folgende:

1. Die göttliche Eingebung, Autorität (Ansehen) und Zulänglichkeit der heil. Schrift. 2. Die Einheit des göttlichen Wesens und die Dreieinigkeit der Personen. 3. Die gänzliche Verderbtheit der menschlichen Natur in Folge des Sündenfalls. 4. Die Menschwerdung des Sohnes Gottes, sein Erlösungswerk für die sündige Menschheit und sein Mittleramt als Fürsprecher, und König. 5. Die Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben. 6. Das Werk des heil. Geistes in der Befehrung und Heiligung des Sünders. 7. Das Recht und die Pflicht der einzelnen Gläubigen, in der heil. Schrift zu forschen und sie zu erklären. 8. Die göttliche Einsetzung des christlichen Predigtamtes und die Ordnung der heil. Taufe und des heil. Abendmahles als für alle Christen und auf alle Zeiten verpflichtend. 9. Die Unsterblichkeit der Seele; die Auferstehung des Leibes, das Weltgericht des Herrn Jesu über das menschliche Geschlecht, ewige Seligkeit der Gerechten und ewige Pein der Gottlosen.

Und der französische Zweig hat nichts Anderes gemeint, als er zu der Pariser General-Versammlung mit den Worten einlud:

„Die Conferenz nimmt als Mitglieder alle Christen auf, welche in brüderlicher Liebe wandeln und gemäß der von Gott eingegebenen heil. Schrift ihren gemeinsamen Glauben bekennen wollen, an den Vater, der sie geliebt und aus Gnaden gerecht gemacht hat; an den Sohn, der sie durch sein blutiges Leiden und Sterben erkaufte; und an den heil. Geist, durch den sie wiedergeboren und geheiligt sind; an einen einigen Gott, hochgelobet in Ewigkeit, dessen Preis und Ehre sie ihr Leben zu heiligen entschlossen sind.“

Diese Grundsätze enthalten die Hauptwahrheiten des seligmachenden Glaubens so entschieden, daß aller Nationalismus, Indifferentismus und alle Weltförmigkeit, aber auch aller Separatismus, Sectirgeist und Verachtung der Kirche und ihrer Anstalten dadurch ausgeschlossen wird, und Jeder, der sich im lebendigen Glauben damit vereinigt, als wahres Kind Gottes und somit als zur Brüderschaft gehörig anerkannt werden muß. Es ist daher ein höchst ungeredter Vorwurf, wenn fanatischer Haß gegen Alles, was Union heißt, den Evangel. Bund der Religionsmengerei beschuldigt. Er läßt jeder Glaubens-

richtung wie jeder Kirchenform ihr Recht und ihren Bestand, wenn sie nur den großen Heilswahrheiten und der heil. Schrift nicht widerstreitet. Ebenso falsch ist die Auffassung, der Bund sey bloß eine neue Agitation gegen die katholische Kirche und seine Einheit beruhe bloß auf dem Kampf gegen den gemeinsamen Feind. Der Bund mischt sich in die inneren Angelegenheiten der katholischen Kirche nicht ein. Wohl tritt er der Unterdrückung und Verfolgung evangel. Glaubensgenossen entgegen, wie er überhaupt richtig verstandene Glaubens- und Geistes-Freiheit als unverlethliches Menschenrecht überall anerkannt sehen möchte nach dem schönen Worte des katholischen Kaisers Maximilian II.: „Es kommt uns nicht zu, dem Gewissen zu gebieten, noch Jemand mit Gewalt zum Glauben zu zwingen.“ Der Bund will eine Darstellung der Einheit aller wahren Jünger Jesu seyn, und sein Leben ist das Zeugniß der Gemeinschaft seiner Anhänger auf dem Grunde unseres allerheiligsten Glaubens. Einem solchen Bunde muß dann auch das Sprüchwort gelten: Einheit macht stark, stark gegen innere und äußere Feinde, stark zur Ausführung der heiligen Zwecke des Reiches Gottes, das desto mehr ausgebreitet und gefördert werden kann, je mehr harmonisches Zusammenwirken ermöglicht wird durch die Einigkeit im Geist und durch die Bruderliebe, an der nach Jesu Willen die Welt erkennen soll, daß wir seine Jünger sind. Diese Einheit allein giebt die wahre Katholizität, deren Vollendung freilich nur dann zu hoffen ist, wenn das große Gebet des ewigen Hohenpriesters erfüllt seyn wird: „auf daß sie alle Eins seyn, gleich wie Du, Vater, in mir und Ich in Dir.“

Zu diesem Bunde, sowie zu der Versammlung von Christen aller Länder, die, so Gott will, im Jahre 1857 in Berlin gehalten werden wird, laden wir, Mitglieder des Vorstandes des norddeutschen Zweiges, gemeinschaftlich mit den mitunterzeichneten evangel. Brüdern unsere deutschen Brüder ein, die so in etwas weiterem Umfang und schärferer Begrenzung, als durch den uns hochwerthen Kirchentag mit Kindern Gottes aus allen Ländern in Verbindung kommen und das erhebende Bewußtseyn erhalten, einer großartigen, über Länder und Meere hinüberreichenden Brüdergemeinschaft anzugehören. Es ist nach dem Wunsche des hochherzigen Königs von Preußen, daß der Bund seine nächste Versammlung in Berlin halten wird, und dazu bittet er um die Theilnahme und Fürbitte von Allen, die den Herrn Jesum und seine Erscheinung lieb haben.

Pastor Kunze, Namens des Vorstandes, Commerzienrath F. W. Behrendt, Probst Dr. Nisch, Kammergerichtsrath Drogand, Prediger Arndt, Stadtschulrath Fürbringer, Prediger Kaiser, Dr. Couard in Berlin, Hosprediger Dr. Krummacher in Potsdam, Pastor König in Wolkwitz, Prof. Dr. Müller in Halle, Prof. Dr. Vogt in Greifswald, Super. Dr. Stier in Schkeuditz, Consist.-Rath Saß in Magdeburg, Pastor Dr. Liebner in Kaiserswerth, der Präses der rheinischen Provinz.-Syn. Pastor Wiesmann, Prof. Dr. Kraft in Bonn, der Präses des westphäl. Provinz.-Syn. Pastor Dr. Albert in Gwelsberg, Oberhosprediger Dr. Liebner in Dresden,

Pastor Hesse jun. in Emden, Gen.-Sup. Nielsen, Seminar-Director Willich in Oldenburg, Geh.-Rath Prof. Dr. G. H. von Schubert in München, Prof. Dr. Herzog, Pastor N. Göbel, Pastor Nägelsbach in Erlangen, Superintendent Martin in Kassel, Consist.-Rath Karl in Hanau, Consist.-Rath Pastor Bonnet, Pastor Deichler, Pastor Sudhof in Frankfurt a. M., Prälat Ullmann in Carlsruhe, Prof. Dr. Hundeshagen, Prof. Dr. Schenkel, Pastor Plitt in Heidelberg, Prälat von Kapff in Stuttgart, Pastor Dr. Barth in Calw, Decan Lechler in Knittlingen, Pastor Legend, Pfarrer Sarasin in Basel, Antistes Kirchhofer in Schaffhausen, Pastor Zimmermann, Pastor Schwald in Zürich, Prof. Fröblich in Arau, Bernhard von Wattville, Pfarrer Güder in Bern, etc.

P. S. Diesem Documente fügen wir nach dem Wunsche des Berliner Ausschusses folgende kürzlich eingetroffene Mittheilung bei. Die nächste Versammlung des Evangel. Bundes wird vom 10. bis 16. September dieses Jahres in der Garnison-Kirche zu Berlin gehalten werden, wozu alle Freunde desselben auch in Amerika eingeladen sind. Eine Gebetsversammlung in deutscher, franz. und engl. Sprache soll am 9. September Abends darauf vorbereiten. Die Begrüßungs- und Eröffnungspredigt ist dem Hosprediger Dr. Krummacher von Potsdam übertragen. Die Sitzungen selbst werden ausgefüllt mit Begrüßungen und Gegenbegrüßungen, mit Berichten über die Lage und Ausichten der Heiden- und Judenmission in allen Ländern, und besonders über die kirchlich-religiösen Zustände in den verschiedenen Ländern der Christenheit, vor allem in Deutschland, Frankreich, Holland, Scandinavien, England und Amerika, sowie mit der Discussion über folgende interessante Themat: 1) „Einheit und Verschiedenheit der Kinder Gottes“ (Referenten Oberhosprediger Dr. Liebner in Dresden und Pastor Wünsche an der Brüdergemeinde in Berlin). 2) „Wozu fordert die Wahrnehmung auf, daß trotz der Rückkehr der Theologie zum kirchlichen Bekenntniß so wenig geistliches Leben sich in den Gemeinden zeigt?“ (Referenten Prof. Dr. Hundeshagen aus Heidelberg und Prof. Kraft von Bonn). 3) „Das allgemeine Priestertum der Gläubigen“ (Referenten Dr. Nisch von Berlin, Pastor Dr. Mallet von Bremen und Pastor König). 4) „Wie haben sich evangel. Christen bei dem aggressiven Verfahren der römischen Kirche zu verhalten“ (Referenten Prof. Dr. Schenkel von Heidelberg und Prof. Heppel von Marburg).

An zwei Abenden während der Conferenz werden Bibelbesprechungen gehalten. Zugleich soll ein europäisches Committee des Evangel. Bundes und ein besonderes Committee für Sachen der religiösen Freiheit gebildet werden.

Am sechsten Tage wird nach einem Resumé der Verhandlungen und etwaiger Beschluffassung eine gemeinsame Feier des heil. Abendmahls in allen vertretenen Sprachen gehalten werden, wobei Dr. Gobat, der evangel., anglo-preussische Bischof von Jerusalem (ein Schweizer von Geburt und Jünger des Baseler Missionshauses) zu administriren versprochen hat, falls ihm die Umstände irgend gestatten werden, das heil. Land in jener Zeit zu verlassen.

Mercersburg, Pa., den 11. März 1857.

A. S.

Kirchenchronik.

Unter England berichtet das „Magazin für Litteratur des Auslandes“ über eine Kirchenzählung, deren officieller Bericht von Herrn Mann schon im Jahre 1854 veröffentlicht ist. England war dazu in 30,610 Districte getheilt, in deren jedem ein Beamter zu derselben Zeit den Censur besorgte. So geschah z. B. die Zählung der Kirchengänger an ein und demselben Sonntag in allen Kirchen. Sie ergab neben einer Menge von einzelnen interessanten Zahlen unter andern auch das Resultat, daß die Mehrheit der Anglikaner des Vormittags, die Mehrheit der Dissenter dagegen des Abends den Gottesdienst besucht; ebenso, daß in England überhaupt nicht weniger als fünf Millionen sonntäglich gar keine Kirche besuchen, während 10,896,066 an jenem Sonntage in der Kirche waren, darunter Viele allerdings zwei-, selbst dreimal. Bei Zählung der Kirchensitze und Vergleichung ihrer Zahl mit der nach Abzug von Kindern, Kranken u. übrigbleibenden zum Kirchengehen Befähigten stellte sich heraus, daß auch in dem an Kirchen so reichen England doch noch an 2000 Kirchen mit den noch benötigten Sitzen zu füllen wären. Unter den Dissentern werden als gesonderte Secten 20 aufgeführt mit ihren zum Theil sehr zahlreichen Gotteshäusern. So die Wesleyischen Methodistens, die freilich allein wieder in 7 nicht unter jener Zahl gerechneten Parteien zerfallen mit 11,007 Gotteshäusern, von denen nur 2155 keine eigentlichen Kirchen sind. Doch werden unter jene 20 Secten allerdings auch nicht blos die Mormonen, sondern auch die Juden gezählt; aber nicht etwa mit den kleinsten Zahlen. Die Mormonen haben nicht weniger als 222 Versammlungsstätten, von denen 134 freilich nur Stuben sind, die Juden 53; unter denen 11 keine eigentlichen Gotteshäuser sind. Die geringste Zahl der Gotteshäuser unter den namhaft gemachten Dissentern fällt auf die irländischen Presbyterianer und die Deutschkatholiken, die jede nur eins haben, französisch Reformirte und Griechen haben drei, Lutheraner und die bei uns wenig bekannten Sandemannianer sechs. Die dann nächsten sind zugleich die Irvingianer und Herrnhuter mit je 32 Gotteshäusern und sodann steigen die Zahlen in noch weit größeren Progressionen. Aber die 20 genannten Secten erschöpfen noch bei Weitem nicht die Menge der Denominationen. Nicht weniger als 539 Versammlungsstätten existiren noch für isolirte und gemischte Gemeinden unter den verschiedensten Namen: Southcotianer, Inghamiten, christliche Israeliten, Neutestamentchristen, Evangeliumspilger u. s. w., und waren von nicht weniger als 34,706 Andächtigen des Morgens, von 22,726 des Nachmittags und von 40,835 des Abends an jenem Sonntage besucht! Die Staatskirche selbst zählt 13,854 Gotteshäuser, von denen 2000 in den letzten 20 Jahren gebaut sind, und zwar meistens auf Privatkosten.—Das Einkommen der Staatskirche beläuft sich auf ca. 5,000,000 £; die 28 Bischöfer mit zwei Erzbischöfen haben eine Jahreseinnahme von 181,631 £, mehrere derselben 10–15,000 £. Dennoch gab es im Jahre 1831 noch 5230 Pfarrer mit einer Einnahme von 424,695 £, wobei auf jeden einzelnen also nicht mehr als 81 £ kamen. Sonst ist die Durchschnittseinnahme für die Pfarre etwa 300 £; doch sind Pfarren von 700 £ keineswegs eine Seltenheit. Daher denn auch die vielen Adligen, welche zuerst als jüngere Söhne auf Pfründen untergebracht, nachher oft durch den Tod des älteren Bruders zu Lords und Baronets werden. So giebt es außer den Lordbischöfen oder geistlichen Peers gegenwärtig 10 weltliche Peers unter den Geistlichen und 29 Baronets neben einer Menge von jüngeren Lord- und Baroneschönen.

Im Namen der vereinigten Ausschüsse des deutschen evangel. Kirchentages und für innere Mission hat Dr. von Bethmann-Hollweg bekannt gemacht, daß der Kirchentag sich im Jahre 1857 in der Woche vom 21. bis 26. September zu Stuttgart, von wo eine freundliche Einladung von den bürgerlichen und kirchlichen Behörden ergangen war, versammeln wird.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang X.

Mai 1857.

No. 5.

Johann Calvin's Leben und Wirken.

(Fortsetzung.)

—“à la bonne heure, vaut mieux obéir à Dieu qu'aux hommes.”
(Calvin et Farel.)

3) Calvin in Italien. Erste Wirksamkeit in Genf. Seine Verbannung.

Um diese Zeit gährte es auch in Italien gewaltig. Schon anno 1530 erschien das Neue Testament in italienischer Uebersetzung von Brucioli, und binnen zwei Jahren folgten die übrigen Bücher der heiligen Schrift. Tausende waren bereit, vom Papstthum abzufallen. In Venedig erhoben sich die Geister, und in Ferrara, diesem Mittelpunkte italienischer Bildung, versammelte die edle Herzogin Renata, eine Tochter des papstfeindlichen Ludwig's XII. von Frankreich, einen Kreis freisinniger Männer um sich, die alle mehr oder weniger dem Evangelio ergeben waren. An den Hof dieser Fürstin begab sich Calvin im Frühjahr 1536 von Basel aus mit lateinisch gedruckten Exemplaren seiner Institutio, voll Begierde, in Italien, diesem Heerde des Aberglaubens, einen Hauptschlag gegen das Papstthum zu führen. Diesen Zweck konnte er jedoch nicht erreichen. Die päpstliche Inquisition machte die furchtbarsten Anstrengungen, das Reformationswerk in Italien im Keime zu ersticken. Von diesem furchtbaren Tribunal bedroht, sah sich Calvin nach etlichen Monaten genöthigt, Ferrara und Italien zu verlassen. Auf die Herzogin hatte er aber einen solchen entschiedenen Eindruck gemacht, daß sie von dieser Zeit an in stetem Briefwechsel mit Calvin blieb, ihn für ihren Seelsorger ansah, und fortwährend Belehrung, Trost und selbst Rüge von ihm verlangte. Sie bekannte sich offen zur reformirten Kirche; und als ihr Gemahl gestorben war, wurde sie auf ihrem Schlosse Montargis in der Gascongne eine Beschützerin aller flüchtigen und verfolgten Hugenotten, so daß Calvin ihren Wohnsitz in Wahrheit ein „hôtel Dieu“, eine Gottes-Herberge, nennen konnte.

Kirchenfreund. Jahrg. X. No. 5.

Außerdem hat sich aber noch eine andere Spur von Calvin's Wirksamkeit in Italien erhalten. Unweit des St. Bernhard, in der romantisch gelegenen Stadt Aosta, predigte er mit solchem Beifall das heilige Evangelium, daß ihm die Gläubigen daselbst eine Denksäule errichteten. „Man findet in Aosta eine Säule von acht Fuß Höhe, worauf die Worte stehen: Hanc Calvini fuga erexit anno 1541, religionis constantia reparavit a. 1741.“ P. Henry, I., 157.

Zum letztenmal besuchte Calvin nun seine Vaterstadt. Ueberall rauchten die Scheiterhaufen der Wahrheitszeugen. Calvin verkaufte sein väterliches Erbtheil, und begab sich mit seinem Bruder Anton und seiner Schwester Maria, welche ebenfalls dem Herrn nach der reinen Lehre des Evangeliums dienen wollten, und noch einigen andern evangelisch gesinnten Einwohnern Noyons, auf einem Umweg durch Savoyen nach Genf, von wo er nach Basel und Straßburg zu gehen beabsichtigte, um sich noch besser auf das Amt vorzubereiten, das die Versöhnung predigt.

Es war seines Bleibens in Frankreich nicht mehr. „Man treibt mich aus dem Lande meiner Geburt“, schreibt er an einen Freund. „Jeder Fußtritt nach den Grenzen kostet mich Thränen. Es mag aber seyn; verdient es die Wahrheit nicht, in Frankreich zu wohnen, so mag ich es auch nicht. Ich will mir ihr Loos gefallen lassen.“ Um dem Volke Calvin's Wirken recht verhaßt zu machen, brachten päpstliche Scribenten die Lüge auf, Calvin sey grober Sünden wegen wie ein gemeiner Frevler gebrandmarkt und verbannt worden; aber selbst namhafte katholische Gelehrte, Männer wie Florimund de Raimond, Pappre Masson, Pierre St. Romuald und der Jesuit Maimbourg, sind dagegen aufgetreten; und diese Schmähung ist schon längst eine Ehrenkrone für ihn geworden. Der scheinbar geringfügige Umstand, daß er des Krieges wegen einen Umweg über Genf machen mußte, war für diese Stadt sowohl als für den flüchtigen Reformator von den größten Folgen. Wider seinen Willen wurde er hier zurückgehalten, und 28 Jahre ist er daselbst geblieben und hat in jenem zwischen Frankreich, Italien und der Schweiz gelegenen Winkel ein Licht angezündet, welches durch Länder und Jahrhunderte hindurch bis in die gegenwärtige Zeit hinein scheint und fortscheitern wird bis an's Ende der Tage.

Die Stadt Genf war zu der Zeit, als Calvin sie betrat, in einer sehr kritischen Lage. Sie hatte kurz vorher das Joch der Herzoge von Savoyen abgeworfen, und sich mit dem mächtigen Bern verbunden, als gerade dieses sich der Reformation zugewandt hatte. Im Jahre vorher (1535 am 12. Aug.) hatte die Reformation durch die muthigen Zeugen der Wahrheit, Farel und Viret, ihren ersten Sieg in Genf gefeiert. Die Messe wurde abgeschafft, die Klöster aufgehoben. Der ganze Gottesdienst wurde noch einfacher als in den übrigen reformirten Schweizerorten eingerichtet, das heilige Abendmahl viermal des Jahres mit gewöhnlichem Brod gefeiert. Nur der Sonntag wurde als der von Gott verordnete Feiertag beibehalten, alle andern Feiertage, auch die

Hauptfeste der Kirche, wie Weihnachten, Oftern und Pfingsten, fielen weg. Das Papstthum war nun allerdings gestürzt, und eine biblische Form des Glaubens und der Gottesverehrung geschaffen; aber diese ganze Reformation war eine mehr äußerliche, sie war weniger aus dem Bedürfniß des Herzens und aus evangelischer Ueberzeugung, als aus augenblicklicher Begeisterung, kluger Politik und aus Abscheu gegen eine sittlich versunkene Priesterchaft hervorgegangen. Genf war eine fürchtbar unsittliche Stadt. Wohl gelobten am 21. Mai 1536 alle Bürger in feierlicher Versammlung, „nach der Regel des Evangeliums“ zu leben; wohl erging ein strenges Verbot gegen alle weltlichen Belustigungen, Spiele, Tänze, Maskeraden u. s. w., aber es kam nicht zur Ausführung dieser so nöthigen Reformen. Bei der Veränderlichkeit, Beweglichkeit und Leidenschaftlichkeit der Genfer, Leidenschaften, die sie mit allen französischen Schweizern gemein haben (denn es rollt französisches Blut in ihren Adern), konnte die ganze reformatorische Bewegung unter ihnen leicht in wilde Zügellosigkeit des Fleisches ausarten; und in diesem Falle wäre es der päpstlichen Partei der Stadt, die wohl für den Augenblick niedergehalten, aber noch nicht vernichtet war, in nicht ferner Zeit gelungen, das Papstthum wieder einzuführen. Die große Mehrheit derer, die blos äußerlich die Reformation angenommen hatten, zeigte sich bereits den Predigern, „welche ihre Laster tabelten“, abgeneigt, und laute Klagen gegen dieselben wurden sogar bereits vor den Rath gebracht. Nur eine Minorität der Bürger hielt treu zu ihren Predigern. Unter solchen schwierigen Umständen fühlte der sonst so kühne und kräftige Farel selbst, daß ein Kräftigerer, als er, kommen müsse, um mit eisener Hand das Schiff der Reformation durch diese wilden Wogen menschlicher Leidenschaften und teuflischer Bosheit hindurch zu führen. Einen solchen sandte Gott in der Person des Calvin. „Gott führte ihn“, sagt Beza. Und Calvin selbst erzählt (Pr. ad Ps.): „Ich wollte nur eine Nacht dort zubringen, wo noch Alles in Unordnung und die Stadt in gehässige Fractionen getheilt war. Da wurde ich durch einen Mann entdeckt, der nachher wieder zum Papstthum überging (Du Tillot), und Farel, der von einem unglaublichen Eifer entbrannt war, das Evangelium zu verbreiten, strengte sogleich alle seine Kräfte an, um mich zurückzuhalten.“ Calvin suchte auszuweichen; er wollte sich nicht an Eine Kirche binden, sondern überall nützen, wo er hinkomme. Er müsse selbst noch Unterricht suchen, er sey nicht der, der nur geben könne, und nicht zu nehmen brauche. Farel fleht, bittet, und da er durch Bitten nichts ausrichtet, wirft er sein Feuerauge auf Calvin und spricht in der Kraft und mit dem Eifer eines Propheten: „Nun so erkläre ich dir im Namen des allmächtigen Gottes, dir, der du deine Studien nur zum Vorwand nimmst, daß wenn du nicht mit uns dieses Werk Gottes unterstützest, Gottes Fluch auf dir ruhen wird, da du nicht sowohl Christi, als deine eigene Ehre suchest.“ Wie ein Donner Gottes, ja wie die Stimme des Allmächtigen selbst, fuhr ihm dieses Wort in die Seele; all' sein Widerstand war gebrochen; dieser Augenblick

war entscheidend für sein ganzes Leben; er unterwarf sich dem Willen Gottes, der sich ihm durch Farel's Worte angekündigt hatte. Er blieb in Genf. Dieser ganze Vorgang war ihm unvergesslich; ein und zwanzig Jahre nachher schrieb er in der Vorrede zu den Psalmen darüber folgende denkwürdigen Worte: „Als ich in Genf nicht sowohl auf irgend Jemandes Anrathen oder Aufforderung, als vielmehr durch die erschreckende Drohung W. Farel's zurückgehalten wurde, gerade so, als ob Gott mich vom Himmel mit seiner furchtbaren Hand ergriffen hätte, so habe ich, durch diese Furcht erschreckt, meinen Reiseplan aufgegeben, ohne mich jedoch, da ich mir meiner Schüchternheit und Schwachheit wohl bewußt war, zur Uebernahme eines bestimmten Amtes zu verpflichten.“ Sein gewandter Geist hatte auch richtig und schnell die große Wichtigkeit Genf's für die Verbreitung des Evangeliums erkannt; mit desto größerem Eifer und festerer, unwandelbarer Treue begann und verwaltete er nun in dieser Stadt das Amt eines evangelischen Lehrers und Seelsorgers nach kurzer Unterbrechung bis zu seinem Tode.

Calvin begann seine Wirksamkeit in Genf mit öffentlichen Erklärungen der heiligen Schrift (einer Art theologischer Vorlesungen) in der St. Peters Kirche. Bald aber, durch den Beifall des Volkes ermuntert, nahm er auch Theil an Pastoralgeschäften, seinen Freund Farel unterstützend; und im folgenden Jahre (1537) wurde er von der Bürgerschaft förmlich zum Pfarrer gewählt. In Gemeinschaft mit Farel setzte er eine Bekenntnisschrift in 21 Artikeln auf, und bald brachte er es dahin, daß der Rath sammt der ganzen Bürgerschaft dieselbe feierlich beschwor (20. Juli 1537). Necht praktisch setzte er zugleich einen Katechismus für die Erwachsenen auf, erst französisch, dann lateinisch; der Katechismus mit Fragen und Antworten für die Kinder folgte erst später nach. Freundlich war der Anfang seines Wirkens, aber nur zu bald unterbrach Sturm und Noth seine bescheidene, aber kräftige Arbeit in dieser Stadt. Er selbst sagt: „Raum waren vier Monate vergangen, als uns auf der einen Seite die Wiedertäufer angriffen, und auf der andern ein frevelhafter Apostat, der von einigen Großen im Geheimen unterstützt, uns viel zu schaffen machte.“ Dieser Apostat war Caroli, der in dem durch Farel und Biret für die Reformation gewonnenen Lausanne Pfarrer geworden war, ein unruhiger Geist, hochmüthig, eitel, herrschsüchtig und nie von Herzen reformirt. Er fing Streit mit Biret über Glaubenslehren an. Auf einer Synode, welcher Calvin beiwohnte, wurde Caroli's Lehre verworfen. „Nun trat er auf einmal mit der unerhörten Anklage gegen die Genfer Prediger hervor, daß keiner von ihnen rechtläubig sey und an die Dreieinigkeit glaube.“ Die Angeklagten kwiesen das Gegentheil aus ihrem dem Genfer Katechismus angefügten Bekenntnisse. Doch Caroli fuhr in seinen Machinationen gegen die Genfer Geistlichen fort. Calvin, tief bewegt durch diesen Streit, weil seine Rechtgläubigkeit im Fundamente angegriffen war, reist selbst nach Bern, um die Berufung einer Synode zu erlangen. Eine solche kam nun auch zu Stande. Hundert Berner Geistliche, zwanzig aus Neuenburg, drei aus Genf, Calvin, Farel und der blinde

Corault, waren am 13. Mai 1537 zu Bern in der Kirche des heil. Franziscus unter dem Vorstze Meganders versammelt. Caroli überhäufte die Genfer mit schlimmen Verächtigungen, aber diese schwiegen bis zu Ende ganz still. Dann trat Calvin auf, legte in kräftiger Rede ein herrliches Zeugniß seines Glaubens ab, und deckte die schlechten Absichten seine Gegners auf. Caroli verlangte nun die Unterschrift der drei alten Symbole; die Genfer reichten dagegen ein Bekenntniß ein, worin das Wort Trinität nicht vorkam. „Nicht wollen sie diese Symbole an und für sich verwerfen, das sey fern, aber nur nicht jene Tyrannei in die Kirche einführen, daß man ein Ketzer sey, sobald man sich nicht nach den Worten und nach dem Gefallen eines andern richten wolle.“ Calvin bewies auch, daß das sogenannte Athanasianum wohl nicht von der Kirchenversammlung zu Nicäa ausgegangen sey, und daß ihm Augustin keine bindende Kraft beigelegt habe. Der Entscheid der Synode fiel dahin aus, daß das Bekenntniß der Genfer über Trinität und Sacrament „sancta et catholica“ sey. Caroli wurde seines Amtes entsetzt und durch einen Senatsbeschluß verbannt. Seine Verläumdung hatte aber doch in der Schweiz und in Deutschland Mißtrauen gegen die Genfer Orthodorie erweckt; man verlangte, der Deutlichkeit und dogmatischen Bestimmtheit wegen, die Worte Trinität und Person. Calvin verstand sich in einem Vergleiche um so bereitwilliger zum Gebrauch dieser Worte, weil er dieselben schon in der ersten Ausgabe seiner Institutio als nothwendig gesetzt hatte. Nur machte er die Bedingung, daß christliche Leute, die sich an dem Worte „Trinität“ stoßen, nicht als Irrende, sondern als Schwachgläubige betrachtet werden müssen.

Am diese Zeit veröffentlichte Calvin zwei kleinere Schriften; die eine an Nicol. du Chemin—de fugiendis impiorum illicitis sacris epistola—worin er den Irrthum bekämpft, man könne dem Evangelium anhängen, und doch die Messe hören, den Irrthum der sogenannten Nicodemiten, die Christum nur im Verborgenen dienen wollen, und ihn nicht öffentlich zu bekennen wagen; die andere an Gerard Nour—de papisticis sacerdotiis vel administrandis, vel objiendis—worin er zeigt, wie ein Christ die katholischen Pfünden und einträglichen Ehrenstellen zu betrachten habe. Eindringlich redete er seinem Freunde Nour in's Gewissen, der sich in seinem Glauben zurückhalten ließ, weil er Bischof geworden und ein großes Einkommen hatte. Erschütternd sind seine Worte über die Bestrafung schlechter Hirten: „Das Papstthum gleicht einer Stadt, innerlich durch große Pestilenz verfolgt, von Außen durch Feinde belagert, so daß sie auf der einen oder andern Seite fallen muß. Prediger, ergreife deine Trompete, der du Thurmwächter seyn sollst! Was wartest du? woran denkst du? Ist es Zeit zu schlafen? Unseliger, du sollst Rechenschaft geben von dem Tode so vieler Sünder vor dem Herrn. So oft willst du Todtschläger seyn? so oft schuldig des Blutes, welches der Herr tropfenweise von deiner Hand fordern wird? und so fürchterlich durch Gottes Wlig getroffen, fühlst du keine Bewegung, kein Zittern? Aber ich behandle dich viel zu sanft, wenn ich dich Mörder und Verräther nenne. Du bist schuldig eines Frevels,

größer als alle andern, wenn du alle Tage, so viel du nur kannst, den Sohn Gottes kreuzigest und verkauffst!“

In Genf selbst bereitete sich nun allmählig die Krisis vor, die Calvin auf einmal einem Windsturme gleich aus seinem Wirkungskreise riß und in die Verbannung sandte. Der ganze Hergang der Sache ist ein etwas verwickelter. Ganz verschiedene Ursachen wirkten zusammen. „Das Volk in Genf hatte zwar willig das Bekenntniß des Glaubens angenommen, aber die Ruhe der Stadt war die eines Vulkans vor dem Ausbruch. Einige waren katholisch im Herzen; von dem Anabaptismus waren noch Spuren vorhanden; viele Freiheitstrunkene, unruhige Köpfe, welche von keiner Zucht wissen wollten, sahen nicht mit ruhigem Auge Fremde, welche ihnen Sittengesetze vorschrieben. Alle diese strebten gegen jede gute Einrichtung an.—Die alten Genfer, welche wohl Savoyen haßten, aber nicht das Evangelium liebten, denen die Reformation nur ein Mittel zur Freiheit gewesen und welche in der ärgsten Zügellosigkeit groß geworden, verstanden nichts von der heiligen Sittenzucht der Reformatoren, die wie ein Lichtstrahl aus einer ganz fremden Welt auf sie herabfiel. Jeder Schein von Zwang war ihnen, die soeben von den Fesseln des Herzogs und des Bischofs frei geworden, zuwider. Als tolle Ungerechtigkeit sahen sie die strenge Zucht ihrer Prediger an.—Die Jugend aber wollte Tanz, Gesang, Freuden und ausschweifenden Luxus, wie sie es früher gehabt.“ Der großen Mehrheit der Bürger war die Excommunication ein Stein des Anstoßes. Unablässig drangen die Prediger beim Magistrat auf Handhabung der Disciplinargesetze. Es sey eine Verachtung der Sacramente, Leute zum Abendmahl zu lassen, ohne daß man sich vorher überzeugt habe, ob sie nicht Gottlose oder Papisten seyen. Calvin äußert: „Nicht mit der Predigt des Wortes schien uns unsere Pflicht abgethan; mit viel größerem Fleiße müssen Diejenigen behandelt werden, deren Blut, so sie durch unsere Trägheit umkommen, von uns gefordert werden wird. Wenn uns schon die Sorge ängstigte, so brannte und marterte sie uns am heftigsten, so oft das Abendmahl auszutheilen war; denn obgleich der Glaube vieler uns zweifelhaft, ja höchst verdächtig war, so kamen sie doch alle ohne Unterschied heran. Und sie schluckten viel mehr den Jorn Gottes hinunter, als daß sie des Sacramentes des Lebens theilhaftig geworden wären.—Darum konnten wir nicht Frieden in unsern Gewissen erlangen, bis Alle, die zum Abendmahl kamen, feierlich den Namen Jesu bekant.“

Anfänglich nun hielt der Rath treulich zu den Predigern, handhabte strenge Ordnung, bestrafte die Lässigen, statuirte auch mehrere auffallende Straferempel. Eine Braut, die sich mit zu vielem Luxus ausgeschmückt zur kirchlichen Trauung eingefunden hatte, wurde zwar getraut, aber erhielt nachher drei Tage Arrest. Ein Spieler wurde an den Pranger gestellt mit seinem Spiel Karten am Halse. Ein Ehebrecher auf ein Jahr verbannt, und von dem Henker mit dem Weibe, mit dem er gesündigt hatte, durch die ganze Stadt ge-

führt. Bald aber wuchs die Opposition gegen die Prediger zu einer solchen Höhe, daß der Rath nicht mehr im Stande war, dieselbe niederzuhalten, besonders seitdem es den Gegnern gelungen war, am 3. Februar 1538 vier Syndici ihres Schlags erwählen zu lassen.—Zu allem dem kam nun noch der Zwist mit den mächtigen Bernern. „Bern, welches Genf befreit, wollte es gerne beherrschen wie das Waadtland, zumal da es ein treffliches Bollwerk gegen Savoyen und Frankreich war. Genf aber, welches sich selbst reformirt, hatte eine eigenthümliche Liebe zur Freiheit. Es bestanden zwischen beiden Städten kleine kirchliche Verschiedenheiten, welche die Quelle langer Zwistigkeiten wurden. Bern hatte die Hostie im Abendmahl, die Taufsteine und einige Feste an Wochentagen beibehalten. In Genf hatte man gewöhnliches Brod, die Feste und Feiertage aber und die Taufbecken abgeschafft. Die Berner wünschten nun, daß die Genfer Kirche sich nach ihnen richten und den Nikus gleichstellen sollte. Nach und nach fing man an, mit den Genfern darüber zu zanken, und es wurde wiederum eine Synode zu Lausanne versammelt; Kunz und Erasmus Ritter aus Bern waren dort und hatten den Auftrag, Calvin und Farel zu einer Uebereinstimmung zu bereden, obgleich man zugab, daß die Genfer Einrichtungen nicht für schlecht und schriftwidrig zu halten seyen.“ Die Genfer, ohne solchen Ceremonien irgend großen Werth beizulegen, waren nicht gesonnen, ihre evangelische Freiheit unter das Joch menschlicher Autorität beugen zu lassen, und verlangten, daß man andere Kirchen noch zuvor hören müsse, ehe sie einwilligen könnten. Sie schlugen vor, die ganze Angelegenheit in Zürich zu verhandeln, was aber die Berner ihnen sehr übel nahmen. Der Genfer Rath schlug sich auf die Seite der Berner. Die Unordnungen nahmen in Genf täglich zu. Die Freiheitsmänner durchzogen des Nachts die Straßen und drohten, die Geistlichen in die Rhone zu werfen. Unstittliche Tänze, Maskeräden, Geschrei ertönte auf allen Seiten, unter den höhern Familien herrschte Uneinigkeit. Der alte, treffliche Corauld donnerte mit einem Feuereifer gegen die Ausgelassenheit der Stadt, trotz einem Befehl des Rathes, der den Predigern verbot, sich in die Angelegenheiten des Staats zu mischen. Er verglich Genf mit dem Staate der Frösche, die Genfer mit Ratten, die im Stroh verborgen leben. Er ward gefangen gesetzt, und bald darauf verbannt. Calvin und Farel führen Klage vor dem Rath, daß man ihren Amtsbruder eingekerkert. Der Rath legte ihnen ein Schreiben der Berner vor, worin verlangt war, daß die Genfer sich mit ihnen in den Ceremonien vereinigen sollten. Die Prediger baten, daß man die Synode von Zürich abwarten solle. Das Osterfest nahte heran. Die Geistlichen erklärten, daß sie in einer Stadt, in welcher so viel Unordnung herrsche, das heil. Abendmahl nicht austheilen könnten. Darauf wurde ihnen untersagt, zu predigen. Dennoch bestieg Farel die Kanzel zu St. Gervais, Calvin zu St. Peter (am 21. April 1538). Sie gaben mit großer Freimüthigkeit ihre Gründe an, warum sie das heil. Abendmahl nicht austheilen könnten. Weder das Wuthgeschrei des Pöbels, noch die im Hause Gottes gegen sie gezückten Degen ver-

mochten ihren Muth zu brechen. Am folgenden Tage beschloß der Rath, die Prediger Calvin, Farel und Coroud zu verbannen, und die Berner Gebräuche einzuführen. Zwei Tage darauf war dieser Beschluß bestätigt, und den Predigern die Weisung ertheilt, in dreien Tagen die Stadt zu verlassen. Calvin nahm diesen Beschluß mit würdiger Fassung auf. „Wenn ich Menschen gedient hätte,“ sagte er, „so hätte ich jetzt schlechten Gewinn; aber schön ist es, daß ich dem gedient habe, welcher seinen Dienern immer giebt, was er ihnen verheißen hat.“ In das Staatsprotokoll hat man ihnen zu Ehren ihre Worte, die sie bei Anhörung ihres Verbannungsurtheils gesprochen hatten, eingetragen: „Gut! es ist besser Gott gehorchen als den Menschen.“

Dieser gewaltige Kampf war nicht ein Kampf um unwichtige Ceremonien gewesen. „Vor Gottes Gericht werde wenig von Ceremonien die Rede seyn,“ bemerkte Calvin. Es war vielmehr ein Kampf um einen wichtigen, tief in das Leben der Kirche eingreifenden Grundsatz, den Grundsatz nämlich, daß die Kirche in Glaubenssachen vom Staate unabhängig sey, und nicht allein das Recht, sondern sogar die Pflicht habe, offenbar Unwürdige von den ihr anvertrauten Mysterien des Glaubens auszuschließen.

In dieser Sache konnte und durfte Calvin nicht nachgeben, ohne die heiligsten Rechte und Pflichten der Kirche Christi zu verletzen. Das war es, was diesen Kampf so wichtig machte, und was ihm auch heute noch ein reiches Interesse leiht. Es war dies nur ein Vorspiel seiner spätern Kämpfe für dieselbe heilige Sache, Kämpfe, die er bald in der Kraft seines Herrn siegreich durchführen sollte. Aber vorher sollte er noch einiger Ruhe in dem friedlichen Straßburg genießen dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

J. G. B.

Der achte deutsche evangelische Kirchentag,

gehalten zu Lübeck im September 1856.

(Fortsetzung.)

Die zweite Sitzung fand statt Mittwoch den 10. Sept. in der St. Katharinen Kirche unter Vorsitz des D.-Constit. R. Dr. Stahl. Der erste Gegenstand, der verhandelt wurde, war der Beruf zum kirchlichen Lehramte. Das Referat über denselben trug Seminardirector Dr. Schmidt vor.

Er bemerkt einleitend, daß es sich nicht handle vom Rechte des kirchlichen Lehramtes gegenüber der nichtamtlichen, christlichen Lehrthätigkeit, auch nicht von der Berufung in das kirchliche Lehramt, sondern vom Beruf zu demselben, von der göttlichen Bestimmung, die eine Anzahl Gläubiger aussondert und auffordert, berechtigt und verpflichtet, sich selbst für das kirchliche Lehramt als

ihr Lebenswerk zu entscheiden, sich für dasselbe als den Zweck, dem alle Kräfte der Persönlichkeit dienstbar werden sollen, vorzubereiten und demselben Gut und Blut zu widmen.

Es ist für Jeden wichtig, seinen Beruf zu erkennen und ihn nicht zu verfehlen. Das Verfehlen des Berufs stört die Ruhe der Seele, das Glück des Lebens. Wer von Gott zu einem bestimmten Beruf ausgerüstet ist, sich ihm aber entzieht, entgeht den schärfsten Gewissensbissen nicht. Betrifft das falsche Erwählen oder Verwerfen aber das kirchliche Lehramt, so ist der Irrthum oder die Verfündigung um so schlimmer, je heiliger das Amt ist. Wer ein Bischofsamt begehrt, begehrt ein köstliches Werk. Da vergreife sich Niemand mit unheiligen Händen. Seinen Bürden aber entziehe sich kein wirklich Berufener. Wichtig ist daher die Frage: Wer trägt den Beruf in sich? An welchen Kennzeichen ist Das zu erkennen?

Der Kirchentag aber hat sich damit nicht zu beschäftigen. Er ist nicht Gewissensrath für die Einzelnen, sondern eine öffentliche Stimme, welche Nothstände der deutschen evangel. Kirche laut werden läßt, Mittel zur Abhülfe sucht und zu brüderlicher Mitwirkung auffordert. Es werden hier also alle Stände der evangel. Christenheit in's Auge gefaßt; ein Vorurtheil wird bekämpft, wodurch der Kirche viele edle Kräfte entzogen werden; es wird bestritten, daß der Beruf zum kirchlichen Lehramt nur an diesen oder jenen Stand der bürgerlichen Gesellschaft gebunden sey, daß es abnorm sey, wenn Einzelne aus andern Ständen sich zum Studium der Theologie entschließen.

Das Vorurtheil meint, jede Art von Aemtern hängt mit einem gewissen Rang im Staat, in der Gesellschaft zusammen, so das kirchliche Lehramt. Es steht auf ziemlich gleicher Stufe mit andern Lehramtern. In äußerer Hinsicht stimmt es mit den Ansprüchen der Beamten mittlerer Klassen überein. Der Beruf paßt daher für beide aus dem Bürgerstand, die nicht zu reich und nicht zu arm sind und sonst die nöthigen Gaben haben. Kommen auch einzelne Ausnahmen vor, so ist es doch immer etwas anstößig, wenn Jemand ein Amt wählt, das ihn seiner natürlichen Lebenssphäre entfremdet. Ein guter Christ kann man in jedem Stande seyn; aber der Predigerstand verträgt sich nicht mit jeder Lebensstellung eines Christen. Der Predigerberuf paßt am Besten für den Mittelstand; er hat dabei den Vorzug wissenschaftlicher Bildung, dadurch die Achtung der höchsten Stände, bei geselliger Bildung auch die Vortheile der Reichen und Vornehmen in nicht geringem Maße und ohnehin hohes Ansehen beim Volke.

Dies ist die weithin herrschende Meinung Derer, die das kirchliche Lehramt nach der Convenienz beurtheilen und seinen Zweck nicht begreifen. Ihn recht in's Licht zu setzen, darauf wird es ankommen, um jene Vorurtheile zu entkräften.

Von allen andern Lehramtern unterscheidet es sich dadurch, daß es sich gar nicht bloß mit den Unmündigen oder Unreifen, sondern geradezu mit allen Lebensaltern und Bildungsstufen beschäftigt. Die Träger des kirchlichen Lehr-

amtes Lehren nicht Kunst, noch Wissenschaft, sondern den Weg zur Gnade Gottes, zur Heilung von Sünde. Sie führen das Amt des Geistes, das dazu dient, daß Seelen der Brüder den Geist von Gott empfangen. Durch seinen Dienst soll die arme gebundene Seele frei werden, neugeboren aus dem Geiste Gottes, nicht bloß geistig, was sie von Natur ist, sondern geistlich. Daher werden die kirchlichen Lehrer, welche Vorbilder dieses freien, Gott geheiligten Geisteslebens seyn, fortwährend Geist schaffen, nähren, stärken sollen, mit Recht Geistliche genannt. Nicht daß sie allein den Geist aus Gott hätten, aber sie allein haben das Amt, durch den öffentlichen Dienst des Wortes dem Geist Raum zu machen und den Weg zu bereiten.

Und das Recht auf dies Amt, dessen Dienst allen Ständen angehört, soll nur an einen Stand der Staatsbürger, an den Mittelstand gebunden seyn, weil der Geistliche äußerlich schlicht einhergeht? Dies Amt, das göttliche Wohlthat uns zuführt, soll für die Hochgeborenen und Reichen zu gering seyn? Dies Vorurtheil beruht auf einer völligen Verkennung der Dienste, welche das kirchliche Lehramt leisten soll; auch auf einer Ueberschätzung der irdischen Unterschiede des Standes und Vermögens. Was sind aber diese Unterschiede gegenüber den ewigen Gütern des Reiches Gottes? Denen aber traut man nicht als wirklichen, weil man sie nicht genug aus Erfahrung kennt, schwankend zwischen Glauben und Unglauben. Darum muß dann auch der Werth des Amtes des Geistes zweifelhaft werden. Die Macht, die unendlich viele Seelen gefangen hält, ist die Autorität des Todes, der nicht als ein Wechsel der Gestalt unseres Daseyns, sondern als völlige Vernichtung des sterbenden Einzelnebens angesehen wird. Der Schein des Todes übt eine Macht über den Menschen; es sieht aus, als ob sie eben auch vergehen, wie andere Naturerzeugnisse. Diese Denkungsart ist Naturalismus, ihr System Materialismus. Da hat nun das geistliche Lehramt zu protestiren. Der Thatbeweis gegen jene Autorität des Todes ist Christus, von den Todten auferstanden. Das Zeugniß von ihm ist dem kirchlichen Lehramte anvertraut, das im Namen des Dreieinigen Gottes Versöhnung predigt. Es ist aber ein köstlich Werk, verlorenen Brüdern die größte Gabe Gottes mittheilen, wiedergeborenen Brüdern Mithelfer zur Seligkeit seyn. Soll auch jeder Christ von Christus zeugen, so ist es doch ein großer Vorzug, wenn ein Glaubiger von jedem andern Geschäft und Amt entbunden ist, diesem Amte sich ganz zu widmen. Und nun soll es einer Mißheirath gleich seyn, wenn ein reicher Kaufmannssohn, ein Adeltiger, Graf, Fürst die Ehre und Gnade begehrt, Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse zu seyn? Sollte der Beruf zu diesem Amte nicht auch oft an Kindern der ärmsten, niedrigsten Stände vorleuchten? Nur muß die christliche Liebe solcher Berufenen sich annehmen, daß sie nicht unter Hunger und Sorgen verkümmern. Die Bischöfe der alten Kirche erzogen selbst Leibeigene für den geistlichen Stand. Das geistliche Amt gehört allen Ständen an; es befriedigt das eigentl. menschl. Bedürfnis.

Leider ist es zum Schaden der Kirche das Gewöhnliche, daß Leute, die wenig Mittel haben und doch gerne Etwas aus sich machen möchten, das Studium der Theologie als wohlfeiles Brodstudium erwählen. Wie wäre zu wünschen, daß die Erweckten aus allen Ständen den Zugang zum kirchlichen Amte suchten und fänden. Nur durch wahre Liebe zum Herrn kann das Bewußtseyn des Berufes zu diesem Amte seine volle Bestätigung finden. Unsere streng geregelten Examina treten hier freilich Manchem in den Weg und ein Christ hat überall Gelegenheit, besonders auch durch christliche Vereine als Salz zu wirken. Dennoch könnte wohl erprobten Männern mehr, als es jetzt der Fall ist, der Weg in's Predigtamt auch noch bei spätem Entschluß im reifern Alter offen gehalten werden. Das Beispiel des Grafen Zinzendorf sollte nicht so allein stehen.—Das Referat weist zum Schluß noch hin auf den Segen, der den Familien, aus welchen Glieder sich dem kirchlichen Lehramte widmen, erwachsen müsse, und der besonders denen selbst, die es tragen, zufließen werde.

An der nun folgenden Discussion nahmen mehrere Redner Antheil, die zum Theil auf persönliche Erfahrung aus ihrem eigenen Leben, zum Theil auf lokale und andere Verhältnisse betreffend Mangel an Predigtamtscandidaten sich bezogen. Schließlich ergriff der Vorsitzende, Dr. Stahl, das Wort. Was den engeren Ausschuß bewogen habe, dieses Thema zu stellen, sey nicht ein Nothstand im eigentlichen Sinne des Wortes, da wenigstens in Deutschland ein solcher nicht bestehe. Habe auch noch lange nicht jedes Kirchenamt den rechten Pfarrer, so sey doch auch hierin ein großer Fortschritt zum Besseren gemacht. Es sey auch kein Bedürfnis da, die Anforderungen an das geistliche Amt herunterzusetzen. Wissenschaftliche Bildung müsse so gewis ein gesetzliches Erfordernis für das geistliche Amt seyn, als man von dessen Trägern nicht bloß sittliche Würde, sondern Gläubigkeit mit Recht fordere. Ein Nothstand aber finde doch statt, nämlich nach jenem höheren Maßstab, welchen die göttliche Anforderung an die Kirche auferlegt. Die Parochien nämlich sollten nach Proportion der Vermehrung der Bevölkerung vermehrt werden. Die Dotationen vieler seyen in neuester Zeit sehr geschmälert worden und das sey im Allgemeinen zu beklagen, eine Schuld der Gesetzgeber, die der Kirche ihre Stützen entziehen. Besonders aber fehle es in den Familien an jenem Sinne, der Katholiken auszeichne, deren Stolz es ist, wenn ein Glied des Hauses Priester wird. Hier könnten auch die Gymnasien und ähnliche gelehrte Bildungsanstalten anregend für das Predigtamt wirken. Mit Recht habe aber der Ref. auf das Urtheil der Menge über den geistlichen Beruf als ein großes Hindernis geklagt. Der gesunde Zustand sey gewis der, daß der Kirche aus allen Ständen Kräfte zufließen.

Schließlich wurde folgende Resolution angenommen: „Der Kirchentag legt es der deutschen evangelischen Jugend und zwar in allen, namentlich auch in den höheren Ständen nahe, in ernste Erwägung zu nehmen, ob sie den Beruf zum geistlichen Amte in sich trage, und wo sie je nach Begabung und

innerer Aufforderung ihn erkenne, sich ihm nicht zu entziehen; er erinnert die evangelische Familie, Schule und Gemeinde, auch ihrerseits im Geiste des Evangeliums das Ihrige dazu zu thun, daß mehr Arbeiter für die große Ernte gewonnen werden.“

Sofort wurde die Frage verhandelt: Wie ist von Seiten der Kirche den Einflüssen des neueren naturwissenschaftlichen Materialismus auf das Volk zu begegnen? Das erste Referat hierüber trug Pastor Dr. Fabri aus Boland vor.

Er knüpft an an das Wort des Herrn über die Prüfung der Zeitzeichen Matth. 16, 1-3. Luc. 12, 54-56. Diese Mahnung war nicht umsonst an die Jünger ergangen. Sie lernten Christus erkennen als Heiland, aber auch als Herrn und König. Die Heilsgeschichte und deren persönliche Erfahrung schließet ihnen das Geheimniß der Weltgeschichte auf. So giebt Paulus im Römerbriefe Cap. 1-8 die Beschreibung der Sündennechtschaft der Welt und den Weg der Erlösung, dann aber in Cap. 9-12 den Grundriß der Weltgeschichte in großen Zügen, die Grundlinie jeder ächten Philosophie der Geschichte. Das Gesetz steht fest, daß das Maas unserer evangelischen Erkenntniß bedingt das Maas alles wahrhaften geschichtlichen Verständnisses. Ohne Erkenntniß der Grundfigur des Kreuzes ist der Bau der Geschichte nicht zu begreifen. Das Woher? und Wohin? in der Weltgeschichte erkennt nur, wer den in der Mitte der Zeiten Erschienenen als Welt-Heiland und Welt-Baumeister zugleich erkennt. Kein Wunder ist's, daß es an falschen Zeichendeutern, die das Geheimniß des Kreuzes nicht verstanden, in Natur und Geschichte nicht gefehlt hat.

Die hier vorliegende Frage bringt die Aufgabe mit sich, den Materialismus, wie er sich in der Gegenwart wissenschaftlich geltend macht, als ein Zeichen der Zeit auf Grund christlicher Erkenntniß zu deuten. Was ist dieser moderne Materialismus? Eine eigenthümliche Form systematischer Weltanschauung. Er ist als solche aber freilich nichts Neues, nichts erst kritisch zu Widerlegendes. Er hat nie vermocht, die Thatsache des menschlichen Selbstbewußtseyns zu erklären; er verwickelt in lauter Widersprüche und endigt mit Nihilismus. Seine speculative Bedeutung ist hiermit sehr gering. Oder ist etwa die naturwissenschaftliche Seite seine Stärke? Hierauf deutet die uns gestellte Frage in ihren Ausdrücken. Und der Materialismus will gerade in unserer Zeit als das exacte Resultat naturwissenschaftlicher Forschung angesehen seyn. Allerdings ruht er aber doch auf gewissen Principien, die naturwissenschaftlich exact gar nicht zu demonstriren sind. Er behauptet, die sinnliche Wahrnehmung sey die einzige Quelle aller Erkenntniß. Nun nimmt er die Existenz ewiger Atome an, deren Verbindung und Lösung alle Formen der Erscheinungswelt bildet. Allein kein Forscher hat diese Atome selbst als sinnlich wahrnehmbar, als existirend erwiesen. Gerade die jetzt so viel gepriesene Lehre vom „Stoffwechsel“, die ohnehin gar nicht neu ist, kann ja gar nicht in Ein-

klang gebracht werden mit der Erfahrung, daß die Natur ein stetes Beharren trotz allen Wechsels behauptet. Warum löst dieser Stoffwechsel nicht sofort meine eigene Gestalt, Persönlichkeit auf? Woher diese Schranke gegen diese stete Zerfetzung? Hier fehlt die Antwort. Kein Wunder, daß die bedeutendsten naturwissenschaftlichen Stimmen, Liebig, Ehrenberg, Arnold, Lohé, Wagner u. A. die behauptete naturwissenschaftliche Stärke des Materialismus für rein illusorisch erklärten.

Freilich fragt man da mit Recht: wie konnte diese unwissenschaftliche Wissenschaft sich in unserer Zeit so breit machen? Daß seit langer Zeit eine Spannung ist zwischen Naturforschung und Theologie, das bedarf keines Beweises. Die moderne Aufklärung überhaupt, die deistisch-rationalistische und die pantheistische liebt es seit Jahren, mit naturwissenschaftlichen Resultaten zu argumentiren und ihre Grundgedanken im Großen zu popularisiren; man denke an die Fluth populär-naturwissenschaftlicher Werke. Sie alle tragen das Ihre zur Zerfetzung des christlichen Bestandes und Bewußtseyns unter dem Volke bei. Hier handelt es sich um ernste, nicht zu bemäntelnde Thatsachen. Indessen ist nicht zu übersehen, daß eine Versöhnung der obschwebenden Gegensätze, wo man diese nämlich nicht selbst will, leichter möglich ist, als man beim ersten Anblick denken sollte. Sie stammen nämlich größtentheils aus einer Ungründlichkeit, da man auch über die Grenzen der gegenseitigen Gebiete sich nicht klar ist.

Die Weise der herrschenden Naturbetrachtung ist die mechanisch-physikalische. Sie hat ihre volle Berechtigung innerhalb bestimmter Schranken. Ihr Wesen ist Auffindung, Beschreibung der Gesetze in den Naturerscheinungen. Da liegt die Gefahr nahe, Beschreibung für Erklärung zu nehmen oder auch jede Erklärung, die über Beschreibung hinausgeht, für gänzlich unnöthig und unmöglich zu halten. Diese Meinung klingt fast aus der ganzen modernen naturwissenschaftlichen Litteratur heraus. So setzt sich die Meinung fest, die exacte Naturbetrachtung sey das einzige höhere Wissensgebiet und Alles darüber hinaus nur Nebel und Träumerei. Berühmte Beschreibungen des Kosmos weisen Alles nicht Empirische wie mit einer Art von Großmuth dem „Sehnen und Ahnden“ zu, als könne die Schöpfung nur verstanden werden, wenn man vom Schöpfer ganz abstrahirt; man bestrebt sich, die Natur zu „entgeistern“ und es scheint bald, der Atheismus ist die selbstverständliche Voraussetzung der Naturforschung. So giebt es Lehrer auf unsern deutschen Hochschulen, die in einfacher Consequenz der herrschenden Vergötterung der reinen Empirie nicht mehr sagen „sterben,“ sondern „zu Grunde gehen,“ oder gar „letaler Ausgang.“ Es reiht sich daran die Tendenz, auch alle psychischen Thätigkeiten als rein mechanische Functionen des Leibes-Apparates erscheinen zu lassen. Vieles ließe sich in dieser Richtung als Beispiel anführen. Gewiß ist, daß diese Betrachtungsweise der Natur die Tendenz hat, sich zu universalisiren. Dadurch provocirt sie die übrigen Gebiete des Wissens und Forschens zum Kampfe, und zwar besonders Theologie und

Philosophie; hier aber handelt es sich allerdings besonders um Fixirung der gegenseitigen Grenzen. Da wird sich bald herausstellen, daß es sich um gewisse letzte Principien handelt, die schlechtthin außer dem rein empirischen Gebiete liegen und beiderseits wissenschaftliche Voraussetzungen bilden.

Jetzt gilt es, in einigen großen Zügen die zeitgeschichtliche Bedeutung des Materialismus aufzugreifen. Aus Philosophie und Naturwissen zieht er Nahrung. Aber seine Bedeutung liegt darin, daß er der vollendete Ausdruck einer die Gegenwart mächtig durchziehenden Zeitströmung ist. Man denke nur an die Litteratur über diese Frage des Naturwissens seit einem Jahre; abgesehen von einer Menge von Artikeln in Zeitschriften erschienen dreißig selbstständige größere und kleinere Schriften, die sich mit der Kritik des Materialismus beschäftigen. Da ist ein Einblick in die Zerrissenheit der Gemüther unserer Zeit zu bekommen. Gewiß ist, daß im modernen Materialismus eine Macht von der größten populären Stärke aufgestanden ist, daß er als entsprechender Ausdruck für das längst in Tausenden Schlummernde massenhaften Beifall gewonnen hat.

Spüren wir der Genesis dieser Erscheinung nach, so finden wir dazu besonders drei Factoren. Der erste ist ein intellectuelles, die negative Grundrichtung, der sich die moderne Wissenschaft zuwendete. Seit Cartesius wurde die Autonomie des menschlichen Geistes Cardinaldogma der Wissenschaft. Im Princip der Souverainität der Vernunft lag der Keim zu allen philosophischen Systemen, deren Ziel eben Vergötterung des Menschen war. Daraus kam auch jene einseitige Verstandesaufklärung, die in die Masse eingedrungen ist. Aber vom höheren, Ewigen sich wendend, mußte die Menschheit in's Niedere, in Creaturdienst verfallen. Daraus springt auch dieser moderne Sensualismus, der die grobe Materialität für die einzige Realität hält. — Ein zweiter Factor ist die starke Stütze, welche der Materialismus als Weltanschauung erhielt durch die von der modernen Naturwissenschaft eingeschlagene Richtung. Zwar wäre es völlig verfehlt, zu denken, daß jener fundamentale Gegensatz gegen das Evangelium, der den Materialismus kennzeichnet, der Naturwissenschaft als solcher eigen ist. Man weiß, in welchem Verhältniß gerade die großen Entdecker in diesem Gebiete, ein Copernicus, Kepler, Newton, Leibniz, Haller, Euler u. A., zum Christenthum standen. Allein diese Ausnahmen widerlegen es nicht, daß in der modernen Naturwissenschaft eine für die weitere Entwicklung des Culturlebens nicht geringe Gefahr liegt. Zum wenigsten ist das gesunde, sich gegenseitig fördernde Wechselverhältniß der verschiedenen Gebiete des öffentlichen Lebens und der sie repräsentirenden Wissenschaften in bedenklicher Weise gestört. Die Naturwissenschaft geht auf alleinige Evidenz ihres Wissens, das hat sie zum Dogma für Tausende gemacht. Ihre eigenen bedeutendsten Vertreter erschrecken selbst über das Emporkommen naturalistischer Anschauungen, sie verwahren sich gegen die Consequenzen, allein sie haben sich selbst zu fragen, ob die Art und Weise, wie man alle Thätigkeit und Kräfte äußerlichen, irdischen Dingen zuwandte,

nicht daran selbst Schuld ist. — Dies führt uns auf den dritten, bedeutendsten Factor, nämlich die Herrschaft der materiellen Interessen. Sie ist die Signatur der Gegenwart; ihr Ausschlag ist schlechtthin beispiellos. Immer gab es Städte und Länder, in denen der materielle Genius präponderirte, aber das Gleichgewicht materieller und geistlicher Cultur war bei ihnen lange nicht so gestört, wie in unsern Tagen. Die rechten Mittelpunkte des Handels und der Gewerbe waren auch die Pflegerinnen ehrenfesten Bürger sinnes, oft auch freier Wissenschaft; da war auch noch Zeit und Geld, Kirche und Schule zu pflegen, Dome und Kirchen zu bauen, die beschämend in das wirre Jagen der Gegenwart hereinblicken. Und wie beispiellos schnell, ebenso einseitig ist die moderne Entwicklung der Industrie. Die Pflege des äußern Cultur- und Güterlebens steht im Vordergrund bei allen Angelegenheiten. Nicht als ob man sich des Fortschritts zum Bessern hierin nicht freuen dürfte, aber der Sinn, mit dem man ihn ausbeutet, ist das Bedenkliche. Die Cultur der materiellen Interessen wird mehr und mehr zum Cultus. So kommt es, daß das Maas alles Werthes nach den Interessen, auf der Waage eines habgütigen Egoismus abgemogen, das Mittel zum eigentlichen Zweck gemacht wird. Und diese Gefahr durchdringt die ganze Welt. Wir leben in Tagen einer reißend um sich greifenden Centralisation. Man preßt die immer mehr sich vollziehende Solidarität der europäischen Interessen. Es muß seine Bedeutung für die Zukunft haben, daß die europäische Menschheit täglich mehr in Einen großen, von den gleichen Sympathien und Interessen geketteten und in Einen Cultus vereinigten Bund zusammentritt, dessen Basis bereits breit, dessen Spitze vielleicht auch schon präfigurirt ist. Der Materialismus als Wissenschaft ist nur der letzte Ausdruck der mächtig herrschenden Zeitrichtung. Nie zuvor sind die hier drohenden Gefahren so massenhaft, so schnell verbreitet worden. Eine erschreckende, das Geschlecht mit Trost erfüllende Sicherheit ist die nothwendige Folge und nie wurde man mehr an jene Worte des Herrn Luc. 17, 26–30 erinnert. Hierzu kommt, daß die Macht aller Autoritäten im kirchlichen wie social-politischen Leben bei Tausenden mehr denn je sonst erschüttert ist. Diesem Allem kommt der Materialismus unserer Tage hülfreich entgegen; er bekämpft und läugnet die letzten Stützen sittlichen Bestandes für den Einzelnen und für die Gesamtheit. Einer der bedeutendsten Vorkämpfer dieser Tendenz sagt, „daß Glückseligkeit das Recht des Lasterhaften wie des Guten ist. Sie ist nichts Anderes, als was auch das Thier versteht, Sinneskugel, ein Glück, das ohne Ehre und Beifall der Welt genossen werden kann. Dies Glück zu haben, davon muß uns nicht die Tugend, diese Pedanterie, dieses Hirngespinnst abhalten. Man muß daher auch die Neue, diese Verfolgerin, ganz aus sich verbannen; Vorurtheile der Art, aus der Kindheit herkommend, muß man betäuben. An Gott ist gar nicht zu denken; daß es kein Jenseits giebt, das ist erwiesen. Man hat nichts über noch unter der Erde zu fürchten, als den Henter.“ Der bekannte Karl Vogt lehrt, „daß es gar keinen freien Willen giebt, natürlich auch keine Verantwortlichkeit, wie die Moral uns auferlegen will.

Wir sind über uns, unsere Vernunft so wenig Herr als unsere Nieren darüber, ob sie absondern wollen oder nicht. Den ganzen Organismus beherrscht Nichts, als das Gesetz seiner materiellen Zusammensetzung. Man kann darum auch gar keine Zuverlässigkeit der Strafe nachweisen und sagt eben zuletzt, daß sie als Nothwendigkeit der menschlichen Gesellschaft dastehe. Das wäre auch noch die Frage." Daß nicht alle Vertreter des Materialismus so lehren oder denken, ist freilich nicht zu leugnen. Es gab zu allen Zeiten höchst ehrenwerthe Inconsequenzen. Dies aber kann nicht hindern, die unsittlichen Tendenzen des Materialismus zu behaupten und mit Nachdruck zu bekämpfen. Auch der Socialismus und Communismus liegt in der Consequenz materialistischer Principien. Ihre Vertreter selbst sagen uns, Besserung der Menschheit sey im Grunde nur durch Diät, Medizin und Klima zu erzielen. Diese Theorie führte darauf, das materielle Wohl zum ausschließlichen Gegenstand der Sorge des Staats und der Gesellschaft zu machen. Da muß aber sofort die materielle Ungleichheit unter den Menschen abgeschafft werden. Gerade diese Eigenschaften des Materialismus, daß er dem Gelüsten der Einzelnen, dem Fleisch das Wort redet, das macht ihn der Masse angenehm. Ganz richtig sagt ein Bekämpfer dieser Grundsätze, daß „die Stärke des Materialismus nicht in seiner theoretischen Beweiskraft, sondern in der Gesinnung der Menschen liege; dies sey der Grund, warum eine in sich so schwache und völlig trostlose Lehre nicht mit Unwille verworfen, sondern gepriesen werde.“

Summiren wir das Resultat, so müssen wir sagen, daß der Materialismus der vollendete Gegensatz des Christenthums ist; das ist die Philosophie des „Thieres, das aus dem Abgrund steigt.“ Da sind wir darüber erleuchtet, warum die Bibel sagt, dem Antichristenthum liege das „Thierwesen“ zu Grund. Hier haben wir die in ein System gebrachte Spitze des in der Christenheit herrschenden „Abfalls“. Wie aber ist nun von Seiten der Kirche den Einflüssen dieses Materialismus auf das Volk zu begegnen?

Vorerst ist zu erinnern, daß es kein specifisch wirkendes Heilmittel gegen die im Materialismus gipfelnde Krankheit unserer Zeit giebt. Das Wort des Herrn selbst sagt, daß dem „Abfall“ in der Christenheit, dem Wachsen des Unkrauts unter dem Weizen nicht zu steuern ist. Das vergessen, die sich mit allerlei christlichen und kirchlichen Hoffnungsbildern tragen. Aber es ist eine Wahrheit, daran der Werth aller in diesem Kampfe etwa zu gebrauchenden Waffen zu ermessen ist.—Zunächst bietet sich an directe litterarische Bekämpfung des Materialismus. Sie, als naturwissenschaftliche und philosophische, gehört nicht unmittelbar hierher, aber die Kirche freut sich der Bundesgenossenschaft wahrer Wissenschaft im Kampfe gegen die Finsterniß. Manches ist hierin schon geschehen. Vielleicht wäre mehr zu wirken durch eine populär gehaltene, naturwissenschaftliche Zeitschrift. Hat doch ein Kreis katholischer Gelehrter ein solches Unternehmen in Stand gesetzt seit einem Jahre. Auch sey erwähnt: Die Naturkunde in christlichem Geiste aufgefaßt von Wolfgang Menzel, Stuttgart 1856.—Doch handelt es sich mehr um die Kirche, und was sie gegen

den Materialismus thun kann. Man denke nur nicht, daß da mit einer restaurativen äußerlichen Kirchlichkeit viel zu erzielen sey. Dem Evangelium des Fleisches gegenüber hilft kein Buchstabe, sondern nur der Geist des lebendigen Gottes. Aber das ist wahr, daß der Feind eindrang, „während die Wächter schliefen.“ Da gilt es nun, besonders zu führen die Schutz- und Trugwaffe im eminenten Sinne, nämlich das Schwert des Geistes, das Wort Gottes. Dazu ist die Kanzel da und die öffentliche Presse. Da ist eine Radicalhärese zu bekämpfen, nämlich die Meinung, daß das materiell Greifbare das allein Gewisse und darum der sinnliche Genuß und die fleischlichen Lüste die wahren Realitäten des Lebens seyen. In dieser Fundamental-Lüge wurzelt aller Unglaube. Erlösung ist Befreiung von Bann und Banden dieser Urlüge. Die Schrift bestätigt dies durch ihre Definition des Glaubens, Ebr. 11, 1. Da ist der centrale Punkt, von welchem aus der Kampf zu führen ist. Jene Kernworte von der Nichtigkeit der Welt und alles Weltbesitzes müssen immer wieder dem Geschlechte unserer Tage vor die Seele geführt werden. Ein erschrockenes Gewissen fragt: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Aber was nützt der Trost der Rechtfertigung, so lang die Gewissen schlafen? Man muß anfangen, ihnen den Ewigkeitsernst vor die Seele zu stellen. Das hat Nichts zu thun mit jener schwächlichen, religiösen Sentimentalität, welche zum Schaden lebendigen Glaubens in Folge des Nationalismus weithin sich ausbreitete. Der Kampf dreht sich ernstlich um das, was schon bei Paulus gegenüber jenen Epikuräern und Stoikern dort zu Athen entscheidende Grundfrage war, nämlich um den Nachweis, daß es ein Unsichtbares giebt, welches ein Geistiges ist. Der praktisch-kirchliche Kampf zielt darauf, jenen Glauben zu wecken, der eine gewisse Zuversicht der Realität unsichtbarer, himmlischer Dinge ist. Nur wo sie ist, ist der Boden für die Annahme des vollen Evangeliums gewonnen. Allerdings bedarf es dazu auch der rechten Kunst der Führung des Schwertes, des Wortes Gottes; es bedarf neuer Kanäle zu den Herzen, nicht nur der Bemächtigung der formellen Bildungselemente der Gegenwart, wir müssen auch mit der Sprache der Gegenwart, die, wenn sie nur geredet wird mit und aus dem Geiste des Wortes Gottes, unserer Orthodorie gar keinen Abbruch thun wird, in der Auslegung des Schriftwortes jene psychologische Evidenz wieder zu gewinnen trachten, welche mit unwidersprechlicher Gewißheit die Herzen innerlich überführt, daß das Wort Gottes Wahrheit ist.—Noch sey an die vom modernen Materialismus der wissenschaftlichen Theologie gestellten Aufgaben erinnert. Perioden, in welchen der Materialismus herrscht, sind Zeiten sittlichen Verfalles und geistiger Zerrissenheit. Diese Zustände sind in ihm systematisirt. Er ist auch stets ein Sturmvogel, der kommende heftige Erschütterungen anzeigt. Wiederkehrend zeigt er auch mehr Intenstität und Tragweite; die Abfallsträfte sind in unserer Zeit mehr gesteigert als sonst, der Widerspruch wider das Christenthum wird immer bewußter und allgemeiner. Verglichen mit jener Zeit des Materialismus, die der französischen Revolution voranging, vollzieht sich jetzt eine viel größere Zerfetzung der Geister und besonders unter dem Bürenkirchensfreund. Jahrg. X. No. 5.

gerthum und selbst der Landbevölkerung wird dem Christenthume viel allgemeiner widersprochen. Da sehen wir eine viel tiefer greifende allgemeine Erschütterung sich anbahnen. Aber ein Christ soll nicht als Pessimist in seine Zeit schauen. Wir wollen mit Freuden zum Herrn emporschauen, der mit uns ist und sein Volk zu schützen weiß. Dazu förderlich werde uns aber besonders das oft nur zu sehr unter den Scheffel gestellte prophetische Wort der Schrift, das eine helle Leuchte im Gewirre der Zeit uns seyn soll. Bedeutensame Anfänge sind dazu gemacht. Doch sind wir auch hierin noch weit unter dem Maaße des göttlichen Wortes. Mehr als je bedürfen wir einer biblischen Geschichtsphilosophie. Und dazu kommt ein Anderes. Es gilt den Organismus der ganzen Schrift in der Fülle und Harmonie aller seiner Theile wieder an's Licht und in's christliche Bewußtseyn treten zu lassen. Je tiefer wir in's Centrum gehen, desto völliger wird die Peripherie, die wir gewinnen. Namentlich drängt auch der Materialismus, das Verhältniß von Geist und Natur, von höherer und niederer Leiblichkeit tiefer und im vollen Verstande des Wortes Gottes wieder zu fassen. Erst ein solcher biblischer Realismus wird Viele lehren, das Christenthum in seiner wahrhaft kosmischen Bedeutung zu erkennen und Glauben und Wissenschaft in einander zu fügen. Es scheint sich hierin ein hoffnungsreicher Umschwung anzubahnen. Auch einem falschen Spiritualem gegenüber ist diese Richtung mit Nachdruck zu verfolgen. Dazu liegen auch noch andere Ursachen vor. Nur diese tiefern, reichern Erkenntnisse werden uns vom Hader erlösen, dessen die kirchliche Gegenwart voll zu werden droht. Kaum ist vor wenig Jahren der Ernst der Lage der deutschen, evangelischen Christenheit eine Weile sichtbar geworden, so ist die Saat der Zwietracht auch unter uns wieder aufgegangen und fast steht bereits dieser evangelische Kirchentag als das letzte, aber, wie zu fürchten, auch schon in den Fundamenten untergrabene Wahrzeichen jenes Anlaufes eines in Liebe verbundenen, gemeinsamen Kampfes wider gemeinsame Gegner unter uns da. Es ist nicht möglich, daß derjenige, der einen lebendigen Eindruck von der Fülle des Schriftganzen empfangen hat, sich noch mit zäher Einseitigkeit auf Schriftparticularitäten steifen kann. Das Reich der Finsterniß läßt zu jeder Zeit neue Lügenkräfte über den Erdboden ausgehen; auch die Kirche Christi muß jederzeit productiv, d. h. im Stande seyn, Altes und Neues aus ihrem Schatze hervorzubringen. Dazu bedarf sie des Segens, der erbeten seyn will. Selbstgenugsam und satt darf sie nie seyn.

Wir haben das Referat Past. Fabri's ausführlicher mitgetheilt, weil es uns besonderer Aufmerksamkeit nach Maaßgabe der Zeitumstände und vieler in ihm enthaltenen Gedanken zu verdienen schien. Auch hat der Referent in den Streit des Materialismus sonst litterarisch eingegriffen. Hinsichtlich des zweiten Referates über dieselbe Frage, von Past. Euen aus Cantred, müssen wir uns auf ganz Weniges beschränken, da es ohnehin in Vielem, wie das in der Natur der Sache lag, mit dem ersten Referat zusammentrifft.

Es beginnt mit einer Bestimmung des Begriffes Materialismus und

dessen obersten Thesen, und hebt hervor, daß es sich dabei nicht um wissenschaftliche Nothwendigkeit, sondern um einen sittlichen Act handle, der aus einer bestimmten Lebensrichtung erwache. Aus der Zeitrichtung geboren muß er praktisch auf's Leben zurückwirken. Hier handelt es sich um den Umsturz der Kirche und aller unserer socialen und staatlichen Verhältnisse. Es wird eine Zeit erwartet, wo es „keine Hungersnoth mehr giebt und keine Strafanstalt, und wo das Bedürfniß das Maaß des Rechts seyn wird.“ Klar ist, daß die Kirche gegen diesen Lügegeist kämpfen, weniger klar, wie sie es thun soll. Das Gebiet, welches der Materialismus beherrscht, hat er ihr abgewonnen. Es fragt sich, welches der von der Kirche nicht genügend erfüllte Punkt der geistigen Entwicklung sey, an dem der Materialismus hat einsetzen können. Es handelt sich um die kirchengeschichtliche Bedeutung des Materialismus. Er stellt sich in schroffem Gegensatz zu evangelischen Principien durch die beanspruchte Autonomie aller Erkenntniß und durch die Unfähigkeit für ideale Erkenntniß, also auch für die geoffenbarten Gottesgedanken. Bei jener Autonomie beruft sich der Materialismus gerne auf das s. g. protestantische Princip der Denkfreiheit, des Protestes gegen alle objectiv gegebene Wahrheit; mit welchem Unrecht, bedarf keines Beweises. Den Glauben kennt er gar nicht als Das, was er ist, selbst eine Erfahrung, eine Thatfache, ein Erleben, ein lebendiges Verhältniß zu dem, durch den Alles ist, der Seine Gedanken in der Natur selbst eben verleiblicht hat. Daß im Verlauf des Protestantismus, seines kirchlichen und religiösen Lebens Vieles zu diesem Uebel der Zeit half, ist leider wahr. Der Entwicklung der sich überstürzenden Subjectivität wurde nicht gehörig entgegen gewirkt. Betonte zwar die alte Orthodoxie die Objectivität der Wahrheit im Bekenntniß, so geschah es einseitig, ohne Vermittlung mit dem Leben. Der Pietismus hatte eine grundsätzliche Gleichgültigkeit gegen die Objectivität der Wahrheit und letztere hatte ihm nur in so weit Werth für ihn, als sie im Subject klar und lebendig geworden war. Ihm folgte in richtiger Consequenz der Nationalismus. Die Gegenwart liegt auch mit ihrer gläubigen Richtung zum Theil noch genau auf derselben Linie. Die Kirche—die Kirche glaubt, die Kirche lehrt, das sind dem evangelischen Volke fremde Ausdrücke. Alles ist der vereinzelt Persönlichkeit anheimgegeben. In dieser Vereinzeltung ihrer Wirkung hört Schrift und Kirche mehr und mehr auf, eine objective Macht des Lebens zu seyn. Es hängt damit zusammen, daß die evangel. Kirche in dieser Umgebung an das Heil der Einzelnen die Heiligung des Gesamtlebens und seiner Mächte mehr und mehr vergessen habe. Sie hat sich aus den objectiven Ordnungen des Lebens zurückgezogen, sie gab ihr Eherecht, ihre Disciplin, ihre Sonntage preis; eine protestantisch-kirchliche Kunst giebt es nicht; die Freiheit der Wissenschaft meint da Nichts, als Emancipation von der gottgegebenen Wahrheit.

So muß also die Kirche selbst wieder erwachen zum Bewußtseyn ihres Berufes, Trägerin der geoffenbarten Religion zu seyn. Diese ihre Herrlichkeit muß wieder in das Bewußtseyn der Zeit eingeführt werden. Je mehr dies

geschlecht, desto mehr wird die Kirche die negativen Richtungen der Zeit brechen können. Dann wird sie ihren Einfluß äußern auf die Mächte des Lebens, nicht mit äußerlichem Zwang, sondern sie heiligend, von innen heraus durchdringend, geistig beherrschend. Dann wird die Wissenschaft auch eine andere Gestalt gewinnen. Institutionen thun uns Noth, von welchen Männer der Wissenschaft, Lehrer und Erzieher des Volkes ausgehen, um auf den verschiedensten Gebieten des Lebens das Salz der Erde zu werden. Doch ist dieser Gedanke gar nicht neu. Es giebt Lehranstalten, deren Statuten von Anfang für jede Disciplin ohne Ausnahme Theologen als Lehrer forderten. Die Verirrung materialistischer Wissenschaft ist eine ernste Weisung für die Kirche, daß sie ihres Berufes besonders auch für die Wissenschaft eingedenk werde. Dazu muß eine directe Gegenwirkung gegen den Materialismus kommen. Er ist litterarisch sehr rührig und dringt überall hinein, so daß Viele von ihm verblendet werden, welche die christliche Wahrheit keineswegs verachten. Die Thatsache fällt schwer in's Gewicht, daß in einem großen Theile der von den Volksschullehrern gebildeten Lesevereine diejenigen Zeitschriften besonders ihre Stelle finden, welche den Materialismus mit seinen religiös-sittlichen Consequenzen in radicalster Weise verkünden. Wie Noth thut da litterarische Gegenwirkung. Endlich wird auch vom einzelnen Geistlichen zu erwarten seyn, daß er diesen materialistischen Gegensatz gegen das Wort nicht ignorire, wenn schon die Kanzel gar nicht der Ort zum directen Kampf gegen diesen Feind ist.

Sofort stellt v. Bethmann-Hollweg den Antrag, fernere Discussion über diesen Gegenstand abzuschneiden. Dies wird angenommen. Der Vorsitzende, Dr. Stahl behält sich indes das Schlußwort vor und bemerkt, daß die evangel. Kirche keineswegs, wie der zweite Referent zu denken scheine, Veranlassung zum Materialismus geworden sey. Dieser sey älter als die Reformation. Der Sensualismus im protest. England habe dort gar keine Breite in der Volksgestimmung gewonnen. Seine wissenschaftliche Durchführung und seine Herrschaft über die Volksmassen habe der Materialismus im kath. Frankreich erlangt. Der Redner legt sofort besonders Gewicht darauf, daß sich die Kirche ja nicht vom Nimbus der Naturwissenschaften soll imponiren lassen. Denn diese haben ihre scharf bestimmte Grenze, sogar selbst innerhalb des Irdischen, und können sie nicht überschreiten. Eine Widerlegung des Offenbarungsglaubens können sie gar nicht geben, so wenig als irgend eine Speculation. Es geht durch die ganze Schöpfung eine Zweckmäßigkeit, die an sich allen Materialismus und Pantheismus widerlegt. Da zeigt sich der bewußte Schöpfergeist. Auf der andern Seite ist die Existenz des Genies eine schlagende Widerlegung des Materialismus. Es ist rein unerklärlich durch irgend mechanische oder physische Geseze. Nichtig haben auch die Referenten hervorgehoben, daß der Materialismus nichts für sich allein Existirendes sey, sondern die Frucht des allgemeinen Unglaubens, nur die statt auf ein logisches Gesez sich auf das Gesez der Materie gründende Rehrseite des Materialismus.

Wo der Mensch vom wahren Glauben abfällt, da beginnt Nationalismus und Materialismus, Hochmuth und Fleischlichkeit, Stoicismus und Epikuräismus. Beiden verkehrten Richtungen hat die Kirche den positiven Glauben gleichmäßig entgegen zu setzen. Dies muß sie thun mit ihrer ganzen Erkenntniß und mit ihrer ganzen That der Heiligung. Die Heiligung der christlichen Gemeinde ist die rechte Bewährung des Geistes und die unwiderlegliche Thatsache. Hier handelt es sich um den auf's Höchste gespannten Kampf zwischen Licht und Finsterniß. Der Ausgang dieses Kampfes ist Gottes.—

Nun stimmte die Versammlung das Lied an: „Erhalt' uns, Herr, bei Deinem Wort.“

(Fortsetzung folgt.)

Hymnologische Mittheilungen.

(Aus Ed. E. Koch, mit Abkürzungen und Zusätzen.)

(Fortsetzung.)

28) Komm, o Komm du Geist des Lebens.

Dieses köstliche Pfingstlied wurde ebenfalls von Joachim Neander gedichtet, der in der heil. Pfingstzeit sein dem Herrn geweihtes Leben schloß, und „als des Himmelreichs Erbe“ durch sein erbauliches Sterben Zeugniß gegeben hat von dem „Geist der Kraft und Stärke,“ der im ganzen Liebe von der gläubigen Gemeinde erstet wird.

Folgende rührende Geschichte zu diesem Liebe (eigentlich nur dem 6ten V.) wird in Wagnitz. Beispiele für Trauernde und Leidende, 1ste Hälfte, 1801, S. 226 mitgetheilt: Ein Nachtwächter in einer großen Stadt Deutschland's kam einst bei seinen Wächtergängen um Mitternacht vor die Fenster einer Stube, in welcher eine unglückliche Mutter, die mit ihren zwei Kindern schon vier Tage lang kein Brod mehr genossen, und der das kleinste Kind, ein Säuglein, schon das Blut aus der Brust gesogen hatte, in lautem Selbstgespräch als eine Verzweifelte mit dem Gedanken rang, ihre Kinder zu ermorden. Es dünkte ihr besser, sie kommen jetzt mit einem Mal von der Welt, als daß sie langsam der Hunger fresse. Er trat gerade an den Fensterladen, als die Mutter das jüngste Kindlein aufhob und ihm das Messer an die Kehle setzte. Da pochte er in demselben Augenblicke an den Laden und rief: „Herr Jesus!“ Die Mutter stürzte erschrocken zu Boden; er aber trat zu ihr ein, richtete sie auf, und fragte sie theilnehmend nach ihrer Lage. Nachdem sie ihm ihr ganzes Elend geschildert, wie kein Mensch sich ihrer erbarmen wolle und sie sammt ihren Kindern elendiglich umkommen müsse, so schenkte er ihr, gerührt von ihrer Noth,

vier Groschen und versprach ihr, an jedem Samstag ihr eben so viel zu bringen und andere Herzen auch für sie bewegen zu wollen, daß sie Holz und Brod erhalte. Auf das ging er mit inniger Freude, eine gute That verrichtet zu haben, wieder an sein Amt, und sang nun dieselbige Nacht durch alle Straßen den 6ten Vers unseres Liedes:

„Wird uns dann um Trost auch bange,
Seufzt das Herz voll Traurigkeit u. s. w.“

Die Melodie: $\bar{c} \ g \ a \ g \ a \ g \ f \ e \ d \ c$, wornach dieses Lied vielfach gesungen wird, ist erfunden auf das Bußlied Joach. Neander's:

„Zeuch mich, zeuch mich mit den Armen
Deiner großen Freundlichkeit,
Jesu Christe, dein Erbarmen
Helfe meiner Blödigkeit;
Wirst du mich nicht zu dir ziehen,
Ach so muß ich von dir fliehen.“

Die Weise $h \ a \ g \ a \ d \ g \ a \ g \ f \ i \ s \ e \ d$ stammt aus dem ersten Theil des Freylinghaus'schen Gesangbuches; und die hier folgende: $c \ d \ e \ c \ c \ f \ i \ s \ g \ g$, aus Neander's Bundesliedern, und ist die Stammmelodie zu: „Unser Herrscher, unser König.“ Ueberhaupt war Neander nicht nur Liederdichter, sondern auch Componist, und hat als solcher manche treffliche Melodie zu seinen eigenen Liedern gemacht. Wilh. Müller nennt seine Lieder „einfache, anspruchslose Stimmen eines Gemüths, das sich zu Gott wendet und in ihm seine Seligkeit gefunden hat, ohne poetischen Glanz, aber warm und herzlich, biblisch im Sinn und Ausdruck und frei von unklarer Mystik.“ Bunsen würdigt die Verdienste Neander's gebührender Maßen mit folgenden Worten: „Sie (die Lieder Neander's) klingen in einem eigenthümlichen Tone, einer eigenen Mischung von Erhabenheit und Gemüthlichkeit, von strenger Haltung und weichem Gefühle, von Formen und Bildern des alten und von den Schätzen des neuen, innerlichen Bundes, so daß man ihn den Psalmisten des neuen Bundes nennen möchte. Gleich David und Luther war er der Gesangweisen mächtig, wie der Worte.“

29) Jesus meine Zuversicht.

Von Louisa Henriette, Churfürstin von Brandenburg (Gemahlin des großen Churfürsten Friederich Wilhelm), P. Gerhard's Landesfürstin im J. 1649 gedichtet, in welchem sie ihr erstes und einziges Kind, den Erbprinzen Wilhelm Heinrich, durch den Tod verloren hatte. Sie war die älteste Tochter des eifrigen Protestanten Friederich Heinrich, Fürsten von Dranien und Erbstatthalters der vereinigten Niederlande, und Enkelin des in der Bartholomäusnacht 1572 von den Papisten meuchlings gemordeten edlen Colligny's, französischen Admirals und eines der Häupter der Reformirten Frankreich's. Sie war der reformirten Kirche treu zugethan, obwohl sie die Dortrechter Beschlüsse vom J. 1618 über die Prädestination nie anerkannte;

liebte aber den zur Mode gewordenen Kanzelkrieg zwischen Lutheranern und Reformirten nicht. Mit lutherischen Lieberdichtern, z. B. mit P. Gerhard, stand sie der gespannten äußern Verhältnisse ungeachtet in dichterischem Verkehr. „Ihr Leben glied einer Gliederkette, da eine Trübsal an der andern hing.“ Sie war eine edle, vielgeprüfte Kreuzträgerin, und Singen und Spielen der schönen geistlichen Lieder, die damals erschienen, sowie tägliches Lesen und Forschen in der heil. Schrift, waren ihre liebste Beschäftigung.

Die Vermuthungen, als ob ihr Haushofmeister, Ditto von Schwerin, oder ihr Schloßhauptmann, Joh. v. Aßfig, dieses Lied gedichtet, oder wenigstens aus dem Holländischen, worin sie es als Prinzessin von Dranien ursprünglich gedichtet haben soll, in deutsche Reime gebracht haben, sind unbegründet; höchstens mag es durch Schwerin noch gefeilt worden seyn. Gedruckt erschien es zuerst in dem auf ihren besondern Befehl bei dem Berliner Buchdrucker Runge erscheinenden Gesangbuch vom J. 1653, wo auch gedachter Runge dieses Lied nebst zwei andern in der Widmung an die Churfürstin als „Dero eigene Lieder“ bezeichnet. Sie ließ sich auch dieses Lied jedesmal am Osterfeste singen, das sie immer mit der herzlichsten Andacht und größten Feierlichkeit beging.

Im Naumburger Gesangbuch hat das Lied den Titel: „Trost wider den Tod aus Hiob 19, und 1. Cor. 15“, und Winterfeld hat recht, wenn er von diesem kräftigen Auferstehungs- und Sterbeliede sagt, es leuchte aus ihm jene tapfere, freudige Gesinnung der frühesten Zeit der Kirchenverbesserung wieder hervor, welcher der Tod ein Weg zum Leben war, weshalb es auch allezeit ein Kleinod in dem heiligen Gesang der evangelischen Kirche bleiben werde.

Als Bartholomäus Ziegenbalg, der Erstling unter den evangel. Missionaren, der in Ostindien das Evangelium im größten Segen verkündigte und das N. T. in die malabarische Sprache übersezte, zu Tranquebar am 23. Febr. 1719 am Sterben lag, riefen ihm seine Freunde, die um sein Bette herstanden, noch zu: „Ich habe einen guten Kampfe gekämpft u. s. w.“ Darauf bezeugte er ihnen: „Ach ja! ich will in diesem Kampfe durch Christum aushalten, auf daß ich eine so herrliche Krone erhalte“ und begehrete, indem er Christi Wort freudig ausrief: „Vater, ich will, daß wo ich bin, da soll mein Diener auch seyn,“ sie möchten ihm das Lied: „Jesus meine Zuversicht“ singen. Das thaten sie denn und spielten dazu auf dem Clavietempel. Der Sterbende aber, dem diese Worte einen himmlischen Glanz über die Nacht des Todes verbreiteten, deutete ihnen an, es werde ihm so hell vor den Augen, als ob ihm die Sonne in's Gesicht schiene, und bald darauf entschlief er. (Gerber's Historie der Wiedergeborenen.)

Schubert sagt von diesem Liede, es sey nicht nur ein lieblicher Ostergesang, sondern auch ein an vielen Orten gebräuchliches Begräbnißlied; dieses habe man gesungen, als sein Vater begraben wurde, es sey das Begräbnißlied seiner Mutter gewesen, und als man seine selige Frau in's Grab senkte, habe man es auch gesungen; darum sey es ihm immer ein besonders Liebes Lied,

das er schon oft mit Thränen der Liebe und der Sehnsucht gesungen habe. (Altes und Neues 2c. 4r Bd. 1837.)

Der berühmte Arzt und Menschenfreund, Staatsrath Dr. Hufeland, hatte es sich, als er im J. 1836 in Berlin starb, besonders ausgebeten, man möchte dieses Lied an seinem Grabe singen, was dann auch von der ganzen unermesslichen Trauerbegleitung geschah und sehr ergreifend gewesen seyn soll.

Dem hohen Gemahl der edlen Dichterin schwebte auf seinem Sterbette der Grundgedanke dieses Liedes vor der Seele; denn in seinem letzten Augenblicke rief er noch aus: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken.“ (Hiob 19, 25.)

Die Melodie: *g e a h o c h*, ist des Liedes vollkommen würdig: kräftige Glaubensfreudigkeit klingt aus ihren Tönen dem Ohr entgegen. Sie ist von Joh. Crüger, und findet sich in dessen „Psalmodia Saera“ vom J. 1658. Die ältere Weise, die nicht kirchlich geworden, stammt vielleicht von der musikundigen Churfürstin selbst.

30) Gott ist gegenwärtig.

In diesem Liede hat Gerhard Tersteegen, der edle Mystiker der reformirten Kirche und mit Joachim Neander, ihr trefflichster Lieberdichter, sein innerstes Wesen ausgeprägt. Er dichtete es im Jahr 1731 mit der Ueberschrift: „Erinnerung der herrlichen und lieblichen Gegenwart Gottes.“

Der Herzensfreund, der sein Leben beschrieb, bezeugt von ihm: „Gottes Gegenwart schien ihm tief in's Herz geprägt zu seyn; sein ganzer Wandel war dadurch mit einer Liebesehrfurcht erfüllt; er glaubte mit voller Gewißheit, „daß Gott auf eine besondere Weise in seinem Herzen gegenwärtig sey. Er sagte oft: „„Gott schauet in mich hinein.““ Darum legte er dieser göttlichen Gnadensonne sein Inneres offen dar, um durch ihre Strahlen erleuchtet, erwärmt und belebt zu werden (s. B. 6). Darum kommen auch alle seine Thaten und Bewegungen nicht aus eigener Anstrengung und gesetlichem Zwang, sondern flossen durch die Liebesgegenwart Gottes aus freiem und sanftem Triebe. Dabei übte er sich beständig im Schauen auf Gott allein, damit er durch dieses Anschauen immer mehr erleuchtet werden und immer neue Lebenskräfte aus dem innigst nahen Gott und Heilande empfangen möchte.“ (B. 5.)

Zu B. 5 kann man vergleichen, was Tersteegen am 19. Sept. 1766 an einen Freund schrieb: „Die lebendige Erkenntniß eines so allgenugsamen, in-nighnahen Gottes gab mir eine tiefe und stets bleibende Grundneigung, gerne abgeschlossen und mit diesem Gott allein zu seyn. Ach! die Geschöpfe hindern uns oft, und wir hindern sie. Nun bleibt meine Maxime: „„Gerne bei den Kindern, am liebsten aber bei dem Vater zu seyn.““ Ich danke Gott, der mir ein Kämmerlein gegeben hat, worin noch nie eine Creatur (kein Andenken an eine Creatur) mit eingegangen ist.“ Zu B. 7, was er am 5. Oct. 1748 an einen Freund geschrieben: „Alles, was in mir ist, neiget sich zur Abgeschieden-

heit und Einigkeit in und mit Gott. O, das heißt leben, so leben zu können! Da, dünkt mich, ist mein Mähhchen, meine Speise, das Ziel meiner Berufung, nur von Allem ausgeleert und abgeschieden, einsam mit Gott im Geiste leben zu können, Alles, was von dem Menschen ist, ruhen und schweigen zu lassen, um Gott und dem Göttlichen Raum zu geben, welches allein Wahrheit, Kraft, Leben und Seligkeit giebt. Wie theuer sind mir die Augenblickelein, die mir dazu übrig bleiben!“

„Gott ist die Liebe,“ und „Gott ist gegenwärtig“ waren die Grundgedanken seines ganzen Lebens. Von diesen Grundgedanken sind auch seine Lieder, deren er im Ganzen 111 dichtete, durch und durch besetzt; sie sind der reinsten Ausfluß der innigsten Gemeinschaft mit Gott und Christo, und bei ihrer unnachahmlichen Tiefe doch voll Klarheit und Einfachheit. Dr. Lange sagt über ihren äußern Werth: „Die Innigkeit und Festlichkeit des christlichen Gefühls schafft sich bei ihm oft die reinsten und holdesten Formen, die an Göthe's Dichtungsformen erinnern.“

Ganz fassen und verstehen wird Tersteegen's Lieder nur—wie er selbst sagt—„ein Gemüth, das durch die Abtödtung seines Fleisches, seiner Sinnen, seiner Affecte, seiner Begierden und seines Willens sehr innig, geistlich und stille gemacht, wie auch durch Verläugnung der mannigfaltigen Ueberlegungen der Vernunft sehr vereinfältigt und kindlich geworden ist.“

Die Melodie: *cis cis cis cis h h*, ist von Joachim Neander zu seinem Liede: „Wunderbarer König“ erfunden und steht schon in der ersten Ausgabe seiner Bundeslieder vom J. 1680. Die erste Strophe dieses Neander'schen Liedes heißt:

„Wunderbarer König,
Herrscher von uns allen,
Laß dir unser Lob gefallen:
Deines Vaters Güte
Hast du lassen triefen,
Ob wir schon von dir wegtriefen.
Hilf uns noch,
Stärk' uns doch,
Laß die Junge singen,
Laß die Stimme klingen.“

So erhaben und majestätisch auch die Töne dieser Melodie die Größe Gottes preisen, so ist sie doch nie recht zu allgemeinen Gebrauch gelangt.

31) Mein Heiland nimmt die Sünder an.

Gedichtet von dem frommen Lehr als Hofmeister der Fürstin von Anhalt-Köthen; er war nicht lange zuvor durch des Herrn Gnade vom eitlen Welt-sinn zur Liebe Jesu Christi bekehrt worden, wobei er oft und viel auf den Knieen um die Gnade Gottes rang und Tag und Nacht nach ihr thränete.

Im J. 1733 erschien das Lied zum ersten Mal in den Köthnischen Liedern und wurde sogleich mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen.

Ein Gelehrter, der dadurch nachdrücklich erweckt wurde, ließ es mit einem wohl- abgefaßten deutschen Gedichte besonders abdrucken.

Schon am 2. Mai 1739 sang es der churbrandenburgische Stallmeister Moritz Christian von Schweinitz wenige Stunden vor seiner seligen Auflösung mit großer Bewegung seines Herzens. Man hat Nachrichten aus Ostindien und Amerika, Dänemark und Lithauen, sowie aus andern Orten, daß es zehn Jahre nach seinem Erscheinen schon in verschiedene fremde Sprachen, auch in die Tamulische übersezt worden ist, so daß ein Freund davon schreiben konnte:

„Das ungemaine Lied: Mein Heiland nimmt die Sünder!
Singt man in Ost und West den armen Kindern für,
Und also wissen es auch überall die Kinder.“

(Bündlein der Lebendigen von Bürkman, 1748.)

Besonders gern sang oder betete man dieses Lied Malefikanen vor ihrer Hinrichtung vor, was Manchen zu großer Erweckung und Trost gereichte. So sollte der große Brandstifter Johann Grimm, gebürtig aus dem Anhalt-Röthen'schen, welcher im Jahr 1798 einen großen Theil der Stadt Basel in Asche gelegt hatte, im J. 1801 hingerichtet werden. Seinem Beichtvater, der ihn hiezu vorbereitete, gelang es, ihn gründlich zu bekehren, indem er ihm dieses Lied vorlas und an's Herz legte. Vor seinem Gang zur Richtstätte erklärte er sodann: „Wenn Gott mir Kräfte verleihet, so will ich noch vor meinem Rabenstein bezeugen: „Ja! Jesus nimmt die Sünder an, auch die, so durch Galgen und Rad sterben,“ und will jedes Mutterkind warnen, daß es sich vor dem Jammer, den die Sünde bringt, hüte und an meinem Exempel spiegle.“ So that er auch, und als er auf das Schaffot stieg, zog er sein Lieblingsbüchlein hervor, das dieses Lied enthielt, und übergab es dem ihn geleitenden Prediger, mit der Bitte, es dem Gefangenwärter zum Gebrauch bei künftigen armen Sündern zu übergeben. (Basler Sammlungen. 1801.)

Es gab nämlich ein kleines Büchlein, in welchem die zwei Lieder abgedruckt waren: „Mein Heiland nimmt“ und „Ja, Jesus nimmt die Sünder an.“ Von diesem steckte einmal im Sommer des Jahres 1796 ein lediger Bruder aus der Herrenhuth'schen Gemeinde zu Gnabau, als er nach Hessen reiste, mehrere Exemplare zu sich, um sie da und dort zum Trost bekümmelter Seelen, wenn er dergleichen anträfe, vertheilen zu können. Er stiftete damit reichen Segen, namentlich bei einer alten Bauersfrau, die er auf einem einsamen Hofe fand und die ihm klagte, sie möchte gerne selig werden, sie habe aber so viele Sünden begangen, daß sie glaubte, Gott könne ihr dieselben nicht vergeben. Als er ihr nun die Gnade des Herrn pries und eins jener Trostbüchlein reichte, las sie mit großer Begierde: „Mein Heiland nimmt die Sünder an,“ und rief dann mit einem Male, süßen Trostes voll: „Ach Gott! auch mich?“ (Basler Sammlungen 1797. S. 125 f.)

Der 5te Vers war einst das letzte Wort eines auf dem Todtbett noch zur Erkenntniß seiner Sünden gelangten Mannes, wobei er die Worte kaum noch heraushauchen konnte. So erzählt der schleswig'sche Pastor Tramsen, der

nicht genug beschreiben kann, wie rührend dies gewesen, und noch beifügt: „Ich kann nichts Schöneres begehren an meinem Ende, als einen freundlichen Jesusblick, der mir andeutet: Ich will die großen Sünder annehmen. Durch einen solchen Blick wird auch mein Sterbensblick freundlich werden und mein Auge wird unter Freudenthränen brechen.“

(Basler Sammlungen. 1829. S. 109.)

Die Melodie aus Es Dur, es b e b a s g f es, findet sich zuerst im Anhang des W. Ch. von 1744, so wie auch im Ch. von 1777.

Die Melodie aus Es Dur, b es d es c b a s g, von Knecht (Thl. I, 598) im Jahre 1795 erfunden und in das W. Ch. von 1798 aufgenommen, in welchem die alte ganz wegließ, hat sich als die leichtere und melodiereichere Weise fast aller Orten in W. eingebürgert, weshalb es nicht recht war, daß sie im Choralbuch von 1828 weggelassen wurde.

Noch eine dritte Melodie giebt es von J. G. Hille, der um's Jahr 1739 Cantor in Glaucha war. (Thl. I, 448), (g c a g d d f e.)

32) Herz und Herz vereint zusammen.

Das edle, herzliche Gemein- und Bruderlied der Herrenhuter, worin sich der brüderliche Liebesinn dieser Gemeinde herrlich abspiegelt.

Es ist vom Grafen Nik. L. v. Zinzendorf im J. 1725 in der ersten Sammelzeit der Brüdergemeinde gedichtet, als sie immer mehr Leute aus allen Religionsparteiern um die mährischen Brüder am Hutberg zu sammeln begannen. Er wollte in jener Zeit des Streitens und Zankens um dürre Glaubensformeln und Lehrsätze Christen verschiedener Bekenntnisse als Brüder vereinigten. Als er deshalb mit den Leuten über diese Vereinigung sprach, wurden im Zimmer dreißig verschiedene Ansichten laut, deren jede Recht haben wollte. Da bat er um Stille und fragte jeden Einzelnen, ob er nicht ein Sünder sey und durch Jesu Leiden selig zu werden hoffe. Jeder bejahte das, und darauf fuhr er fort: „So sind wir ja Alle in der Hauptsache Eins und können uns darauf brüderlich verbinden; das Andere wird sich finden.“ In diesem Sinne dichtete er das herrliche Bundes- und Litzeslied und trieb vor Allem die Kernlehre von der verfühnenden Kraft des Todes Jesu. Das weckte die thätige Bruderliebe, und von dieser getrieben erboten sich später, als die neue Gemeinde noch keine 600 Glieder zählte, alsbald zwei Brüder, als Missionäre zu den Negerflaven nach Westindien zu ziehen, wenn sie auch selbst sich als Sklaven sollten verkaufen lassen müssen.

In diesem Sinne schrieb Zinzendorf auch einmal an den koptischen Patriarchen in Kairo, der ihn im J. 1759 in einem freundlichen Schreiben um nähern Bericht über die Geschichte und Lehre der Brüderkirche gebeten hatte: „Johannes hat uns das Testament Jesu in seinen letzten Reden und Geboten auf dem Wege zum Leiden hinterlassen. Das ist unser Kirchenplan. Unser großer Plan bleibt immer die Erfüllung des hohenprieesterlichen Gebets Jesu (Cap. 17), „daß sie Alle Eins seyen.“

Für die einzelnen Gedanken dieses Liedes lassen sich aus dem Lebensbilde Zinzendorf's selbst köstliche Züge zur Beleuchtung und Versiegelung anführen:

Zu Vers 1: „Er das Haupt, wir seine Glieder“ —
Er der Meister, wir die Brüder.“

Zinzendorf war weit entfernt, das Haupt in der ganz durch ihn gegründeten Gemeinde seyn zu wollen. L. v. Schrautenbach schreibt von ihm: „Es ist ihm zur Ehre, daß er die Gemeinde auf die Wahrheit, auf den Heiland, nicht auf sich selbst erbauet hat. Unter seiner Hand war die Sache, die ihm Alles war und die ohne ihn nicht geworden seyn würde, entstanden. Er aber hat nie sich selbst nur zum Mittelpunkte derselben gemacht, sondern auch die ihn über Andere erhebende Achtung, die seine höhere Erfahrung oder ein höherer Grad im Christenthum ihm hätte erwerben können, nie benützt, vielmehr hat er aller Unterscheidung widersprochen und die vollkommene Gleichheit aller Glieder behauptet. „Kein Unterschied ist zwischen uns Allen,“ sagte er, „vorausgesetzt, daß wir Kinder Gottes sind, und keine Heuchler, keine Leute, die sich angemacht haben, Glieder seines Leibes zu seyn, ohne daß sie als solche durch den heil. Geist verfestet sind; vorausgesetzt, daß wir alle einen himmlischen Beruf und die Hoffnung haben, daß, wenn es zu der Auflösung unserer sterblichen Glieder kommt, dieselben unfehlbar in seinem Arm und Schooß erblassen und wir aus dem Leibe direct in die Freude fahren werden. Wenn wir zu einer solchen Erwartung Grund haben, so sind wir alle gleich, — und wenn wir vor den Heiland treten, ihm unsere Mängel, Schwachheiten und überbleibendes Elend zu bekennen, so haben wir ihm, ich und Ihr, einerlei zu erzählen.“

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Die Lehre von der Person Christi, entwickelt aus dem Selbstbewußtseyn Christi und aus dem Zeugnisse der Apostel von Wolfgang Friederich Geß, theologischem Lehrer an der evangelischen Missionschule zu Basel. Basel, Bahmaier's Buchhandlung (C. Deitloff 1856).

Dies Buch beschäftigt sich mit dem Mittelpunkt aller Probleme des christlichen Glaubens, mit der Person des Gottmenschen. Der Verfasser geht nicht aus von irgend einer hierüber festgesetzten kirchlichen Lehre, sondern einfach von dem Wort der Schriften des Neuen Testaments in seiner Fülle, doch auch das Alte Testament mit zu Rathe ziehend. Er giebt uns keine weitläufige kritische Excursionen über die Quellen in den Kauf, sondern nimmt die Schrift an als die treue untrügliche Zeugin, obwohl da und dort vereinzelt Bemerkungen einfließen, die für die Frage nach Verfassern und Verfassungszeiten neutestamentlicher Schriften nicht ohne Gewicht sind. Den Glauben an die Schrift als das Wort Gottes im Herzen fragt er: Was sagt da Christus über sich selbst? was sagen, die da von ihm zeugen, über ihn? Wir haben somit eine Darstellung neutestamentlicher Lehre von der Person Christi vor uns. Auf diese Seite beschränkt sich das Buch, abweisend, was der Lehrdarstellung des Werkes Christi unmittelbar zugehört oder mit ihr passender in Verbindung gebracht wird.

Es sind fünf Hauptabschnitte, in denen der Verfasser seinen Gegenstand erschöpft. Zuerst wird erörtert der Begriff der ewigen Gottessohnschaft Christi nach dem Selbstzeugniß des Herrn und nach den hierauf bezüglichen apostolischen Zeugnissen, wobei natürlich Paulus und Johannes besondere Bedeutung haben. Diese Zeugnisse des Herrn von sich

und der Apostel von ihm werden sofort zusammengehalten; die Geschichtlichkeit und Beweisraft des Selbstzeugnisses Jesu wird beleuchtet und hätte nach unserer schwachen Meinung aus innern Gründen noch stärker beleuchtet werden können. Dann schiebt der Verfasser die Lehre Jesu betreffend die Persönlichkeit des heil. Geistes hier ein, weil sie für die Lehre von der Person Jesu selbst wieder von Bedeutung ist und erörtert dann in der Lehre von der ewigen Zeugung des Sohnes das Verhältniß des Sohnes zum Vater. Der zweite Hauptabschnitt handelt vom Sohne Gottes auf Erden, also von der wirklichen Menschheit des irdischen Jesus, von seiner Sündlosigkeit und Zeugung durch den heil. Geist und von der Offenbarung der Gotteherrlichkeit an ihm während seines Erdenwandels. Im dritten Hauptabschnitt wird nach den Schriftzeugnissen die himmlische Herrlichkeit des verklärten Jesus, die Mitaufnahme der Menschheit in die Verherrlichung und die Wirkungsweise des verherrlichten Jesus erörtert. Im vierten handelt es sich von der geschichtlichen Entwicklung des Sohnes Gottes, von der Fleischwerdung des „Logos“, von der Lebensentwicklung des Sohnes vom Fleischwerden bis zur Verherrlichung und von der Verherrlichung des Sohnes. Der letzte, der fünfte Hauptabschnitt handelt von der Menschwerdung des Sohnes und der Trinität, er verhält sich abschließend zum Ganzen und ist der Natur der Sache nach wesentlich theosophisch in des Wortes edelstem Sinne.

Wir sehen, daß alle die bedeutungsvollsten Fragen, die das Geheimniß des Gottmenschen betreffen, hier und zwar auf Grund einer eingehenden Schriftforschung ihre Erörterung finden. Weil der „Schriftbeweis“ die starke Seite des Buches ist, hätten wir beinahe einen Andern der darin erläuterten Schriftstellen für wünschenswerth erachtet. Gelehrter Apparat ist da nicht viel gegeben, aber Beweis genug, daß der Verfasser ihn wohl hätte geben können, wäre es ihm darum zu thun gewesen. Man wird aber darum auch nicht von so viel und vielerlei Autoritäten überwältigt, womit in neuester Zeit gar viel Praugens in der lieben Theologie gemacht wird und wodurch dem Schein meistens viel mehr als der Wahrheit gedient ist. Die Forschung trägt durchaus in unserem Buche den Stempel der Selbstständigkeit und einer klaren Bemeisterung des reichhaltigen Stoffes. Die Sprache ist, besonders bei der Behandlung eines so tiefen, schwierigen Gegenstandes musterhaft einfach und klar, und da hinzukommt, daß das Buch gar nicht mit kalter, wissenschaftlicher Gleichgültigkeit gegen sein hohes, heiliges Thema geschrieben ist, sondern mit dem Hauch der innigsten Theilnahme, mit der Wärme persönlicher Liebe, so nehmen wir um so mehr Anlaß, es nicht nur Theologen vom Fache, sondern auch den gebildeten Laien angelegentlich zu empfehlen. Es werden hier so manche Punkte beleuchtet, die das gläubige Gemüth immer wieder beschäftigen und die, obwohl mit dem Mittelpunkt der christlichen Heilslehre so innig verbunden, doch kaum geeignet sind, auf der Kanzel specieller erörtert zu werden, wo man ein gewisses Erkennen derselben mehr bei Allen voraussetzt, als man die so manchen Einzelnen wünschenswerthe Belehrung geben kann. Denkende Christen, die sich selbst über ihr Haben und Sollen im Glauben an Christus Rechenschaft geben wollen und manches Punktes sich vergewissern möchten, dürfen getrost dieses Buch sich vertraut machen und sie werden dankwerthe Aufschlüsse finden. Bei der Selbstständigkeit und Gründlichkeit desselben kommt ihm aber nicht minder Bedeutung für die Theologen zu. Mit allen Ehren steht es neben den hierher gehörigen Arbeiten eines Liebner, Hofmann, Thomasius u. A. Wird jetzt in Deutschland so viel polemisiert, und mitten aus der Polemik heraus oft sogar vorzeitig practicirt und mit längst fertigen Werkstücken kurzweg aufgebaut, so verdienen Arbeiten, die in solchem Geiste die alte, heilige Wahrheit frisch vom ewigen Borne bringen, doppelte Beachtung. Ist das Wort Gottes überhaupt das Brod des Lebens, so ist es dies in ganz besonderem Sinne für den Theologen und die Theologie, die eine lebendige bleiben kann nicht durch die bloße, unvermittelte Befahrung des abgeleiteten, sondern durch die Bestätigung aus dem Ur-Zeugniß. Kommt dem Buche um dieses seines erzetischer und aus der Erzeße dogmatisch aufbauenden Gehaltes willen

Bedeutung zu, so wird es zugleich durch die ihm zu Grunde liegenden und da und dort heraustretenden Anschauungen über Erkenntniß des Ewigen, über das Wesen des Glaubens überhaupt anregend. Möge es denn viele fleißige Leser finden und den Zweck erreichen, dem es dient, zu verherrlichen Den, der selbst sagt: „auf daß sie Alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren“ (Joh. 5, 23).

Germany, its Universities, Theology and Religion, with Sketches of Neander, Tholuck, Olshausen, Hengstenberg, Twisten, Nitzsch, Muller, Ullmann, &c. By Philipp Schaff, D. D., Professor in the theol. Sem. Mercersburgh, Pennsylvania. Philadelphia. Lindsay and Blakiston. 1857.

Aus einer Reihe von Mittheilungen im New York Evangelist ist dies Buch hervorgegangen; der Verf. hat dieselben hier bedeutend erweitert und giebt einen sehr reichen Ueberblick des Lebens und der Lebendigen im ganzen gegenwärtigen evangelischen Deutschland. Uns ist in englischer Sprache durchaus nichts über Deutschland Erschienenes bekannt, was entfernt sich mit diesem ebenso instructiven als unterhaltenden Werke vergleichen könnte. Allerdings segen manche Parteien desselben eine speciellere Kenntniß deutscher Zustände überhaupt und des Entwicklungsganges der deutschen speculativen und theologischen Litteratur in's Besondere voraus, um gehörig verstanden und gewürdigt zu werden. Allein es ist keine bedeutendere Erscheinung des kirchlichen und wissenschaftlichen Gebietes des evangelischen Deutschland's, der nicht hier ihre gebührende Stelle angewiesen wäre und englische Leser werden hier manche Winke in kurzen Worten erhalten, die ihnen das zur Beurtheilung vieler deutscher Zustände und Lebensregungen nöthige Licht geben. Je mehr ein mit den vielen hier besprochenen Verhältnissen, Tendenzen, Parteien Vertrauter die Schwierigkeit erkennt, stets mit dem rechten billigen Maaß abzuwägen und von rein unbefangenen Standpunkte aus zu urtheilen, um so mehr wird er dem Billigkeitsfinne Gerechtigkeit widerfahren lassen, von welchem der Verf. sich leiten ließ, obwohl dessen Vorliebe für die reformirte Kirche nicht zu verkennen ist, was jeder Leser des Buches in Rechnung bringen wird. Dinehin bietet derselbe hier kein im strengen Sinne des Wortes wissenschaftliches Werk, wenn schon ein äußerst belehrendes und auch für deutsche Leser höchst anziehendes. Er läßt die wichtigsten Erscheinungen aus der Gegenwart vor uns treten, zeigt ihren Zusammenhang mit der Vergangenheit, ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander und führt uns in einer äußerst familiären Weise bei den hervorragenden Persönlichkeiten ein. Das Buch wird einem sehr großen Kreise derer, die an Deutschland und seiner Theologie und Kirche Antheil nehmen, die willkommenste Lectüre bieten.

Katechismusauslegung aus Dr. Luther's Schriften und den symbolischen Schriften, zusammengestellt von E. G. W. Reyl, Pastor der evangel. luther. St. Paulsgemeinde in Baltimore. New York, gedruckt und zu haben bei S. Ludwig. 1857. 2r Band.

Dies ist die Fortsetzung des schon im Kirchenfreund 1854 im Märzhefte angezeigten Werkes. Wir verweisen auf das dort Gesagte. In diesem zweiten Bande werden die drei Artikel des zweiten Hauptstückes behandelt. Auch hier ist eine reiche Ausbeute aus dem Studium besonders der Schriften Luther's gegeben. Doch ist natürlich Niemand dies Studium durch solche disjecta membra zu ersetzen, so wenig als sich an etlichen herausgerissenen Steinen ein ganzer Bau erkennen läßt. Auch will uns scheinen, daß der Verf. zu willkürlich aufnimmt und wegläßt. Z. B. ist die Lehre von der Person Christi und dem Verhältniß der zwei Naturen ungleich weitläufiger behandelt, als die vom Werke Christi. So wird Christus Jr. 275 u. 277 erläutert als König und Priester; der Prophet hat da

keine Stelle gefunden (Luth. W. Walch XX 2579 ff. u. a. a. D.). Auch gegen die Stoffordnung wäre Manches zu erinnern. Am wenigsten, betreffend Klarheit und Vollständigkeit, hat uns die Behandlung der Lehre von der Kirche befriedigt. Das Alles bestimmt aber dem Buche Nichts von seinem Werthe, der in der Hülle von Gedanken liegt, die es dem bietet, der mit dem Katechismus als Lehrer oder zur Selbstförderung umgeht.

Kirchenchronik.

Protestantismus.—England. Eine in England vielgelesene Zeitschrift, Fraser's Magazine, brachte vor Kurzem einen sehr charakteristischen Artikel über das Predigen und die Prediger jenes Landes, welcher die Predigtmanier des bekannten C. H. Spurgeon schildert, die außerordentliche Anziehung, welche dieser kaum 22 Jahre alte Redner auf die Volksmasse ausübt, zu erklären sucht und zugleich einen merkwürdigen Aufschluß darüber giebt, warum die Predigten namentlich vieler Episkopalprediger gar nicht geeignet seyen, die Leute in die Kirchen zu locken. Bei Herrn Spurgeon's Predigtweise dürfe man nicht sowohl von einer nachhaltigen Wirkung, als von augenblicklicher Anziehung reden. Es handle sich auch nicht um die freilich oft monströsen und absurden Lehren, sondern um die Manier. Diese sey in hohem Grade vulgär, ungeziemend bis an's Profane. Hr. Spurgeon sagt selbst in der Vorrede zu von ihm herausgegebenen Predigten, daß er von der gewöhnlichen Predigtart abgewichen sey, was aber keiner Entschuldigung bedürfe; er habe das Recht, die Sprache zu wählen, die Eindruck mache, und England sey ein Land, wo man gerade heraus reden dürfe. Demgemäß findet sich Vieles bei ihm nach Art des Folgenden: „Sieh hier! Deine Seele ist dem Teufel verpfändet; Christus zahlt das Lösegeld, du fassest Glauben und holst keine Seele aus dem Pfandhaus!“ „Wenn Christus im Himmel wäre, und es sehlte ihm ein Zuwel an seiner Krone und der Teufel hätte sie, wie der rufen würde: Aha, Du Fürst des Lichts und der Herrlichkeit, Ich habe einen von Deinen Zuweln; Du bist wohl für den Mann da gestorben, aber erlösen hast Du ihn doch nicht können!—Da würde er seine Lust über diesen Himmelerben haben, ihn emporhalten und rufen: Das ist Einer der Erlösten! für den starb Christus!—Dann ihn wieder in die Feuerwogen tauchen und sagen: Da, du Erkaufster! Sieh, wie ich den Sohn Gottes um das Seine bringe!“ Ueberhaupt scheine Hr. Spurgeon ungemein viel vom Teufel, Hölle und Höllequal zu wissen, spreche aber auch in den ordinairsten Ausdrücken von Gott und Gottes Gedanken, den Geheimnissen des Himmels u. s. f. Betreffend Predigen und Prediger sagt er: „Predigen ist etwas Anderes als hinschauen und schwagen, als hätte Einer den Engel Gabriel vor sich; oder über ein trockenes Manuscript hin murmeln, oder einen Vicar schicken statt selbst kommen, oder in schönem Talar hochfliegende Speculationen preisgeben, oder mit Bischofshänden ein schönes Stück Gebet umschlagen u. s. f.“ „Wer kann sagen, welcher Platz in der Hölle heiß genug ist für den, der wider die Prediger Schwachworte redet?“ Bisweilen wird Herr Spurgeon wüthig: „A man sits down in self-sufficiency, thinking I can do all that. O blessed day, when God directs his shot against that! I know, I hugged that old idea a long time, with my cans, cans, cans; but I found my cans would hold no water; all I put in ran out.“ Von sich selbst redend meldete Herr Spurgeon nach dem Unglücke in Surrey Hall: „Ich werde dort wieder predigen; Gott wird dort Gnadensiegel geben; des Teufels Reich soll mehr als je zittern.“—Doch genug hiervon. Der vor uns liegende Artikel stellt nun der eigenthümlichen

Erfcheinung der außerordentlichen Anziehung dieses Namens gegenüber die in der bischöflichen Kirche herrschende Predigtmanier und gewisse hierin herrschende Uebelstände. An Hrn. Spurgeon sollen die Prediger eine Lection lernen. Das sey gewiß, daß bloße Vulgarität seiner Popularität nicht zu Grunde liege. Der Mann aber sey in dem, was er sage und thue, voll Eifers, Ernstes; er gebe sich ganz daran hin, er fasse mit Klarheit seinen Gegenstand auf, er bereite sich tüchtig vor und besonders gebe er als Prediger sein Eigenes. Leider sey nicht zu leugnen, daß man in England durch Tiraden gegen Juden und Papisten leicht als Prediger populär werde. Aber im Ganzen sey die Wirkung der Predigt der englischen Geistlichkeit gering. Das Wort Predigt selbst sey ein Spottname für jede langweilige Unterhaltung geworden. Der Fehler liege nicht an zu großer Länge, nicht an Mangel theologischer Kenntnisse, auch nicht an Eloquenz, auch nicht an schlechtem Styl, sondern besonders am Mangel der Vorbildung für das eigentliche Predigtausarbeiten. Dazu fehle es ganz an der Vorbereitung und Anweisung. So falle den Anfängern im Amte die Sache schwer und daher komme für Viele die Versuchung, von andern Quellen zu holen, was des eigenen Denkens und Studirens Frucht immer seyn sollte. Daher fehle dann auch so oft das rechte Leben, die natürliche Wärme, in der allein das Herz zum Herzen redet. Es sey kein Zweifel, daß in England in den 11,000 Pfarochien des Landes Sonntag auf Sonntag eine Menge Predigten gehalten werden, dem Anscheine nach des Predigers eigene Arbeit, in Wirklichkeit aber das Werk bezahlter Predigtfabrikanten, die ihr Handwerk nicht einmal im Verborgenen treiben, sondern ihre Predigten in den Zeitungen anzeigen und zu bestimmten Preisen verkaufen. Man möchte zweifeln an der Wahrheit dieser Angabe, aber die im Artikel abgedruckten Zeitungsannoncen lassen leider keinen Raum für solchen Zweifel. Es werden angeboten „lithographirte Predigten, garantirt, daß sie aus sehen, wie ein Manuscript, zum Preis von 9 Pence bis zu 15 Schilling.“ Anderswo sind „einfache Predigten das Stück zu Einem Schilling“ zu haben. Wiederum zeigt ein „Magister der freien Künste“ an, daß er „nicht blos Predigten ganz für Andere schreibe, sondern auch bereit sey, Anderen ihre Predigten zu verbessern.“ Predigten werden so angeboten fortlaufend für die Monate des Jahres, für alle besondern Zeiten des Kirchenjahres, für besondere Gelegenheiten. In einer Anzeige finden wir beigefügt: „von einem erfahrenen Geistlichen; einfach im Styl, doch lebendig und eindringlich; in der Lehre evangelisch, aber mäßig, nur von den Hauptlehren des Heils handelnd.“ Andere Manuscript-Predigten werden empfohlen, weil sie „sehr leserlich“ geschrieben seyen. Ja, man kann auch Predigt-Manuscripte lehnungsweise gegen mäßige Bezahlung haben. Es wird auch weislich durch seine Arrangirung dafür gesorgt, daß die nämlichen Predigten nicht so leicht zu gleicher Zeit in gleicher Gegend gehalten werden, ein Kunstgriff, der indessen nicht immer das erwünschte Resultat hat, wovon traurige Beispiele zu erzählen sind. Dieser Predigthandel gehe nun in England „im Großen und ohne Gewissensscrupel“ vor sich. Da werde nun Sonntag auf Sonntag so mancher Prediger belobt für Predigten, die er gar nicht verkauft hat. Schlimme Folgen eines solchen Verfahrens seyen aber unvermeidlich. Es sey kein Wunder, daß meistens der Vortrag solcher fremden Arbeit todt, langweilig, seelenlos ausfalle. Die Gemeinden fühlen den Mangel gut genug und darum werde hier die Kirche leer, dort aber, wo ein feuriger Geist in frischer Lebendigkeit aufstrete, fühle Alles sich angezogen.

Es ist wohlthuend, nach diesem Allem zu hören, daß solche elende Betrügerei denn doch nicht die Sache der Mehrheit der Geistlichen der anglikanischen Kirche ist. Schlimm genug aber ist es immerhin, daß ein solcher Predigthandel existirt und wohl nicht ohne Vortheil für die Verkäufer. Also muß es Abnehmer geben. Was nun auch die Entschuldigungsgründe seyn mögen, es ist nicht zu rechtfertigen, daß ein Mann eine fremde bezahlte Predigt als seine eigene Arbeit vor die Gemeinde bringt und wir hätten dies in England am wenigsten erwartet.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang X.

Juni 1857.

No. 6.

Christenthum und Theater.

Vor Kurzem ist das beinahe Unerhörte gehört worden, daß ein englischer evangelischer Geistlicher, wenn wir nicht irren in New York, sich öffentlich dahin äußerte, daß der Besuch des Theaters eine erlaubte und unschuldige Recreation sey und daß die Bühne, würde sie mehr unter den Einfluß der besseren Klassen der Gesellschaft gestellt, von den ihr jetzt anklebenden Verderbnissen gereinigt und als geselliges Unterhaltungsmittel nützlich gemacht werden könnte. Diese von solcher Quelle kommenden Aeußerungen waren ganz geeignet, die Kundgebung sehr entgegengesetzter Urtheile zu veranlassen; christlich gesinnte Leute nahmen Anstoß; Weltleute freuten sich, daß ihnen ein Zugeständniß gemacht worden sey und seßen sich gerechtfertigter in den Tempel der Mimik und aus demselben gehen denn zuvor, vielleicht ohne die Bedingungen, welche jene Aeußerungen enthielten, mit unbedingtem Ernste zu beherzigen.

Daß das Theater eine Macht im gesellschaftlichen Leben ist und seit undenklicher Zeit war, das kann nicht geläugnet werden. Mimische Vorstellungen finden wir in den urältesten Zeiten, bei den verschiedensten Völkern; man möchte schließen, daß sie etwas von der menschlichen Natur selbst nicht zu Trennendes, hauptsächlich mit dem Nationalleben Verbundenes seyen. Die Eigenheiten der Völker spiegeln sich wie in der Dichtkunst, so in der mimischen Darstellung des Dramas. Es ist in der Gegenwart kein christliches Volk, ja, keine große Stadt in der weiten Christenheit, die ohne Bühne wäre. Man hat zwar an Orten, wie in Genf, in Schottland, während der Herrschaft puritanischer Sittenstrenge den Stab über das Schauspiel gebrochen mit demselben heiligen Eifer, mit dem die Christenheit der ersten Jahrhunderte einst die heidnischen Schauspiele, diese pompa Diaboli, verwarf. Allein es scheint, daß man selbst in den von puritanischen, gesetzlich strengen Grundsätzen getragenen Ländern sich jetzt auf das Sonntagsverbot der Schauspiele beschränkt. Von den Kanzeln wird gewöhnlich noch immer vielfach auch gegen Theaterbesuch geeifert, allein die Opernhäuser werden fleißig besucht und mit ungeheuren Kosten erhalten, und zwar gar nicht blos von Denen, welche die Kirche nicht

besuchen oder nicht Glieder christlicher Gemeinden sind. Leute, die sonst nicht zu den Leichtsinrigen und irreligiösen zu rechnen sind, machen sich aus dem Theaterbesuch kein Gewissen, trotz all' der sehr wohl begründeten Einwürfe, die dagegen erhoben werden. Der jetzt verstorbene König von Preußen, der allgemein für einen gottesfürchtigen, gegen sich selbst strengen Mann gehalten wird, hat enorme Summen auf's Theater, besonders auf's Ballet verwendet. Die Theater zu verbieten, daran denkt gegenwärtig keine Regierung in christlichen Ländern. Sie sind ja in Deutschland wie in römisch-katholischen Gebieten überall selbst am Sonntag offen und werden von den höchstgestellten Personen besucht. Der Kreis, der in christlichen Völkern aus religiös-sittlichen Beweggründen sich völlig des Theaterbesuchs enthält, ist ein im Verhältniß zur Gesamtbevölkerung nur sehr kleiner.

Dies Alles beweist, daß das Theater einen mächtigen Halt an der menschlichen Natur genommen hat und daß es ein Bedürfniß der Gesellschaft geworden ist. Und doch läßt sich nicht leugnen, daß die sehr ernsten Anklagen, die gegen dasselbe erhoben werden, keineswegs widerlegt sind. Reden wir nicht von dem Theater vergangener Zeiten. Die sittliche Bedeutung der griechischen Tragödien, die schon Aristoteles so wahr zu würdigen wußte, hier zu erörtern, würde uns viel zu weit führen. Die Rohheit vieler Schauspiele des Alterthums, besonders des römischen, Hand in Hand gehend mit der Entartung der Römer, bedarf keines Nachweises und findet nirgends Rechtfertigung. Es handelt sich für uns um die unmittelbare Gegenwart mit ihren Schäden und Bedürfnissen, um die Erörterung dessen, was uns Pflicht ist, was als ächt christlicher Grundsatz unser Verhalten hierin reguliren muß.

Daß die Religiosität unter dem Volke von Seiten des Theaters keine Förderung erhält, das ist wohl allgemein zugegeben. Man hat leicht sagen, das Theater sey auch gar nicht dazu da. Das meint denn gewöhnlich nichts Anderes, als: die Religion ist Etwas für sich und so auch das Theater, und die beiden haben Nichts mit einander zu schaffen. Beide sind auch im allgemeinen Bewußtseyn so weit von einander getrennt, daß besonders jedes Anstreifen theatralischer Darstellung an irgend etwas positiv Christliches den Zuschauern überhaupt zuwider ist, z. B. jene 7te Scene im V. Act in Maria Stuart. Hieran zeigt sich deutlich, daß ein Widerspruch zwischen Bühne und Kirche zum Bewußtseyn kommt und sich unmittelbar auf grelle Weise kund giebt. Man hilft dadurch, daß man solche Auftritte in der Aufführung gewöhnlich umgeht. Hier ist auch zu erinnern an das ganz allgemein feststehende Urtheil, daß Prediger, die unmittelbarsten Repräsentanten und Diener der Kirche, das Theater gar nicht besuchen sollen. Wirft man ein, das Religiöse bestehe doch gar nicht bloß im Kirchlichen, so ist das derselbe Einwurf, den die dem Christenthum Entfremdeten immer bringen gegen entschieden christliches Bekenntniß. Sie sagen, mit den heiligen Wahrheiten, die auch die Kirche predige, zu denen der innerste Mensch zustimmen müsse, seyen sie ganz einverstanden, aber die Kirchensprache lassen sie, die sey veraltet, unförmlich. Das heißt doch nichts Anderes als:

„Laßt nur euer entschiedenes Bekenntniß der positiven Lehren des Christenthums weg; wir wollen damit nichts zu schaffen haben, wir halten uns an gewisse Punkte, die ihr uns nicht erst als wahr anrathen dürft, aber die Form, die ihr für diese einfachen Dinge habt, die Dogmen, diese abgelebten Schalen brauchen wir nicht.“ Das ist eben doch am Ende nur ein unzweideutiger Abfall von der Religiosität, die christlich heißt und ist und sich mit Nichts in der Welt vertauschen noch ersetzen läßt. Die Bühne muß sich somit an einen schwachen Niederschlag von religiöser Wahrheit halten, sie muß principiell vom positiv Christlichen absehen mitten in der Christenheit, sie dient selbst dazu, um die Bedeutung desselben für uns abzuschwächen und sie appellirt an Motive, die von dem, was Schrift und evangelische Predigt lehrt, himmelweit verschieden sind. Man denke hier etwa nur an Lessing's Nathan. Hier also spiegelt sich gerade am Charakteristischen der dramatischen Poesie und der Bühne unserer Zeit jene Kluft, welche zwischen christlichem und humanitärem Bewußtseyn eingetreten ist und größer und größer zu werden droht. Man weiß, daß auch das Schauspiel früher im Dienst der Kirche stand; lokale Spuren davon finden sich jetzt noch in katholischen Ländern, z. B. in Südbayern auf dem Lande. Allein wie die Kunst überhaupt, so ist auch die mimische vom kirchlichen Einfluß emancipirt, was mit Indifferenz gegen das eigenthümlich Christliche zusammenfällt. Weit entfernt, religiöses Leben zu fördern, wird die Bühne das specifisch christliche Leben vielfach untergraben, einer vom Christlichen ganz verschiedenen Weltanschauung in die Hände arbeiten und mit der reichen, glänzenden Fülle ihrer Darstellungsmittel den Schein einer Wirkung auf die Gemüther hervorrufen, den Tausende den ernsten Realitäten, die man in schlichtem Gewande in der Kirche zu hören und zu fassen bekommt, in kläglicher Selbsttäuschung vorziehen. Es ist wahr, daß viele Hunderte von Zuschauern dieser Einflüsse auf ihre vielleicht sonst anerkannten Grundsätze nicht bewußt werden; allein es ist auch wahr, daß gerade darin selbst schon ein großes Gebrechen ihrer eigenen Erkenntniß zu Tag kommt. Wenn nun dieses in unserer Zeit überhaupt so beliebte Kostrennen des specifisch Religiösen von andern Lebensgebieten an sich überall gefährlich ist, weil die Religion in ihrer centralen Bedeutung für das ganze Leben und alle seine Entwicklungsstufen darin nicht gehörig erkannt wird, so haben wir hier ein ganzes, weitgreifendes Gebiet, auf dem sich sehr viele und bedeutende Kräfte verzehren, welches eine unberechenbare Wirkung auf Tausende und zwar gerade auch aus den Gebildeten ausübt und welches der Einwirkung christlicher Grundsätze bis auf ein Minimum entzogen ist.

Sehen wir aber vom Verhältniß des Theaters zum biblischen und kirchlichen Christenthum ab und fassen wir nur seine sittliche Bedeutung in's Auge. Wir wollen es nicht mit Lächeln aufnehmen, wenn Manche für die hohe moralische Bedeutung der Bühne schwärmen. Stellt man sich nicht mehr auf den Standpunkt christlicher, biblischer Principien, so muß man doch an ein natürliches Sittenrecht glauben und dann hat man es leicht, die Bühnen dar-

stellung, abstract d. h. ohne die ihr gewöhnlich in der Wirklichkeit anklebenden schädlichen Nebeneinflüsse gefaßt, als einen Hebel öffentlicher Sittlichkeit anzupreisen. Diese Frage nach der moralischen Bedeutung des Theaters ist auch nicht mit der Antwort abzufertigen, daß Kunst und Sittlichkeit zwei verschiedene Gebiete seyen, die nicht gemischt werden sollten. Schiller hat bekanntlich der Autonomie der Kunst besonders das Wort geredet und die Beherrschung derselben durch moralische Tendenzen bekämpft. In seinem Aufsatz „über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ sagt er, die wohlgemeinte Absicht, das Moralischgute überall als höchsten Zweck zu verfolgen, die in der Kunst schon so manches Mittelmäßige erzeugte und in Schutz nahm, habe auch in der Theorie ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künsten Günst und Ehrfurcht zu verschaffen, vertreibe man sie auf diesem Wege aus ihrem eigenthümlichen Gebiete. Schiller selbst ist aber weit entfernt, darum das Schaffen oder das Genießen eines Kunstwerkes von der Sittlichkeit losreißen, emancipiren zu wollen. Er behauptet vielmehr, daß die Kunst gerade in ihrer wahren Freiheit, wenn sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllt, einen wohlthätigen Einfluß auf die Sittlichkeit haben kann. Das erinnert uns an den Gesichtspunkt, von welchem schon Aristoteles ausging, daß die sittliche Wirkung der Tragödie darauf beruhe, daß sie das Gemüthsleben in seinem tiefsten Grunde bewege, daß sie reinigend auf die Leidenschaften wirke.

Indessen handelt es sich bei uns nicht um das Verhältniß der Kunst und der Sittlichkeit überhaupt, auch nicht um Theorien und Abstractionen, sondern um das Theater und um seinen sittlichen oder unsittlichen Einfluß und zwar ist die Frage nicht die: was könnte etwa das Theater leisten? sondern: was leistet es in der Gegenwart und in Wirklichkeit?

Es ist charakteristisch, daß Göthe, der uns im Faust wissen läßt, daß „ein Komödiant einen Pfarrer lehren könne, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist,“ ganz ehrlich sagt (Ueber deutsches Theater): „Das Theater hat drei Hauptgegner, die es immer einzuschränken suchen: Die Polizei, die Religion und einen durch höhere sittliche Ansichten gereinigten Geschmack.“ Ja, er sagt, es sey „im modernen bürgerlichen Leben, wo durch Religion, Geseze, Sittlichkeit, Sitte, Gewohnheit, Verschämtheit und sofort der Mensch in sehr enge Grenzen eingeschränkt ist, eine merkwürdige und gewissermaßen sonderbare Anstalt.“ Jene drei Gegner vereint sind wahrlich bedenklich. Plato hat bekanntlich von der Dichtkunst überhaupt für die Sittlichkeit nichts Gutes erwartet, die Dichter aus seinem Idealstaat ausgeschlossen. Von dem antiken Marcellus meldet uns Valerius Maximus, daß diese Stadt in den besten Zeiten ihres Bestandes um der öffentlichen Sittlichkeit willen keine mimischen theatralischen Darstellungen geduldet habe. In Rom, wo es die gute Sitte nicht geduldet hatte, daß Frauen selbst auf der Bühne auftraten und wo Männer die Frauenrollen übernahmen, kam im Geleite des Verfalles der Zucht und Sittlichkeit die krankhafte Sucht nach Schauspielen aller Art auf; panem et circenses wollte ein um moralische Kraft und bürgerliche Frei-

heit gekommenes Geschlecht. Cardinal Richelieu hat es nicht zu verdecken gesucht, daß er in Paris das Schauspiel mit ungeheuren Kosten beförderte, um durch diese Unterhaltung den müßigen Pöbel zu beschäftigen und ihn vom Interesse an politischen Dingen abzuziehen. Daß in frühen Zeiten Kirchensammlungen unter der Drohung der Excommunication den Christen den Besuch der Theater verboten, fällt nicht auf. Mehr aber, daß J. J. Rousseau, der gewiß kein Algorist war, leider gar nicht in der Praxis, aber auch nicht in der Theorie, und der selbst Musik für theatralische Aufführung componirte, als Citoyen de Genève, ein Buch schrieb, worin er mit vielen, besonders aber auch sittlichen Gründen sich gegen den Gedanken, in jener Stadt ein Theater zu gründen, auf's entschiedenste ausspricht. Er hebt besonders auch hervor, daß namentlich in kleinen und mittelgroßen Städten Schauspielhäuser den schlimmsten Einfluß äußern müssen. Mat hat es dem deutschen Volke in neuester Zeit mit Recht vorgeworfen, daß sein ganz maasloses Interesse an Schauspiel, Schauspieldichtern und Schauspielern eine große nationale Schwäche verrathe, da der Geist mit nichts Ernsterem und Größerem sich bethätige. Hierher gehören jene Worte in Hagenbach's „Deutschem Protestantismus“ (Ausg. I, p. 155): „Eine Nation ehrt sich selbst, indem sie ihre großen Geister hochhält; aber es ist am Ende doch ein unfreiwilliges Armuthszeugniß, wenn in Ermangelung positiverer Gegenstände eines allgemeinen Antheils heute Schiller und Göthe, morgen Göthe und Schiller, und so abwechselnd in's Unendliche das große Thema bilden müssen, wenn man im größeren Theile von Deutschland keine andere Doffentlichkeit als die von Schauspiel, Oper und Concerten kennt und die Begebenheiten der Schaubühne wie Ereignisse bespricht. Und stehen wir nicht in Gefahr, allmählig auch noch geistig auszutrocknen?“ Das wurde vor etwa zwölf Jahren, als ein gewisser Idealismus Kunst und Speculation vergötterte, geschrieben. Jetzt schon ist die Frage beantwortet und eine durchaus geistlose, materialistische Weltanschauung hat sich vieler Taufende bemächtigt.

Daß ein nicht sehr günstiges Urtheil über den sittlichen Einfluß der Theater überhaupt auch in unserer Zeit feststeht, das läßt sich auch aus der Ansicht abnehmen, welche überall unter uns über den Schauspielerberuf stattfindet. Das hohe Ansehen, welches einzelne Mimen genießen, rettet den Stand als solchen nicht vor einer gewissen Geringschätzung. Der Enthusiasmus, mit welchem bisweilen die ersten Sterne der Bühnenkunst erhoben werden, daß eine tolle Menge in New York die Pferde vom Wagen einer Fanny Elsler nahmen, um ihn selbst zu ziehen, eine trunkene Schaar in Frankfurt a. M. aus ihrem Schuß tranken, schadet dem Stande in den Augen der Vernünftigen mehr, als er ihm nützt. Auch im Alterthum ruhte auf ihm eine gewisse Verachtung. Als ein römisches Ritter, der besonderes mimisches Talent hatte, einmal Julius Cäsar zu Lieb auf der Bühne auftrat, so hatte er die Ehre seines Standes beeinträchtigt, seine Standesgenossen rückten von ihm weg, als er wieder auf die Ritterbänke sich setzen wollte, und es half ihm wenig, daß Cäsar ihm

augenblicklich den Ring, das Symbol des Ordens, wieder zusandte. Und woher ergänzt sich die Schauspielertroupe heute? Gewöhnlich aus den Kindern des eigenen Standes, oft durch Leute, die in anderem Berufe Schiffbruch litten. Wo ist sonst eine Familie, die es gerne sehen würde, daß Söhne und Töchter aus ihrem Schooße sich dem Theater widmen? Es ist da im Wege nicht bloß die herrschende Ansicht gegen den Stand als solchen, sondern auch die Größe der sittlichen Gefahren, die mit ihm unzertrennlich verbunden sind. Daß viele Einzelne, die der Bühne sich widmen, von dem Urtheil, das oft über den Stand überhaupt gefällt wird, auszunehmen sind, darf nicht vergessen werden. Viele Glieder desselben gehören der römischen Kirche an in allen Ländern der Christenheit. Auch waren die der evangelischen Confession Angehörigen aus demselben in frühern Zeiten bei weitem nicht so entkirchlicht, als sie es jetzt meistens sind. In einer deutschen Stadt lebte vor vielen Jahren ein bedeutender Mime, der sonntäglich seine Kirche besuchte. Als aber der vorherherrschende orthodoxe Ton dem rationalistischen wich, blieb der Mann fortan aus der Kirche weg und erklärte sich gegen einen Freund mit der bezeichnenden Bemerkung: „die Kerls haben keine Farbe mehr!“ Es ist auf römisch-katholischer Seite leichter als auf evangelischer, Glied der Kirche und des Theaterpersonals zu seyn. Der ganze Beruf des Schauspielers scheint sich mit einer ernst-sittlichen Auffassung des Lebens nicht zu vertragen, während am Skulptor, am Maler, am Componisten von Fach Niemand Anstoß nimmt. Prediger haben immer eine sehr unangenehme Aufgabe, wenn sie selbst bedeutenden Bühnenkünstlern Grabreden halten sollen. Kein erheblicher Moralist, mag er das Recht des mimischen Darstellens als Aeußerung einer Kunstfertigkeit auch anerkennen, nimmt das Wort dafür, daß ein Mensch aus dem Theater seinen Lebensberuf machen soll. Sagt doch Schleiermacher, daß selbst aus der großen Menge derer, die ihr ganzes Leben der Dichtkunst gewidmet haben, nur wenige hervorragen, von welchen man nicht sagen könne, daß sie moralisch untergegangen seyen, und dann seyen es nur diejenigen, deren Dichten vom Religiösen ausging oder sich daran besonders knüpfte. Richard Rothe (Ethik, die bes. Socialpflichten § 955) nennt es eine allmählig zu beseitigende sittliche Anomalie, daß ein besonderer Beruf dramatischer Künstler unter uns besteht. Das Mißtrauen der öffentlichen Meinung gegen denselben entsiehe aus den Folgen, welche die dramatische Praxis, weil sie als ein besonderer Lebensberuf betrieben wird, in der Regel nach sich zieht. Wir dürfen wohl auch fragen, was für ein Vater, welche Mutter, was auch ihre ästhetische Bildung sey, willig einen Sohn, eine Tochter die theatralische Laufbahn einschlagen sehen. Mit Recht wurde vor einiger Zeit der öffentliche Unwille angeregt, als eine große Kinderschaar sachmäßig zu Bühnendarstellung verwendet, den Familien, Schulen, der Kirche entzogen wurden. Alle diese Dinge dürfen auch von denen, die mittelbar durch Besuch das Theater fördern, nicht außer Acht gelassen werden. Theilnahme oder Nichttheilnahme werden ein unzweideutiges Für oder Wider anzeigen.

Man wird uns nicht ohne Grund entgegenhalten, daß ein großer Unterschied unter den theatralischen Darstellungen stattfindet und daß es unbillig wäre, sie alle mit demselben Urtheil zu verwerfen. Wir können das zugeben. Doch wird das zuvor Gesagte dadurch nicht entkräftet. Das Bedenklichste ist gewiß das Ballet und zwar für Schauspieler und Spielschauer. Auf jener Höhe steht die Masse der daran sich Ergößenden gar nicht, daß sie die Feinheit, die Nichtigkeit des Mienen- und Geberdenspieles kritisch zu würdigen wüßten. Die Sache läuft also eben auf einen Augenschmaus, auf Sinnlichkeitsreizung hinaus. Es ist kein ästhetisches Vergnügen in reinem Sinne des Wortes. Bei dem allgemeinen geringen Grade der vorhandenen öffentlichen Sittlichkeit kann also von solchen Darstellungen nichts Gutes erwartet werden. Es ist der grellste Widerspruch, von den Leuten strenge Sittlichkeit gefeßlich fordern und solche nach Maßgabe des sittlichen Standpunktes der Meisten höchst gefährliche Darstellungen gefeßlich erlauben. Man braucht gar kein Pedant und Rigorist zu seyn, um an dem Wohlgefallen, womit gerade der Haufe der Ungebildeten und die leichtsinnige Jugend solchen Darstellungen zuläuft, keinen Gefallen zu finden. Die Bilder, welche hier auf die Phantasie wirken, überherrschen mit allem Reiz des Schönen, Sinnlichreizenden das Gefühl für das Gute, Heilige, die Stimme des Gewissens. Allerdings ist dem Reinen Alles rein. Aber wer sind denn diese Reinen? Selbst der Verstand findet keine rechte Beschäftigung. Dies findet schon mehr statt bei dem Lustspiel. Hier aber ist es ja der Sache selbst nach auf nichts Anderes abgesehen, als durch Spielen lustig zu machen, Lachen zu erregen. Wir sind weit entfernt, Lust und Lachen verurtheilen, verbännen zu wollen und das affectirt ernste, steife, seelenlose Benehmen, die Kopfhängeret, womit Manche sittlichen Ernst an den Tag legen möchten, für Christenthum zu halten. Murisaber führt in den Tischreden (Walch XXII, 2278) ein sehr mildes Urtheil Luther's über Komödien an, der sagt, wollte man sie um mancher in ihnen enthaltenen Dinge willen überhaupt nicht lesen und spielen, so dürfte man um derselben Ursache willen auch die Bibel nicht lesen. Aber es ist immerhin bei dem anzunehmenden Grade der vorhandenen Sittlichkeit sehr fraglich, ob nicht bei der komischen Behandlung sittlicher Gebrechen das sittliche Gefühl selbst abgestumpft wird. Vieles, was immer ernst und würdig vor uns stehen sollte, wird da vor uns gering und lächerlich behandelt. Man sagt wohl, daß man nur Das scherzend, humoristisch auffasse, wozu man doch eine gewisse Hochachtung mitbringe, man könnte es gar nicht spielend verkleinern, wenn es uns nicht als eine Größe entgentreten würde. So hat die römische Kirche ihr Ostergelächter, ihre Esels- und Narrenfeste gehabt. Sie ist freilich eine hierarchische Macht dabei geblieben. Aber um ihre wahrhaft sittliche Würde und Wirkung war es dabei geschehen. Es ist etwas Protestantisches, etwas aus dem Schriftwort in die protestantische Weltanschauung Eingedrungenes, ächt Evangelisches, die Sünde recht ernst anzuschauen, ernst zu bekämpfen. Die Romik läßt uns das Verwerfliche viel zu sehr als ein Belustigendes erscheinen, als daß darunter

die Sittlichkeit der Belustigten nicht leiden sollte. Selbst die Strafe tritt eben oft als eine Lächerin auf und verfehlt die Wirkung beim Zuschauer. Das Aesthetische ordnet sich dem Sittlichen über und das ist's, was namentlich bei der sittlichen Durchschnittsbildung der Theatergeher gefährlich werden muß.

Es wäre unbillig, zu verkennen, daß es sich mit dem eigentlichen Drama und der Tragödie anders verhält. Besonders die Wirkung der Lectoren auf das Gemüth ist eine durchaus andere, tief ernste und neben der Gewalt der hier sich offenbarenden sittlichen Mächte muß das sinnliche Element, das Vehikel für den Gedanken, bei Weitem in den Hintergrund treten. Vergessen wir aber nicht, daß Tragödien und gerade die klassischen es gar nicht sind, wodurch ein Theater sich hält. In einem sehr bedeutenden Tragödianten nimmt das Publikum gewöhnlich noch viel mehr Interesse, als an der Tragödie selbst. Schaubühnen, welche die Darstellung klassischer Dichterwerke sich zur Aufgabe machen, bedürfen besonders in Deutschland der bedeutendsten besondern Unterstützung aus den Kassen der Fürsten. Um die Bänke für eine Tragödie zu füllen, bedarf es gewöhnlich einer Attraction, die mit der Hauptsache eigentlich gar Nichts zu thun hat. Das deutsche Theater ist ohnehin so kosmopolitisch geworden wie das deutsche Volk, das seine eigene nationale Schwäche darin verräth. Man fabricirt Stücke aus dem Französischen, Englischen. Mit Poffen und Operetten zieht man die Leute an, um die Kasse zu füllen. Auch zeigt sich eine große Schwäche darin, daß man das Beste versucht, der Phantastie der Zuschauer durch prachtvolle Scenerien, kunstvolle Maschinen, Effecthatsereien aller Art nachzuhelfen und Futter zu geben. Die Leute wollen recht eigentlich Spectakel haben. Das haben wir besonders dem schiefen, französischen Romanticismus zu danken; von daher hat überhaupt nie weder Kunst noch Sitte wahrhaft gewonnen. Aber das französische und englische Theater ist vielmehr national als das gegenwärtige deutsche. Wie könnte es auch anders seyn? In Amerika ist ein Anfang zu einem Nationaltheater gemacht. Hierzu ist besonders auch die dramatische Darstellung des Uncle Tom zu rechnen, die an die wichtigste Nationalfrage anknüpft und sehr viele bedeutende sittlich-religiöse Elemente aus der Wirklichkeit unserer Zustände in sich aufnimmt. Die höhere Kunstkritik mag daran Vieles zu tadeln finden. Aber als ein Zeichen der Aufnahme nationaler Interessen der Gegenwart in die Bühnendarstellung ist die Erscheinung nicht ganz bedeutungslos.

Doch — wie verhält es sich denn eigentlich mit der sittlichen Wirkung scenischer Darstellung der besten reinsten Tragödie? Wir antworten mit der andern Frage: wird ein Christ, der weiß, wodurch allein an uns gebessert wird, von daher für sich, für die Welt sittliche Besserung erwarten? Sagt nicht, auf das kommt es hier nicht an; ihr habt gar kein Recht, irgend einmal oder an irgend einem Orte die sittliche Frage zu einer Frage von secundärer Bedeutung zu machen. Freilich thun das die Meisten; das aber ist eben der Jammer. Indessen wird man uns sagen, wer eine Tragödie überhaupt würdigen kann, der kommt nicht auf den Gedanken, daß sie etwa keine bedeutende

sittliche Wirkung habe; er kann das Kunstwerk nur um seines hohen sittlichen Gehaltes willen genießen. Richtig. Das aber ist eben der Grund, warum die Masse der Menschen nach Tragödien viel weniger fragt, als nach Singspielen und Poffen. Und wenn die Tragödien nur alle wären, wie der Schiller'sche Wallenstein-Cyclus; oder die Dramen wie Wilhelm Tell, wie Iphigenie auf Tauris oder wie Torquato Tasso. Aber man denke nur an Faust — welche Gemeinheit neben der Genialität! Da wird man an das Wort des französischen Kritikers erinnert: Nous instruons un moment, mais nous avons long temps seduit. Le remede est trop foible et vient trop tard.

Neben wir aber nur von besten Tragödien und von der sittlichen Wirkung ihrer Darstellung, so wird es freilich sehr schwer seyn, dieselbe irgend bemessen zu wollen. Daß das Lesen solcher Dichtungen, vorausgesetzt, der Leser stehe selbst auf einem richtigen sittlichen Standpunkte, sittlich heilsam anregen kann, das bedarf keines besonderen Beweises. Hat doch selbst Spener, den Niemand so leicht laxer moralischer Gestinnung anklagen wird, einem Freunde geschrieben: „Die Komödien, wie sie jetzt gehalten zu werden pflegen (nachdem ich von Andern höre, denn ich habe in meinem ganzen Leben kaum drei gesehen), verabscheue ich mit Dir. Jedoch wenn sie auf die Weise verfaßt und vorgetragen würden, wie unser Andreas Gryphius einige seiner Tragödien geschrieben hat, würde ich anders von ihnen urtheilen. Denn aus der Lesung derselben erinnere ich mich, einen nicht geringeren Sporn zum Guten empfangen zu haben, als aus der Lectüre der besten andern Bücher. Ja, wenn in einer zweifelhaften Sache, aus welcher einige Gefahr zu fürchten schien, Muth zu fassen war, fühlte ich mich durch das Lesen seiner Catharina von Georgien mit neuer Kraft gestärkt“ (aus Cons. lat. II., 94; bei Hoffbach, 2te Aufl. p. 92. 93). Die edelste Seite am antiken griechischen Geiste bleibe uns unentzündet ohne die Tragödien eines Sophokles, Aeschylus, Euripides. Der Fluch des Bösen, die ewige Majestät des Gesetzes und Rechtes, die Wichtigkeit individueller Kraftäußerung gegen die objectiven Mächte des Lebens, der Kampf und Triumph des Wahren, Guten, der Conflict einseitig vertretenen sittlicher Principien — alle diese in das Leben eingreifenden Gedanken treten mit intensiver Verwirklichung in der Tragödie vor uns, wir werden mit der Gewalt der dichterischen lebensvollsten Darstellung im innersten Grunde unserer sittlichen Natur angeregt und die Form, die farbenreiche Hülle tritt für uns mehr und mehr hinter den ersten, ergreifenden Inhalt, den Geist, die That und Wahrheit zurück. Je höher das Verständniß der Tragödie, desto reiner der Genuß, desto tiefer die sittliche Anregung, die sie uns gewährt. Nicht als ob ein Christ dächte, es werde dadurch irgend die wahre Umwandlung des Herzens bewirkt; aber es ist schon viel gewonnen, wenn der Leichtsinrige ernster in das Leben blicken lernt, wenn ihm hier mit dem Effecte genialer Production Wahrheit, die er in der Zerstreuung des Lebens selbst oft übersteht, vor die Seele gestellt wird, wenn der Wirkung eines höheren Lebensgeistes, der nicht aus Menschen kommt, nicht entgegengearbeitet wird.

Allein hier ist eben eine Gefahr, die wir nicht übersehen, über die wir uns nicht täuschen wollen. Jene Nührung und Erschütterung, die uns die Tragödie besonders bei guter scenischer Darstellung verursacht, ist doch gewöhnlich von keiner nachhaltigen Wirkung. Es ist eben die Sympathie des Zuschauers, die durch die Repräsentation der Spieler und des Dichters in ihm mit überwältigender Macht rege wird, aber ihn völlig im Stiche läßt, wenn er in der Wirklichkeit des Lebens selbst in reinem, edlem, sittlichem Geiste handeln soll. Da sahen wir Leute im Theater Thränen vergießen aus Mitgefühl für Gebilde der künstlerischen Phantasie, die im Leben selbst für das Elend ihrer Brüder Nichts thun mögen; da schwärmen sie für einen Helden und die von ihm vertretene Idee, die doch in der rauhen Wirklichkeit oft vor jeder Aufgabe der Selbstverleugnung zurückschrecken. Da ist der Ort, wo der Ueberschuß von Sentimentalität, von krankhaftem sich Versenken in ein ganz unreelles Leid, den Mangel an ächter, kräftiger Sittlichkeit, der sich im Leben kund giebt, am meisten verräth. Aber diese Gefühlsregung, die mit der Erkenntniß des Ideengehaltes der Tragödie selbst sehr oft nur das Geringste zu thun hat, gilt der Menge als ein unwiderleglicher Beweis ihres eigenen moralischen Werthes und doch ist sie sehr oft aller wahren Lebenskraft so bar, als das Froschpräparat, das unter dem Einfluß des galvanischen Stromes zuckt, des wahren Lebens bar ist. Und das sind die Leute, die aus der Bergpredigt und vom Kreuz auf Golgatha oft Nichts mehr lernen zu können meinen, deren Kirche das Theater geworden ist, die man in keine Predigt, zu keiner ernstern Sammlung des Gemüthes, zu keinem ruhigen Nachdenken über sich und die Aufgabe ihres Lebens und den Zustand ihrer Seele bringen kann. Hier würden sie zu ernstern Werk an sich und der Welt aufgerufen. Dort geht eine Reihe von bunten Bildern an ihnen vorüber, sie sitzen ruhig vor „den Brettern, die die Welt bedeuten“ und schauen einem Kampfe zu, dem sie im Leben selbst sich zu entziehen wissen.

Was sind unsere Theater? Die Unterhaltung der Müßigen, die sich die Langeweile des Abends da verkürzen. Man sieht und wird gesehen, man dient der Eitelkeit und freut sich eines Sinnenreizes, der für die Meisten gefahrbringend werden muß. Wie Wenige sind es, die ein tüchtiges Urtheil über den ästhetischen Werth der Dichtung oder der mimischen oder musikalischen Darstellung fällen können! Die Menge sucht Zeitvertreib. Und Wer wird leugnen wollen, daß Relaxation dem Geiste und dem Körper Bedürfniß ist? Aber daß unser Theater, so wie es ist mit allen seinen gewöhnlichen Anhängseln und Associationen, sehr viel Böses stiftet, den Leichtsinns nähert, eine falsche sittliche Weltanschauung fördert, mit seinem Spiel und Phantastieanregung das ernstere Denken bei Vielen hemmt, das ist auch unlängbar. Da ist die Unterhaltung theuer erkauft. Es leuchtet ein, daß ein Christ, der sein Verhalten nicht dem Gesetze der Bequemlichkeit accommodiren will, allerdings sich ernstlich zu fragen hat, ob er auf irgend eine Weise, durch Beispiel und Theilnahme unter diesen Verhältnissen die Sache der Theater fördern darf.

Spener hat hierüber mit der ihm eigenen Mäßigung ein Wort gesprochen, welches die rechten Gesichtspunkte bezeichnet: „Es ist mit den theatralischen Vorstellungen eine solche Sache, da ich mir selbst in meinem Gewissen nie kein Genüge thun können. Wie sie in'sgemein gehalten werden, wird's unstreitig ein sündlich Wesen seyn, welches aber fast von den Umständen herkommt, und zähle ich sie in solcher Bewandniß unter die weltlichen Eitelkeiten, wie Tanz und Anderes dergleichen. Wo ich aber aus Gottes Wort zur Ueberführung des Gewissens darthun sollte, daß sie an sich selbst Sünde seyen, bekenne ich, daß ich damit aufzukommen mir nicht getraute, ob ich wohl auch auf der andern Seite deroeselben Behauptung nicht auf mich zu nehmen wüßte. Daher ich nichts anderes Gründliches dagegen fast aufzubringen wüßte, als den Verlust der edlen Zeit, die Gelegenheit zum Bösen und den jezigen allgemeinen betrübten Zustand, da wir auch sonst erlaubte Ergöghlichkeit billig zu mäßigen haben. Indessen sind's noch keine solche Argumente, welche die Sache selbst innerst ergreifen. Was ich hingegen von Andern gesehen, hat mir in meinem Gewissen bisher noch nicht genug gethan. Daher ich Diejenigen, welche ihr Christenthum ihnen einen Ernst wollen seyn lassen, allein davon abwarne, sonderlich weil sie sich auch alles bösen Scheines enthalten sollten. Welche aber auch im übrigen Leben meistens in der Welt stecken, die traute ich nicht hauptsächlich in diesem Stücke zuerst anzugreifen, sondern ich meinete, ich müßte erst in andern offenbaren Stücken suchen, sie zur Erkenntniß zu bringen, daß ihnen die Lust insgesammt zu aller Eitelkeit vergehe, da sonst etwa die übrigen Stücke, in denen fast Alle ohne Widerspruch fortgehen, ebensowohl Zeitverlust sind und Schein des Bösen geben. Daher ob sie von den Komödien abgebracht würden, ehe die Wurzel in den Herzen getilgt, sorge, daß doch wenig damit ausgerichtet wäre.“

Das Theater und was damit zusammenhängt läßt uns ein großes Gebiet erblicken, auf welches das Christenthum in der Gegenwart kaum den geringsten Einfluß äußert. Und doch—welche Summen verschlingt dies Gebiet alljährlich in christlichen Ländern, wie viele Kräfte und Talente sind ihm gewidmet, wie viele Tausende zieht es in den Kreis seiner Wirkungen allabendlich herein! Es ist nicht damit gethan, daß wir kurzweg den Stab darüber brechen, daß wir ihm überhaupt alles Recht der Existenz absprechen. Eine Moral, welche damit zu helfen sucht, daß sie das Recht der Ausbildung und Ausübung eines Talentcs um des Mißbrauchs willen rundweg leugnet, ist auch bald mit der Mimik fertig und sollte dem Tragödiendichter selbst das Handwerk legen. Aber sie wird sich in Inconsequenzen verwickeln und nach willkürlich angenommenem Maasstab theoretisiren, statt die sittliche Natur des Menschen in ihrer Allseitigkeit begriffen und ihr Ziel in Heiligung und Verklärung statuirt zu haben. Und doch ist überall an uns in allen Verhältnissen so Vieles, das wir in das Gebiet des Darstellens rechnen müssen und was darin seinen Zweck erreicht, sein Leben erweist, seine ganze Berechtigung in sich trägt. Hier ist der Ort, wo die Mimik mit dem gewöhnlichen Daseyn in allen seinen Momenten ver-

knüpft ist. Der mimische Künstler entwickelt diese Seite unseres Wesens zu besonderer Kunstfertigkeit. Die dramatische Dichtung und musikalische Composition im Zusammenhang mit ihr findet der Natur der Sache nach ihre volle Verwirklichung nur in der scenischen Darstellung, in der öffentlichen Aufführung. Eben damit ist die Berechtigung des Theaters an sich, von obgenannten Nebenbeziehungen abgesehen, allerdings erwiesen. Aber übersehen, gering gemacht können die furchtbaren ihm in Wirklichkeit anklebenden Schäden nicht werden. Nur wer den ästhetischen über den sittlichen Standpunkt der Betrachtung stellt, wird dem Theater, wie es ist, das Wort reden wollen. Und hier handelt es sich um einen Einfluß auf die, die auf der Höhe der Bildung stehen, sowohl wie auf die untern Schichten der Gesellschaft. Was für jene ein edler Kunstgenuß heißen mag, wird auf diese bei einer weit geringeren sittlichen und intellectuellen Ausbildung eine ganz andere, ja, oft eine entschieden verderbliche Wirkung haben. Vor Allem ist das jetzige Theater für die Jugend gewöhnlich ein Treibhaus böser Triebe und keine Schule der Sittlichkeit und des mit dem Guten und Wahren vereinbaren und vereinten Schönen; und in diesem Sinne gilt's wahrlich in vollstem Ernste, was Göthe im Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters (1821) gesagt hat:

Was heute fröhlich macht, was heute rührt,
Nicht flüchtig wird's vorbeigeführt,
Was heute wirkt, es wirkt auf's ganze Leben!

Eine Reform des Theaters würde eine Reform der öffentlichen Sittlichkeit voraussetzen. Jenes ist stets der Reflector von dieser gewesen. Alle Vorschläge, die nur das Theater für sich im Auge haben, werden darum nicht zum Ziele kommen, obwohl die Polizei als Präventivjustiz vielmehr Böses verhüten könnte, als sie gewöhnlich verhütet. Aber auch sie ist ein Kind ihrer Zeit. Wie der Einzelne sich gegen diese mit unserem gekünstelten socialen Leben so eng verkettete Kunstanstalt, das Theater verhält, wird vom Verhalten seines Gewissens, vom Grade seiner sittlichen Erkenntniß abhängen. Die Kirche darf, trotz der außerordentlichen Schwierigkeiten, die da im Wege stehen und der Unmöglichkeit unmittelbarer Einwirkung von ihrer Seite, sich nicht indifferent gegen diese Seite von Kunstleben verhalten. Wir schließen mit einem Worte, welches der ebenso streng sittliche als tief wissenschaftliche C. J. Nitsch in dieser Hinsicht ausspricht (Prakt. Theol. I. p. 342): „—eine jede Kunst, die es wirklich ist, und jedes gemeinsame Darstellen, welchem eine menschliche Anlage, ein Talent zum Grunde liegt, haben sittliche Zulassung und Bedeutung. Hiervon ist nicht einmal der Tanz, viel weniger das Schauspiel ausgenommen. Die Kirche als Lehre und als specielle Seelsorge hat in dieser Hinsicht in Gemeinschaft mit der Sittenlehre zu verhüten, daß die der leiblichen Entwicklung dienbare Kunst sich den Künsten des Geistes gleichstelle, daß irgend welche Kunstübung sich an die Stelle der Totalität der sittlichen Bestimmungen setze, und zum Cultus, zur Religion hinaufschraube, am meisten dies, daß der Form-Sinn die sittliche Bedeutung des Inhalts vergleichgültige, oder die Scheinkunst zur Herrschaft gelange, welche dem wollüstigen Reize vielmehr als der Darstellung der Idee des Lebens gewidmet ist.“

Philadelphia.

W. J. M.

Der achte deutsche evangelische Kirchentag, gehalten zu Lübeck im September 1856.

(Fortsetzung.)

Dr. von Bethmann-Hollweg erinnerte sofort daran, daß über Ort und Zeit des nächsten Kirchentags Beschluß zu fassen sey. In Beziehung auf den Ort fand sich keine Schwierigkeit, da die von Stuttgart aus ergangene Einsendung einstimmig angenommen wurde. Differirende Ansichten wurden laut betreffend die Zeit. Die Ausschüsse schienen der Meinung zu seyn, daß eine alljährliche Versammlung nicht Bedürfniß sey und die besonders dem Central-Ausschuß für die innere Mission zugewiesene Arbeit kaum in einem Jahre von demselben beendigt werden könne. Von dieser Seite wurde daher beantragt, daß der nächste Kirchentag erst im J. 1858 stattfinde. Hier fiel Pastor Mallet ein: Das ist der Anfang vom Ende! Dr. Wichern erinnert, daß er selbst beantragt habe in Frankfurt, man solle sich nur alle zwei Jahre versammeln; er habe das nicht aus Mangel an Vertrauen gethan, sondern weil er wisse, daß die Ausführung der hier gefaßten Beschlüsse bedeutende Zeit erfordere, um die Sache recht zu thun. Innere Kraft und Sammlung thue Noth, zweijährige Versammlung sey darum kein Rückschritt, sondern ein Fortschritt. Pastor Mayer aus Paris bemerkt, daß es nicht nur die gemeinsame Arbeit und die Dankbarkeit für das hier zu Lernende sey, die ihn hierher führe, sondern besonders das Bedürfniß der Gemeinschaft und der Wunsch, von ihr gegen die Welt Zeugniß abzulegen. Daher halte er jährliches Zusammenkommen für nothwendig. Dr. Saß erinnert daran, daß im vorigen Jahre der Kirchentag ausgefallen sey und dadurch nicht gelitten habe; der Hauptpunkt aber sey die schon erwähnte Menge der Arbeiten; je seltener Gesellschaften zusammenkommen, desto erfrischender seyen sie auch. Pastor Mallet ist noch nicht beruhigt. Man könne jetzt durch die Eisenbahnen so leicht persönlich zusammengeführt werden und einander in's Auge sehen. Jeder Kirchentag gewinne dadurch seine eigene Geschichte, die freilich nicht zu beschreiben sey. Der Kirchentag, habe man gesagt, sey zu doctrinär, die Deutschen überhaupt sitzen zu viel beim Tintenfaß und in dies schwarze Meer werde viel Gutes versenkt. Das wollen wir lieber einschränken, aber der Kirchentag muß jedes Jahr einen Tag haben. Dr. Nitsch meint, Enthusiasmus und Humor seyen an ihrem Orte etwas Schönes, aber Besonnenheit, Nachdenken, Erwägen aller Verhältnisse haben auch ihr Recht. Die Argumente für den alljährlichen Kirchentag beweisen ebenso gut, daß man ihn noch öfter halten sollte. Jetzt, da der Kirchentag in Gang gekommen sey, scheine eine weniger häufig wiederkehrende Versamm-

lung genügend, ja man dürfte davon für Form und Inhalt der Sache noch mehr Gelingen erwarten. Prof. Friese aus Kiel vertheidigt jährliche Kirchentage; man habe gesagt, die Zeiten seyen ruhiger als vor acht Jahren; es schiene ihm, sie seyen innerlich gährend, gewaltig arbeitend und erfordern öfteres Sichzusammenfinden. Seyen der Arbeiten zu viel, so möge man sie beschränken. Noch drückte sich Dr. Bethmann-Hollweg zu Gunsten einer nur nach zwei Jahren stattfindenden Versammlung aus. Zum Schluß wurde, da eine zweimalige Abstimmung Zweifel über die Entscheidung der Versammelten gelassen hatte, dem Gewissen der Ausschüsse überlassen, zu thun, was sie für das Angemessenste hielten.—Senior Dr. Lindenberg hält das Schlußgebet.

In der dritten, unter Leitung des Central-Ausschusses für die innere Mission gehaltenen Sitzung, den 10. Sept., trug, nachdem die Versammlung durch Pastor Rautenberg aus Hamburg mit Gebet war veröffentlicht worden, Dr. Bethmann-Hollweg als Vorsitzender den Bericht des Central-Ausschusses für die innere Mission vor. Er erinnert an den Ursprung der Sache; sie sey so alt, als die Kirche selbst. Ihr gelte das Wort: „Sey wacker und stärke das Andere, das sterben will.“ Es gewann neue Bedeutung, als mit dem Eintritt der Nationen in die Kirche der von der Gemeinde aus erst zu belebende Theil unendlich sich mehrte; so auch in unsern Tagen des Abfalles mitten in der Kirche. Als dessen bittere Früchte hervortraten, erweckte der Herr in seinen Jüngern auf's Neue den Trieb, das Verlorene zu suchen. Im Jahre 1848 auf dem ersten Kirchentage zu Wittenberg rollte Dr. Wichern vor uns das Bild des uns umgebenden Verderbens auf und der Entschluß entstand, in das Werk der rettenden, suchenden Liebe einzutreten. Der Central-Ausschuß wurde gegründet, vorhandene Arbeit zu verknüpfen, neue anzuregen. Er will mitarbeitend eintreten, wo sich Gelegenheit bietet, dienend, nicht herrschend. Er erkennt das von Gott verordnete Amt der Gemeinde an und glaubt, daß mit diesem vereint die Kräfte freier Liebe wirken müssen. Er hat in allen Gauen Deutschland's seine Agenten und freiwilligen Correspondenten und ihm verbundene Vereine. Nachrichten über seine und der ganzen innern Mission Arbeiten geben die „Fliegenden Blätter“ des Rauhen Hauses und besondere ausführliche Berichte. Hier aber werde kürzlich nur erwähnt, was in Ausführung der in Frankfurt gefaßten Beschlüsse und zur Fortführung der übrigen Arbeiten des Central-Ausschusses geschehen ist.—Die in einer Hauptversammlung zu Frankfurt a. M. vom Central-Ausschuß veranlaßte Berathung über die kirchliche Armenpflege wird demnächst Gegenstand eigentlicher kirchenamtlicher Verhandlungen werden, welche durch bald zu veröffentlichende Gutachten vorbereitet sind. Ein zweiter Gegenstand jener Verhandlungen zu Frankfurt war die Aufhebung der Spielbanken und des Lottos. Dieser Gegenstand wurde auf Befehl des Königs von Preußen durch den preuß. Gesandten beim Bundestag wieder angeregt, auch die Spielbank in Aachen seither geschlossen. Der Vortrag des Prälaten von Kapff,

gehalten zu Frankfurt, wurde seither in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet. Indessen hat der Antrag des Ausschusses noch nicht allgemeine Folge gehabt. Inzwischen hat der Central-Ausschuß beschlossen, den Protest gegen diese furchtbaren Uebel an jedem Kirchentage zu erneuern. (Dies geschieht sofort von der Versammlung unter allgemeinsten Zustimmung.)—Dem auf Durchführung einer Entlassung der Auswanderer aus ihrem heimatlichen Gemeindeverband durch einen kirchlichen Akt schon vom Bremer Kirchentag her gerichteten Verlangen ist von mehreren Regierungen bereitwillig entsprochen worden. Die von Prof. Dr. Schaff auf dem Frankfurter K. T. ausgesprochenen Wünsche gestatteten bisher die Aussicht der Erfüllung noch nicht. Es ist die Ausführung derselben den unter uns bestehenden Vereinen für die Deutschen in Nordamerika überlassen. Der Ausschuß richtete aber sein Augenmerk darauf, daß die Kirche ihre Pflicht gegen die Auswanderer nicht versäume, besonders nicht die Auswanderung Verlobter ohne kirchliche Einsegnung der Ehe gestatte und die Bemühungen hierin waren nicht ohne Erfolg. Auch sind nach Auftrag brüderliche Schreiben an die luther. und reform. Generalsynode in den Ver. Staaten so wie an den evangel. Kirchenverein des Westens und an die Brüdergemeinde gerichtet worden; auch batem wir, unsern Kirchentag mit Abgeordneten beschicken zu wollen. „Von der Brüdergemeinde ist bis jetzt noch keine Antwort erfolgt. Ein Schreiben des evangel. Kirchenvereins des Westens kreuzte sich mit dem unsrigen; die deutsche evangelische Kirche in Nordamerika hat uns durch die evangelisch-lutherische Synode in Pennsylvanien ihre Freude über die gereichte Bruderhand ausgedrückt. Das erfreulichste Resultat aber ist von Seiten der deutsch-reformirten Kirche erfolgt. Die um die Mitte des vorigen Jahres in der Stadt Chambersburg in Pennsylvanien gehaltene deutsch-reformirte Synode hat uns eine ausführliche Antwort zugehen lassen, in welcher sie sich im Allgemeinen in Uebereinstimmung erklärt mit der Wirksamkeit des Kirchentages, aber auch im Einzelnen christlich-evangelisch sorgen zu wollen verspricht für die Tausende, welche jährlich von uns ausgehen und jenseits des Oceans sich niederlassen. Von ihren 17 Missionaren wirken 11 an Missionkirchen für eingewanderte Deutsche, und die einheimische Missionsbehörde ist von der Synode beauftragt, in den größeren Hafenstädten Nordamerika's Agenten anzustellen, welche die deutschen Auswanderer bewillkommen und ihnen mit Rath und That an die Hand gehen sollen. Anknüpfend an dasjenige, was, wie erwähnt, unter uns geschehen, die Auswanderer durch einen gottesdienstlichen Akt aus ihrer Heimatgemeinde zu entlassen, hat die Synode beschlossen, in ihre Liturgie ein eigenes Formular aufzunehmen, um die Einwanderer auf ähnliche Weise feierlich zu empfangen, damit sie es empfinden, wie es dieselbe Kirche des Herrn sey, der sie angehörten, welche dort ihnen mit ihren Segnungen entgegenkomme. Ueberdies hat die Synode drei Abgeordnete erwählt, welche sie auf dem gegenwärtigen Kirchentage vertreten sollen, und ist mit mehreren der hervorragendsten Prediger der lutherischen und unirten Kirche in Verbindung getreten, um über

die Mittel eines engeren Zusammenschusses der evangelischen Kirchen diesseits und jenseits des Oceans zu berathen. Wir können nur wünschen, daß diese Berathungen zu dem angestrebten Ziele führen mögen und werden nicht unterlassen, alles, was in unsern Kräften steht, zu thun, damit dasselbe erreicht werde.* Noch erinnert der Bericht daran, daß manche Beschlüsse der in Frankfurt gehaltenen Special-Conferenz über Sonntagsfeier, Gefängnißwesen, innere Mission auf den Universitäten, Enthaltenssache, Jünglings- und Gesellen-Vereine in Erwägung genommen wurden, bei einigen zum Ergreifen praktischer Maassnahmen keine Gelegenheit gegeben war. Für die Enthaltenssache, sofern die Verminderung des Branntweingenußes damit verbunden ist, interessieren sich jetzt auch solche Kreise, die durch ihre Stellung ihren Beschlüssen nachhaltige Folge geben können. Das Herrenhaus in Berlin hat Anträge hierüber, die Baron von Senfft stellte, der Regierung zur Erwägung empfohlen; die vom Baron dabei gehaltene Rede wurde vielfach verbreitet, und sie hat Gründung neuer Enthaltensvereine veranlaßt. Ueber die Sache der Jünglings-, Gesellen- und Arbeiter-Vereine wird bei der Wichtigkeit dieses Gegenstandes ein besonderes Referat gegeben werden. Der auf dem Bremer K. L. angeregte Gedanke eines Andachtsbuches für Seeleute ist verwirklicht und ein unter den Auspicien des Central-Ausschusses verfaßtes „Evangelisches Andachts- und Gebetbuch zum Gebrauch auf Seeschiffen“ hat im vorigen Jahre die Presse verlassen. Betreffend die deutsch-evangelische Diaspora in Europa hat der Central-Ausschuß der Eisenacher Kirchenconferenz eine ausführliche Denkschrift überreicht, und es ist Hoffnung da, daß sie dem ihr vorgelegten Antrage des Berliner Kirchentages auf eine allgemeine deutsche Kirchencollekte zur Förderung und Erweiterung der Kirchen- und Schul-Einrichtungen der deutschen evangelischen Diasporanosen ihre einflußreiche Vermittlung werde angedeihen lassen. An einem Punkte, in Rotterdam, hat der Central-Ausschuß schon Veranlassung zur Eröffnung bestimmter Wirksamkeit gefunden. Es sind dort außer den Durchziehenden etwa 4000 Deutsche und ihnen wurde ein Geistlicher gesandt, sie wo möglich zu festem Gemeindeverbande zu sammeln. Bereits ist dort selbst ein Verein für die innere Mission unter den Deutschen gegründet. Von da scheint Anregung auf andere Städte, wie Haag, auszugehen. — Andere Unternehmungen des Central-Ausschusses, Ausbildung von Predigern, auch von Arbeitern aus den Laien für die innere Mission, die Führung der Barföher Waisenanstalt u. s. f. gehen nach Maassgabe der nicht bedeutenden Kräfte ihren geregelten Gang. Die Verbindung desselben mit einzelnen Freunden als Agenten und Correspondenten, so wie mit Vereinen ist fortwährend sehr förderlich; die Stellung zu den amtlichen Organen der evangelischen Kirche ist erfreulich und besonders findet ein Zusammenwirken mit dem preu-

* Wir geben diese Worte wörtlich abgedruckt.

sischen evangel. Oberkirchenrathe statt; auch mehrere Synoden in Preußen sind ihm hülfreich geworden. — Seine nach diesem Allem leicht zu ermessende Thätigkeit vollzieht der Ausschuß durch die vierzehntägigen Sitzungen der in Berlin ansässigen Glieder, so wie durch seine Quartalsitzungen und namentlich durch das unentbehrliche Secretariat. — Ein Centralfond findet sich nicht, aus welchem der Ausschuß durch Beiträge der andern Vereine Mittel empfänge. Die Ansprüche an ihn sind groß, die Mittel gering. Es sollten mehr Hülfvereine zur Unterstützung des Central-Ausschusses gegründet werden. —

Nun trug Dr. Wichern sein Referat vor „über den Dienst der Frauen in der evangel. Kirche. Er bestimmt denselben als Dienst für die Kirche, dessen wahrer Beweggrund in dem zu suchen sey, was die Kirche oder vielmehr ihr Herr für die Frauen gethan hat. Es haben sich an diesem Gegenstande in letzten Jahren die einsichtsvollsten, begabtesten Freunde der Kirche versucht. Ihre Arbeiten hierüber lehren den Umfang dieser Frage verstehen. Hier sollen nur Andeutungen, Fingerzeige für weitere Besprechungen gegeben werden. Gewiß, das Werk, welches durch die Kirche für die Frauenwelt gethan ist, tritt uns als ein Werk der Liebe und Gnade Gottes entgegen; seine Denkmäler finden sich in den Hütten der Armen und auf Fürstenthronen, im stillen Kreise des Hauses und in glänzenden Ereignissen der Weltgeschichte. Und doch ist was da offenbar wurde Nichts gegen das verborgene Leben göttlicher Liebe unter den Frauen, das einst erst wird offenbar werden. Das Alles führt auf Ein großes, unvergleichliches Ereigniß in der Mitte der Geschichte der Menschheit zurück, da Gott auf Erden ein „Haus,“ eine Gottesfamilie gründete. Die Erlösung der Welt beginnt unter den Menschenkindern mit der Erlösung der Familie aus den Banden des Todes, mit Gründung einer heiligen Familie, in der ein Weib das Geheimniß des Himmelreichs in ihrem Schooß und Händen trug und Pflegerin des Königs im Himmelreich wurde. Maria wurde im vollsten Sinne die erste christliche Mutter. Damit beginnt ein neuer heiliger Weltlauf. Da ist auch der Anfang einer neuen Frauenwelt. Welcher Erlösung ist auch Erlösung der Frauenwelt. — Was die Frauen zuvor waren, läßt sich hier nicht ausführen. Sie waren ein in jeder Beziehung elendes, entehrtes Geschlecht. Auch den Ausnahmen, wo Edleres hier und da sich fand, fehlte die eigentlich göttliche Herrlichkeit des Weibes, jene göttliche Liebe, die allein das Haus und was des Hauses ist zu heiligen vermag. Und was ist das Loos der Frauen heute noch bei Völkern, die das Wort des Heils nicht kennen! Man weiß genug von der Schmach, Entehrung, Mißhandlung, Knechtschaft, in der das Weib dort steht. Diesen Schrecknissen hat nur das Wunder der Erlösung das Weib entrisen. Durch die Geburt Jesu von Maria ist die Wiegeburt der Familie vollzogen und dem Weibe von nun an seine Stellung, sein Beruf im Gottesreich, in der christlichen Gemeinde angewiesen.

Der Herr ließ zwar zunächst seine Kirche nicht aus den Familien, aus dem Familienleben hervorgehen; sein Reich ist nicht an eine Ordnung natürlicher Art gebunden, sein Geist waltet wie und wo er will. Aber je mehr das Kirchenfreund. Jahrg. X. No. 6. 14

Völkerleben durch die Kirche in das Reich Gottes hinübergeleitet wird, desto mehr erhält auch die Familie eine besondere Bestimmung für den Weiterbau des Reiches Gottes. Sie wird die Stelle, wo die Anfänge alles Menschenlebens mit den Kräften seines Reiches sollen gesegnet werden. Hiermit ist auch der Beruf der Frauen in der Kirche und für sie angedeutet. In der Familie hat die Frau ihre nächste Aufgabe. Da, wo sie als Mutter wirkt, soll sie in die Naturgestalt des Familienlebens das Leben und Wesen der ewigen Gottesfamilie hineingebauen. Wir meinen Gottesfamilie da gar nicht im biblischen Sinne, als wäre das eine vom Leben irdischer Familien abgezogene Vorstellung. Wir fassen mit Johannes das *ἀγάπην*, das *καλόν* des Familienwesens als in Gottesgemeinschaft existirend. Das Urbild zu solchem Familienleben auf Erden ist die obere Welt. Dort ist Gottes Reich, das zu uns kommen soll; dort geschieht sein Wille. Dies soll unter uns werden. Dazu soll sich die Frau hergeben als die Mitgehülfin Gottes, damit das eigene Haus werde zu einer Behausung Gottes im Geist. Unter Gebet und Aufsehen der christlichen Mutter soll das Christkind immer auf's Neue geboren und in ihren eigenen Kindern soll die menschengewordene Liebe des eingeborenen Sohnes von ihr und unter ihren Händen gepflegt werden, in Söhnen und Töchtern; ihr Haus werde ein neues Bethlehem und Nazareth und das Leben der „heiligen Familie“ erneuere sich in ihrer gottgesegneten Familie. — Dazu freilich, zu solchem Kirchendienst im Hause, muß die christliche Frau mit ihrem Sinn und Leben eingewurzelt seyn im Reiche Gottes, ein Leben in Christo gefunden haben, ein Leben des Gebetes führen. Das ist dann heilig und verborgen das innerste, in Gott verborgene Geheimniß des christlichen Hauses. Dies Liebeswalten der christlichen Frau webt dann das zarte, heilige, die Herzen im Haus in Gottes Liebe umschlingende Liebesband. Der Mann selbst wird dies Leben und Walten einer gottgeligten Frauenseele nur dann recht verstehen, wenn er auch aus dem Reichthum der Liebe Christi das, was in dieser Gottesliebe gerade der Weiblichkeit ursprünglich verwandt ist, lebendig in sich aufgenommen hat. Erst dann wird er recht die Bedeutung des häuslichen Berufskreises der Frau würdigen, über den mit all' seinen hundertei Ansprüchen auch die Frau nicht klagen soll, daß sie darin eine Martha seyn soll. Die wahre Martha ist auch Maria; die wahre Maria auch Martha. Auch dieser Kreis des Familienlebens stellt eine hochgeordnete Aufgabe dar. Nichts ist gefährlicher als der jetzt weit verbreitete Irrthum, als ob jene kleinen Dinge und Sorgen unter dem Reiche Gottes stünden, nicht zu ihm gehörten. Wie im alten Bund der Herr väterlich für sein Volk und seine Bedürfnisse sorgte; wie der Sohn Gottes auf Erden in sein Werk Thaten der Liebe zur Stillung der äußern Bedürfnisse mit aufnimmt und Thaten der Liebe an den Seinen, an Kindern gethan als ihm selbst gethan ansieht; wie wir aus dem Leben der ersten Gemeinde wissen, daß die Apostel wie mit dem Wort, so zu Tische dienten, so ist durch das Alles die Bedeutung dieser Seite am Dienst im Reiche Gottes in's Licht gesetzt. Sie gehört, wie

das sich aus der Natur der Verhältnisse überall ergiebt, vornehmlich der Frau an. Sie findet das Urbild ihrer mütterlichen Liebe und Fürsorge, die sich in hundert kleinen und geringsten Dingen verwicklicht, in der väterlich sorgenden Liebe des ewigen Herrn selbst. Der Herr selbst giebt Mittel und Anlaß zu diesem Dienst der Liebe. So wird das Leben einer Christenfamilie unter der segnenden Hand und dem betenden Herzen einer aus der Liebe Christi neugeborenen Mutter geheiligt. Dieser heilige Gottesdienst im Hause ist der eigenthümlichste Beruf des Weibes. Darin liegt die Bedeutung des Dienstes der Frau für die Kirche.

Von dem hiermit genommenen Standorte aus ergiebt sich die christliche Wirksamkeit nach den verschiedenen Seiten des Kreises, in den die Frau gestellt ist. Sie ist berufen, Gehülfin des Mannes zu seyn. Beider Zusammenwirken macht das Haus zu einem christlichen, wenn sie in christlichem Geist zusammenstehen. Wie groß aber ist der Zwiespalt, der in unserer Zeit in Beziehung auf das Glaubensleben Mann und Weib trennt. Es ist wohl heute, wie es immer war, daß viel mehr Frauen als Männer zum Herrn kommen, von Herzen an ihn glauben und in diesem Glauben ihm dienen. Lieblich ist das Loos des Weibes, wo der Gatte diese Gesinnung mit ihr theilt, schwer im umgekehrten Falle. Der Unsegen dieses Zwiespaltes offenbart sich bis in die letzten Tiefen des häuslichen Lebens. Es wird durch solches Mißverhältniß mit einer tiefen Unwahrheit behaftet, daraus Furcht und Mißtrauen erwächst. Groß und heilig, aber auch schwierig und gefahrvoll ergiebt sich daraus der Beruf der christlichen Frau: Sie soll mit Gebet, Geduld, Weisheit sorgen, daß die Kinder den Segen des Glaubens erlangen, ohne die Liebe zum Vater zu verlieren; sie hat die Aufgabe der Liebe, den Mann selbst für das Reich Gottes zu gewinnen. Wie wichtig ist dieser Dienst in einer Zeit, wo eben die Männer dem Wort der Wahrheit den Zugang zu ihren Häusern versperren und in keiner Versammlung des Gottesdienstes erscheinen. Es ist ein heiliger Opferdienst mancher Frauen, die so mitbetend und dulbend der Kirche an ungläubigen Männern dienen. Es giebt ihrer viele auch jetzt und der Segen an vielen Männern ist ein Preis dieses geheiligten Dienstes. — Hier ist auch der Erziehung der Kinder zu gedenken. Das Bisherige läßt besonders die große Bedeutung christlicher Töchtererziehung erkennen. Betreffend die Kindererziehung überhaupt, so ist besonders zu warnen vor einem krankhaft pietistischen Wege, der willkürlich Göttliches und Sündliches trennt, reiche und gesunde Elemente des Volks- und Familienlebens verkennt und abweist, statt sie zu heiligen, den Sinn für das Schöne gering macht und das Leben damit verarmt. Dies gewährt am allerwenigsten den Kindern ein Genüge und oft, das Christenthum dafür anklagend, schlagen sie solchen Häusern und ihrem Geist entwachsen in's gerade Gegentheil um. Eben so sey gewarnt vor einer falschen Geselligkeit, unter der den Kindern das Evangelium oft von Anfang an verleidet wird. Hier irren gar oft die Väter. Der bloße von außen kommende Zwang, das Treiben des Gesetzes läßt keine Liebe zum Guten erwach-

sen, das Evangelium erscheint da als unerträgliche Last, nicht als die rechte, wahre Freiheit. Gegenüber dieser Einseitigkeit tritt der Beruf der christlichen Mutter wieder in sein helles Licht. Sie lernt erst durch die in Christo geheiligte Liebe zu den Kindern das Leben der Kinder und seine Bedürfnisse recht verstehen. Je einfältiger und heiliger sie ihren Beruf versteht, desto besser wird sie falsche Scheidung von Welt und Reich Gottes vermeiden, desto weniger falsche Gesellichkeit an die Stelle der Zucht und Ermahnung zum Herrn setzen. Die Frucht wird seyn das Wachsthum eines gesunden, frohen, wahrhaft freien Lebens in den Kindern, die so zu Gottes Kindern erwachend als Glieder der Kirche Zeugniß für den heiligen Dienst der Mutter ablegen.

(Fortsetzung folgt.)

Hymnologische Mittheilungen.

(Aus Ed. C. Koch, mit Abkürzungen und Zusätzen.)

(Fortsetzung von No. 32: „Herz und Herz vereint zusammen.“)

Zu Vers 3. A. Knapp sagt in der Lebensskizze des Grafen: „Wie es ihm, nach seiner eigenen Sprachweise, als eine unaussprechliche Noblesse erschien, daß der Sohn Gottes für die sündige Welt Mensch geworden sey, so war er selbst auch sowohl im Geben als in sonstiger Aufopferung für Andere im höchsten Grade nobel und uneigennützig.“ Von Anfang hatte er seinen und seiner Frau gänzlichen Besitz unweigerlich dafür eingesetzt, um allerlei Erziehungsanstalten, Missionsreisen, Gründung von Gemeinden, Brüder- und Pilgerhäuser für die Förderung und Ausbreitung des Werkes Gottes zu bestreiten. Als nun aber einst im J. 1753 durch den Bankerott einiger englischen Handlungshäuser, welche in ihrer Drangsal die den Brüdern gemachten Vorschüsse schleunig zurückforderten, die Gemeinde in die höchste Verlegenheit gerieth und nun bei dem wankenden Credit von allen Seiten ihre Gläubiger sich erhoben, so daß das ganze Fortbestehen der Bruderkirche auf dem Spiele stand, da trat der Graf, der seither schon über sein Vermögen gethan, großherzig, im Blick auf seinen unendlich begüterten Heiland, in's Mittel und erklärte sich schriftlich für die Gesamtschuld verbindlich und zu allmählicher Abzahlung der Zinsen bereit, obgleich er bald darüber in Gefahr gerieth, zu London in das Schuldgefängniß abgeführt zu werden. Ueberhaupt gab er stets her, was er hatte. „Das muß geschehen,“ sagte er einmal, „ich borge darauf los, und wenn auch Tonnen Goldes nöthig sind. Für mich verwende ich Nichts, sondern Alles ist zum Besten der Gemeinde.“—Gegen alle seine Mitmenschen war er voll liebevoller, argloser Holdseligkeit und wohlwollender Freundlichkeit theil-

nehmend, brüderlich, mitleidig, herzgewinnend. Jemanden zu rathen, zu helfen und Gutes zu thun, war ihm ein inniges Vergnügen und er machte darinnen keinen Unterschied zwischen Freunden und Feinden, als daß er immer geneigter war, den Letztern zu dienen. Sagt er doch selbst einmal irgendwo: „Ich bin ein Mensch, der darauf aus ist, seinen Todfeind zu lieben.“

Auch bezugte er ein andermal: „Ich versichere Euch, daß ich nach der Lehre, die ich treibe, auch meinen Wandel führe. Meine Lehren gehen auf Gnade, Demuth, Herzlichkeit, Freude u. Ich bin sowohl gegen die Eigenheit, den abscheulichen Gößen, da man sich selbst meint, gefällt und sucht, als auch gegen ihre Früchte und Folgen, den hohen Sinn, die Gleichgültigkeit u. u. Was Andere Pflicht nennen, daran habe ich meine Freude, das ist mir wie das tägliche Brod, es ist eine Fürstenlust für mich.“

Zu Vers 4: „Einer reizt doch den Andern——Kreuze häng.“

Zinzendorf legte einmal das Selbstzeugniß ab: „Ich habe von Kindesbeinen an Nichts zum Zwecke gehabt, als die Verherrlichung Jesu Christi des Gekreuzigten—and ich suche nichts, als daß Seelen möchten von ihrem Elend überführt und zu Jesu Füßen mit Maria Magdalena gelegt werden.“ Wirklich zeugte auch, was er that und redete, von seiner zärtlichen Liebe zum Heiland und dessen Gliedern, ja zu allen von ihm so theuer erkauften Menschen, und er selbst war im Umgang mit Andern so einfältig, wie ein Kind; die Schönheit eines vom bösen Gewissen durch das Blut des Lammes Gottes befreiten Herzens zeigte sich an ihm. (A. Knapp's Lebensskizze, 3., S. 357.)

Seine Sorgfalt in der Seelenführung erstreckte sich auf alle und jede Personen in der Gemeinde, die kleinsten Kinder nicht ausgenommen. Er hat in dieser Beziehung das Hirtenamt mit preiswürdiger Sorgfalt und unaussprechlicher Treue geführt.

Auch sich selbst gab er unter die Zucht christlicher Freunde und ließ sich leiten kindlich, leidsam und gering. Davon zeugt folgende Geschichte: Bei einer vertraulichen Conferenz sollen einst die Hauptarbeiter der Gemeinde mit einander darüber Eins geworden seyn, daß Einer dem Andern Alles, was ihm an seinen Brüdern als auffällig und tadelnswerth erschienen sey, brüderlich bekennen solle, wobei dem edlen Fr. v. Wätteville der Auftrag zugefallen, dieses Amt an dem Grafen, als seinem ältesten Freunde, zu vollziehen, doch abgesondert von den Uebrigen. Wätteville habe es gethan und seinen Brüdern nachher bekannt: Der Graf habe sich bei dem Feuer seines Temperaments allerdings Anfangs gewehrt, wie ein Löwe, dann aber allmählig seine Vorstellungen stets milder und herrlicher aufgenommen und sich endlich wie ein Lamm in die brüderliche Zucht und Ermahnung gefügt.

(A. Knapp's Lebensskizze 3., S. 355.)

— „Einer soll den Andern wecken—— ihm gefallen mag.“

Diese Regel befolgte Zinzendorf nicht blos an Brüdern, sondern auch an feindlichen, widerlich gesinnnten Leuten und es gelang ihm oft wunderbarlich. So wurde er einst auf einer seiner einsamen Fußreisen, die er im Dienst des Herrn

durch halb Deutschland und die Schweiz machte, in einem Walde von einem Räuber angefallen, der ihm sein Geld abforderte. Der Graf gab es ihm willig hin, klopfte ihm dann zutraulich auf die Schulter und sagte zu ihm: „Und nun mein Lieber, wenn du einmal an den Galgen kommst, so erinnere dich daran, daß Jesus, das Lamm Gottes, auch für deine Sünden gestorben ist, dann kannst du vielleicht noch zu Gnaden aufgenommen und selig werden!“ Ein Jahr darauf sah er den Räuber an einem andern Ort als einen reumüthigen, bekehrten Christen, dem jenes Wort als ein Stachel im Herzen zurückgeblieben und ein Antrieb zur Bekehrung worden war.

(Lebensskizze, S. 357.)

Auch bei dem bekannten Unitarier, Samuel Krell in Amsterdam, hatte die Berührung, in die Zinzendorf im J. 1736 mit ihm trat, zwar nicht so im Augenblick, dafür aber nachgehends um so tiefer verfangen, daß dieser Leugner der Gottheit Christi im J. 1746 mit gläubigem Ausblick auf den Gekreuzigten und mit dem Worte verschied: „Hier kommt ein armer Sünder her, der gern für's Lösegeld selig wär.“

(Lebensskizze, S. 352.)

Zu Vers 8. Als Zinzendorf in den ersten Tagen des Mai 1760 auf dem Sterbebette lag, sagte er, nun am Ziel seiner Laufbahn stehend, in der er stets auf's treueste Lieben angetragen hatte, zu den umstehenden Brüdern ganz munter und ungemein liebhabend: „Ich weiß nicht auszudrücken, wie lieb ich Euch alle habe. So bin ich recht in meinem Geschick. Wir sind ja wie die Engel zusammen und als wenn wir im Himmel wären. Hätte man das im Anfang gedacht, daß Christi Gebet, Joh. 17: „„Auf daß sie Alle Eines seyen,““ so selig unter uns zu Stande kommen würde?“ Ein holdseliger, freundlicher und lieblicher Blick leuchtete bei diesen Worten aus seinem edlen Angesicht.

(Duvernoy's kurzgef. Lebensgeschichte J., 1793.)

Im alten Brüdergesangbuch von 1735 steht dieses Lied noch nicht. Es steht ursprünglich in Zinzendorf's Schrift vom J. 1725: „Die letzten Reden unseres Herrn und Heilandes vor seinem Kreuzestode, das 14te—17te Cap. Johannis in sich haltend.“ Hier ist jedes dieser Kapitel zuerst ziemlich wörtlich in Verse gebracht und dann jedesmal ein längeres, oft aus 60—80 Strophen bestehendes Gedicht angehängt. Aus dem zum 17ten Cap. beigegebenen Gedicht ist dieses Lied herausgebildet und dann nebst vierzehn andern so gebildeten Liedern zuerst in das sogenannte Londoner Gesangbuch „Alter und neuer Brüdergesang. 1r Band. London. 1753“ aufgenommen worden.

Zum Singen dieses Liedes gehören priesterliche Herzen, die durch das Hohepriesterliche Gebet des Meisters gewonnen und entzündet sind.

Die Melodie, f a g b a g f g b, ist ebenfalls im Kreise der Brüdergemeinde entstanden, ist aber etwas einförmig und schleppend.

33) Jesu! geh' voran („Seelenbräutigam, O du Gotteslamm!“)

Ein gar liebliches Pilgerlied vom edlen Grafen Nik. Ludw. von Zinzendorf im September 1721 gedichtet. Er hatte es bald darnach selbst zu erfahren, daß es ihm recht „hart erging“; denn wegen seiner im J. 1722 begonnenen Gründung der Brüdergemeinde wurde er hart bekämpft und verläumdelt, und oft gar als das Thier aus dem Abgrund und als der falsche Prophet erklärt; unübersteiglich scheinende Hindernisse stellten sich ihm häufig in den Weg, ja er mußte im J. 1737 in eine einjährige Verbannung aus dem Vaterland gehen, wo er dann als ein Pilger unter tausend Noth und Gefahr in der Welt umherirren und Alles hingeben mußte, was ihm lieb war. Aber an Jesu Hand hielt er fest, von ihr ließ er sich getrost leiten. So schrieb er auch einmal aus der Verbannung an seine treue Frau:

„Mein Beruf heißt Jesu nach,
Durch die Schmach,
Durch's Gedräng' von auß- und innen,
Das Geräume zu gewinnen
Dessen Pforte Jesus brach.“

N. Knapp bezeugt quellenmäßig von ihm in der „Lebensskizze Zinzendorfs“ S. 356: „Er trauete dem Herrn, an welchem er seine Lust hatte, nichts als Gutes zu. Sein Anliegen war insonderheit, den Willen seines Herrn zu thun und stets inne zu werden, was ihm in diesen und jenen Umständen das Liebste sey, ja sich an ihn, den er nicht sah, überall so zu halten, als sähe er ihn. Wenn er ihn um etwas bat, wie er denn in einem unablässigen Gebetsumgang mit ihm stand, so that er es mit der kindlichsten, gewissen Hoffnung der Erhörung. Aus seinem ganzen Wesen leuchtete seine kindlich-innige, persönliche Liebe zu Jesu Christo, „dem herzlichem Lamm Gottes,“ wie er ihn meist zu nennen pflegte, voll Gnade und Wahrheit hervor.“

Ein schönes Zeugniß seines herzvertraulichen Umgangs mit dem Heiland, und wie dieser ihn an der Hand geleitete, ist auch folgende Geschichte, die der Erzählung des Schiffscapitains Nik. Garrison entnommen ist: Als Zinzendorf im März 1742 von seiner Missionsreise unter den wilden Indianern Nordamerika's auf einem Schiff, das Garrison nach England führte, heimkehrte, erhob sich in einer klippenreichen Gegend mitten auf dem Meere ein furchtbarer Sturm, daß die kühnsten Matrosen an ihrer Rettung verzweifeln und der Capitain selbst knieend und betend zum Tode sich bereitete. Nach einiger Zeit trat J. aus seiner Kajüte in das Getümmel der Geängsteten und bedeutete dem Capitain, er möchte ganz ruhig seyn, denn es sey keine Todesgefahr vorhanden. Der achtete aber nicht darauf, sondern blieb fortwährend im Gebet. Nach einer Weile, da das Jammern sich immermehr verstärkte, kam J. wieder herauf und versicherte den Capitain, daß der Sturm in zwei Stunden vorüber seyn werde. Nach dieser Zeit zog Garrison seine Uhr, und siehe da! mit einem Male sprang der Wind, worauf das Ungewitter sich schnell verzog. Auf die Frage des Staunens: „Wie er dies habe so genau wissen kön-

nen?" erwiderte Z.: „Ich habe den Heiland lieb und er mich. Es ist schon zwanzig Jahre, daß ich mit meinem lieben Heilande in einem herzvertraulichen Umgang stehe; wenn ich nun in gefährliche und seltsame Umstände komme, so ist mein Erstes dabei, genau zu untersuchen, ob ich daran Schuld sey oder nicht. Finde ich nun etwas, womit er nicht zufrieden ist, so falle ich ihm gleich zu Füßen und bitte um Vergebung. Da vergiebt mir's denn mein guter Heiland und läßt mich gemeiniglich wissen, wie es ablaufen werde. Wenn es ihm aber nicht gefällt, mich den Erfolg wissen zu lassen, so bin ich stille und denke, es sey das Beste für mich, daß mir's unbekannt bleibe. Diesmal aber hat er mich's wissen lassen, daß der Sturm noch zwei Stunden dauern werde.“ Der Capitain verwunderte sich über diese innige Herzengemeinschaft eines Menschen mit dem erhabenen König Himmels und der Erden und trat in der Folge mit seiner ganzen Familie der Brüdergemeinde bei.

Das Original dieses Liedes erschien zuerst im alten Gesangbuche der Brüdergemeinde vom J. 1735 gedruckt. Als eine Probe der Zinzendorf'schen Dichtung mögen hier einige Verse desselben stehen, die der Knapp'schen Sammlung der geistlichen Gedichte Zinzendorf's entnommen sind:

Seelenbräutigam,
O du Gotteslamm!
Prüfe doch all' meine Sinnen
Und erforsche mein Beginnen!
Ist ihr Wollen rein,
Ei so laß es seyn.

Kreuzige mich mir,
Heilige mich dir!
Reinige die innern Wege,
Irr' ich auf dem finstern Stege:
Leuchte du mich an,
Tritt mit auf den Plan.

Jesu, süße Lust,
Nimm mich an die Brust!
Nimm mich ein in deine Stille!
Denn aus deiner Gnadenfülle
Bleibt mehr Wonne her,
Als ein Wollustmeer.

Nimm an innerer Ruh'
Bei dem Meister zu.
Unterwirf die eignen Triebe,
Nasse sanft in Jesu Liebe!
Gott hebt dich, ein Thor,
Bald gewiß empor ꝛ.

Nührt mein eigen Herz
Kreuz und bitter Schmerz,
Kümmert mich ein fremdes Leiden,
O so gib Geduld zu beiden;
Nichte meinen Sinn
Auf das Ende hin!

Endlich auf den Krieg
Folget Ruh und Sieg.
In der Welt ist wenig Freude,
Nichts als ausgedorrte Weide!
Zion hat allein
Unverfälschten Wein.

Rich hindurch mein Herz,
Ringe himmelwärts!
Ahme in dem harten Kriege
Nach des Heilands schönem Siege;
Denn er überwand,
In dem schwersten Stand.

34) Kommt, Kinder, laßt uns gehen.

Aus Verh. Tersteegen's „geistlichem Blumengärtlein 1731—68“ mit der Ueberschrift: „Ermunterungslieb für Pilger.“ Der edle, gottinnige Mann sagte einmal zu einigen Freunden, die ihn an seinem Geburtstage besuchten: „Freunde! wenn ich heute sterben sollte, dann hätte ich Euch nur drei Worte zu guter Leht zu sagen: 1) Sehet Euer ganzes Vertrauen auf die Gnade Gottes in Christo Jesu (V. 2. 6. 7.); 2) liebet Euch unter einander (V. 8. 9.); 3) wachet und betet“ (V. 3—5. — Dies ist die Quintessenz dieses herrlichen Wanderliedes für christliche Pilgrime und Fremdlinge hienieden (1 Petr. 2, 11. 12). Der Wandel hienieden ist als ein Gang durch die Wüste nach Kanaan dargestellt. Daher heißt es im Original V. 1: „Wüstenet“ statt „oder Bah“; und im V. 12:

„Ein Jeder munter eile,
Wir sind vom Ziel noch fern;
Schaut auf die Feuer säule,
Die Gegenwart des Herrn.“

Der ganze Lebenslauf Tersteegen's ist der Probirstein für die Rechtheit und Lauterkeit des Sinnes, der durch dieses Lied weht. Zum Schmuck und Zierrath desselben mögen aber noch folgende Gedanken, Worte und Werke Tersteegen's hier erwähnt werden.—Zu V. 2—4:

Als einst ein Freund von dem sterbenden Tersteegen Abschied nahm, sagte er zu ihm in der ernsten Todesstunde, am Ziel seines Laufes, nahe bei der stillen Ewigkeit: „Ich will dich durch die Gnade an das Herz Jesu legen. Laß dir aber auch diesen Augenblick dazu dienen, dich dem liebsten Heiland ganz zu ergeben und bei ihm um Gnade anzuhalten, wie das Kananäische Weiblein. Diese Gnade muß erbeten werden mit Verlassung alles Zeitlichen, weil es doch weniger ist, als man glaubt. Und welches Glück wird es alsdann seyn, wenn wir es verlassen müssen, einen gnädigen Gott in Christo Jesu zu haben.“

Zu Vers 6 und 7 im Original:

In einem Briefe vom 7. Nov. 1754 schreibt er an eine Freundin: „Ich kann es nicht ausdrücken, wie nichtig und gering mir dieses Leben und die Dinge dieser Zeit je länger, je mehr vorkommen, und dann kann ich mich manchmal als ein Kind darüber betrüben, daß die Menschen, und auch fromme Menschen, so viel mit Puppen spielen und ihre köstliche Zeit nicht besser verwenden, und so ein Gott, so ein innig gegenwärtig und wesentlich sättigendes Gut, so wenig gesucht, erkannt, geliebt und verherrlicht wird, wie es sich ziemte.“

Zu Vers 8 im Original:

„Ist gleich der Weg was enge,
So einsam krumm und schlecht,
Der Dornen in der Menge
Und manches Kreuzchen trägt.“ ꝛ.

Kurz vor seinem Abschiede von der Welt sagte er zu einer sich von ihm verabschiedenden Frau: „O Schwester! der Weg ist ein guter Weg, folge nur dem Lamme getrost nach, wo es mit dir auch hingehen möchte!“

Zu Vers 14 im Original: Seine Sanftmuth und Friedfertigkeit gegen Widerwärtige war groß. Er mußte manchen Widerspruch, Bitterkeit und Feindschaft erdulden; aber er wußte solchen Leuten mit so großer Liebe zu begegnen, daß sie in seiner Gegenwart nicht vermögend waren, einige Heftigkeit blitzen zu lassen und oft dadurch wirklich überwunden wurden. So lud ihn einmal in Holland, wohin er öfters reiste, ein ansehnlicher Mann zu Gast. Der warf ihm über der Mahlzeit hitzig und bitter allerlei vor, besonders, daß er zu wirksam sey. Tersteegen hörte Alles gütig und mit Schweigen an, beim Schluß der Mahlzeit aber sprach er ein herzliches Gebet, worin er seinem Gastgeber dem Herrn in Liebe und Mitleiden befahl. Dadurch wurde der hitzige und große Mann dergestalt gerührt und geschlagen, daß er, durch die Liebe überwunden, Tersteegen um den Hals fiel und um Vergebung bat.

Original B. 15:

„Und sollt' ein Schwacher fallen,
So greif' der Stärk're zu,
Man trag zc.

Seine Geduld und Tragsamkeit mit den Schwachen und Strauchelnden, ja selbst mit gefallenen Seelen war übergroß. Statt strenge zu seyn, war er mütterlich und ermahnte sie auf's Liebevollste, daß sie auf pure Gnade zu Jesu kommen müßten, was den Seelen besondern Muth machte, es auf's Neue zu wagen. Ein bedrücktes Herz ging nicht ohne Trost und Stärkung von ihm; er war dabei so klein, so demüthig, so voll Liebe, daß die Seelen ganz offenerzig wurden. Hörte er, daß hie und da Jemand von seinen Freunden aus der Art schlug oder einige Untreue in seinem Wandel beging, so verursachte ihm dies oft schlaflose Nächte und preßte ihm die wehmüthigsten Seufzer aus. Es war, als wenn Anderer Last ihm auf's Herz gefallen wäre. Er sagte einmal selbst hierüber: „O! welchen Druck, Angst und Last machen mir die berufenen Seelen, welche untreu vor dem Herrn wandeln. Es giebt mir solche Noth, daß ich mich oft auf mein Angesicht vor Gott niederlegen muß“ — „man helfe Allen, man pflanze Lieb' und Ruh'.“ — Die Leute nannten ihn nur „der Armen und Verlassenen Leibarzt.“ Ein vertrauter Freund bezeugt von ihm: „Er war ein Knecht aller Knechte; vom Morgen bis an den Abend war seine ganze Beschäftigung, Gott und dem Nächsten zu dienen. Bis zur Ermattung unterwies er ganze Schaaren von Heilsbegierigen, die zu allen Tagesstunden ihn aufsuchten, im Wort des Lebens und pflanzte Lieb' und Ruh'. Wie gering sein Einkommen auch seyn mochte, so bewies er sich doch ausnehmend freigebig gegen die Armen. Zur Abendzeit, wo er nicht gesehen werden konnte, ging er in die Häuser der Dürftigen und Kranken und theilte ihnen mit, was er entbehren konnte.“ — Auch vor Weltmenschen drang es ihn, Hülfe zu leisten durch das Zeugniß des Herrn. So traf er einmal auf

einer Reise nach Holland an einem Tred-Schuyt viel vornehme Herren und Kaufleute beisammen, die allerlei Spöttereien losließen und endlich Karten zu spielen anfangen. Er that, als schlafe er; nach längerer Zeit aber öffnete er seine Augen und sagte, er habe eine schöne Karte im Sack. Auf Verlangen, daß er sie hervorziehen solle, zog er sein Neues Testament heraus, das er allzeit bei sich trug. Als sie ihn nun auslächten, hielt er ihnen ihre eitlen Reden vor, und daß sie die Zeit mit so unnützen Dingen verschleudern. Da ließen sie ab von ihrem Vorhaben und Manche gaben ihm noch Beifall. — „Ein Jeder sey der Kleinste, doch auch wohl gern der Kleinste auf unserer Pilgerbahn.“

Als ihn seine Freunde öfters „Vater“ nannten, sagte er einmal: „Ich achte mich von Herzen unwürdig und es beuget mich, wenn mich ein Kind Gottes „Bruder“ nennet, geschweige, daß ich den Vaternamen begehren sollte.“ Zu einer andern Zeit sprach er: „Ich wünschte von Herzen, daß der Namen „Tersteegen“ von allen Menschen vergessen und hingegen der Namen Jesus in aller Menschen Herzen tief eingepägt werde.“ In demselben Sinne sagte er auch einst zu einer Freundin, die gegen ihn äußerte: „Wenn ich bete und denke an Euch, so ist es mir so wohl!“ — „Beten mußt du und Gott suchen, aber Tersteegen geht dich nichts an, den laß liegen, wo er liegt.“

Gar manchmal pflegte er, wenn er in Gesellschaft erweckter Seelen war, beim Abschied zu sagen: „Kinder! wenn ich unter Euch sitze, so ist es mir so, als ob ich dessen nicht werth sey, und also muß es Euch werden.“ Und als er einst in Holland einen wegen seiner Gottseligkeit berühmten Mann von seinen schweren Proben und eigenen Erfahrungen Vieles erzählen hörte, antwortete er mit großer Stittsamkeit: „Hat man denn schon Vieles erfahren und geschmeckt, und ist man bereits viele Prüfungen durchgegangen, so muß doch endlich nichts Anderes, als ein klein, naßend und unschuldiges Kindlein daraus geboren werden.“ Solche ungeheuchelte Demuth bewies er, der so ernstlich sich bemühte, der Kleinste zu seyn, ohne die mindeste Verstellung, mit einer ihm ganz eigenen Aufrichtigkeit bei allen Gelegenheiten.

Das Original hat 19 Verse. Der 18te Vers ist sehr charakteristisch für den Dichter. Er ist, wie folgt:

D'rauf wollen wir's denn wagen,
(Es ist wohl wagenswerth);
Und gründlich dem absagen,
Was aufhält und beschwert.

Welt, du bist uns zu klein,
Wir geh'n durch Jesu Leiden
Hin in die Ewigkeiten;
Es soll nur Jesus seyn.

In der „Sabbathischen Seelenlust“ hatte dieses Lied eine eigene von Thom. Selle gefertigte Melodie, die sich aber nicht sehr verbreitet hat. Gewöhnlich wird es nach der Melodie des frischen, fröhlichen Morgenliedes: „Aus meines Herzens Grunde“ gesungen. Dieses herrliche Lied hat der fromme Pfarrer Joh. Mathesius zu Joachimsthal, ein inniger Freund Luther's, gedichtet; und die Melodie stammt aller Wahrscheinlichkeit nach von Nik. Hermann, Cantor zu Joachimsthal. Lied und Melodie stimmen herrlich zusammen. In

beiden waltet ein frischer, fröhlicher Geist, dem der muntern Lerche gleich. Die erste Strophe dieses Liedes, das Gustav Adolph von Schweden sein tägliches Morgenlied seyn ließ, lautet:

Aus meines Herzens Grunde
Sag' ich dir Lob und Dank
In dieser Morgenstunde,
Darzu mein Leben lang,

O Gott! in deinem Thron,
Dir zu Lob, Preis und Ehren
Durch Christum unsern Herren,
Dein'n eingebornen Sohn.

(Fortsetzung folgt.)

(Aus der Evangelischen Kirchenzeitung.)

In wiefern tragen wir Geistliche selbst die Schuld, daß unsere Predigten im Ganzen so wenig wirken?

Ein Vortrag vor einer Versammlung von Geistlichen.

Heure Brüder! Es liegt die Frage vor: „Warum sind unsere Predigten, selbst wenn evangelisch, doch im Ganzen so wenig wirksam?“ und ich habe den Auftrag erhalten, die Besprechung dieser Frage vorzubereiten. Ich hatte den Auftrag ursprünglich abgelehnt, weil mir die Frage, wie sie gestellt ist, für mich zu überwältigend groß zu seyn, und andererseits für mich eine Versuchung darin zu liegen schien, tiefer in das geheime Kämmerlein zu führen, als eine öffentliche Versammlung gestattet. Allein meine Ablehnung kam zu spät und wurde nicht angenommen. So stehe ich hier mit der Bitte um brüderliche Nachsicht und um das Vertrauen, daß mir die Sache, und nur die Sache im Sinne liegt, vor Allem aber mit der Bitte zu dem Herrn, Er wolle mir und uns geben, daß wir redend und hörend unverwandten Blickes auf Ihn sehen und auf Sein Kreuz!—

Hat die Frage, warum unsere Predigten, selbst wenn evangelisch, doch im Ganzen so wenig wirksam seyen, überhaupt genügende Berechtigung? Man könnte sagen: „unsere Predigten sind nicht vergeblich und wirken mehr, als man unter den gegebenen Verhältnissen erwarten sollte, und manches Körnlein wird noch später, zu unserem eigenen Segen vielleicht erst nach uns aufgehen.“ Es ist dies wahr, und wir wollen für das Eine dem Herrn in Demuth danken und um das Andere Ihn bitten in Geduld. Aber eben so begründet ist das Bekenntniß: „unsere Predigten wirken nicht genug“, und wir haben die Pflicht, uns klar zu machen, woran es liegt.

Wir können die Gründe außer uns und in uns suchen. Sind unsere Predigten, wie die Frage voraussetzt, evangelisch, und sind sie es im vollen Sinne des Wortes, dann können jene Gründe eigentlich nur außer uns liegen,

weil die absolut evangelische Predigt überall wirkt und wirken muß, wo sie nicht auf Widerstand stößt, sondern angenommen wird. Wir würden also obige Gründe in den Gemeinden zu suchen haben und den herrschenden Zeitgeist, den weitverbreiteten Unglauben, die Macht der materiellen Interessen und der Genußsucht, Mammonsdienst, Fleischeslust, Augenlust und hoffärtiges Leben nennen müssen. Allein wie gründlich wir uns auch auf's Neue klar machten, daß jene feindlichen Mächte zu gewaltig unserer Predigt gegenüberstehen, wir würden wenig Segen davon haben, vielleicht gar uns beruhigt fühlen und unserer Wachsamkeit und unsern eigenen Seelen Schaden thun. Näher liegend und fruchtbarer möchte die Erörterung z. B. der Fragen seyn: In wiefern die Schule unserer Predigt noch nicht genug den Boden zubereite, in wiefern die Einrichtung unserer Gottesdienste auch in liturgischer Beziehung die Predigt nicht zur rechten Wirksamkeit gelangen lasse, in wiefern der Mangel an Consolidirung unserer kirchlichen Verhältnisse und der Kirche als solcher in Bezug auf Bekenntniß, Cultus u. s. w. auch die Predigt lähme, und dergleichen. Allein auch solche Fragen möchte ich, als nicht nahe genug liegend, von der heutigen Besprechung lieber ausgeschlossen sehen und vorschlagen, daß wir uns ganz auf das Gebiet unseres eigenen pastoralen Wirkens und Lebens zurückziehen. Auch sind ja unsere Predigten nicht absolut, sondern im besten Falle allerhöchstens, und nicht ohne unsere Schuld, nur relativ evangelisch. Ich fasse daher die Frage enger so: In wiefern sind wir Geistliche selbst Schuld, daß unsere Predigten im Ganzen so wenig wirken? Das halte ich für die brennende Frage, und wir dürfen uns nicht scheuen, uns selbst zu richten; wir sind sonst gerichtet und werden gerichtet werden. Und da gilt es, nicht mit dem Pharisäer auf Andere zu sehen, sondern mit dem Zöllner an die eigene Brust zu schlagen. In wiefern sind wir Geistliche selbst Schuld, daß unsere Predigten im Ganzen nur so wenig wirken? Hierauf will ich zu antworten versuchen, ohne darauf auszugehen, erschöpfend Alles, was hierher gehören könnte, aufzuführen. Was ich aber zu sagen habe, das ist,—ich darf es bekennen,—die Frucht ernster Selbstbetrachtung und zunächst mein eigenes schmerzliches Bekenntniß.—

„Dafür halte uns jedermann, nämlich für Christi Diener, und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden“, schreibt der Apostel, und auf Grund dieses Wortes begehren auch wir mit Recht von der Gemeinde Anerkennung unseres heiligen Amtes. Aber, th. Br., fühle ich mein eigenes Herz an und darf ich es wagen, von mir auf Andere zu schließen, so möchte ich sagen: wir sind uns selbst nicht genug der in den Staub beugenden Größe, Heiligkeit und Herrlichkeit des Berufes bewußt, Christi, des Sohnes Gottes, Diener zu seyn, noch uns der hohen Gnade recht bewußt, Sein heiliges Wort in unsern unheiligen Mund nehmen und für Andere Botschafter seyn zu dürfen an Christi Statt. Mir ist, als wären wir uns nicht immer und lange nicht genug bewußt, daß wir Haushalter sind über Gottes Geheimnisse, als ließen wir in dem Gedanken,

daß wir Theologie studirt, und denen gegenüber, die noch weniger davon wissen, als wir, und durch den gewohnten Verkehr mit diesen Geheimnissen uns manchmal zu der Meinung verleiten, daß wir diese erforscht und eben nicht mehr nöthig hätten, uns in ihre Tiefen erst hinein zu beten und hinein zu leben. Mir ist, als vergäßen wir nicht selten, daß wir nicht Herren, sondern Haushalter nur sind, und zwar verantwortliche Haushalter, und daß wir nicht blos der von dem Herrn der Kirche verordneten kirchlichen Obrigkeit verantwortlich sind, sondern Ihm selbst, der Seine Schafe uns anvertraut und zu weiden befohlen, der Herz und Nieren prüft und uns begleitet auf allen unseren Amts- und Lebenswegen, dem der Vater alles Gericht übergeben, auch über uns, und der da kommen kann, wie der Dieb in der Nacht, Rechenschaft zu fordern von unserem Haushalten, von unserer ganzen Amtsführung, auch von jeder Predigt und von jedem unnützen Worte, das wir geredet haben. Und das Alles nur zu oft und immer wieder vergessend und nicht daran denkend, daß man an den Haushaltern nicht mehr sucht, denn daß sie treu erfunden werden, meinen wir gar gern unsere Amtstüchtigkeit in allerlei Wissen, in allerlei Kunst, in allerlei Gaben zu finden, und lassen, als ob es sich von selbst verstände oder fände, das Schwerste, aber Wichtigste dahinten, nämlich die Treue. Th. Br., wenn wir als Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse treuer wären, der Herr würde sich auch mehr zu unserer Predigt bekennen. Die Frage nach der Treue mag auch durch alles Folgende wenigstens durchklingen.

Zuerst, wie bereiten wir uns vor auf unsere Predigt? Es giebt eine allgemeine und eine besondere Vorbereitung. Zu der ersteren rechne ich das ganze theologische und sonstige Studium. Und hat dasselbe auch nicht blos den Zweck, uns zum Predigen tüchtig zu machen, doch ist die Predigt,—als Verkündigung des göttlichen Wortes, als Zeugniß von Christo, dem Sohne des lebendigen Gottes, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, außer welchem kein Heil in Zeit und Ewigkeit,—die schönste Blüthe aller wissenschaftlichen und theologischen Studien. Muß nicht solche Blüthe immer neue Nahrung haben? Wir studiren aber,—ich rede von mir,—nicht so fort, wie wir sollten; darum verwelkt so leicht die aufbrechende Blüthe und bringt keine Frucht. Insbesondere studiren wir die Bibel nicht genug, das alte und das neue Testament, in den Grundsprachen nicht, auch die deutsche Bibel nicht. Wir treiben nicht Exegese genug für uns und mit einander. Wir benutzen ein besonderes Reizmittel hierzu nicht genug, die Bibelftunde. Ich verstehe unter Bibelftunde halten nicht, daß man mit dem ersten besten Bibelabschnitt hintritt und dies und das darüber redet, sondern, wie Besser's Bibelfstunden dazu Anleitung geben, ein biblisches Buch Vers für Vers im Zusammenhange und praktisch erklärt, also sich gründlich vorbereitet und hineinarbeitet. Solche Arbeit ist von Segen auch für unsere Predigt.—Wir studiren ferner nicht fleißig und gründlich genug fremde Predigten aus neuerer und neuester und namentlich aus älterer Zeit. Ich habe mich in meinem Leben manchmal geschämt, wenn gläubige Gemeinde-

glieder mich nach diesem oder jenem guten alten Predigtbuche fragten, und ich kannte es höchstens dem Namen nach. Von den Alten lernt man vielleicht nicht eine schöne Predigt machen nach heutigem Schnitt, aber—Seelen locken, Seelen fangen, Seelen führen.—Endlich benutzen wir, meine ich, nicht genug das Förderungsmittel, welches sich in der gegenseitigen Beurtheilung unserer eigenen Predigten darbietet. Man klagt oft, daß man allein stehe, Andere nicht höre und von Geistlichen, die ein Urtheil geben können, nicht gehört werde. Warum treten wir nicht mit benachbarten Geistlichen zusammen, einander von uns gearbeitete Predigten mitzutheilen und sie mündlich oder (nach meiner Erfahrung noch besser) schriftlich zu beurtheilen, uns auch wohl gegenseitig predigen zu hören zu dem besondern Zweck, nachher darüber zu sprechen. Freilich gehört brüderliche Liebe dazu und auch—Selbstverläugnung; aber beides müßten wir doch haben oder uns erbitten können.

Wie halten wir es denn nun aber mit der speciellen Vorbereitung zu der einzelnen Predigt? Wir machen es uns, glaube ich, oft zu leicht und oft auch zu schwer, arbeiten zu viel oder zu wenig, oder nicht in dem rechten Sinne. Die homiletische Regel und Kunst in allen Ehren,—auch eine feine Zucht!—aber wir arbeiten zuweilen an der Predigt, als wäre sie eine Ausarbeitung für die Schule, und sie ist denn auch am Ende weiter nichts. Wir quälen uns auch wohl, nicht blos eine textgemäße und sonst vernünftige, sondern wo möglich schöne, glänzende, am liebsten Effect machende Disposition auszudenken, und studiren, nachdem wir dieses Ziel erreicht zu haben glauben, dann wieder über Diction und rhetorische Wendung dergestalt, daß der Strom des Geistes uns unter den Händen darüber versiegt, und wir zur Strafe dafür nichts weiter auf die Kanzel bringen, als einen geschmückten Leichnam, dem Geist und Leben fehlen. Ich kenne auch einen Geistlichen, der namentlich in den ersten Jahren seiner Amtsführung oft fast eine ganze Predigt rhythmisch, in Jamben und Trochäen schrieb. Ich kenne ihn sehr genau. Gott wolle mir vergeben und gut machen, was ich mir und Anderen damit geschadet!—Umgekehrt aber machen wir es uns oft auch zu leicht und arbeiten zu wenig. Ich rede nicht von hoffentlich vergangenen Zeiten, wo es vorkam, daß ein Geistlicher den ganzen Sonnabend auf dem Felde oder auf der Jagd war, oder den Abend am Spieltisch und sonst in heiterer Gesellschaft, die Nacht auch wohl auf dem Balle zubachte, wenigstens als Zuschauer,—wie hätte am anderen Morgen der Herr sich zu seiner Predigt bekennen mögen! Aber auch abgesehen von solchen Treulosigkeiten, können wir es zu leicht nehmen mit der Vorbereitung und zu wenig arbeiten. Ich war Jahre lang blos Landprediger, nachher war ich es zugleich, und so bis heute. Th. Br., denkt man nicht manchmal: für die Landgemeinde brauche ich nicht viel zu studiren, es wird doch wohl gehen? Es mag wahr, und die unstudirte Predigt durch Gottes Gnade vielleicht gesegneter seyn, als eine studirte. Aber wäre es ein Wunder, wenn der Herr zu solcher Predigt nicht sein Amen spräche, sondern sagte: du fauler Knecht, habe ich nicht für die Seelen auf dem Dorfe eben so viel gearbeitet, wie für die in der Stadt?—

Eine andere Versuchung sind besondere Gaben, natürliche und Gnadengaben. Es giebt Geistliche, die, wenn sie sich hinsetzen und eine Predigt ausarbeiten sollten, kaum etwas zu Wege brächten, frei aber nicht bloß hinreißend, sondern auch wirklich vortrefflich predigen können. Aber das sind Gaben, die zur Versuchung und zum Fallstrick werden können und in ernste Zucht genommen werden müssen. Ich meine, eine Predigt halten, an Christi Statt ermahnen: lasset euch versöhnen mit Gott! ist an sich ein so großes, ernstes, heiliges Werk, daß man es, wenn man auf den Segen des Herrn will hoffen dürfen, in der Regel nicht ohne gründliche Vorbereitung, nicht ohne eigentliche Arbeit unternehmen darf. Eine innerliche Arbeit wenigstens muß vorhergehen, und nicht bloß Verstandes-, sondern eigentliche Geistesarbeit. Wir greifen oft flüchtig aus dem Reichthum des Textes heraus, was unserem eigenen Gedanken- und Gefühlskreise gerade nahe liegt, ohne unsere Subjectivität unter die heilige Objectivität des gegebenen oder auch selbstgewählten Textes zu beugen und arbeitend hineinzugehen; wir drängen oft genug unsere selbst erdachte und fertige Disposition dem Texte auf, anstatt sie uns lieber von ihm, von Gottes Wort und Geist aufdrängen zu lassen; wir legen nur zu oft geistreich hinein in das liebe Gotteswort, anstatt dasselbe in dem Vertrauen, daß schon Geist genug darin sey, auszulegen und den ausgelegten Text zurecht zu legen, daß er sich um die Herzen, in die Herzen legen könne, und gerade in die Herzen, für die wir predigen sollen. Genug, th. Br., wenn wir weder zu viel, noch zu wenig arbeiteten zu unseren Predigten, und wenn wir, was die Hauptsache bleibt, im Gefühl unserer Armuth, Ohnmacht und Unwürdigkeit den Herrn anriefen um seinen heiligen Geist, den rechten Exenten und Homileten, und unsere Arbeit heiligten mit brünstigem und anhaltendem Gebet,—wenn wir in diesem Sinne über die Thür unserer Studienstube das Wort schrieben: „Bete und arbeite!“ und danach auch wirklich thäten mit Treue um des Herrn willen, um der Seelen willen, denen wir predigen sollen, und um der Rechenschaft willen, die von uns wird gefordert werden, ich glaube, der Herr ließe unsere Predigt nicht in dem Maasse ohne Frucht, wie wir es jetzt beklagen müssen.

Und nach der Vorbereitung nun die Predigt selbst. Da stehe ich auf der Kanzel der Gemeinde gegenüber. Wieder sind nicht viele Leute da, und auch bei den wenigen schlägt meine Predigt nicht ein und bleibt ohne Wirkung, und so geht es fort ein Jahr wie das andere. Ob es doch vielleicht an mir liegt und daran, wie ich predige? Ob es an meiner Vortragsweise liegt? Ob ich zu lange predige? Ach, I. Br., unsere Art, die Predigt vorzutragen, mag in der That manchmal wenig anziehend und fesselnd, wenig erbaulich seyn, unpriesterlich rasch, oder ermüdend langsam, in eintönigem Kathederton oder auch in theatralischem Pathos; und dann der sogenannte Kanzelton, der uns zuweilen völlig unkenntlich macht. Und dazu vielleicht kein Amen abzusehen! Ich predige auch zu lange. Sich in Selbstverläugnung zu beschränken wissen, zur rechten Zeit Amen sagen können, nicht zu spät, aber auch nicht zu früh (man kann doch auch nach beiden Seiten hin

fehlen), mag eine schöne und heilsame Kunst seyn, die auch zuweilen erst erbeten werden muß. Oder ist vielleicht auch meine Ausdrucksweise sammt dem Inhalt meiner Predigt langweilig? Ja, th. Br., wir dürfen es uns nicht verhehlen, unsere Predigten und Predigtweisen überhaupt sind oft sehr langweilig. Woran liegt es nur? Könnte ich denn nicht auch geistreich und in Bildern predigen lernen, zeitgemäß, dem Bildungsstande des Patrons und seiner Familie und der höheren Stände in der Stadt gemäß? Da liegt der Grund nicht, warum unsere Predigt nicht anzieht und wirkt. Wir hindern die Wirkung der Predigt, glaube ich, weniger dadurch, daß wir zu einfach und einfältig, als dadurch, daß wir, wie man sagt, zu hoch predigen. Es wird noch viel zu viel in wissenschaftlichen Formeln und Redensarten, die die Leute zu verstehen glauben, und doch nicht verstehen, und in Bildern gepredigt, an die sie, sie mögen sie verstehen oder nicht, sich oft so hängen, daß ihnen der Kern der Predigt verloren geht, und auch das hochauferichtete Kreuz ihnen verhüllt wird vor allzu reicher Befränkung. Wir predigen noch zu sehr über die Köpfe hinweg, halten vielleicht einen dogmatisch, homiletisch und stylistisch tüchtigen Vortrag, aber er dringt nicht in den Kopf, geschweige in's Herz. Wir predigen auch wohl zu hoch und zu tief, weil wir zu viel Christenthum voraussetzen und nicht herauskönnen aus unseren eigenen reicheren Herzenerfahrungen, und geben starke Speise, wo wir Milch zu trinken geben sollten. Wir reden nur zu oft so abstract, so beschreibend, nur so in der dritten Person, daß kaum Jemand denkt: Du bist gemeint. *Tua res agitur!* Das muß ein Jeder fühlen, wenn wir predigen, wie ein theurer Mann Gottes mir und Anderen einmal schrieb. Doch über das Zuhochpredigen ein Wort von Luther: „Ein jeglicher Prediger soll sich gewöhnen, daß er schlecht und einfältig predige, und soll bei ihm beschließen und gedenken, daß er muß predigen unverständigen Leuten, als Bauren, die eben so wenig verstehen als die Jungen unter 12, 13, 14, 20 Jahren, denen man auch allein predigt, das ist auch der große Haufe, daß es dieselbigen verstehen oder etwas daraus fassen mögen und ihr Leben bessern. Mir zwar und Philippo darf keiner predigen, wiewohl wir auch etwas daraus lernen können, das uns von nöthen ist. Man muß nicht predigen und tapfer herschnarren mit großen Worten prächtig und kunstreich, daß man sehe, wie man gelehrt sey und seine Ehre suche. O nein! hier gilt's nicht. Man soll sich richten nach den Zuhörern, und das fehlet gemeiniglich allen Predigern; einfältig zu predigen ist eine große Kunst. Christus thut's selber, er redet allein von dem Ackerwerk, von dem Senfkorn zc.—Ein Prediger soll also geschicket seyn, daß er fein einfältig und richtig lehren könne die Athern und Ungelehrten, denn es gar viel mehr am Lehren, denn am Ermahnen gelegen ist. Wir sollen Seug-Ammen seyn, gleich wie eine Mutter ihr Kindlein seugt, die pappelt und spielt mit ihrem Kindlein, und schenket ihm aus dem Busen, da darf sie denn keines Weins noch Malbasters zu, denn wir nicht Schenken noch Krebschmer seyn. Ich bin denen sehr feind, die sich in ihren Predigten richten

nach den hohen gelehrten Zuhörern, nicht nach dem gemeinen Volk, das sie nicht achten; denn mit hohen, prächtigen Worten einherfahren, ärgert und zubricht mehr, denn es bauet, viel mit Worten fein kurz anzeigen können, das ist Kunst und große Tugend: Thorheit aber ist's, mit viel Reden nichts reden. Darum sagt St. Petrus wohl 1 Petr. 2: Seyd begierig nach der vernünftigen lautern Milch, als die jetzt gebornen Kindlein, auf daß ihr durch dieselbige zunehmet. Verfluchet und vermaledeiet sind alle Prediger, die in der Kirchen nach hohen, schweren und subtilen Dingen trachten, und dieselben dem Volke fürbringen und davon predigen, suchen ihre Ehre und Ruhm, wollen einen oder zweien Ehrgeizigen zu gefallen thun. Wenn ich allhie predige, lasse ich mich auf's tiefste herunter, sehe nicht an die Doctores und Magistros, derer in die 40 drinnen sind, sondern auf den Haufen junger Leute, Kinder und Gesinde, derer in die hundert und tausend da sind, denen predige ich, nach denen richte ich mich, die bedürfen's, wollen es die andern nicht hören, so steht die Thür offen.“— „Alle deine Predigten sollen auf's einfältigste seyn, und siehe nicht auf den Fürsten, sondern auf die einfältigen, groben, ungelehrten Leute, welches Tuchs auch der Fürste seyn wird. Wenn ich in meinen Predigten sollte Philippum Melancthonem und andere Doctores ansehen, so machte ich nichts Gutes, sondern ich predige auf's einfältigste den Angelehrten, und es gefällt Allen; kann ich denn Griechisch, Ebräisch und Lateinisch, das spare ich, wenn wir Gelehrten zusammen kommen, da machen wir es so krause, daß sich unser Herr darüber verwundert. Den gemeinen Mann muß man nicht mit hohen, schweren Dingen und verdeckten Worten lehren, denn er kann es nicht fassen. Es kommen in die Kirche arme kleine Kinder, Mägdelein, alte Frauen und Männer, denen ist hohe Lehre nichts nütze, fassen auch nichts davon, und wenn sie schon sagen: Ei, er hat köstlich Ding gesagt, und eine gute Predigt gethan; da man sie aber fragt: Was war es denn? So sagen sie, ich weiß es nicht; man muß den armen Leuten weiß, weiß, schwarz, schwarz sagen, auf's allereinfältigste, wie es ist, mit schlechten, deutlichen Worten, sie fassen's dennoch kaum.“— So Luther. Hat er nichts gewirkt mit seiner Predigt? Wir brauchen nicht mit seinen Worten und in seiner Sprache zu predigen, wir dürfen es auch nicht. Aber sein Geist fehlt uns, der Geist Gottes. Um den bitten wir nicht genug, daß er uns das Wort auslege; daß er uns am eigenen Herzen die Kraft des Evangeliums erfahren lasse, daß er neue Creaturen aus uns mache und uns täglich erneuere im Geist des Gemüths, daß er das rechte Wort auf unsere Lippe lege und sie helige, daß er uns die Herzen treffen lasse, daß er uns— — evangelisch predigen lehre.

(Schluß folgt.)

Bücherschau.

Evangelische Agende. Herausgegeben von dem evangelischen Kirchenverein des Westens. New York, bei H. Ludwig, 45 Wesley-Straße. 1857.

Das Erscheinen dieser Agende ist ein Zeichen des Segens, den diese Schaar von Brüdern, die die Zerstreuten aus der evangelischen Kirche Deutschland's im Westen unseres Landes suchen, vom Herrn innerlich wie äußerlich erhalten haben. Die Herausgabe eines solchen Kirchenbuches setzt an sich ein gehöriges kirchliches Material voraus und das scheint sich bisher gefunden zu haben. Das Baumittel ist das Schriftwort in seiner Unmittelbarkeit und das giebt sich auch an dem vor uns liegenden Kirchenwerke zu erkennen und bildet sein unterscheidendes Merkmal von ähnlichen Werken, in denen im Geist und Ausdruck das Unterscheidende und Eigenthümliche hier des Reformirten, dort des Lutherischen mehr oder weniger hervortritt. Auch die Sprache der in dieser Agende aufgenommenen Formulare und Gebete ist im eigentlichen Sinne biblisch, wodurch sie sich besonders vor manchen Arbeiten verfloßener Jahrzehnte auf diesem Gebiete auf sehr erfreuliche Weise auszeichnet, wo so oft rationalistische Lehrheit hinter den Papierblumen rhetorischer und declamatorischer Floskeln sich versteckte. Wohlthuend ist es daher, auch bei Taufe und Abendmahl die verba ipsissima des Stifters wiederzufinden, und zwar nicht in der absichtlich zweideutigen Weise der preussischen Agende. Wie ist doch so vieles durch die Wiederevangelisirung der deutschen Theologie auf allen Punkten des kirchlichen Lebens, kirchlicher Thätigkeit anders geworden! An dem vorliegenden Werke zeigt sich auch eine Gleichartigkeit und innere Uebereinstimmung aller Theile nach Gehalt und Sprache, die an manchen verwandten Werken selbst aus neuester Zeit vermißt wird. Was hier gegeben ist, ist, einzelne Ausnahmen abgerechnet, nicht neu und das gute Alte verdient neue Liebe und genießt sie wieder. Benützt wurde außer andern besonders die Württemberger, die Preussische, Basler, Köbe'sche Agende, auch die Stier'sche Privatagende. Auch diese bauten sich meist aus alten Werkstücken auf.

In Beziehung auf den Reichthum der Formulare scheint allen billigen Forderungen entsprochen zu seyn. Vermißt haben wir in dieser wie in andern Liturgien besonders ein Formular und Gebet zur Vorstellung des neuernannten Parochialschullehrers vor der Gemeinde. Wir hätten überhaupt auch gerne Gebete für die Gemeindefchule neben den gegebenen Kinderlehrgebeten gesehen. Auch fiel uns auf, daß zwischen Gemeindefchullehrer und Diakonen gar kein Unterschied berücksichtigt ist. Daß keine Familiengebete aufgenommen sind, geschah gewiß nicht, weil man nicht wünschte, das Buch zum Familienbuch zu machen, sondern weil man es nicht durch Vergrößerung noch mehr vertheuern wollte. Das Fehlen einer Perikopentafel läßt aber schließen, daß man die Fortsetzung des Werkes in einem zweiten Bande mit den Perikopen und andern biblischen Abschnitten im Anschluß an den Cyklus des Kirchenjahres beabsichtigt. Es scheint uns, manche Rubriken sind dagegen beinahe zu reichlich bedacht. So sind z. B. zwölf Gebete da für Missionsstunden, fünferlei Trauungsformulare. Da hätte vielleicht weniger, anderwärts mehr gegeben werden dürfen. Doch — wir wissen, wie schwer es ist, alle Forderungen zu befriedigen. Die Bemerkungen über einzelnen Formularen enthalten heilsame und bedeutame Winke.

Die äußere Ausstattung des Buches in Papier, Druck, Format und Reinheit der Correctur macht dem Herrn Verleger alle Ehre.

The life of Rev. Michael Schlatter with a full account of his travels and labors among the Germans in Pennsylvania, &c., by Rev. H. Harbough, A. M., &c. Philadelphia. Lindsay and Blakiston. 1857.

Der durch manche andere Publicationen als origineller und geistreicher Schriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser dieser Biographie Schlatter's, eines Mannes, der in vielfacher Hinsicht für die deutsch-reformirte Kirche war, was H. M. Mühlberg für die lutherische, hat sich ein Verdienst um die reformirte Kirche und um die historische Wissenschaft der evangelischen Kirche überhaupt erworben. Er hat keine Mühe gescheut, die vielfach verschütteten Quellen der kirchlichen Geschichte dieses Landes aus dem vorigen Jahrhundert wieder zu eröffnen, und kaum kann ein anderes Werk, das dieselbe Periode oder prominente Punkte oder Individualitäten aus dem damaligen amerikanischen religiösen oder kirchlichen Leben zum Gegenstande hat, ihm an gründlicher Ausführung zur Seite gestellt werden. Auch wird sich jeder Leser überzeugen, daß bei dieser in's Einzelne gehenden quellenmäßigen Behandlung das Werk an Interesse keineswegs verliert, sondern gewinnt. Man wird der Gegenwart nur mächtig, man sagt ihre gerade in der Neuen Welt so außerordentlichen Erscheinungen, dieses Wachsthum in riesigen Proportionen auch des kirchlichen Lebens nur recht, wenn man dem Jetzt ein gründlich gezeichnetes Bild der Vergangenheit gegenüberstellt. Und wie ermunternd und anregend muß eine solche Darstellung eines so ausgezeichneten, thätigen und fruchtbaren Lebens, wie das des seligen Schlatters war, auf die ihm im Geiste und Glauben Verbundenen wirken! Das Buch wird daher in den Familien der deutsch-reformirten Kirche überall einheimisch werden, aber auch Zugang in weiteren Kreisen und bei Allen, die der Kirchengeschichte dieses Landes Aufmerksamkeit schenken, jene dankbare Anerkennung finden, die es in ausgezeichnetem Grade verdient.

Early History of the Lutheran Church in America, from the Settlement of the Swedes on the Delaware, to the Middle of the eighteenth Century; by C. W. Schaeffer, Pastor of St. Michael's Church, Germantown, Pa. Philadelphia. Lutheran Board of Publication. 1857.

Monographien wie dieses und wie das oben angezeigte Werk gehören zu den Vorläufern einer wissenschaftlichen, gründlichen Darstellung des Entwicklungsganges der Kirche in Amerika überhaupt. Nur aus solchen Vorarbeiten, deren wir noch lange nicht genug haben, läßt sich eine überblickliche Darstellung der so unendlich verwickelten Geschichte des religiösen und kirchlichen Lebens dieses Landes ableiten. Wer wäre allein im Stande, all' den kleinen oder größeren Bächlein, in welche hier der Strom des Protestantismus getheilt ist, und all' ihren Verzweigungen und Krümmungen bis zum letzten Quellpunkt nachzugehen?

Dem Verfasser des hier angezeigten Werkes—dem äußerlichen Umfang nach opusculum—machen wir nur das zum Vorwurf, daß er so sparsam gewesen ist in seinen Mittheilungen, während jede Seite des Buches zeigt, daß er uns viel mehr hätte aus den ihm offenen Quellen geben können, wenn er nur gewollt hätte. Seine Absicht war, den Weg uns wissen zu lassen, den seine Quellenforschung ihn führte, ohne uns mit dem Einzelnen genauer vertraut zu machen, was ihm überall auf diesem Wege begegnete. Und gewiß, diese Absicht hat er in höchst befriedigender Weise erreicht. Die Hauptpunkte, auf denen die Genesis der lutherischen Kirche dieses Landes ruht, treten mit der bestimmtesten Klarheit heraus und das Buch wird in dieser Hinsicht leitend werden für alle künftigen Geschichtschreiber der lutherischen Kirche. Es findet sich da auch, nicht nach willkürlicher Hypothese, sondern auf erwiesene Zustände und Thatfachen hin, die Erklärung mancher eigenthümlichen, selbst schmerzlichen Erscheinung aus dem Entwicklungsgang der luther-

rischen Kirche auf amerikanischem Boden. Man freut sich der soliden Forschung und des besonnenen Urtheils, daraus das Werk geflossen ist. Nicht weniger Achtung verdient die historische Treue, mit welcher die dogmatische Stellung der lutherischen Kirche jener Periode geschildert ist und welche mit den Zuständen der Gegenwart in einer sehr auffallenden Weise contrastirt. Näheres über die Kultusformen in jener Zeit wäre dabei ergänzend gewesen. Man sieht, wie die Kirche damals äußerlich schwach und geographisch zertheilt war, aber innerlich tüchtig und einheitlich verbunden und stark; jetzt ist sie äußerlich unendlich stärker und weithin ausgebreitet, innerlich aber zerstückelt und dadurch geschwächt.— Möge das Buch besonders in der lutherischen Kirche weite Verbreitung finden und möge der Verfasser sich ermuntert fühlen, das so glücklich angefangene Werk eifrigst fortzusetzen.

Religion in America; or an account of the Origin, Relation to the State, and present condition of the evangelical Churches in the United States. With notices on the unevangelical Denominations. By Robert Baird. New York, 1856. (688 Seiten groß Octav.)

Dies Buch enthält eine große Menge von Belehrung über amerikanische kirchliche Zustände und der Verfasser verdient den Dank des Publikums für die Mühe, die er sich gab, all' dies Material zu sammeln. Allerdings ist sehr oft der Mangel an Genauigkeit und Ausführlichkeit zu beklagen, der aber bei einem so Vieles umfassenden Werke kaum auffallen kann. Daß der Verfasser sich mit den Eigenthümlichkeiten der einzelnen, von ihm geschilderten Parteien nicht gründlicher bekannt machte, ist ein großer Fehler. Man lese z. B. nur den Artikel über die deutsch-reformirte oder über die lutherische Kirche, welche beide er auch seltsamer Weise zu den "smaller presbyterian Churches" rechnet. Für die lutherische Kirche beruft er sich auf Dr. S. S. Schmucker's Werke, die doch nur als der Ausdruck einer, freilich bedeutenden, Richtung innerhalb der lutherischen Kirche dieses Landes angesehen werden können. Eben so verfehlt und ganz ungenügend ist, was in p. 516 über die deutsch-reformirte Kirche zu lesen ist. Es scheint, der Verfasser verdankt seine Information nur zu sehr der gewöhnlich so ganz unsoliden religiösen Zeitungslitteratur, welche, ganz von Parteinansichten und kleinlichen literarischen und denominationalen Eifersüchteleien beherrscht, gar nicht als Quelle über viele und besonders wissenschaftliche Fragen für ein solches Werk benützt werden kann. An manchen Orten giebt der Verfasser die Werke an, die er benützte; hätte er aber die für die Kenntniß jeder einzelnen Denomination bedeutendste Litteratur zusammengestellt, so hätte das seinem Buche erst seinen rechten Werth für den Forscher vom Tische gegeben.

Reise nach Mosul und durch Kurdistan nach Urumia. In brieflichen Mittheilungen von C. Sandreczk, Phil. Dr. 3 Theile. Erster Theil. Reise von Smyrna bis Mosul.

Diese Mittheilungen bieten eine sehr unterhaltende und belehrende Lectüre. Der Reisende führt uns in die seit lange bis in die neueste Zeit von Europäern nicht sehr betretenen Räume zwischen dem Schwarzen Meere und den oberen Gebieten des Euphrat und Tigris. Er schildert lebhaft genug, was er, im Orient schon lange weilend, durchziehend von den Sitten und Zuständen der Bevölkerung jener Gegenden gesehen. Mangelhafter erscheinen die Mittheilungen über die Natur in wissenschaftlicher und ästhetischer Hinsicht. Sehr reich aber ist dieser Theil an Notizen über die religiösen und kirchlichen Verhältnisse jener Länderstrecken und besonders über die evangelischen Missionen, die seit einigen Jahren in jenem Theil des Ostens aufblühen. Es weht ein frommer Geist durch das Buch und der Verfasser nimmt als Laie überall Anlaß, seinen Bibelglauben frei und unumwunden auszusprechen. Wir sehen mit Interesse der Fortsetzung eines Werkes entgegen, die uns jenen durch die wundervollen archäologischen Entdeckungen des letzten Jahrzehntes wieder so wichtig gewordenen Orten näher bringt.

Kirchenchronik.

Amerika. — Protestantismus. Ein Artikel im "Independent" vom 30. April dieses Jahres, worin H. W. Beecher die gewöhnliche Art der englischen ex tempore Gebete ziemlich scharf kritisiert, ist ein neuer Beweis, der von dieser Seite kommend besonders in's Gewicht fallen muß, wie verfehlt es ist, zu erwarten, daß ein stets freies, unliturgisches Beten in der Kirche nicht in eine stereotype Phrasologie umschlage. Beecher rügt eine Menge von Fehlern, Wiederholungen, Affectirtheiten, lüdenbüßerischen Ausrufen und Nebenarten, unpassenden Citaten aus der Schrift und von andern bei dieser Art öffentlicher Gebete ganz gewöhnlichen Gebrechen. Alle seine kritischen Bemerkungen und Aussetzungen sind eben so viele Argumente zu Gunsten ächt kirchlichen, liturgischen Gebetes. Er meint, der einzelne Prediger oder öffentliche Beter sollte mehr vorher zum Beten instruiert werden. Nichts besser, als die alten kirchlichen Gebetschätze zu dem Ende sich vertraut machen und sie als einen Segen der Gemeinde der Gegenwart nicht vorenthalten, wie das die Antiliturgiker thun. Das wird die Gemeinde selbst bald merken lassen, daß man nicht einem und demselben declamatorischen oder rhetorischen Kunststück, das oft die ärmste Individualität zuzugt, jetzt den Titel Gebet und nachher den einer Predigt geben sollte, denn Beides ist meist doch nur für ein und dasselbe Publicum berechnet. Daß denkende Leute unter Presbyterianern, Congregationalisten und an andern Orten mit der ganz unliturgischen Weise zu beten im öffentlichen Gottesdienst je länger je weniger zufrieden sind, ist nicht zu leugnen und gehört zu den Zeichen der Zeit.

Wie meistens alle Frühjahre so erhalten wir auch diesmal wieder von allerlei Seiten her, von Presbyterianern, Congregationalisten, Baptisten, Methodistern, sog. American Lutheranen und Andern, Nachrichten von herrlichen Ausgießungen des heil. Geistes als Segen der protracted meetings. Leider sind wir durch Erfahrung gegen solche brillanten Nachrichten sehr mißtrauisch geworden. Wir wissen z. B. eine Gemeinde, wo seit Jahren alle Frühlinge glorious revivals stattfanden: man hätte denken sollen, alle Leute seyen dort längst bekehrt. Vor Kurzem kam ein Predigerwechsel dort vor und der neue Pfarrer fand die durch so viele revivals gegangene Gemeinde in einem „traurigen Zustande“, begann mit neuem Muth und erlebte auch schon ein revival.

Die Generalversammlung der Presbyterianer Neuer Schule wird bei ihrer diesjährigen Zusammenkunft in Cleveland, Ohio wahrscheinlich in ernste Debatten über die Sklavensfrage hineingezogen werden. * Bereits haben mehrere Presbyterien, z. B. das von Kalamazoo, Mich., das von Clyria, Ohio, entschiedene Beschlüsse, welche das Sklaventhalt indirect oder direct verurtheilen, gefaßt und die Generalversammlung wird aufgefordert, solche Beschlüsse zu sanctioniren. Dies wird starke Opposition hervorrufen und wenn eine förmliche Spaltung daraus entspringe, dürfte es kaum überraschen.

Auch in die seit einigen Jahren in unsern großen Städten aufblühende Young men's Christian Association, welche junge Männer zu christlichen Vereinen sammelt, sie von gefährlichen Zerstreuungen abhalten und unter kirchlichen Einfluß bringen will, ohne einen bestimmten denominationellen Zweck zu haben, scheint die Sklavensfrage als ein Zunder der Zwietracht schon geworfen zu seyn. Es werden Debatten über allgemein wichtige Gegenstände gehalten in den abendlichen Zusammenkünften. Unter den davon ausgeschlossenenen

* Nachträglich bemerken wir, daß dies wirklich geschehen ist.

Gegenständen war auch Politik. Vor Kurzem wurde mit unzweideutiger Beziehung auf die Sklavensfrage in New York der Beschluß gefaßt, daß Politik künftig von den Debatten nicht ausgeschlossen seyn soll. Sofort resignirten an einem Abend 179 Glieder, und darunter mehrere einflußreiche Prediger, mit der Bemerkung, daß sie glauben, durch jenen Beschluß müsse die Nützlichkeit der Association bedeutend Schaden leiden und ihr ursprünglicher Zweck werde verkehrt.

Nicht gering war der Schrecken mancher Presbyterianer Alter Schule bei der seit Kurzem vernommenen Nachricht, daß zwei ihrer Geistlichen in Princeton, an diesem Mittelpunkt ächter presbyterianischer Sitte und Lehre, angefangen haben, den öffentlichen Gottesdienst im Talar zu leiten. Gewiß ist, daß noch im vorigen Jahrhundert die presbyterianischen Prediger durchschnittlich den Talar trugen. Indessen war er außer Cours gesetzt seit langer Zeit und bei Vielen war es dahin gekommen, daß sie überall, wo die alte ehrwürdige Sitte des Talars noch festgehalten wurde, schon die Präliminarien des Papstthums sahen. Sollte der Talar bei Presbyterianern, Baptisten, Methodistern, Congregationalisten je wieder in seine alten Kirchenrechte eingesetzt werden, so sollte es uns nicht befremden, selbst englisch-lutherische Herren Doctoren und Pastoren in Stadt und Land noch im Ornat des Talars zu sehen. A bove majori disceit arare minor.

Vor der Legislatur des Staates New York lag während der letzten Sitzung ein Gesetzesantrag, den Freibrief der unermeslich reichen Trinity-Church in der Stadt New York dahin zu verändern, daß die Episkopalkirche der Stadt überhaupt einen gesetzlichen Einfluß auf die Verwaltung jenes Gemeindevermögens erhalten und dasselbe mehr zur Förderung allgemeiner Kirchenzwecke verwendet werden sollte. Der Antrag, über den die Episkopalisten New York's in große Aufregung unter einander geriethen, wurde indessen noch nicht zum Gesetz erhoben.

Europa. — Deutschland. Aus verschiedenen Gegenden werden die Klagen immer lauter, daß es an evangelischen Schulumtscandidaten gar sehr mangle. Verwundern wird sich über diesen Mangel kein mit der Lage der Sache Vertrauter. Vorerst kommen die äußern Verhältnisse des Volksschullehrers in Betracht. Kein Stand ist schlechter besoldet als dieser, von dem man verlangt, daß er seine ganze Kraft der Schule weibe und noch je länger je mehr an höherer allgemeiner Bildung Antheil nehme. Wohl ist an manchen Orten Etwas zur Verbesserung der äußerlichen Stellung der Volksschullehrer geschehen, aber jeder junge Mann, der in diesen Stand eintreten will, sieht kaum etwas Anderes für sich und seine Familie voraus, als einen steten Kampf mit Nahrungsorgen. Hierzu aber kommt der wichtigere Punkt des total geänderten Bildungsstandes der Lehrer und der daraus sich besonders in der Dorfgemeinde ergebenden Folgen. Im vorigen Jahrhundert ernannte der alte Fritz seine ausgedienten Corporäle zu Schulmeistern. Jetzt gehen die Schulumtscandidaten durch einen mehrjährigen Bildungscursus hindurch und werden in einer ganzen Reihe wissenschaftlicher Fächer examinirt. Wir verwahren uns gegen die Ansicht, als ob wir Kenntnisse und Wissenschaftlichkeit als etwas Ueberflüssiges beim Lehrer betrachteten. Keineswegs; aber die äußere Stellung hielt nicht gleichen Schritt vorwärts mit der höheren Forderung der Sachbildung. Diese aber veränderte die Stellung des Lehrers zum Landvolk. Einst war er ein Mann aus dessen Mitte; bei geringeren Kenntnissen genoß er doch, besonders wenn ein fester christlicher Charakter und Lebensweisheit ihn auszeichnete, hohe Achtung beim Volke. Daher datirt sich auch, daß der Lehrer Parentationen am Grabe und ähnliche dem geistlichen Amte verwandte Functionen in manchen Gegenden amtlich versah und versieht. In vielen Fällen konnte die Weisheit des Schulmeisters schlichten, was der Autorität des Schöppen, Schultheißen und Pfarrers in der Gemeinde nicht wich. Jetzt ist durch Veränderung seines Bildungsstandpunktes das Verhältniß des Lehrers zum Volke umgestaltet und zwar zum

Nachtheil des Lehrers auch in äußerlicher Hinsicht. Die Menge der zu erlernenden Fächer ist zu groß, um gründlich vom Schüler im Schulseminar ergriffen zu werden, dem es oft auch an der nöthigen Vorbildung fehlt. Bei Manchen erzeugt sich aber bei der Oberflächlichkeit ihrer Kenntnisse, da sie in omnibus aliquid, in toto nihil wissen, eine Eitelkeit, die ihr Verhältniß zum Volk, besonders aber auch zum Pfarrer erschwert, der oft selbst gar kein Lehrer ist, doch die Schule und den Schulmeister beaufsichtigen soll, sich dabei große Blößen giebt und deshalb in Verbitterung mit den Lehrern leicht hineingeräth. Gerade aber auch die Mannigfaltigkeit der im Seminar aufgegriffenen Kenntnisse reizt manche und zwar besonders begabte junge Lehrer, daß sie nicht mehr in die beengte und einförmige Volksschule, sich mögen einschränken lassen, sondern, als Fachlehrer in irgend Etwas excellirend, in die Weite ziehen oder sich für die höheren Lehrstellen an Realanstalten oder polytechnischen Schulen zubereiten, wo sie in eine ihrer weitem Bildung entsprechende Umgebung zu treten und auch für ihr äußeres Fortkommen besser zu sorgen hoffen. Endlich ist aber besonders noch an den verderblichen Geist des Nationalismus zu erinnern, der in manchen Schullehrerseminaren geherrscht hat und noch herrscht. Viele Lehrer saugen da Grundsätze ein, die sie nachher nicht in der Schule wieder preisgeben dürfen, ohne mit den Behörden in Conflict zu kommen. Nun sollen sie aber gerade dem Religionsunterricht und besonders der biblischen Geschichte N. u. N. Testaments hauptsächlich Aufmerksamkeit zuwenden. Je weniger sie selbst noch kindlichen Glauben im Herzen tragen, um so unmöglicher muß es ihnen werden, kindlich fromm zu Kindern zu reden. Da wenden sich denn Manche lieber von der Schule ab. Jetzt aber, wo man zum alten Glaubenskerne in manchen Seminarien wieder zurückkehrt, werden manche junge Leute davon viel weniger angezogen, als sie früher durch den Glanz vielartiger Weltweisheit und Bildung angezogen wurden. Aber wenn die Volksschulen nicht bloße Lehranstalten, sondern die „Kirchen der Kleinen“ seyn sollen, wenn die Kinder durch sie in das christliche Gemeindeleben sollen eingeführt werden, dann ist Alles daran gelegen, daß Prediger- und Schullehrerseminare auf einem und demselben Grund des Glaubens stehen, daß sie den Unterschied, aber auch die nahe Verwandtschaft des Pfarramtes und des Schulamtes wohl kennen, daß sie einander in die Hände arbeiten, weil Beide, Pfarrer und Lehrer, nur Einem Haupt und Herrn dienen. Darum haben Beide in Eine Schule zu gehen, um wahrhaft gottgelehrt zu werden.

Daß aber ein für unsere Zeit bezeichnender Hauptgrund die Ursache der Abnahme der Zahl der Schulamtsandidaten ist, liegt nahe. Es ist nämlich die ungeistliche, geringe Ansicht, die in unsern Tagen über jede Lebensstellung, die es mit dem Kleinen, von der Welt Verachteten, mit dem Reich Gottes und seinen Gliedern zu thun hat, weithin herrschend geworden ist. Es gilt beim Lehrer der Volksschule in Deutschland besonders Verleugnung, dienende Liebe um Christi willen, Hingabe an ein Amt, das viel Geduld, Ausdauer, Treue im Kleinen erfordert und, irdisch betrachtet, wenig Lohn und Dank verspricht. Das sagt dem Zeitgeist, der die handgreiflichen, sichtbaren Dinge für die wahren Realitäten ansieht, eben gar nicht zu.

Bereits sind von Seiten der Kirchen- und Staatsregierungen in Deutschland hie und da Schritte gethan worden, um der Abnahme der Schullehrer entgegen zu wirken und besonders auch die Besoldungen derselben den Verhältnissen der Gegenwart entsprechend zu erhöhen. In Rheinpreußen wurde sogar auf Joppenbrück bei Düsseldorf nach Anordnung und Plan des königlichen Ministeriums ein einjähriger Seminar-Cursus mit freiem Unterricht eröffnet, wo nur die Vorbildung eines aus einer guten Elementarschule entlassenen tüchtigen Schülers gefordert wird.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang X.

Juli 1857.

No. 7.

Johann Calvin's Leben und Wirken.

(Fortsetzung.)

Mla mihi unica est, perpetuoque futura est sapiendi regula,
in simplici ejus doctrina acquiescere.
(Calv. Socino.)

4) Calvin's Wirksamkeit in Straßburg. Seine exegetischen Verdienste. Er vertheidigt die Reformation gegen Sadolet und wird nach Genf zurückberufen.

Calvin begab sich nun in Begleitung Farel's nach Bern und Zürich, fand aber wenig Anklang und Beifall. Die Berner hegten den Wunsch, Genf in politischer und kirchlicher Abhängigkeit von sich zu erhalten, und sahen es daher nicht ungerne, daß schwächere und fügsamere Leute den Posten des geistesstarken und energischen Calvin eingenommen hatten. In Zürich hatte man gewünscht, die Genfer Prediger möchten mit mehr Mäßigung und Klugheit auftreten. In den mit diesen Städten gepflogenen Verhandlungen gestand nun Calvin auch offen, zu streng gewesen zu seyn, doch nicht einer gleichgültigen Form wegen habe er sich widersetzt. Sie wollten nun gerne den Taufstein und das ungeäuerte Brod annehmen, nur sollten die Berner das Brod auch brechen, wie sie. Auch die kirchlichen Festtage, die Farel abgeschafft hatte, wollten sie zulassen, wenn den Leuten frei stünde, nach der Predigt zu arbeiten. Dagegen verlangten sie die Einführung einer Kirchenzuchtordnung, die Einteilung in Pfarrgemeinden, den Kirchenbann und Kirchenälteste, die, vom Rath erwählt, denselben ausüben sollten; Ordnung in Berufung der Prediger, daß der Rath der Handauslegung sich enthalte, welche den Predigern zustehet; üstern Gebrauch des heiligen Abendmahles (zum wenigsten alle Monate) und den Gesang der Psalmen. So das Unwesentliche der Ceremonien aufgebend, aber festhaltend an seinem großen Princip kirchlicher Zucht und Ordnung, war er bereit, sein Werk nach Gottes Willen in Genf wieder aufzunehmen, ob er wohl sich schon gefreut hatte, von einem so schwierigen Posten, den er gegen seine

Neigung aus reinem Pflichtgefühl übernommen, erköst worden zu seyn. Auf Bullinger's Betrieb sollten die Berner die Vertriebenen wieder nach Genf zurückführen und ihre Wiedereinsetzung bewirken. Der Berner Rath entschloß sich endlich, ihnen Abgeordnete mitzugeben, die mit dem Genfer Rath unterhandeln sollten. Inzwischen aber hatte der Berner Prediger Kunz, ein zu Wittenberg gebildeter, aufbrausender, herrschüchtiger Mann, die angeführten Artikel, aus Rache gegen Calvin und Farel, die ihre evangel. Freiheit nicht unbedingt unter das Joch der Berner Kirchengerichtbarkeit beugen wollten, durch den Prediger Wandel in's Geheim nach Genf gesandt, und das Volk daselbst noch mehr gegen die Verbannten aufreizen lassen. Als man nun in Genf erfuhr, daß die Prediger mit Boten aus Bern im Anzuge seyen, gerieth die ganze Stadt in die größte Aufregung. Man besetzte die Thore, ließ ihnen den Eingang in die Stadt verbieten, und eine beträchtliche Anzahl Banditen lagerten unweit der Stadt in einem Hinterhalt, um die Prediger, falls sie weiter vorzudringen wagten, zu ermorden. Vergebens stellten die Berner Abgeordneten, und unter diesen besonders der beredte Biret, dem Rath sein Unrecht vor und baten, daß die Geistlichen sich vertheidigen dürften. Das Volk war in so hohem Grade gegen dieselben erbittert, und namentlich gegen den Kirchenbann so sehr aufgebracht, daß der Rath in einer zweiten sehr stürmischen Versammlung, in welcher einige, da sich Stimmen für die Prediger hören ließen, sogar ihre Degen zogen, ihre Verbannung abermals bestätigte. Verkannt, verrathen und verlassen kehrten sie nun in Sturm und Wetter über ausgetretene Waldströme nach Bern zurück, und eilten schnell nach Basel, woselbst sie wohlbehalten, aber „vom Regen durchnäßt,“ und „von Müdigkeit fast ertödtet“ ankamen, sich glücklich schätzend, daß die Flüsse „barmherziger waren als die Menschen.“ In Basel fanden sie bei Grynäus, „dem trefflichen Diener des Herrn,“ die freundlichste Aufnahme. In dieser Stadt war die Pest ausgebrochen. Ein Neffe Farel's lag an dieser Seuche darnieder. Calvin, ein treuer Seelsorger, unterstützte ihn mit geistlichem Troste bis an sein Ende, ohne im mindesten die große Gefahr, der er sich aussetzte, zu scheuen.

Durch die bisher gemachten Erfahrungen war Calvin nun so entmutigt, daß er abermals ernstlich daran dachte, sich jeder öffentlichen Wirksamkeit zu entziehen. Als aber sein theurer Farel einem ehrenvollen Rufe nach Neuchâtel gefolgt war, und Martin Bucer ihn mit Bitten bestürmte, und zuletzt im Namen Gottes beschwor, nach Straßburg zu kommen, er auch hoffen konnte, seine Anstellung in einer so angesehenen Stadt werde einen günstigen Eindruck auf die Genfer machen, so ließ er sich endlich bewegen, nach der guten alten Stadt Taulers, die vor Kurzem der Reformation sich zugewandt hatte, zu ziehen, wo ihn der Rath zum Prediger der sich daselbst bildenden französischen Gemeinde und zum Lehrer der Theologie an der dortigen Hochschule bestellte. Ueber diese Anstellung äußert sich Calvin also: „Ich nahm mir vor auszuruhen, als der vortreffliche Diener Christi, M. Bucer, es so machte, wie Farel, und mich im Namen Gottes beschwor, eine neue Stelle anzunehmen. Er führte selbst das

Beispiel des Jonas an, und das erschreckte mich so, daß ich von neuem das Lehramt übernahm. Aber obwohl ich mir selber immer noch gleich blieb, die Deffentlichkeit fliehend, wo ich konnte, wurde ich doch bis auf die kaiserlichen Reichstage hingeführt, wo ich, wollend oder nicht, gezwungen war, im Angesicht vieler zu erscheinen.“ Der zwei- bis dreijährige Aufenthalt Calvin's in Straßburg sollte für ihn die Thüre zu seiner künftigen, großartigen, weltgeschichtlichen Wirksamkeit werden. Er war etwas zu rasch, zu wenig vorbereitet in die Kämpfe der jungen Genfer Kirche hineingezogen worden. In dem ruhigen Straßburg sollte er sich der Aufgabe seines Lebens recht bewußt werden, seine volle Kraft ausbilden, seine theologischen Anschauungen zur Reife bringen, in seiner kleinern französischen Gemeinde die Anwendbarkeit und Durchführbarkeit seiner Disciplinargrundsätze erproben und durch seine Verbindung mit der deutschen Kirche und seine Bekanntschaft mit Melancthon den Grund zu einer umfassenderen und allgemeineren Wirksamkeit legen.

Calvin, der in Straßburg nun auch das Bürgerrecht erwarb, entwickelte um diese Zeit eine ungewöhnliche Thätigkeit, und stand in großem Ansehen. Täglich mehrte sich die Anzahl der Flüchtlinge aus Belgien und Frankreich, in welchen Ländern die evangelisch Gesinnten grausam verfolgt wurden, und suchten in dieser alten deutschen freien Reichsstadt Schutz und Nahrung für ihren Glauben. So wuchs die Gemeinde Calvin's täglich, und dadurch, daß er sie nach seiner in der zweiten Ausgabe seiner *Institutio* niedergelegten Disciplinordnung einrichtete und leitete, machte er sie zu einer wahren Mustergemeinde. Auch viele der Gottesgelehrsamkeit beflissene Jünglinge kamen aus Frankreich nach Straßburg, brennend vor Begierde, den mündlichen Unterricht des berühmten Verfassers der *Institutio* zu genießen. Calvin las oder predigte alle Tage, wohnte allen Disputationen im Gymnasio bei, hielt unter dem Vorfige des berühmten Jac. Sturm selbst eine Disputation mit dem Decan von Passau, den er gänzlich überwand; nahm thätigen Antheil an den Religionsgesprächen zu Frankfurt a. M. und Hagenau, und erschien auf den Reichstagen zu Worms und Regensburg als Abgeordneter von Straßburg, um zur Beilegung der kirchlichen Streitigkeiten mitzuwirken. Auf diesen Zusammenkünften lernte er Melancthon persönlich kennen, und freute sich, mit diesem verdienten und geschätzten Manne die wichtigen Zeit- und Kirchenfragen besprechen zu können. Auf ihr Verhältniß zu einander kommen wir später zu sprechen; wir bemerken nur noch, daß Calvin im Laufe dieser Religionsverhandlungen sich den ehrenvollen Beinamen des Theologen erwarb.

Auch litterarisch war Calvin sehr thätig um diese Zeit. So ließ er eine neue Ausgabe seines Werkes über den Seelenschlaf erscheinen, lieferte eine gänzlich umgearbeitete, sehr vermehrte Ausgabe seiner *Institutio*, die zweite Hauptausgabe dieses berühmten Buches, zu der in den spätern Ausgaben nichts wesentlich Neues mehr hinzukam, und gab ein Werk über das heilige Abendmahl heraus, um eine Vereinigung zwischen dem reformirten und lutherischen Lehrbegriff anzubahnen. Wir werden später auf diese wichtige

Schrift zurückkommen. Als eine köstliche litterarische Frucht seiner theologischen Vorlesungen über den Römerbrief erschien auch im Jahre 1539 sein berühmter Commentar über diesen wichtigsten der Paulinischen Briefe, worin sich Calvin, wie ein Neuerer sagt, „ganz in den Geist des Apostels versenkt.“ Es ist hier der Ort, etwas über das exegetische Verdienst Calvin's beizubringen.

Unstreitig ist Calvin den größten Exegeten der christlichen Kirche beizuzählen. Seine Commentare nehmen den größten Theil seiner Werke ein und bilden nicht weniger als sieben Bände in Folio. Mit Ausnahme der Bücher der Richter, Ruth, Samuelis, der Könige, Esther, Nehemias, Ezra, Sprüchwörter, Prediger, Hohelied und der Offenbarung Johannis, hat er alle Bücher der heiligen Schrift erklärt. Die Commentare über die Bücher Mose, die Psalmen, die kleinen Propheten, über Daniel und die Paulinischen Briefe gehören zu seinen ausgezeichnetsten und gelungensten Arbeiten im exegetischen Fache. Die Schriften, welche den Kern des Glaubens enthalten, zogen ihn mehr an, als die historischen und prophetischen. Hieraus, so wie aus seiner großen Bescheidenheit, erklärt sich der Umstand leicht, daß er die Offenbarung Johannis nicht commentirt hat. Der große Scaliger lobt ihn dafür und sagt: „Calvinus sapit quod in Apocalypsin non scripsit.“

Klarheit verbunden mit Kürze bilden nach Calvin die vorzüglichste Eigenschaft eines christlichen Auslegers, und diesem Grundsatz ist er immer treu geblieben. Sein Hauptbestreben in der Auslegung ging stets dahin, „den Geist des Schriftstellers zu offenbaren.“ Die Fähigkeiten dazu besaß er in hohem Grade: Gelehrsamkeit, Tiefinn, lebendiges Christenthum.* Das exegetische Talent Calvin's ist auch von jeher von allen sachkundigen Männern der verschiedensten Parteien anerkannt worden. Am gründlichsten und umfassendsten hat Dr. Tholuck, der die Commentare Calvin's der theologischen Welt in einer neuen Ausgabe vorgelegt hat, die Verdienste dieses Reformators um die Schriftauslegung gewürdigt. Folgende charakteristische Stellen aus Tholuck's Aufsatz, mögen hier eine Stelle finden: „Man findet bei ihm (Calvin) nicht nur eine leichte und glückliche Auseinandersetzung des grammatischen Sinnes, gute Sprachbemerkungen, eigenthümliche Erklärungsversuche, sondern auch die Erörterungen über den grammatisch erklärten, in historischen, dichterischen und prophetischen Stücken zeigen, wie er in den Geist des Schriftstellers eindringt, so wie es ihm damals seine dogmatische Denkart zuließ.“ „In der neutestamentischen Exegese bewundert man mit Recht seinen einfachen, eleganten Styl, seine dogmatische Unbefangenheit, den exegetischen Text, die vielseitige Gelehrsamkeit und den tiefchristlichen Sinn. Hinsichtlich der Form ist die Eleganz der

* Der Kritiker P. Bayle entwirft folgende graphische Zeichnung von Calvin's geistiger Begabung: „C'étoit un homme à qui Dieu avoit conféré de grands talens, beaucoup d'esprit, un jugement exquis, une fidèle mémoire, une plume solide, éloquente, infatigable, un grand savoir, un grand zèle pour la vérité.“ Ein so begabter Mann mußte ein guter Exeget seyn.

Diction, verbunden mit der Concinnität des Ausdrucks, welche Vorzüge sich besonders in den Vorreden darthun, zu rühmen. Die Eleganz zeigt sich indessen weniger in dem sorgfältigen delectus verborum (Auswahl der Worte), fern von dem affectirten Purismus eines Bembo und Castalio, welche eigenthümliche christliche Ausdrücke mit heidnischen vertauschten. Dagegen fühlt man überall das Herz durch, und es möchten wenige Kirchenlehrer seyn, welche mit der römischen Latinität Calvin's einen solchen Ausdruck christlicher Wärme, mit so viel gravitas, so viel affectus verbinden.“

„Ein anderer Vorzug ist die Verwahrung vor Abschweifungen. Die lutherischen Erklärer haben zum Zweck, die loci communes zu erläutern, mehr als Auslegung im Zusammenhang. Daher vermist man öfters, namentlich bei Melancthon, die Erläuterung wirklich schwieriger Stellen, während er über andere, die ihm Stoff zu dogmatischen Expositionen geben, weitläufig ist. Zwar hat Calvin sich von der Methode der Zeit nicht ganz frei gehalten, und bricht oft ganz unvermuthet in Declamationen gegen den Papst und die Mönche aus; indefs geschieht dies doch bei ihm viel seltener, und überhaupt ist eine solche Polemik, auf Schriftstellen gegründet, in solcher Zeit nicht zu verwerfen.“

„Die Gelehrsamkeit Calvin's tritt nicht so in der Exegese hervor, wie bei Beza. Er ist in dem Geschäft der Kritik durchaus nicht genau, nimmt auf Codices keine besondere Rücksicht, führt nur selten und im Allgemeinen die alten griechischen Exegeten an—doch beurtheilt er zuweilen Erasmus, Origenes, Chrysostomus. Auch stellt er keine Sprachuntersuchungen an. Das Vermögen aber fehlte ihm nicht, sondern er fand es damals so am geeignetsten für das große Publicum.“

Was Calvin vor seinen ehrwürdigen Genossen besonders auszeichne, sey der Umstand, daß er nicht allein mit tiefchristlichem Sinne neutestamentliche Grundbegriffe und einzelne Aussprüche ihrem innern Gehalte nach aufgefaßt, sondern auch mit einer auf christlicher Erfahrung ruhende Psychologie die heiligen Schriften im Zusammenhange ausgelegt habe. — „In den Paulinischen Briefen versenkt er sich besonders in den Geist des Apostels, und wie man es ihm deutlich abfühlt, eins geworden mit demselben, erklärt er überall aus dem Ganzen das Einzelne, in dieser Hinsicht dem Chrysostomus zu vergleichen, nur daß bei diesem die rhetorische Bildung hier und da einen nachtheiligen Einfluß äußert. Die ganze neutestamentliche Geschichte wird unter seinen Händen lebendig. Er lebt in jedem handelnd und sprechend aufstretenden Individuum, in dem Bösen wie in dem Guten, und erklärt jede Rede aus den Verhältnissen und aus der Seele des Sprechenden heraus. Auch in der Apostelgeschichte zeigt sich diese seine Kunst bewundernswürdig. Vortrefflich faßt er den Gemüthszustand der handelnden Personen auf und legt ihn dem Leser dar; vortrefflich erklärt er namentlich auch die Paulinischen Reden, so daß sie auf eine ganz ungezwungene Weise zugleich eine Predigt für die Leser werden.“ (S. Tholuck, verm. Schriften 2r Th.; und P. Henry I. 350—54.)

Calvin's Exegese ist aber auch durchaus ebenso erbaulich als tief theologisch und grammatisch-historisch. Jede seiner Vorlesungen fing er mit einem Gebet an, und in allen seinen Commentaren duftet eine ächte, lebendige Frömmigkeit. „In dieser Rücksicht zeichnen sich die Vorlesungen über die kleinen Propheten aus, die mit sehr erbaulichen Gebeten anfangen und schließen, und gesammelt ein vollständiges Erbauungsbuch geben würden.“ (P. H. I. 355.)

Da Calvin aller willkürlichen Allegorie und Typologie von Herzen feind war, und er somit auch die alttestamentlichen Schriften streng historisch auslegte, so fand er im A. T. nicht so viele Zeugnisse von der göttlichen Dreieinigkeit und nicht so viele Vorbilder und directe Weisagungen von Christo, als herkömmlich war. Er wurde deshalb öfters, besonders von L. Hutter, einer judaisirenden Richtung beschuldigt (Calvinus judaizans). Allein Calvin steht mit seinem hermeneutischen Princip keineswegs allein; Männer, wie Eusebius von Cäsarea, Basilius, die beiden Gregore, Ephraem, besonders Theodorus von Mopsuestia, kurz die ganze antiochenische Interpretenschule und viele lateinische Ausleger sind ihm darin vorangegangen, und wie sehr dieses Princip in unserer Zeit die ganze Wissenschaft der Exegese (auch der gläubigen) beherrscht, ist weltbekannt. Calvin urtheilte darin richtiger, als die altprotestantischen Dogmatiker nach ihm, daß nämlich die christliche Wahrheit fest genug stehe ohne solche dogmatischen Beweisstellen aus dem A. T., und daß dieselbe durch willkürliche Deutungen alttest. Stellen nichts gewinnen, sondern nur verlieren könne.

Durch seinen gewaltigen Einfluß und sein glänzendes Beispiel hat nun auch Calvin mehr als ein anderer der biblischen Exegese im Schooße der reformirten Kirche die Richtung einer strengen Bublicität gegeben, nach welcher es die Hauptaufgabe des Auslegers ist, abgesehen von allen schon feststehenden Dogmen der Kirche, den reinen Sinn der heiligen Schrift zu erforschen, während andererseits in der lutherischen Kirche die Richtung vorwaltete, sich damit zu begnügen, die Schriftmäßigkeit der Dogmen der Kirche nachzuweisen. Die reformirte Exegese nach calvinischem Typus läßt sich somit nicht von der dogmatischen Tradition beherrschen, sucht sich aber eben so sehr vor der söcinianischen und neo-logischen Verachtung der exegetischen Tradition zu bewahren.

Wir kommen nun auf das Verhältniß Calvin's zur Genfer Kirche zurück. Mitten in seiner segensvollen Wirksamkeit zu Straßburg konnte er dennoch nimmermehr seine alte Gemeinde vergessen. Er sah sich immer noch als ihren rechtmäßigen Hirten und Seelsorger an. Gleich nach seiner Ankunft in Straßburg schrieb er „den Getreuen in Genf“ einen erhebenden Brief, und ermahnte sie zur Ergebung und zum Gebet. Und da er bald erfubr, daß sie es als unerlaubt ansähen, mit Frevlern das heilige Abendmahl zu nehmen, oder es von schlechten Predigern zu empfangen, so suchte er ihre Scrupel zu heben. Sie sollten zum heiligen Abendmahl gehen, wenn auch die Prediger unwürdig seyen. Eine Kirche sey da, wo die Lehre des Evangeliums gepredigt werde. Sey diese Lehre auch mit Fehlern besetzt, wenn nur

die Fundamentalartikel bestehen. Des Frevels schuldig seyen mit den Predigern nur die, welche unwürdig herannahen. Die Israeliten und auch die ersten Christen hätten die Sacramente gebraucht selbst in dem traurigsten Zustande der Kirche. Die ein gutes Gewissen haben, brauchten sich nicht durch den Mißbrauch der andern abhalten zu lassen, wenn nur das Abendmahl nach dem Worte des Herrn verwaltet werde. In einem andern Briefe an die Genfer, als er vernommen hatte, daß sie sich während seiner Abwesenheit von ihnen wieder mit ihren neuen Predigern gestritten, rügt er ihr Betragen stark, und giebt ihnen zu bedenken, wie hoch die Prediger in der Gemeinde stehen sollen, und daß man auch ihre Unvollkommenheit ertragen müsse, wenn sie nur das Evangelium verkündigen. „Ich ermahne Euch also,“ schreibt er, „und bitte Euch im Namen und in der Kraft Christi, daß Ihr Euren Sinn und Eure Gedanken von den Menschen zu Eurem Erlöser kehren möget, und erwägen, wie es uns Pflicht ist, seinen Geboten zu folgen. Wenn Ihr aber mit Euren Predigern streitet, so daß Zank und Beleidigungen daraus folgen, wie ich höre, so ist klar, daß ihr Amt, in welchem die Ehre Jesu Christi vorleuchten soll, geschändet ist und fast mit Füßen getreten. Nehmet Euch also in Acht, daß, indem Ihr Menschen zu schmähen meint, Ihr nicht in der That Gott den Krieg erklärt habt. Uebrigens müßt Ihr Euch nicht einbilden, daß es ein Kleines sey, Trennungen und Secten auf diese Art zu veranstalten und zu nähren; es ist dies ein so großes Verbrechen, daß man nicht ohne Schaudern davon sprechen hören kann. Und daß dieser Frevel begangen worden sey, wenn die Prediger und die Kirche in Uneinigkeit oder gar in Trennung leben, das zeigt die Sache selbst.— Endlich, wenn ich glauben soll, daß Ihr mich als Euren Bruder ansehet, und zwischen uns ein Band bestehe, welches diesem Namen entspricht, so verwerfet nicht diese Prediger, deren Einsetzung ich gebilliget habe, Euch zu gut und zu Eurem Heil, ohne Furcht und Ansehen der Menschen.“ (P. H. I. 228.)

Seit der Entfernung Calvin's aus Genf schwankten die Parteien hin und her: das Schifflein der Genfer Kirche war ohne Compaß und Steuerruder. In dieser kritischen Lage erfolgte ein gewaltiger Angriff von außen. Der kluge Cardinal Sadoletus, der in Carpentras in der Dauphinée an den Grenzen Savoyen's seinen Sitz hatte, faßte den Gedanken, Genf in den Schooß der römischen Kirche zurückzuführen. Er schrieb an den Rath und das Volk zu Genf einen so geschickt abgefäßten; beweglichen Brief, daß derselbe, wäre er französisch geschrieben gewesen, bedeutendes Unheil anrichten können. Niemand war zu Genf im Stande, dem schlauen Cardinal gehörig zu antworten. Sobald indeß Calvin diesen Brief zu Gesicht bekam, fühlte er sich getrieben, denselben zu beantworten. Und er that dies so geistvoll, in so schönem Style und so beredt, daß diese Schrift zu den schönsten und besten der kleinern Schriften Calvin's gehört.

Calvin motivirt sein Unternehmen mit folgenden schönen Worten: „Wenn ich auch jetzt dort mein Amt nicht mehr verwalte, so kann und soll mich dies nicht verhindern, ihr Treue und Glauben zu halten; wie sollte ich nicht Sorge

tragen für diese Stadt Genf, von welcher ich meinen Geist nicht abwenden kann, noch sie weniger lieben als meine eigene Seele?“ Dann spricht er von Sadolet's Argumentation: „Du zeigst, daß es keine gefährlichere Pest für die Seele giebt, als einen verderbten Gottesdienst, daß die Kirche die beste Vorschrift gebe, wie Gott zu verehren sey, daß es folglich mit dem Heil derjenigen Menschen aus sey, welche die Einheit der Kirche zerstört haben, wenn sie nicht Buße thun. Nachher aber zeigst du, daß eine Trennung von Eurer Einheit ein wahrer Abfall sey; endlich daß das Evangelium, welches jene von uns empfangen haben, nichts sey als ein Mischmasch von gottlosen Lehrsäßen. Hieraus schließest du zuletzt, welch' ein Gottesgericht ihrer warte, wenn sie sich nicht deinen Worten fügen.“—Mit eindringlicher Klarheit und schneidender Schärfe weist nun Calvin dem Cardinal nach, daß er in seinen Beweisführungen das Wort Gottes gänzlich ignorire. Es sey vergeblich, sich auf eine vom heiligen Geiste geleitete Kirche zu berufen, wenn man Gottes Wort gegen sich habe. Auch die Anabaptisten rühmten sich des Geistes, ebenfalls bloß um das Wort Gottes zu unterdrücken und ihren eigenen Lügen Raum zu geben. „Erkenne also, daß es nicht weniger schlimm ist, sich des Geistes zu rühmen ohne das Wort, als es abgeschmackt seyn würde, das Wort selbst anzuführen ohne den Geist.“ Calvin zeigt hierauf, daß sowohl in der Lehre und Disciplin als auch in den Sakramenten und der gottesdienstlichen Form der protestantischen Kirche vor der römisch-katholischen der Vorzug gebühre. Was Calvin zur Rechtfertigung seines Austritts aus der römischen Kirche sagt, möge hier eine Stelle finden. Sadolet nämlich hatte ihn vor den Richterstuhl Christi berufen, Calvin citirt ihn wieder dahin und sagt: „Du siehe nun ernstlich zu, was du für dich und die Deinigen wirst zu antworten haben. Unserer Sache, da sie auf Gottes Wahrheit gegründet ist, wird die gerechte Vertheidigung wahrlich nicht fehlen. Was unsere Personen anbetrifft, da werden wir nicht rechten, sondern unser Heil in einem demüthigen Bekenntniß und Gebet suchen. Was aber unser Amt betrifft, da wird keiner seyn, der nicht also wird sprechen können:

Schwer ist es mir geworden, o Herr! dem Hasse der Anklage auf Erden zu entgehen, aber ich nahe mich deinem Richterstuhle mit Vertrauen wie immer, denn bei dir ist die Wahrheit; und auf diesen Grund allein gestützt, habe ich auf Erden wirken können. Zweier Frevel klagen sie mich an, der Kezerei und des Schisma's. Kezerei ist in ihren Augen, daß ich mich den Lehrsäßen, die sie annehmen, nicht gefügt habe. Was aber sollte ich thun? Ich hörte aus deinem Munde, daß kein ander Wahrheitslicht da sey, uns zu leiten auf den Wegen des Lebens, als was uns dein Wort angezündet. Ich hörte, daß alles, was der menschliche Geist durch seine eigene Kraft von deiner Majestät, der Verehrung deines Namens, und den Geheimnissen des Glaubens erfunden, nur Eitelkeit sey. Wenn ich auf die Menschen sah, so fand ich bei ihnen alles von deinem Worte sehr verschieden. Die, welche den Glauben leiten sollten, verstanden dein Wort nicht, oder kümmerten sich wenig darum; fremde Lehrsäße

stellten sie auf und betrogen das arme Volk. Sie nannten dich den einzigen Gott, aber sie bildeten so viel Götter, als sie nur Heilige ausfindig machen konnten; daß ich dies wahrnahm, dazu hast du mich, o Herr! durch die Klarheit deines Geistes unterstützt. Du hast, wie eine Fackel, mir dein Wort vorgehalten; damit ich dies Alles verabscheute, hast du meine Seele tief ergriffen. Wenn es darauf ankommt, Rechenschaft von meiner Lehre zu geben, so sieh, wie mich mein Gewissen gemahnt, daß ich nie die Grenze verliefse, die du allen deinen Dienern vorgeschrieben. Was ich demnach von deinem Munde erhalten zu haben nicht zweifelte, habe ich treu der Kirche wiedergeben wollen. Dahin ging all' mein Bestreben und all' mein Wirken, daß dein Ruhm und deine Gerechtigkeit und die Wohlthaten Christi klar würden. Denn es ist unmöglich, daß jener Spruch uns trüge, daß nämlich das ewige Leben darin bestehet, dich, den allein wahren Gott und Jesum Christum, den du gesandt hast, zu erkennen.“

Gegen den Vorwurf der Kirchentrennung beruft Calvin sich ebenfalls auf sein gutes Gewissen vor Gott. Er habe die Fahne Christi erhoben, als die Seinen zerstreut waren. Darüber haben sich die Anhänger des Papstes gewaltig empört, so daß der Kampf in Zwiespalt ausgeartet sey. „Aber auf welcher Seite die Sünde sey, das entscheide du, o Herr! Ich habe oft durch Wort und That bezeugt, wie gern ich die Einheit erhalten haben würde. Aber jene war mir die rechte Einheit, die in dir ihren Anfang und ihr Ende hat. So oft du uns nämlich Frieden und Einheit anbefohlen hast, so hast du uns auch gezeigt, daß du das einzige Band zur Erhaltung dieser Einheit wärest. Um aber Frieden zu haben mit denen, die sich rühmten, die Vorsteher der Kirche und die Säulen des Glaubens zu seyn, hätte ich ihn erkaufen müssen durch die Verläugnung deiner Wahrheit.“—„Zimmer sah ich vor Augen die Beispiele deiner Propheten, die so viele Kämpfe zu bestehen hatten mit den Priestern ihres Jahrhunderts und den falschen Propheten, von denen wir gewiß wissen, daß sie Leiter und Regierer der Kirche im Volk Israel waren. Und doch werden deine heiligen Propheten nicht für Schismatiker gehalten, weil sie die gesunkene Religion wiederherstellen wollten, und den ihnen mit aller Gewalt Widerstrebenden nicht nachgegeben haben. Sie blieben also in der wahren Einheit der Kirche, obgleich sie von frevelhaften Priestern mit allen erdenklichen Flüchen belegt und als unwürdig befunden wurden, eine Stelle unter Menschen, geschweige denn unter den Heiligen einzunehmen.“ Diese Beispiele hätten ihn festgemacht, Krieg zu führen mit den Oberherren der Kirche, die wahre Wölfe und nicht Hirten der Schaafse seyen. Die Bewegungen, die daraus entstanden, könnten nicht ihm zur Last gelegt werden, denn er habe immer gesucht, allen Streit durch das Wort Gottes zu unterdrücken. Ja sein Leben hätte er gerne darangesetzt, den Frieden der Kirche wieder herzustellen. „Was thaten aber unsere Widersacher? Gilten sie nicht augenblicklich, Scheiterhaufen anzuzünden, Kreuze aufzupflanzen, die Schwerdter mit Muth zu ziehen; haben sie nicht alle Mittel, Frieden zu stiften, verworfen?“—„Gebe denn Gott, o Sadolet, daß Du und die Deinigen alle einst einsehen, daß es kein anderes Band der Einigkeit giebt, als daß Jesus

Christus, der uns mit Gott dem Vater versöhnet hat, uns aus dieser Zerstreuung sammele, und uns in seinem Leib verbinde, damit wir durch sein einiges Wort und seinen Geist in Ein Herz und Eine Seele zusammenwachsen.“—

In Genf fielen indeß wichtige Veränderungen vor. „Die Krone des Stolzes der Trunkenen aus Ephraim“ war schnell dahin gewelkt. Beza erzählt, daß der Herr, sich der Stadt erbarmend, unterdessen sein Gericht über Genf ergehen ließ, und augenscheinlich diejenigen strafte, welche Ursache der Vertreibung der treuen Prediger waren. Einer jener Syndici war eines Aufruhrs überwiesen worden, und da er durch ein Fenster entfliehen wollte, brach er den Hals. Ein anderer war eines Mordes überwiesen und enthauptet worden; noch zwei andere, welche eines gegen die Stadt verübten Verraths halber hatten fliehen müssen, waren abwesend verurtheilt worden. Die neuen Prediger waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Die größten Ausschweifungen nahmen überhand. Empörung und Mordthaten waren an der Tagesordnung. Kirche und Staat schwebte am Rande des Abgrundes. Da beschloß der Rath, Calvin und Farel wieder zurückzurufen.* Das Gesuch der Genfer gelangte nach Straßburg, als Calvin sich mit Bucer, Capito und Sturm zur Reise nach Worms auf den Reichstag anschickte. In ihrer Antwort wünschten die Straßburger den Genfern Glück, daß ein so guter Geist sie antreibe, an ihren „treuen Seelforger“ zu denken, und Christum in „seinem ausgezeichneten Organ“ anzuerkennen; allein sie könnten Calvin unmöglich ziehen lassen, da seine Gegenwart auf dem Reichstage zur Schlichtung der streitigen Religionsfragen unumgänglich nöthig sey. Die Genfer schickten nun einen Abgeordneten nach Worms, um vornehmlich die Straßburger Theologen zu gewinnen. Basel, Zürich und Bern legten Fürsprache ein. Bucer, Farel und Viret hörten nicht auf, Calvin im Namen seiner Pflicht aufzufordern, dem dringenden Ruf der Genfer zu folgen. Jacob Bernhard, Prediger zu Genf, schrieb am 1. Febr. 1541 an Calvin: Da alle andere Geistlichen die Stadt verlassen hätten und er nur allein mit Heinrich zurückgeblieben sey, so habe er sich nicht enthalten können, das weinende Volk zu ermahnen, sich an Gott den Herrn zu wenden in demüthigem Gebet, und von ihm durch Christum, den Oberhirten, einen solchen Hirten zu erbitten, der der Kirche wieder aufhelfen könnte. „Und daß ich nicht lüge,“ fährt er fort, „Deiner gedachte ich nicht, und hoffte nicht, daß Du dieser Hirte seyn würdest. Das Volk that es mit der größten Andacht. Den andern Tag werden die Zweihundert versammelt, und alle verlangen Calvin. Der große Rath wird am folgenden Tag zusammenberufen—und ebenso erheben sich alle Stimmen für Calvin; den rechtschaffenen, den gelehrten Mann wollen wir zum Pre-

* Fragm. biogr. et hist. extraits des Régistr. le 20 Oct. 1540: Pour l'augmentation et l'avancement de la parole de Dieu, a este ordonné d'envoyer querirès Strasbourg maistre Johannes Calvinus, lequel est bien savant, pour estre notre évangélique en cette ville. Der Rath gab dem nach Straßburg gehenden Boten auch ein dringendes Schreiben an Calvin mit.

diger des Herrn haben.—Komm also, würdiger Vater in Christo. Du bist der unsere, Gott der Herr hat Dich uns gegeben; Alle seufzen nach Dir; Du wirst sehen, wie angenehm Deine Zukunft uns allen seyn wird. Zögere nicht zu kommen und Genf zu sehen, ein neues Volk, erneuert durch Gottes Gnade etc.“

Indeß erschreckte den Calvin schon die bloße Erwähnung einer Rückkehr. Er schrieb im Oktober 1540 an seinen vertrauten Herzensfreund Farel: „Du weißt, daß ich dieser Tage so von Unruhe und Seelenangst hin und her getrieben wurde, daß ich nicht halb meiner mächtig war. Warum ich nicht will, daß dasjenige, was ich in Deinen Busen niederlege, weiter ausgebreitet werde, wirst Du sehen. So oft ich daran denke, wie unglücklich ich in Genf gewesen, so erzittere ich in meinem Innern, wenn von Rückkehr die Rede ist. Nicht zu gedenken der Angst und Unruhe, in der wir beständig hin und hergeworfen wurden, als wir neben einander wirkten. Ich weiß wohl, daß wo ich auch hingehge, ich immer Leiden antreffen werde, und daß, wenn ich für Christum leben will, das Leben ein Kampf seyn muß. Aber wenn ich bedenke, durch welche Foltern mein Gewissen gepeinigt worden ist, welche Qualen mich gemartert und in Unruhe gebracht haben, so verzeih, wenn ich jenen Ort als unheilbringend fürchte. Du bist mir nächst Gott der beste Zeuge, daß ich durch keine andern Bande zurückgehalten wurde, als daß ich das Joch des Berufs, den ich als mir von Gott ertheilt erkannte, nicht abzuschütteln wagte. So lange ich also gebunden war, habe ich eher das Aeußerste dulden, als den Gedanken des Wechsels, der sich oft einschlich, aufkommen lassen wollen. Aber da ich nun einmal durch Gottes Gnade befreit bin, wer kann mir's verdienen, wenn ich mich nicht freiwillig wieder in den Strudel stürze, der mir das Verderben gebracht hat. Auch habe ich die Kunst, eine große Volksmasse zu regieren, verlernt; hier habe ich mit Wenigen zu thun, die mich größtentheils als Prediger und Erzieher achten; und wenn schon dies mir schwer wird, wie viel mehr das Größere.—Ich bezeuge aber, daß ich nicht mit List vor Gott handle, noch Ausflüchte suche, und da ich das Wohl der Genfer Kirche will, bin ich bereit, eher hundertmal mein Leben zu geben, als sie zu verrathen, indem ich sie verlasse.“—In einem Schreiben an eben denselben, 14. December 1540, sagt er: Was den Ruf nach Genf betrifft, so bin ich in meiner Seele in solcher Verwirrung und Dunkelheit, daß ich fast nicht wage zu denken, was ich in dieser Sache zu thun habe. Wenn ich mich manchmal diesem Nachdenken überlasse, so finde ich keinen Ausweg. Darum so lange mich diese Angst umstrickt, bin ich mit Recht mir selbst verdächtig und überlasse es also andern, mich zu regieren. Unterdessen wollen wir Gott den Herrn bitten, daß er uns den rechten Weg zeige. Lebe wohl, lieber Bruder, grüße mir aufs Liebste alle die Unsrigen.“

Lange kämpfte Calvin diesen Kampf unentschieden fort, bis er endlich seinen eigenen Willen ganz dem Herrn aufopferte. Alle seine Ausflüchte hatten

ihn nichts geholfen. „Darum“, schreibt er, „unterwerfe ich meine gebundene und bezwungene Seele dem Gehorsam Gottes, und wenn ich selbst nicht Rath weiß, so übergebe ich mich der Leitung derer, durch welche ich hoffe, daß Gott selbst mit mir spricht.“—

(Fortsetzung folgt.)

J. G. B.

Der achte deutsche evangelische Kirchentag,

gehalten zu Lübeck im September 1856.

(Fortsetzung und Schluß.)

Dr. Wichern in seinem Vortrag über den Dienst der Frauen in der evangelischen Kirche macht noch aufmerksam auf den Beruf der Frauen für die Dienstboten und die Armen. Dienstboten sollten in den Häusern ihrer Herrschaften das Leben Christi und der Gottesfamilie sich spiegeln sehen. Der Mann, dessen Beruf über das Haus hinaus ragt, kommt hier nicht so sehr in Betracht als die Frau. Man klagt überall laut über die Dienstboten; aber wie erfüllen christliche Hausmütter ihren hohen Beruf an ihnen? Und dieser ist um so wichtiger, je familienloser unsere Dienstboten gewöhnlich sind. Sie sollen inne werden, daß auch sie der großen Gottesfamilie angehören, die sich auf Erden im christlichen Familienleben die lieblichste Heimath gebaut. Darum sollen sie Theil am Hausgottesdienst und Antheil an den kirchlichen Versammlungen der Gemeinde haben. Die auf diese höheren Bedürfnisse auch der Diener eingehende Ordnung der Familie ist ein Theil der Diakonie der Frau. Wäre nur darnach mehr in den Familien gestrebt, so wäre das Verhältniß zwischen Herrschaften und Dienern nicht ein solches Lohn-, Pacht-, ja Sklavenverhältniß. Und wie in dieser Hinsicht, so hat besonders die Frau auch einen Wirkungskreis unter den Armen, in denen uns das Wort Gottes den Herrn selbst sehen lehrt. Und hier müssen wir sagen, daß jede öffentliche, kirchliche, staatliche Armenpflege eigentlich nur Fortsetzung und Ergänzung dessen sein sollte, was das christliche Haus und namentlich die Hausmutter im Bund mit Hausgenossen und andern Hausmüttern an den Armen thut. Die öffentliche Armenfürsorge soll ihre stärkste Kraft in den freiwilligen Liebesäußerungen der christlichen Familie haben. Gott sey Dank, daß durch sein Wort in unsern Tagen vielen Frauen und Familien ihre Aufgabe hierin wieder zum Bewußtseyn kommt. Ihre stille, verborgene Thätigkeit läßt sich nicht controlieren, zählen, summiren. Auch hier giebt die christliche Frau, die ihren Beruf erkannt hat, mit Hand und Herz die rechte Antwort auf die größten, die Zeit bewegenden Fragen.

Hat aber die Frau einen Beruf für die Kirche auch außerhalb des Hauses und Familienkreises? Je mehr man im Interesse der Kirche und des Hauses diese Frage verneinen hört, desto mehr verdient sie Berücksichtigung. Die Antwort ist um so einfacher, je mehr wir darüber einig sind, daß der nächste Beruf der Frau für die Kirche im eigenen Hause ist und bleibt. Will Jemand diese nicht auf die Spitze treiben, so ist nicht abzusehen, warum die Frau außerhalb des Hauses die Noth des Lebens gewahren, die Wirkungen des Reiches Gottes sehen und sich nahe treten lassen und doch dabei absolut passiv seyn solle. Dem Mann ist in der Gemeinde das Amt des Regiments und des Wortes vertraut. Dem Weib gehört ein wesentlicher Theil der Diakonie im engeren Sinne, der freien Liebespflege. So erscheint sie auch sogleich nach der Erneuerung ihres Geschlechts in der apostolischen Zeit. Man denke nur an die Ehre, die dem Wittwenstande da zu Theil wurde, und an alle apostol. Einrichtungen in den ersten Gemeinden. Das Gebot des Herrn, die Nackten zu kleiden, Gefangene zu besuchen, geht doch nicht bloß Männer an. Eine Schaar von heiligen Frauen hat dem Herrn selbst Handreichung gethan. Die Gränze für diese Seite am Dienst der Frauen im Gottesreich ist nur die, daß ihr erster Dienst darin, im eigenen Hause, dabei nicht leide. Es kommt aber ein Einwand von Seiten der Frauen selbst, nämlich daß es dazu an Zeit fehle. Wo das wirklich der Fall ist, da ist nicht zu rechten. Aber wie viele Zeit wird in manchem Hause verschwendet für die Bedürfnisse eines geistlosen Luxus, für eine fade Geselligkeit, für nutzloses Modegetriebe, für gehaltlose Lectüre, nichtiges Geschwätze. Gott will, daß die Zeit ausgefüllt werde mit dem Werke der Liebe und der Gesinnung des in ihr thätigen Glaubens. Gebe Gott solchen Häusern und Frauen, die sich seines Namens vergeblich rühmen, heilsame Buße! Und die christliche Hausmutter hat Mittel, ihre Thätigkeit über die Schwelle des Hauses hinaus in die Häuser der Armen auszubreiten. Besonders können herangewachsene Töchter da ihre Gehülffinnen werden, denen dies auch eine ernste, nützliche Schule werden dürfte. Sodann Theilnahme an den christlichen Vereinen, wo das Zusammenwirken Vieler den Mangel der vereinzeltten Kraft gegenüber allzugroßer Noth ersetzt, um deren Kinder zu erziehen, die Kranken zu pflegen, herabgekommenen Familien aufzuhelfen. Vieles ist in den letzten Jahrzehnten hierin geschehen. Die Armenpflege der Frauenvereine dient ganz besonders zum Wiederaufbau des eigentlichen Familienlebens unter den Verarmten. Die Frauen sind da recht in ihrem Elemente und dienen dem Reiche Gottes, das eben ihnen zu Theil gewordene Gut verallgemeinert.—

Es läßt sich erwarten, daß in einer das Reich Gottes pflegenden Familie die Herzen auch reich werden in Gott. In ihr wirft ein helles Licht seinen Schein in die Welt hinaus; in ihr hat die Mission, die äußere und innere, eine Heimath gefunden; sie ist eine Schatzkammer der Kirche für alle Werke der Barmherzigkeit. Und dies alles besonders durch Mitwirkung der Frauen. Mächtig ist dabei ihr directer oder indirecter Einfluß auf die Männer. Und wie viel vermögen christliche Mütter zu thun an Söhnen und Töchtern, um sie

dem Reiche Gottes nützlich zu machen. Und ebenso wichtig ist der Dienst der Arbeiterinnen in der Heidenmission, im Werk der Erziehung in Schulen und Pflegeanstalten, bei Armen und Kranken in Gemeinden und Hospitälern. Ein Großes ist gerade hierin in unseren Tagen geschehen. Freilich dürfen wir diesen Lichtseiten gegenüber die andern nicht vergessen. Es liegt noch eine nächtliche Finsterniß über unserem kirchlichen Volksleben. Und das hat besonders darin seinen Grund, daß unsere Frauen viel zu wenig noch ihren hohen, heiligen Beruf erkennen. Die Kirche fehlt im Haus. Daher die Zerüttung des Familienlebens, und da ist keine Hülfe gegen den Krebschaden außer in Christo. Man denke nur an das Sonntagsleben unseres Volkes, an diese Kirchenlosigkeit, da es Gemeinden giebt, wo hundertmal in Einem Jahr kein Gottesdienst stattfindet, weil sich kein Glied der Gemeinde im Gotteshaus einfindet. Und wie steht es in unsern Städten, wenn wir die Zahl der Einwohner mit der Zahl derer vergleichen, die den Feiertag heiligen, d. h. die Predigt und das Wort gerne hören und lernen! Das weist auf das Aussterben des göttlichen Lebens in den Familien hin. Wohin sie gerathen sind, das beweisen die Hunderte von Lustföhrern um die Städte, dahin die Laufende, Männer, Weiber, Kinder, Jünglinge, Jungfrauen strömen. Und man denke an die Menge der familienlos unter uns umherziehenden Dienstboten. Sie sind da ohne Vater, Mutter, ohne den Halt der Familie und der Kirche in der Fremde und unsere großen Städte sind ein Abgrund, der einen großen Theil des weiblichen Geschlechts dem Untergange weihet. Da haben Hausmütter eine heilige Pflicht besonders gegen ihre Dienstboten. Noch muß hier leider hingewiesen werden auf die ungeheure Zahl der unehelich Geborenen. In einem süddeutschen Staate sind sie die Hälfte aller Kinder; in einem östlichen Nachbarlande war in 79 Ortschaften auch nicht Eine eheliche Geburt in einem Jahre vorgekommen. Viele der so ehrlos Geborenen werden wieder Dienstboten und ein ihm gleiches Geschlecht erwächst daraus. Es sey daran erinnert, daß für das Geschlecht der verworfenen Frauen, diese Sündenwaare, ein großer Markt in unserer Nation von den östlichsten Gränzen bis zu den Städten Mittel- und Norddeutschland's gehalten wird. Sie werden zu Hunderten gekauft und in ihnen Denkmäler der Schande gerade von den Vornehmen und Reichem errichtet. Das ist ärger als Heidenthum. Da erscheint ein großer Theil des weiblichen Geschlechtes noch heute mitten in der Christenheit in demselben Abgrund begraben, in dem es verloren war, als der Stern über Bethlehems Hütte aufging, welche die heilige Familie umschloß, in der die Mutterliebe des Weibes wiedergeboren, weil sie das Kind Jesus in vollem Sinne das ihre nennen konnte. Der Glanz jenes Lichtes, das damals über der Welt aufging, ja sich in sie versenkte, leuchtet noch heute. Noch sendet es Strahlen der Verheißung im Wort von der Versöhnung aus Gnaden über die Finsterniß, deren dunkle Nacht noch so viele Frauenherzen bedeckt. Danken wir ihm für den Trost, das Heil, das er Allen, auch den Töchtern Eva's, der Mutter der Lebendigen bereitet. Laßt uns beten, daß der Herr die aus der Finsterniß Erret-

teten zu seinem Dienste stärke, daß sie dienen auch die zu erretten, die ihn noch nicht erkannt oder wieder verloren haben. Ganz wird der Dienst der Frauen sein Werk in der Kirche erst thun können, wenn die Kirche ihren Dienst für die Frauen in Entfaltung aller Kräfte ihres Lebens erfüllt. Darüber walte Gott in seiner Gnade, daß solche Erkenntniß des Heils und in ihr der heilige Ernst und Eifer Aller zu allem Dienst sich mehre und ausrichte, was ihm gefällig ist!—

Nach einer Pause folgten die Ansprachen und Begrüßungen mehrerer Abgeordneten protestantischer Kirchen des Auslandes. Für die freie Kirche von Schottland redete Rev. Lumsden; Dr. Schneek aus Chambersburg für die deutsch-reformirte Kirche in Nord-Amerika, Rev. McClure für die presbyterianische Kirche in Irland, Past. Fisch für die evangelische Gesellschaft in Frankreich, Past. Meyer für das evangelische Consistorium zu Paris, Past. van Noyen für den niederländischen evangelisch-protestantischen Verein in Haag; Dr. Scheler für die evangelische Gesellschaft in Belgien. Pastor Mallet aus Bremen sprach ein Schlußwort und dann das Schlußgebet.

In der vierten Sitzung, Freitag den 12. September, unter Vorsitz des Senior Dr. Lindenberg, trug Candidat Meyerinh ein Referat vor über die Jünglingsache, in Verbindung mit dem Herbergwesen.

Er erinnert an ihre Bedeutung im Zusammenhang mit der innern Mission überhaupt. Sey der Blick gestern in die Familie gelenkt worden, so wende er sich heute auf die Jünglinge des Volkes, die einstigen Träger unserer Familien und Stände, die Hoffnung für das kommende Geschlecht. Was werden sie einst seyn für ihren Stand oder Beruf—Gist oder Salz? Die Antwort darauf hängt nothwendig ab von den Lebensanschauungen, unter welchen die Jünglinge zu Männern heranreifen. Die Jünglinge nach Gruppen, Berufsarten u. s. f. zu trennen, würde zu weit führen. Wir reden von der Jünglingsache im Allgemeinen, für welche seit einem Jahrzehnt gewirkt wird, wo sich seit etwa eben so lange eine gewisse christliche Bewegung zeigt. Bei der Bedeutung, die sie für unser bürgerliches Leben gewinnt, ist wichtig, über das anzustrebende Ziel und die Mittel klar zu werden, Gesichtspunkte zu gewinnen, denen zu folgen wäre. Was die Jünglingsvereine leisten und geleistet haben, darüber findet sich Näheres in den fliegenden Blättern vom Rauhen Haus und in andern Veröffentlichungen, ihr ursprünglicher Heerd ist in der Rheinprovinz, wo jetzt deren etwa 48 mit circa 1800 Mitgliedern bestehen; in Westphalen finden sich etwa 16. Sie sind auch in verschiedenen Gegenden verschieden gestaltet. Man mache ja nicht viel Aufhebens von den Erfolgen, die dadurch unter den Jünglingen erzielt wurden, so sehr man auch den Segen anerkennen muß, wenn an manchem Ort 50, 100 oder mehr Jünglinge aus wüstem, gottlosem Treiben heraustreten und die klaren Zeichen einer ersten Gesinnung in ihrem Wandel kundgeben.

Das sollte besonders im Auge gehalten werden, daß es namentlich gilt den Einfluß auf unsern Handwerkerstand und zwar besonders die Gesellen, die Lehrburschen, und die Herbergen. Die ursprüngliche Absicht war, die Jünglinge bis zur festen, selbstständigen Lebensstellung vor den Gefahren der Welt und den Versuchungen unter ihren Standesgenossen zu bewahren; man bot Erbauung und zugleich Fortbildung zu nützlichen Kenntnissen in den Freistunden. Es waren Erbauungsvereine und sie waren zusammengesetzt aus verschiedenen Ständen und Altersklassen. Das kann aber nicht als das eigentliche Ziel gelten, so viel auch dabei Segen seyn mag; um so weniger, je mehr das kirchliche und religiöse Leben in den Gemeinden selbst wieder angefaßt wird. Es handelt sich um die Zerrüttung im Familienleben, das sittliche Sinken des Standes, die Bewahrung junger Männer des Handwerkerstandes vor dem moralischen Verfall. Mit richtigem volkswärsigem Blicke begründet die katholische Kirche geradezu Gesellenvereine, obwohl ihr der erste Impuls von den Evangelischen zukam. Ueber mehr als 100 Pläze in Deutschland zieht sich ein Netz ihrer Gesellenvereine, welche alle an den Centralverein in Köln sich anschließen und unter Leitung der Priester stehen. Sollte die evangelische Kirche ihre Mission an den Stand verkennen, der in unsern Städten den Kern der Bevölkerung bildet, dessen Jünglinge so großer Gefahr ausgesetzt sind, seitdem die Standesfamilie und Meisterfamilie zerrüttet ist? Von den Jünglings- und Gesellenvereinen aus ist die Arbeit weiter fortzusetzen.

Fragt man, was der Charakter der Gesellenvereine, ob aus Jünglingsvereinen hervorgehend oder neu gegründet, seyn soll in christlicher Hinsicht, so wissen wir, daß es Vereine und Institute unter jungen Handwerkern giebt, welche treffliche Einrichtungen für Unterricht, gewerbliche und intellectuelle Ausbildung bieten und welche viele und oft nicht die schlechtesten Gesellen anziehen. Aber wenn sie auch nicht gerade antichristlich sind, so sind sie doch auch nicht vom christlichen, heiligenden, züchtigenden Geiste durchdrungen. Wiederum giebt es Vereine, die eine speciffisch-christliche Tendenz haben, auf religiöse Erweckung zielen und auch den Mitteln des Unterrichts und der Geselligkeit ein erbauliches Gepräge geben. Es ist natürlich, daß solche Vereine, wo jeder frische Scherz, jedes muntere Volkslied verpönt ist, nicht viele Glieder zählen, sie sind zu einseitig tendenziös, zu spirituell. Gesunder und praktischer ist der christliche Sinn z. B. in den Grundregeln jenes Vereins für die jüngeren Glieder des Gewerbestandes zu Frankfurt a. M., wo von jedem Gliede erwartet wird, daß es ihm mit der Förderung seines sittlichen Lebens Ernst ist, daß er kein Verächter und Spötter und Gegner des Christenthums ist, sondern sich zu Christus bekennt, daß er Spötter des Christenthums und überhaupt sittenverderbliche Gesellschaft meide, daß er ehrlich und fleißig in seinem Berufe sey u. s. f. Solche Vereine sollen ja keine religiösen Conventikel, keine Asyls für weltflüchtige Jünglinge seyn, keine Erbauungsvereine, sondern Pflegestätten eines guten christlichen Geistes in Familien und im Handwerkerstande. Wir fordern da weniger äußerliche Documentirung der Christlichkeit, als eine

Belebung aller Einrichtungen durch christliche Sitte und Zucht und Gesinnung, darum auch Ausschluß anstößiger Gesellen. Mag auch Unterricht in Religion ertheilt werden, so überlasse man es den einzelnen Vereinen, ob sie besondere Erbauungsstunden halten wollen.

Es versteht sich, daß solche Gesellenvereine, wie die einzelne Familie, sich in Gliedschaft mit den kirchlichen Gemeinden wissen und erhalten. Es findet Theilnahme an Gottesdienst und Abendmahl statt. Man pflege den kirchlichen Choralgesang und hebe nach Kräften überhaupt den Kirchengesang. Das würde edeln Gesang wieder in unseren Familien fördern. Neben dem Choral werde auch das reine Volkslied mit gutem Text und Melodie befördert. Auch ist gar nicht nöthig, daß Geistliche die Leitung der Vereine in Händen haben, obwohl es passend erscheint, daß ein Geistlicher Mitglied im Vorstand ist. An vielen Orten ist es Sitte, das Jahresfest in der Kirche, oft unter großer Theilnahme der Gemeinde, zu feiern. Sie bieten Gelegenheit, den kirchlichen, patriotischen, genossenschaftlichen Sinn unter den Mitgliedern zu beleben. Selbstverständlich ist, daß sie darum nicht irgend einer politischen Richtung dienen sollen. Ganz dem Verein angehörig sind Sparkassen, Unterstützungskassen für nothleidende oder durchreisende Gesellen, Krankenpflege, Begräbnißfeier, kurz Alles, was die Gesellen wie Glieder einer Familie verbindet in Freud und Leid.

Auf den Unterricht im strengeren Sinne sollte große Sorgfalt verwendet werden und es ist hier noch sehr viel zu thun, auch fehlt es oft an der rechten Theilnahme. Man weiß, wie wichtig eine gewisse wissenschaftliche Ausbildung für gewisse Gewerbe ist. Aber eine solide, standesmäßige Bildung übt in jedem Stande eine sittlich conservirende Macht aus. Der christliche Gesellenverein sollte eine Ehrensache darin erkennen, daß seine Mitglieder sich in gewerblicher Hinsicht auszeichnen, dadurch Achtung und Anerkennung gewinnen und zugleich gutes Fortkommen und einstigen Einfluß im bürgerlichen Leben. Daher werde das gewerbliche Interesse im Unterricht besonders im Auge behalten. Darum schliesse man den Elementarunterricht in Lehrerschulen ab. Als in mannigfacher Hinsicht sehr heilsam erweisen sich auch Besprechungen in parlamentarischer Weise über praktisch-wichtige Fragen. Der Gesell wird da mit der Geschichte seines Standes bekannt, das rechte Verständniß seiner Welt geht ihm auf. Leider hat sich unser heutiges Handwerk vielfach pietätlos von der Geschichte seiner Väter abgelöst. Lehrer und Vorsteher des Vereins sollten sich bemühen, die Gesellen aus der Geschichte unseres Volkes besonders auch mit der Geschichte des deutschen Handwerkerthums in seinen hervorragenden Stücken, in Biographien bedeutender Persönlichkeiten u. s. f. bekannt zu machen, mit dem christlichen genossenschaftlichen Geiste, der in den Innungen und durch sie einst so Großes im deutschen Bürgerthum in Kunst und Leben schuf, mit den Gründen der Entartung der Zünfte und ihres Unterganges. Manches Saatkorn deutscher Art in Zucht, gottesfürchtiger Handwerksitte, christlichem Familiensinn, bürgerlichem Gemeingeist würde da Kirchenfreund. Jahrg. X. No. 7.

in die Gesellenvereine zu weiterer Entwicklung gesenkt. Es ist zu bedauern, daß unsere Jünglings- und Gesellenvereine von Seiten des Handwerks und der Zünfte nicht die rechte Unterstützung und Theilnahme erhalten. Daher erscheint es als wichtige Aufgabe, Meister in den Kreis des den Verein leitenden und schützenden Vorstandes zu ziehen. Wichtig wäre eine organische Verbindung aller Vereine unter einander und, bei dem Wanderleben der Gesellen, Verbindung mit Vereinen besonders auch im Ausland. Auch hat sich die öffentliche Presse dieser ganzen wichtigen Angelegenheit noch lange nicht genug angenommen. Sie bedarf eines besondern Organs und reisender Agenten.

Was nun die Lehrburschen oder Lehrlinge betrifft, so bewahrte das Handwerk in seiner Blüthezeit einen starken Einfluß auf die Heranbildung seiner Glieder. Das ist jetzt anders. Durch die Macht der Verhältnisse auf die Zerfetzung des Handwerks ist es dahin gekommen, daß dasselbe zwischen Fabrik und Magazin auf der einen und Krüppelhandwerk auf der andern Seite schwankt, daß mit der Concurrenz auch die Selbstsucht ihre Herrschaft unter dem Meisterstande aufgeschlagen hat und daß der Handwerksgenossenschaft wie dem einzelnen Meister der Nachwuchs immer ferner und fremder gegenüber tritt. Wie hat sich die Zahl der Meister gemehrt, die keinen gegenüber tritt. Wie hat sich die Zahl der Meister gemehrt, die keinen Armenverwaltungen. Zahllose Meister wissen gar Nichts mehr von Erziehung zum Handwerksstolz und zur Handwerksehre. Andere wollen keine Mühe mit Lehrlingen haben. Es giebt Städte, wo bereits mehr als der sechste Theil der Lehrlingen nicht mehr beim Meister wohnt. Dies wird wahrscheinlich noch mehr herrschend werden, und es ist klar, daß die Pflege für dies junge nachwachsende Geschlecht von denen übernommen wird, die ein Herz für die Jungen haben, bis das Handwerk selbst sich erneuert. Hier erkennen allerdings manche Jünglingsvereine ihre Pflicht. In vorwiegend erbaulichen Vereinen finden sich besonders viele Lehrburschen; wo das Element des Unterrichts vorwiegt, zeigt sich eine Abneigung der Gesellen gegen die Gemeinschaft mit Lehrlingen in Unterrichts- und Erholungsstunden um des Respectives willen, den der Gesell vom Lehrling sonst zu fordern hat. Die Lehrlinge sind daher abgesondert zu pflegen, ohne sie darum im Uebrigen abzuschließen. Aber in das eigentliche Vereinsleben der Gesellen gehören sie nicht.

Noch sey ein Wort gesagt über die Herbergen. Sie verdienen die Aufmerksamkeit, die sie in neuerer Zeit auf sich zogen. Die ganze Jugend unseres Handwerkerstandes wandert. Von den drei Millionen Handwerkern in Deutschland sind stets ein Paarmalshunderttausend auf der Wanderung. Und nur zu sehr sind sie der religiösen, gewerblichen, politischen Verwilderung ausgesetzt. Den Gefahren der Wanderung ist das Versinken unserer jungen Gesellen besonders zuzuschreiben. Die verderblichste Macht ist dabei die Herberge, die Zuflucht der Wandernden, der Hauptverkehrsort der Arbeitsgesellen. Man lese die erste Schrift von Prof. Clemen Perthes über

diesen Gegenstand. Und dieser Mann schritt zur That und so wurde 1853 eine Herberge „zur Heimath“ in Bonn in christlichem Geiste eröffnet, welche schon viel Segen gestiftet hat. Die Sache fand Nachfolge bereits in manchen andern Städten, es sollte aber eine ganze Kette solcher Herbergen entstehen.

Schließlich faßt der Referent den Hauptinhalt seines Vortrags noch in wenigen Hauptsätzen zusammen. Es hatten sich mehrere Redner gemeldet, welche zum Theil Erfahrungen, zum Theil Ansichten vortrugen, im Wesentlichen mit dem Referenten ganz übereinstimmend. Zuletzt stellt der Referent noch einige Anträge in Beziehung auf den Gegenstand, daß eine Schrift über die Jünglingsvereine abgefaßt und verbreitet werde, daß ein Verzeichniß von empfehlenswerthen Adressen von Vereinen, Herbergen und Männern, die hierin von Wichtigkeit sind, ausgegeben werde, daß man Preise für Schriften über einzelne geschichtliche Abschnitte und Biographien von Meistern aus dem Handwerkerleben aussetze, daß zur Förderung der Sache ein Agent angestellt und ein Organ gegründet werde, daß man die Behörden ansehe, auf die Reform des Herbergwesens zu wirken und der Entartung des Wanderns der Handwerksburschen vorzubeugen.—Diese Anträge wird der Centralausschuß in nähere Erwägung ziehen.

Schließlich gedenken wir der Specialconferenzen, welche während dieses Kirchentages gehalten wurden und über welche noch in allgemeiner Sitzung berichtet wurde. Sie bezogen sich zuerst auf die Sonntagsheiligung; es wurden hierüber drei Beschlüsse angenommen; der Kirchentag spricht mit Dank gegen Gott den Dank an die kirchlichen und weltlichen Behörden aus, welche mitwirkten, daß die Sonntagsfeier wieder für Viele möglich wurde; er fügt die Bitte bei, daß die hohen Regierungen weiter sorgen wollen, daß Allen im deutschen Volke, besonders allen Angestellten bei Posten, Eisenbahnen, Zöllen u. s. w. ihr unveräußerliches Recht an die Feier des Sonntags gesichert werde; und er erklärt, daß die besten Verordnungen alle wenig wirken, so lange nicht die Sonntagsstille und die Freude am Sonntag wieder in den Familien einkehrt, und er bittet, daß alle Familien Deutschland's zur Erneuerung der häuslichen Sonntagsfeier aufgefordert werden möchten, wozu außer der Kirche besonders die Schule beitragen kann.—Betreffend die Specialconferenz über die Mission unter Israel machte der Ref. aufmerksam auf die Bedeutung des Volkes der Wahl für die Zukunft der Kirche, die Entwicklung des Reiches Gottes; auf die Pflicht der Liebe, die wir gerade gegen dies Volk haben; auf die Schwierigkeit der Arbeit unter ihm und die Mittel ihrer Förderung. Es wurde beschlossen, daß beim nächsten Kirchentage ein Vortrag über das Verhältniß der Kirche zur Mission unter dem Volke Israel in öffentlicher Verhandlung angeordnet werde. In Sachen entlassener Sträflinge und der Asyle wurden folgende Ergebnisse der Besprechung angezeigt: Der geeignetste Weg, um den Uebergang entlassener Sträflinge in das bürgerliche Leben zu vermitteln, ist die Aufnahme der Einzelnen in wahrhaft

christliche Familien; fehlt hiezu Gelegenheit, so nehme man Mehrere in Asyle auf als in einseitige Zufluchtsstätten; daraus sind sie zu entlassen, sobald sich Wege zu sonstigem Fortkommen eröffnen; in den Asylen muß vor Allem Gelegenheit zu einer gründlichen Erneuerung und Umwandlung des Sinnes geboten werden. Zwei Specialconferenzen wurden über die Enthaltensamkeitssache gehalten und es wurden Anträge gestellt, daß der Congreß für innere Mission erkläre, daß bei dem leider noch obwaltenden Branntweinelend die Förderung der Enthaltensamkeit vom Branntwein, das Zeugniß gegen ihn, und das Streben, ihn als Volksgetränk zu verdrängen, eine dringende Verpflichtung sey, der sich Niemand, besonders kein Geistlicher, Lehrer, Staatsbeamter, Gutsherr und Arbeitsgeber entziehen dürfe; daß der Centralauschuß die Regierung um schärfere Verordnungen über Branntweinvertrieb angehe; daß endlich derselbe alle Staatsregierungen ersuche, bei den geistlichen Behörden zu veranlassen, daß den Geistlichen ihres Landes aufgegeben werde, am ersten Sonntag in den Fasten jedes Jahres eine Predigt gegen den Genuß der geistigen Getränke zu halten.—Noch wurden Berichte erstattet in Sachen der christlichen Kunst und über die Conferenz der Abgeordneten der deutschen Bibelgesellschaften.

Nach Beendigung der Geschäfte der Tagesordnung schloß Präsident von Bethmann-Hollweg mit freundlicher und dankender Rede, Pastor Sander betete, die Versammelten sangen „Nun Danket alle Gott“ und der achte deutsche evangelische Kirchentag war zu Ende.—

(Aus der Evangelischen Kirchenzeitung.)

In wiefern tragen wir Geistliche selbst die Schuld, daß unsere Predigten im Ganzen so wenig wirken?

Ein Vortrag vor einer Versammlung von Geistlichen.

(Schluß.)

Unsere Hauptfrage setzt voraus, daß unsere Predigten evangelisch seyen. Th. Br., predigen wir wirklich evangelisch? Der Eckstein der evangelischen Kirche ist Christus, ihre beiden Hauptsäulen sind auf einer Seite Gottes Wort und das allein, und auf der andern die Rechtfertigung allein aus Gnaden, allein durch den Glauben an Christum. Stehen wir so fest an die erste Säule, Gottes Wort, gelehnt, daß wir uns nicht mehr wägen und wiegen lassen durch irgend welchen Wind der Lehre? Sind wir mit unserem Glauben, mit unserer eigenen Erfahrung, mit unserem ganzen Leben so fest an jene Säule angelehnt,

daß wir nicht mehr zu allerlei Wassern uns drängen, nicht um sie vorbeirauschen zu sehen,—das müssen wir, wir müssen wissen, wie sie rauschen,—sondern um der sogenannten Vielseitigkeit willen hieraus und daraus ein wenig zu trinken, oder gar erst Gewißheit zu trinken in's innerste Leben voll Ungewißheit, ob die Säule auch fest stehe, daran man sich zu lehnen behauptet? Sind wir so fest gegründet in Gottes Wort, daß wir auch sagen könnten: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ daß wir Schmach, Verfolgung, Haß, Amtsentsetzung, Ketten und Bande und Tod zu erdulden bereit wären um des Wortes Gottes, um des evangelischen Glaubens willen? Ob ich es könnte? Ich weiß es nicht. Es steht geschrieben: „Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen!“ Aber dessen bin ich gewiß, wenn ich, wenn wir so fest stünden an der einen Säule auf dem Felsen, welcher ist Christus, es würde ein Zeugengeist durch unsere Predigt wehen, der manchen Zweifelnden zu dem Bekenntniß zwingen würde, daß wir glauben, wirklich glauben, was wir predigen, und Herzen erwecken, überwältigen und dem Herrn zu Füßen legen würde.

Die andere Säule ist die Rechtfertigung aus Gnaden allein, allein durch den Glauben, nämlich an Christum, den menschengewordenen ewigen Sohn Gottes, der um unserer Sünde willen dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket ist und sitzt zu der Rechten Gottes und vertritt uns, und wird wiederkommen zum Gericht, und die Einen werden auferstehen aus ihren Gräbern zum Leben, die Andern zur Verdammniß. Bin ich, sind wir, sind alle evangelische Geistliche an diese Säule fest und unerschütterlich angelehnt? Ist das Wort des Apostels: „Aus Gnaden seydet ihr selig geworden durch den Glauben und dasselbe nicht aus euch, Gottes Gabe ist es, nicht aus den Werken, auf daß sich nicht Jemand rühme“,—ist es der Grundton aller unserer Predigt, wir mögen lehren, ermahnen, strafen, trösten? Ist es der hell und klar durchklingende Grundton, daß Jeder ihn vernehmen kann und weiß, woran er ist mit unserer Predigt, und herausfühlt, daß, wenn wir Moral predigen, sie auf jenen Quellpunkt zurückzuführen ist? Oder haben wir zuweilen noch wenigstens die Besorgniß, die Gnade und den Glauben, zu stark betont zu haben, und fügen, ohne das Verhältniß des Glaubens und der Werke nachzuweisen, fast ängstlich hinzu: „doch Niemand meine, bloß durch den Glauben selig zu werden; man muß auch danach thun, sich auch bessern, so und so leben,“—so daß die Zuhörer nie recht in's Klare kommen, wie sie selig werden sollen, ob durch den Glauben oder durch die Werke oder durch beides, und daß, ob es auch manchmal nicht so scheint, doch die köstlichste Perle aus der Krone der evangelischen Lehre herausgebrochen, und eine andere aus fremdem, unevangelischem Kirchenschatze dafür eingesetzt wird? Wenn wir den Heilsweg nicht klar und deutlich zeigen und feste Tritte auf demselben thun, wie sollen Andere uns folgen und aufhören, zu hinken auf beiden Seiten, und ein lebendiges Bewußtseyn von dem Wesen der evangelischen Kirche und des evangelischen Glaubens erlangen,

zumal wo kein Gegensatz es den evangelischen Christen mehr oder weniger aufdrängt? Ich habe die Zeit grade jenes unklaren, ängstlichen, unseligen Schwankens auch durchlebt. Bin ich jetzt durch? Th. Br., sind wir alle, sind alle Geistliche der evangelischen Kirche durch? Bete ein Jeder für sich: „Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz; prüfe mich und erfahre, wie ich es meine!“ Aber dessen bin ich gewiß, wenn alle evangelische Geistliche in jenem Stück durch wären, und nicht dogmatisch allein, sondern in eigenster, innerster, seligster Herzenserfahrung, und stünden zusammen, an die zweite Säule der evangel. Kirche fest angelehnt, wir hätten nicht in solchem Maaße zu seufzen, wie jetzt, daß unsere Predigt nichts wirkt.

Doch damit hängt ein Anderes zusammen, Gott der Herr hat beides gegeben, das Gesetz und das Evangelium. Christus ist des Gesetzes Ende. Aber erst Erkenntniß der Sünde, dann Vergebung der Sünde. Durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde, darum auch die evangelische Predigt nicht ohne Gesetzespredigt, nicht ohne Predigt zur Buße, beides aber in der rechten Mischung! Ob wir auch Gesetz und Evangelium, diese himmlische Arznei, immer in der rechten Mischung reichen? Ob wir auch nicht versäumen, das erste Stück, das Gesetz und die Buße zu treiben in aller Demuth und unter Zittern und Beben des eigenen Herzens und doch ohne Menschenfurcht und ohne Ansehen der Person im Namen des Herrn? Und ob wir auch nicht bei aller Correctheit evangel. Lehre doch das Evangelium unevangelisch, nämlich gesetzlich predigen und den Acker festschlagen, daß er nichts annimmt, oder die Gemüther reizen und erbittern, anstatt sie zu locken, anstatt allezeit das verwundete Schwert des Gesetzes in der einen Hand und zugleich den heilenden Balsam des Evangeliums in der andern zu tragen, anstatt an dem Ton unserer Rede hören und fühlen zu lassen, daß es uns wehe thut, Wunden zu schlagen, aber daß wir es müssen, damit die Seelen geheilet werden?

Hieran knüpft sich mir unwillkürlich die Frage, ob wir auch den rechten ärztlichen Blick haben, die rechte Diagnose zu stellen? Die geistlichen Aerzte sind verschiedener Ansicht. Mancher sieht die Glieder der christlichen Gemeinde, überhaupt oder weil sie getauft sind, wenn sie nur ein ziemlich ordentliches Leben führen und nicht offenbare Feinde der Kirche sind, nicht als bekehrungsbedürftig, sondern nur als vervollkommnungsbedürftig an, als Christen, denen gepredigt werden müsse, damit auf dem positiven Grunde, der in ihnen liege, positiv weiter gebaut, und sie selbst nur noch immer völliger werden in Glauben, Hoffnung und Liebe. Auf diesem Wege, meine ich, kommen wir noch vorwärts. Wir denken allerdings viel zu wenig daran, daß wir getaufte Christen, die das Wasserbad der Wiebergeburt empfangen haben und Glieder an dem Leibe Christi sind, vor uns haben, wir denken in der Schule, im Confirmandenunterricht, auf der Kanzel, überhaupt nicht genug hieran, um Alle, Alt und Jung, so recht auf dem Herzen zu tragen und in der Liebe Christi und mit Geduld, ja mit—Ehrröthung zu behandeln, aber auch um ihnen vorzuhalten das

Wort: „Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest; gedenke, wovon du gefallen bist, und thue Buße und thue die ersten Werke!“ Ja darum, grade darum müßten wir die Christen mehr als Christen ansehen und uns selbst und sie an ihre Taufe erinnern. Unsere Gemeinden, wie sie im Großen und Ganzen sind, bedürfen sowohl, was die Kenntniß der christlichen Lehre betrifft, als auch in anderem Sinne nicht bloß der aufbauenden, sondern vornämlich der grundlegenden, aufweckenden, zum Gnadenbunde der Taufe zurückführenden Predigt. Nicht als ob wir zu klagen hätten, daß nicht lauter eigentliche Erweckungs- und Bekerungspredigten gehalten werden, und daß wir nicht alle hierzu die Gabe haben. Hat doch, irre ich nicht, Hofacker selbst gesagt, wenn er fort und fort derselben Gemeinde in seiner Weise predige, so könne er die lebendigen Seelen wieder todt predigen. Auch bin ich weit entfernt, uns zu Heidenmissionären machen zu wollen. Aber der Meinung bin ich doch, daß wir in unserer Zeit und gewiß noch lange, ja vielleicht je länger je mehr den Beruf haben, als Missionäre in unseren Gemeinden zu wirken, Grund legend zu zeugen auf Grund der Schrift von dem sündlichen Verderben der Menschen und von Gottes Zorn und Strafe in Zeit und Ewigkeit und von dem göttlichen Erbarmen in Christo und von dem alleinigen Heile in Christo und von dem Seligwerden allein aus Gnaden durch den Glauben an den Sohn Gottes, den Gekreuzigten und Auferstandenen, und zwar hiervon nicht mit absichtlich oder unabsichtlich gedämpfter, sondern mit lauter, verständlicher, durchdringender, aus dem Schlafe aufweckender Stimme zu zeugen und auch dann, wenn man von dem Herrn mehr die Gabe empfangen hat, das Gebäude weiter zu bauen, als Grund zu legen, es hieran doch nicht fehlen zu lassen, damit ein Fragen entstehe nach dem Heile der Seelen, und nicht die Sünder bloß, sondern auch die Gerechten fragen lernen: „was soll ich thun, daß ich selig werde?“ ja, damit unter allen Mauern, die um die Herzen gezogen sind, die stärkste durchbrochen, und die stolzeste Zugbrücke heruntergelassen, und das am festesten verriegelte Thor dem Könige der Ehren aufgethan werde,—ich meine die ganz undbeschreiblich weit verbreitete, Gottes Gnade mehr oder weniger verachtende, unkirchliche oder auch äußerlich kirchliche, mit Werken der Barmherzigkeit (vielleicht gar auf dem weiten Gebiete der inneren Mission) sich schmückende Rechtsschaffenheit, zu Deutsch die herrschende Selbst- und Wertgerechtigkeit. Durch sie, dünkt mich, läßt noch mancher Geistliche sich täuschen, beruhigen, ja befriedigen und—einschlafeln, und gegen sie gehen wir, meine ich, noch nicht recht in geschlossenen Reihen an mit dem Mauerbrecher des Gesetzes und der Kreuzesfahne zugleich, mit der erschütternden, an Alle gerichteten Forderung gründlicher Buße und zugleich mit der süßen, lockenden, Allen geltenden und Allen nöthigen Heilsbotschaft von der auf Golgatha gekreuzigten Liebe. So lange wir evangelische Geistliche uns in der Beurtheilung der Menschen und ihrer Krankheit von einander scheiden und fast in zwei Lager theilen, so lange wir die Differenz in Bezug auf die Lehre von der Sünde und dem sündlichen Verderben der Menschen selber gestilltlich nähren,—und diese Differenz ist schließlich

doch die Wurzel von vielen, wenn nicht allen anderen Differenzen,—und so lange die Welt diese Differenz unter uns wahrnimmt und wahrnehmen muß, so lange erscheinen wir ihr nur zu leicht wie zwei Aerzte am Krankenbette, die über die Krankheit und natürlich denn auch über das Heilverfahren nicht einig sind, und der Kranke verliert das Vertrauen zu beiden, braucht die Arznei des einen und des andern nicht, kurirt sich selbst auf eigene Hand ohne Arzt und—stirbt.—Hier drängt sich mir unwillkürlich noch die Frage auf: Was wollen wir eigentlich mit all' unserer Predigt? Belehren, ermahnen, bessern, trösten, christlichen Glauben und christliches Leben wecken, eine Gemeinde darstellen ohne Flecken und Runzeln? Wohl! Aber Eins ist noch, um das es sich auch handelt, Seligwerden und Verlorengehen. Das, th. Br., steht uns nicht hell und klar und majestätisch und erschütternd genug vor der Seele, dem Einen nicht, weil es nicht ganz in sein System paßt, dem Andern nicht, weil er es zwar lehrt nach der Schrift, aber doch noch nicht so klar darüber ist, daß ihm selber ernstlich bange darüber würde. Selig oder verloren, diese beiden Wörtchen liegen uns nicht schwer genug auf unserm Gewissen, und das läßt unsere Predigt oft wie ein Silberbäcklein an den Hörern vorüberziehen, daraus sie einen erquickenden Labetrunk schöpfen, aber es wächst nie zu einem Strome an, der ihnen an's Leben ginge, daß sie die Hände ausstrecken und rufen müßten, Jesu, erbarme dich meiner! Wenn, worüber wir auch predigen mögen, der Gedanke immer lebendig in uns wäre: die Seelen, die du vor dir hast, hat der Herr sich mit Seinem Blute zum Eigenthum erkaufte, damit sie das ewige Leben haben; mit durch deine Schuld können sie verloren gehen; diese, jene Seele hört heute vielleicht die letzte Predigt,—wie würden wir so ganz anders predigen, wie würden wir sie so fest anfassen die Seelen und so zärtlich zugleich, sie zum Heiland führen, auf daß sie gerettet und selig würden!—Ja, wenn wir bei aller Verschiedenheit der Begabung und Darstellung wenigstens da überall, wo es sich um die Grundartikel evangelischer Lehre handelt, einstimmig wären und predigend wie in eine Posaune mit einander stießen und nicht die Welt durch allerlei grelle Dissonanzen und Disharmonien auf unserer Seite immer wieder aufweckten und ihr die Vertheidigung ihrer Bollwerke dadurch erleichterten,—wahrlich, es würden,—überall nicht, aber da oft, wo sie am unüberwindlichsten schienen, die Mauern fallen, wie zu Jericho.—

Zuletzt komme ich noch auf ein Gebiet, das ringsum über die Predigt hinausgeht und sie von allen Seiten umgiebt. Ach, wenn wir da fleißiger die Wege ebneten und nicht so viele Dornen wachsen ließen, damit ein Jeder frank und frei und unverletzt und ohne Mißstimmung, gern und willig uns folgen könnte, wenn wir den Garten des göttlichen Worts aufschließen!—Ob wir die Liturgie immer so priesterlich und erbaulich halten, daß sie die Herzen für die Predigt aufschließt? Ob wir die Schule so pflegen, daß sie uns den Acker für die Predigt zubereiten hilft? Ob wir die Confirmanden so an's Herz ziehen, daß sie sich festhalten lassen nach der Con-

firmation? Und ob wir sie festzuhalten suchen und sie pflegen als einen neuen Kern der Gemeinde? Ob wir mit uns zufrieden seyn dürfen in Bezug auf erbetene nicht nur, sondern auch freiwillige Kranken- und Hausbesuche, auf specielle Seelsorge überhaupt? Ob wir uns wirklich ernstlich bemühen, die Anmeldung zu Beichte und Abendmahl wieder einzuführen, wo sie nicht mehr (!) ist, und wo sie noch ist, sie auch eingehend benutzen? Wenn uns die Leute kaum anders sehen, als hie und da einmal auf der Kanzel oder auf der Straße, wenn wir nicht durch persönlichen seelsorgerischen Verkehr, durch ein Hineingehen in die Gemeinde unsererseits (auch durch Belegung der Kirchenvorsteher, wie nachher bemerkt ward) Brücken zu schlagen suchen, sind wir nicht selbst mit Schuld, wenn Mancher in der Gemeinde uns und unserm Amte und der Kirche fremd bleibt und die Predigt nicht an sich heranläßt? Missionsstunde, Bibelstunde halten, Armenpflege treiben, und was dergleichen mehr ist auf dem Gebiete der innern Mission, das heißt auch Brücken bauen und den Weg zur Kirche bahnen. Die Welt sagt oft, wir Prediger hätten nichts weiter zu thun, als Sonntags eine Predigt zu halten, und hätten das ohnehin schon früher gelernt und thäten es auch nur, weil wir müßten, um des Brodes willen. Solche Gedanken, einmal vorhanden, ziehen nicht an. Wir müssen, ohne uns in eine markausfahrende Vielgeschäftigkeit zu stürzen, mehr thun über die Predigt hinaus, die Kinder der Welt Lügen zu strafen, zu beschämen, zu überzeugen, daß uns das Wohl der Gemeinde, daß uns ihre Seelen wirklich am Herzen liegen! Das würde Manchen wenigstens mit der Kirche und der Predigt ausöhnen.—Doch wir müssen noch tiefer in unsern Kämmerlein, in unsere Häuser, in unser Leben hinein. Th. Br. Haben wir im Hause unsere geheime Gebetsstätte, unsere pastorale Gebetsstätte? Und beten wir und halten wir an am Gebet für die Verächter des göttlichen Worts und des Sakramentes, für die Feinde des Kreuzes Christi, für die Lasterhaften und Unbußfertigen, für die Schwachen im Glauben und auch für die—Gläubigen in der Gemeinde? Spener hatte seine Leute auf der Liste, für die er pünktlich betete, oft wenn er in der Stube umherging. Wie gehen wir in der Stube und sonst umher und denken nicht an dergleichen! Ach, wenn man seine Gemeinde so recht auf priesterlichem Herzen trüge, so recht brünstig und anhaltend betete für sie und für einzelne Glieder, man würde ja manche Seele losbeten, wie Monica ihren Sohn, und sie hereinbeten in's Gotteshaus und zum Tische des Herrn und Sein Wort und Seine Gnade in sie hineinbeten. Und dann,—wir stellen auf der Kanzel und sonst Gottes Wort dar als das nothwendige tägliche Brod im christlichen Hause. Treiben wir denn Gottes Wort mit den Unsrigen und unsern Hausgenossen alle Tage in unsern Häusern? Halten wir, um nicht unter Geistlichen auch noch vom Tischgebet zu reden, halten wir regelmäßig alle Tage Hausandacht? Wo nicht, so ist unsere Predigt nur gar zu leicht ein stumpfes Schwert, wie blank es auch wäre. Wir predigen von der Sonntagsheiligung. Sind wir treu in diesem Stück? Wir predigen, der ganze Sonntag soll dem Herrn geheiligt sein als Tag des Herrn.

Hand auf's Herz! Ist uns manchmal zu Muthe, als ob der Sonntag zu Ende wäre, wenn die Kirche aus-ist, und unsere Dienstgeschäfte vollbracht sind, und als ob der übrige Theil des Sonntags sich wohl zum Ausfahren und zu ähnlichem Ausgehen eigene, während wir doch viele Gemeindeglieder am Sonntage noch am ehesten zu Hause treffen? Ach, wie soll unsere Predigt in fremden Herzen fortklingen, wenn sie nicht fortklingen will in unserem eigenen Herzen! Und nun unser häusliches Leben, nicht blos in innerer, auch in äußerer Beziehung, unser Familienleben, unsere Ehen, unsere Kinderzucht! Wie viel Mehlthau mag von unsern Häusern her auf unsere geistliche Pflanzung fallen! Wie viel kann grade die Pfarrfrau beitragen, die Wirksamkeit der Predigt zu fördern oder zu hindern!*

Auch in unser anderweitiges Leben müssen wir einen Blick thun. Die weltlichsten Gemeindeglieder sagen zuweilen: unser Prediger ist kein Pietist, er predigt freilich, wie er muß, und wie es einmal heutzutage verlangt wird, sonst aber ist er kein Spielverderber und nicht gegen ein Vergnügen, ein angenehmer Gesellschafter 2c. Sie erkennen dies lobend an, vielleicht uns grade in's Gesicht, wir fühlen uns wohl gar noch geschmeichelt, daß man uns angeblich engherzigeren Geistlichen vorzieht, und bedenken nicht, wie ganz dieselben Leute in ihrem Herzen noch ein ganz anderes, richtigeres Urtheil über uns haben und instinctmäßig sehr wohl wissen, was sich für uns Geistliche schickt. Und wie mag man doch so oft durch den Mißbrauch der evangelischen Freiheit, durch ein harmloses Sichgehenlassen im Verkehr und Sichvergessen im Reden, im Scherzen, überhaupt durch allerlei Unbesonnenheit und Taktlosigkeit die Predigt, ich möchte sagen, todtschlagen! Noch immer näherhin vor den Spiegel des apostolischen Wortes: „Ich betäube meinen Leib und zähme ihn, daß ich nicht den andern predige und selbst verwerflich werde.“ Th. Br. Wir predigen von der Sanftmuth und oft arbeiten wir kaum an uns selbst, den eigenen Jorn zu bemeistern gegen Weib, Kinder, Dienstboten, Gemeindeglieder. Wir predigen von der vergebenden Liebe, von der Verträglichkeit und Versöhnlichkeit, und wie fehlt uns selbst das oft so sehr, wie geht die Rede in der Welt, daß zwei Geistliche an derselben Kirche sich selten mit einander vertragen! Wir predigen gegen Hoffart, Stolz und Ehrgeiz; sind wir Vorbilder der Demuth, ist nichts da von geistlichem Stolz? Räumen wir begabteren Geistlichen mit Freuden unsere Kanzel ein? Beugen wir uns gern, wenn man zu andern Predigern mehr in die Kirche geht, als zu uns? Geben wir dem Herrn allein die Ehre, wenn man uns einer Predigt wegen lobt? Wir ermahnen zur Wohlthätigkeit und eifern gegen den Mammonsdienst, und in der Gemeinde weiß man,—nur wir wissen und glauben es nicht,—wie wir vielleicht mehr, als unser Amt und die Rechte des Nachfolgers es fordern, am lieben Gelde hängen und geheimen

* Dieser Punkt wurde bei der nachherigen Besprechung hervorgehoben, und ist hier nachgetragen.

Geiz im Herzen tragen. Und das Schlimmste,—je heller wir das Licht des Evangelismus leuchten lassen, um so greller der Contrast und um so größer der Schade für alle unsere Wirksamkeit im Predigen und sonst, wenn unsere Gesinnung, unser Leben und Wandel nicht mit unserer Predigt übereinstimmt. Ueberhaupt—daß die Welt nicht ohne unsere Schuld oft zwei Menschen an uns sieht, einen geistlichen und einen weltlichen, nicht einen nur aus einem Guß, daß wir nicht überall Geistliche sind, nicht etwa überall predigen und salbungsvoll reden und den Heiligen spielen, sondern daß wir nicht überall, im Hause, auf der Straße, in weltlichen Geschäften, im Verkehr uns als geistlich erweisen, als Männer, die der Geist Gottes regiert, in denen das Wort, das der Mund predigt, sich lebendig und kräftig erzeigt zu heiligem Leben und immer treuerer Nachfolge Christi, daß dies bei mir und uns nicht so ist, wie es könnte und sollte, das muß vor Allem uns heute auf das Gewissen fallen, da wir fragen, warum unsere Predigt nicht wirksamer ist.

Th. Br., es ist kein anderer Rath, wir müssen uns befehren. Wir dürfen uns nicht für befehrt halten, wenn wir die schwächste Seite unsers Herzens, unsere Schoosünde,—und eine solche hat ein Jeder unter uns,—nicht antasten lassen, noch ablegen wollen. Wollen wir Andern durch unsere Predigt zur Befehrung verhelfen, so müssen wir uns in Wahrheit selber befehren. Das macht uns zu treuen Haushaltern über Gottes Geheimnisse, das macht dem Evangelio und unserer Predigt Bahn, das baut unsere Kirche. Nur an die Brust geschlagen mit dem Zöllner und aus aufrichtigem Herzen und brünstig heute und wieder und wieder gebetet: „Gott, sey mir Sünder gnädig!“ Ja, Gott, sey uns Sündern gnädig! Amen.

H.

R. r

Bücherchau.

Franklin- und Marshall-Collegium und der neue Stiftungsplan; von dem Ehrw. E. B. Gerhart, Präsident. Uebersetzt von N. G. Chambersburg, Pa. Druckerei der reformirten Kirche. 1857.

Dieses Büchlein dient zunächst dem Zwecke, für die Sache des Franklin-Marshall-Collego zu Lancaster, Pa., zu wirken, besonders die Aufmerksamkeit der Glieder der reformirten Kirche im Osten des Landes auf dasselbe zu richten und sie zu einer kräftigeren Unterstützung desselben zu vermögen. Es geht dabei auch auf den geschichtlichen Entwicklungsgang der gelehrten Anstalten, die mit der reformirten Kirche verbunden waren und sind, ein und zieht daraus den Schluß, daß die gegenwärtigen Verhältnisse selbst die stärkste Aufforderung enthalten, jene vor einigen Jahren neu gegründete Anstalt kräftigst mit Mitteln zu unterstützen, damit sie durch Vermehrung ihrer Fonds nicht nur überhaupt für die Zukunft gesichert sey, sondern auch ihrem Zwecke als gelehrtes Institut in umfassen-

berer Weise und größerem Maasstabe zu entsprechen befähigt werde. Hier nun, wo der Verfasser die Bedeutung höherer wissenschaftlicher Bildungsanstalten für unser ganzes öffentliches Leben, für Staat, Kirche und Gesellschaft erörtert, kommt dem Büchlein ein allgemeineres Interesse zu. Mit besonderem Nachdruck wendet er sich an die Deutschen in Pennsylvanien, deren Fleiß und sonstige Tüchtigkeit gebührend anerkannt wird, denen aber auch vorgehalten wird, daß sie durch ihren Mangel an Theilnahme an der höheren, wissenschaftlichen Bildung und durch ihre verfehlte Sparsamkeit, womit sie den öffentlichen, höheren Schulen in ihrer Mitte lange nicht genug Hülfe angedeihen ließen, nur sich selbst im Wege standen. Mit gewichtigen Gründen tritt der Verfasser hier auf und wir können nur wünschen, daß er überall geneigtes Ohr und guten Willen finde und daß diese Schrift das Ihrige beitrage, richtigere Ansichten über einen so hochwichtigen Gegenstand zu verbreiten und einen liberaleren Sinn zu fördern und zu wecken.

Deutsche Chorgesänge für christliche Gemeinden, gesammelt von J. F. Landenberger, Lehrer und Organist an der St. Pauluskirche, und Johannes Früh, Lehrer und Organist an der Salemkirche zu Philadelphia. Zweites Heft.

Auf dieses Werk haben wir beim Erscheinen des ersten Heftes aufmerksam gemacht. Das vor uns liegende zweite Heft steht dem ersten an Werth nicht nach. Die Wahl der Lerte übertrifft im zweiten die im ersten. Doch paßt das „Helsenkreuz“ und auch das „Sonntagslied“ nicht in die Gemeinde, wohl aber als Gesang des Chors bei anderer Gelegenheit. Unter dem Neuesten, was das zweite Heft giebt, verdient „das Pfingstfest“ als Composition Anerkennung. Wir bedauern, daß sich eine Anzahl von Druckfehlern eingeschlichen hat, welche die Harmonie stören. Gleich p. 17 Linie 6 Takt 11 die 4te Note sollte h statt b stehen, p. 18 Linie 8 Takt 5 die 2te Note o statt b. Wir haben ein Verzeichniß von 18 solcher Druckfehler aus diesem Hefte vor uns, und um der lieben Harmonie willen bitten wir die Herren Herausgeber, im nächsten Hefte auf einem Beiblättchen diese errata zu berichten und vernichten und neue zu vermeiden. Bei Notenruck ist dies besonders wichtig. Correctheit ist an sich schon eine Empfehlung und erhöht den Werth auch des besten Werkes.

Erfahrungen am Kranken- und Sterbebette. Ein Beitrag zur praktischen Theologie. Von Eucharis Kundig, Diakon zu St. Peter in Basel. Basel, Verlag von Felix Schneider's Buchhandlung. 1856.

Der Verfasser spricht in der Vorrede in sehr bescheidenem Tone von diesem Werke, das als eine reife, süße Frucht einer 34jährigen Amtsführung in Stadt- und Landgemeinden anzusehen ist und des Erbaulichen, Belehrenden, Ermunternden für Amtsbrüder ganz besonders, aber auch für gläubige Seelen überhaupt wahrlich ein reiches Maas enthält. Es ist in der That ein dankwerther Beitrag zur praktischen Theologie, ein auf Wegen zum Krankenbette recht brauchbarer, wohl bewandter Führer, der heilsame Winke genug giebt, die den Pastor auf diesem Gebiete seiner Amtspflicht und ihrer Ausübung vor viel Irrthum und Mißgriff bewahren können, denn Vielen fehlt nicht nur die Erfahrung, sondern leider oft auch jene Gabe des Beobachtens und Beachtens, ohne welche man bei allem Erfahren doch unerfahren bleibt. Was diesem Werke aber außerdem noch besonderen Werth verleiht, besonders wenn wir es mit manchen neueren Arbeiten über denselben Gegenstand vergleichen, das ist die ihm zu Grund liegende evangelische Anschauung des Predigtamtes überhaupt. Nur der Diener am Wort, der die Bedeutung seines Dienstes gehörig faßt, wird auch am Krankenbette mit dem rechten, entschiedenen Ernste und auch mit der rechten Liebe und Theilnahme erscheinen. Niemand, der selbst in der Amtspraxis steht, sollte mit

den vielen und gefährlichen Klippen der Seelenpflege am Einzelnen, im Hauskreise und besonders auch am Krankenbette unbekannt seyn. Hier ist Vieles zu lernen und gewiß kein ernstgesinnter Leser wird das vor uns liegende Buch aus der Hand geben, ohne dem Verfasser für reiche Belehrung und Anregung für immer dankbar zu bleiben. Lieber sollte hier jedem Pastor der Besuch der Kranken als eine Pflicht unter anderen Pflichten werden. Hatte ja selbst der gottlose Heine schon in seinen jungen Jahren eine Sympathie für die Kranken als für geistigere Wesen, weil sie eine „Leidensgeschichte“ haben. Und was geeignet ist, uns Seelsorgern am Krankenbette und Sterbelager förderlich zu werden, damit wir hier besser für die uns anvertrauten Seelen sorgen lernen, das verdient ja unsere Beachtung. Solcher Beachtung sey dies Buch empfohlen.

Lebensgeschichte des Herrn Jesu Christi in chronologischer Uebersicht. Mit erläuternden Anmerkungen von Dr. F. W. Jacob Lichtenstein, protest. Stadtvicar in München. Erlangen, Verlag von Andreas Deichert. 1856.

Der Verfasser sagt, daß ihm, als er vor mehreren Jahren angefangen habe, das Amt des Geistlichen in einer ländlichen Gemeinde zu führen, das Bedürfnis klar geworden sey, ein anschauliches Bild von der gesammten neutestamentlichen Geschichte zur Erleichterung für die homiletische und katechetische Thätigkeit sich zu gestalten. Aus einer damals entworfenen Skizze ging nun zunächst das vorliegende Werk hervor, welchem nach Umständen die Geschichte der apostolischen Periode in ähnlicher Weise behandelt folgen mag. Er bekennt sich als einen Schüler Hofmann's in Erlangen, dessen akademische Vorlesungen er auch, nicht ohne Vorwissen dieses hochgeschätzten Lehrers, zum Zwecke dieser Arbeit dankbar benützte. Niemand, der mit den außerordentlichen Schwierigkeiten der heiligen und der profanen Chronologie vertraut ist, erwartet in diesem Werke eine völlige, unzweifelhafte Lösung aller hier in Frage stehenden Punkte. Allein jeder Leser wird sich bald überzeugen, daß der Verfasser mit gründlicher Benützung der vorhandenen wissenschaftlichen Werke über diesen Gegenstand seine Arbeit durchführte, während er die Rücksicht auf das praktische Bedürfnis des Predigers, Katecheten und Bibelfreundes, der zu seiner eigenen Förderung übersichtliche Darstellung des geschichtlichen Zusammenhangs der neutestamentlichen Mittheilungen bedarf, hauptsächlich im Auge behielt. Zuerst giebt der Verfasser eine sehr ausführliche chronologische Uebersicht des Lebens Jesu Christi auf 50 tabellarisch geordneten Seiten; er folgt dem Gange besonders des öffentlichen Wirkens des Herrn auf's genaueste, wir möchten sagen Tag auf Tag; zugleich werden allen als gleichzeitig angenommenen Begebenheiten die betreffenden Textstellen beigelegt und die Zeittafel wird zugleich eine Evangelienharmonie. Nun folgt der eigentliche Haupttheil des Werkes, nämlich die erläuternden Anmerkungen, in welchen die Positionen, welche in der chronol. Uebersicht genommen sind, gerechtfertigt, der innere Zusammenhang der Begebenheiten nachgewiesen und Alles, was als historische Notiz zum bessern Verständnis der neutestamentlichen Angaben dienen mag, beigebracht wird. Es bietet das ganze Werk eine reiche Fülle von Belehrung und ist ein dankwerthes Hülfsmittel für die Förderung in der Schrifterkenntnis. An einzelnen Ausdrücken, wie z. B. wo es heißt vom Herrn, daß er „in aufgeregtem Zustande“ sich befunden habe (p. 12), da dies doch zunächst nur der Gedanke der Seinigen war, wünschten wir je und je etwas zu ändern. Das legt sich aber durch den Charakter des Werkes als eines ganzen zurecht. Wir hoffen, daß der Verfasser für seine Mühe Dank und sich veranlaßt finden werde, die Arbeit durch die apostolische Periode fortzusetzen.

Kirchenchronik.

Europa.—**Katholizismus.** Es scheint, daß manche deutsche Staaten dem Beispiele Oestreich's nach den Frieden mit Rom jetzt durch Concordate um jeden Preis zu erkaufen suchen. Sie werden auch darin es so ziemlich Oestreich nachthun, daß sie dem Papst dem Scheine nach zugestehen, was er auf einen Grund kirchlichen Rechtes hin fordern mag, sich aber im Stillen vorbehalten, von den Umständen sich lenken zu lassen und geeigneten Gebrauch von denselben zu machen. Auch Württemberg, dessen König seit einer Reihe von Jahren mehr als früher unter römisch-katholischen Einflüssen in indirecter Weise stehen soll, hat einen der römischen Curie günstigen Vertrag abgeschlossen. Der Großherzog von Baden begrüßte den Erzbischof von Freiburg bei dessen fünfundschwanzigjährigen Jubiläum mit einem sehr freundlichen, wohlwollenden Schreiben, welches unter den so lange obschwebenden schwierigen Verhältnissen zwischen der römischen Kirche und der Regierung in Baden eine Bedeutung hat. Der König von Bayern tritt in seinen Landen der Thätigkeit der missionirenden Jesuiten entgegen und muß sich manches harte Wort von der ultramontanen Presse dafür gefallen lassen. Dem sehr engen Einverständnis, welches zwischen der Curie und der römischen Clerise dormalen stattfindet, einen kräftigen Ausdruck zu geben und Anderes zugleich zu bereinigen, haben zwei Erzbischöfe aus den Gebieten Oestreich's und Preußen's, Saulik von Agram und Geißel von Köln, den Papst kürzlich in Rom besucht und zwar wurde ihrem Auftreten dort alle mögliche Aufmerksamkeit geschenkt. Geißel war wegen sehr gewaltsamen Verfahrens in seiner Diözese beim heiligen Vater verklagt worden, scheint aber die väterliche Absolution ohne Mühen erlangt zu haben. Die Congregation des Index hat vor einiger Zeit auch die philosophischen Schriften des bedeutendsten speculativen Apologeten des römischen Lehrsystems der neuesten Zeit, A. Günther in Wien, unter die libros prohibitos gestellt und damit als irrhümlich und gefährlich verurtheilt. Man sieht auch hierin einen Triumph der in Rom jetzt übermächtigen Partei der Jesuiten, die dem starren Dogmatismus hulbigend an der Philosophie keine Freundin und Schutzpatronin der Kirchenlehre, sondern nur eine Magd haben wollen. Der alte Günther hat sich als ein getreuer Sohn der Kirche dem Urtheil unterworfen und, wie ein katholisches Blatt sagt, „erbaut die katholische Wissenschaft mit dem Beispiele der Demuth, welche ja die Quelle alles Segens in wissenschaftlichen Fragen ist.“ Gleichwohl haben viele und gerade gebildete Katholiken in Deutschland an diesem Urtheil starken Anstoß genommen. Der „Katholik“, ein Mainzer Blatt, rechtfertigt das Verhalten der Congregation des Index und bezeichnet den Gesichtspunkt, unter welchem dieselbe die Schriften Günther's aufnahmte, mit den Worten: „Apologetische Bestrebungen, welche das Grundbübel der Gegner, die sie bekämpfen, theilen, den Subjectivismus nämlich, der im Wege der Revolution statt der Entwicklung die Wahrheit sucht, werden immer unglückliches Resultat haben.“

In Frankreich machten vor Kurzem die Reden, welche der Theatiner Vater Ventura am Hof der Tuilleries und in Gegenwart Louis Napoleon's selbst hielt, viel von sich zu reden. Die Presse wird in Frankreich bekanntlich gegenwärtig stark bevormundet; nachdem man aber dem Vater das Recht gegeben hatte zu reden, mußte man ihn auch ausreden lassen, um so mehr, da der Kaiser und seine Familie consequenter Weise der Kirche, der sie sonst eine so bestimmte Zuneigung zeigen, in diesem ihrem besten Repräsentanten mit gutem Tug und Recht nicht nahe treten konnten, der in seinen Fastenpredigten die Gränzen der bei dieser Gelegenheit in Frankreich üblichen Freiheit bedeutend ausdehnte. Bald hält er dem Kaiser vor: „Ein Herrscher ohne Religion geht seinem Untergange entgegen. . . Gott bewahre mich, unter einem Despoten ohne Religion zu leben. . . Was ist alle Inbu-

strie ohne Religion? . . . Die frühere Regierung war eine Monarchie, die nicht beichtete; das hat sie gestürzt. Aber in Ermangelung der Beichte gab es eine freie Presse. Was wäre jetzt der Staat, wenn nicht die Beichte die Gewissen erleuchtete? . . . Was soll man aber von einer Regierung sagen, welche die Predigt des Atheismus gestattet? Und das geschieht unter einer Regierung, wo Sie, Ihre, die Presse in der Hand haben, wo Sie allmächtig sind. Eine solche Politik ist im Stande, das stärkste Reich zu stürzen.“ Bald greißer mit einer an Persönlichkeiten hinstreifenden Rücksichtslosigkeit den Hof und seine Sitten an und ruft dabei dem Kaiser zu: „Es ist nicht genug, daß Sie, Ihre, ein reines Leben führen; Sie müssen Alle entfernen, welche dem Volke durch ihren Wandel Vergeruß geben.“ Er erinnert den Kaiser daran, daß er mit allen den Seinen in einem Glashaufe lebe und daß Stadt und Land wisse, wie es am Hofe zugehe.—

Von ernsterer Bedeutung sind Verwickelungen, welche durch das Benehmen des Bischof von Moulins zwischen der französischen Regierung und der römischen Kirche eingetreten sind. Der Bischof von Moulins hielt es für passend, einen Priester zu suspendiren und zwei andere mit derselben Strafe zu bedrohen. Somit ging er von dem Grundsatz aus, daß er über Besetzung geistlicher Stellen frei zu verfügen habe, Niemand als dem Papste dafür Rechenschaft schuldig sey und daß er um die bürgerlichen Folgen seiner Suspenditionsacte für die dadurch Betroffenen sich Nichts zu bekümmern habe. Seine Priester beschwerten sich beim Papste; dieser aber soll die Beschwerde mit einem sehr anerkenntenden, zum Vorzuehen auf dem angetretenen Pfad ermunternden Schreiben an den Bischof erwidert und somit die Klage rein abgewiesen haben. Dagegen kam die Frage von allgemeineren Gesichtspunkten aus vor den kaiserlichen Staatsrath, der den Bischof nach folgenden Beschwerdepunkten vor sein Gericht zieht: 1) Der Bischof von Moulins hat ungesetzmäßige Maasregeln gebraucht, um die Pfarrer in seine Gewalt zu bekommen, indem er bei ihrer Ernennung von ihnen verlangt, Verzicht zu leisten auf das Recht der Unabsehbarkeit; 2) derselbe hat ein Statut für den Clerus aufgestellt, nicht zu appelliren an die weltliche Macht; 3) er hat die Statuten des Kapitels geändert ohne die Genehmigung der Regierung. Die ultramontane Partei macht geltend, daß von einem Mißbrauch der bischöflichen Gewalt hier gar nicht die Rede seyn könne, der Bischof habe von seinen Geistlichen nur gefordert, daß sie versprechen, sich nicht auf die bürgerliche Unabhängigkeit stützen zu wollen, wenn sie nach dem kanonischen Rechte verurtheilt würden; auch habe der Bischof nur gehandelt nach einem Statute, welches auf der zweiten Diözesansynode von Moulins veröffentlicht wurde, nach welchem unter Strafe der Excommunication jedem von einer kanonischen Strafe betroffenen Priester untersagt wird, an die weltliche Behörde zu appelliren. Die französische Kirche, wird jetzt gesagt, sey keine Staatskirche; kirchliche Rechtsprüche können nur durch kirchliche Auctoritäten gerichtet und aufgehoben werden. Was endlich die Aenderung der Kapitelsstatuten betreffe, so sey solche längst sanctionirt worden und es habe eine solche in den meisten bischöflichen Diözesen stattgefunden. Indessen hat der Minister die ultramontanen Blätter, die dem Bischof von Moulins das Wort reden, amtlich verwarnt und denselben als Prälat bezeichnet, welcher durch unkluges Verfahren tiefe Abneigung im Lande erwecke und dadurch die Interessen der Religion und der öffentlichen Ordnung gefährde. Auch hat der Staatsrath in der Angelegenheit sein Urtheil gesprochen und die betreffenden Handlungen des Bischofs von Moulins als Mißbrauch für null und nichtig erklärt. Somit liegt hier ein offener Conflict zwischen staatlicher Gewalt und kirchlicher Autonomie in Frankreich vor uns, und unter gegenwärtigen Aspeceten ist kaum etwas Anderes zu erwarten, als daß die Kirche, weit entfernt einen Zoll breit zu weichen, jedes Mittel benutzen wird, um ihre totale Unabhängigkeit vom Staat, den sie nur als Werkzeug für ihre Zwecke mit sich verbunden weiß, zu erzielen. Offenbar ist dieser Streit ganz geeignet, die Frage über die sogenannten Gallikanischen Kir-

den Freiheiten wieder anzuregen, die in den von der Sorbonne darüber gegebenen Erklärungen vom Jahre 1663 auch den Grundsatz enthalten, daß päpstliche Entscheidungen nicht unverbesserlich seien, wenn nicht der Consensus der Kirche hinzukomme, daß der Papst überhaupt über keinem ökumenischen Concil stehe, daß die Regeln und Gebräuche des gallicanischen Reiches und der gallicanischen Kirche ihre vollen Rechte behalten, daß die Unterthanen des Fürsten unter keinem Vorwande von ihren bürgerlichen Pflichten können losgesprochen werden. Der Gallicanismus ist in Frankreich nicht erloschen und gerade die ultramontanen Bestrebungen und das Dogma von der *conceptio immaculata* haben ihn auf's Neue rege gemacht.

Der Papst hat kürzlich einen bedeutenden Theil seiner Staaten bereist und wurde, wie die Zeitungen sagen, überall mit größtem Enthusiasmus empfangen. Das, wodurch er selbst am meisten auf die religiöse Stimmung des Volkes zu wirken versucht, ist noch immer der *Mariencultus*, in welchem er beinahe Alles überbietet, was frühere Zeit hierin gesehen haben. Zum Preis der *conceptio immaculata* wurde eine prachtvolle Bildsäule der Jungfrau in Rom errichtet. Auch auf dieser Reise krönte der Papst eine Mariensäule mit größtem Pomp. Immer Maria; wo aber bleibt Christus?

In Belgien, dessen Bevölkerung dem bei weitem größten Theile nach römisch-katholisch ist, haben die ultramontanen Tendenzen auch in neuester Zeit wieder lebhaften Unwillen auf Seiten der liberaleren Partei hervorgerufen. Auch haben sich seit einer Reihe von Jahren Klöster, Mönche und Nonnen in auffallender Weise vermehrt. Im Jahre 1850 hatte die Stadt Brüssel achtzehn Klöster; jetzt hat sie deren dreißig. Aufsehen erregte vor Kurzem der französische Abbe Combalot, der in Frankreich als einer der bittersten Polemiker gegen den Protestantismus bekannt ist. Er predigte im letzten Winter an verschiedenen Orten Belgiens und seine Art der Kirche und den Seelen zu dienen läßt sich abnehmen aus folgendem Ausdruck, dessen er sich auf der Kanzel bediente: „Die Bibel, Allen in die Hand gegeben, ist die Quelle aller Verbrechen und aller Irrthümer; mit ihr mag man Ehebruch und Mord rechtfertigen und das Universum an seinen vier Ecken anzünden.“ Mehrere protestantische Theologen luden ihn an verschiedenen Orten zu einer öffentlichen Discussion der Frage über Protestantismus und Katholicismus ein; er fand aber gerathen sich darauf nicht einzulassen. Protestantische Geistliche hielten daher Predigten, in denen sie die Behauptungen des Abbe widerlegten und welche von einer Menge Volks gehört wurden. Auch Pamphlete wider den Lügenpropheten fanden reißenden Absatz.

Nord-Amerika.—Protestantismus. Die Verhandlungen der Generalversammlung der Presbyterianer Neuer Schule, welche kürzlich in Cleveland, Ohio, gehalten wurde, haben nun durch das Hereinziehen der Sklavenfrage zu einer Spaltung geführt. Die Frage kam vor die Versammlung aus Anlaß mehrerer Memoriale, welche von verschiedenen Presbyterien eingekommen waren; die meisten derselben wollten von der Versammlung ein dem Sklavenhalten ungünstiges officielles Bekenntniß erwirken; eines forderte disciplinarisches Verfahren gegen einen Prediger im Lexington-Presbyterium in Mississippi, weil derselbe erklärt hatte, daß er Sklaven halte, „wie aus freier Wahl, so aus Grundsatz.“ Da nun dieser Mann gestorben ist, nahm das Presbyterium von Lexington die Sache auf, erklärte, daß andere Prediger aus seiner Mitte gerade handeln und denken wie der beschuldigte, nun verstorbene Bruder, und verlangte von der Generalversammlung, daß sie disciplinatisch einschreite, wenn sie glaube, daß die Constitution dies verlange. Unter diesen Umständen sah die Generalversammlung sich zu einer offenen Erklärung über Recht oder Unrecht des Sklavenhaltens und Sklavenhandels vom Standpunkt presbyterianischer Lehre aus genöthigt. Die Committee, welcher die Memoriale über diesen Gegenstand übergeben waren, genügte in ihrem Berichte der Versammlung nicht und es gingen andere Beschlüsse durch, welche so stark sich gegen das ganze System des Sklavenhaltens in Grundsatz und Praxis ausdrückten, daß die dem Süden der Union angehörigen Glieder der Versammlung dagegen protestirten und daß eine förmliche Session stattfinden wird. Eine Convention der Presbyterianer Neuer Schule im Süden soll zunächst in Washington, Columbia District, gehalten werden, wo weitere Schritte zu einer separaten Organisation einzuleiten sind. Die Discussion dieser Frage nahm in Cleveland ein paar Tage in Anspruch und, wie sich erwarten läßt, war die Spannung dabei nicht gering. Unter den vielen Reden, die von entgegengesetzten Seiten dabei gehalten wurden, zeichnete sich die eines Laien, Herrn A. A. Guthrie von Ohio, aus; sie ist nicht im Sinn des Südens, geht aber unbefangen auf die Frage nach ihrem biblischen Rechte oder Unrechte ein und hätte keinem Theologen Schande gemacht.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang X.

August 1857.

No. 8.

Der Pastor und sein Umgang.

“Inimica est multorum conversatio. Nemo non aliquod nobis vitium aut commendat, aut imprimit, aut nescientibus adlinnit.”

Seneca, Epist. vii.

Werthgeschäfter Freund!

Du hast ganz recht gesagt in Deinem letzten Schreiben, daß Dir, je länger Du im Amte bist, um so besser einleuchtet, daß der Pastor von seinem Amte sagen könne, gerade das Schwierigste und Nöthigste daran könne man gar nicht lehren, ja, was noch schlimmer ist, man könne es nicht einmal lernen. Ich denke, ich verstehe Dich. Du willst sagen, es giebt Vieles, was ein Prediger zu üben hat, was man aber in keine Theorie bringen, in keine Vorschrift fassen kann, wobei sogar mit aller Theorie und Vorschrift wenig zu helfen wäre. Denn die, denen das Rechte, Passende nicht angeboren ist, die lernen's auch nicht. Das hat nun freilich seine Wahrheit noch für ganz andere Dinge als die, auf welche Du mich diesmal hinführst, Umgang, gesellschaftliches Verhalten, Benehmen des Pastors im alltäglichen Leben. Beinahe sollte mir der Muth entfallen, über diese Dinge Etwas zu sagen. Denn wenn da die natürliche Anlage Alles ausmacht, wenn sie bei Jedem an der Lebenserfahrung selbst sich ausbildet, wozu Gedanken auf's Papier bringen, die den Einen völlig entbehrlich, den Andern völlig unnütz und fruchtlos sind? Allein das eben glaube ich nicht, daß in diesen Stücken Alles nur Instinct, Natursache, Naturwirkung ist. An mir habe ich es selbst erfahren, daß ein einziger gut angebrachter Wink vom Freunde, vielleicht ein Stich und Stieb vom Feinde—sit venia voci!—mir eine Perspective in mich selbst, in Andern und in die Welt eröffnete, auf die ich selbst zuvor noch nie gekommen war.

Darüber sind wir ja wohl einverstanden, daß jene Dinge, das gesellschaftliche Benehmen, der Lebenswandel des evangelischen Predigers vor den Augen der Welt, keine Nebensachen sind. Ich fürchte aber, daß nicht Alle darüber mit uns einverstanden sind. Natürlich entsteht hier keine Frage über den Punkt,

Kirchenfreund. Jahrg. X. No. 8.

18

daß der Prediger Anforderungen des christlichen Wandels, die er von der Kanzel an Andere macht, vor Allem an sich selbst zu machen hat, auf daß er nicht Andern predige und selbst verwerflich werde (1. Cor. 9, 27). Hier aber reden wir von Dingen, an die man gewöhnlich mehr den Maasstab der Klugheit und des Verstandes als den des Gesetzes und des sittlichen Wertes oder Unwerthes anlegt. Es sind Fehler und Gebrechen, um welche es sich hier besonders handelt, die man sehr oft in die weite Kategorie der menschlichen Schwachheiten einschaltet, um damit einer oft unerträglichen Sache einen erträglichen Namen zu geben. Es sind Anhängsel an einem Menschen, die freilich den Menschen selbst nicht ausmachen, aber der Feind sieht sie, tritt mit seinem Fuße darauf und um dieser Anhängsel willen kommt ein in vielem Andern oft vortrefflicher Mann nicht vorwärts. Die Folgen solcher Fehler greifen also tief ein; sie stören die Wirksamkeit, die manches schöne Talent haben könnte; sie verdecken die guten brauchbaren Seiten an manchem sonst wackern Gliede der Gesellschaft und werden ihm und Andern eine stete Quelle der innern und äußern Unruhe und der Verbitterung des Lebens. Das zeigt sich unter allen Verhältnissen, in allen Berufsarten; am schlimmsten aber muß vergleichen wirken beim Prediger, auf den tausend Augen gerichtet sind, an den man in Allem gerne höhere Ansprüche macht und der selbst gar Nichts als eine Kleinigkeit behandeln kann, was irgend fördernd oder hindernd auf sein Amt und seine Amtswirkung Einfluß haben mag.

Daß die natürliche Anlage eines Menschen auch hierin gar Vieles zu sagen hat, das ist ja über allen Zweifel erhaben. Kommt nun ein Mensch in's Predigtamt, der dazu in keiner Weise qualifizirt ist, so ist das ein großes Unglück. Wer ganz invita Minerva studirt, wer weder die unerläßliche Summe des Wissens, noch den unentbehrlichen Grad des Könnens aufzuweisen vermag, der wäre ja deshalb noch nicht ein überhaupt-unbrauchbarer Mensch, weil er gerade nicht zum Theologen und Pastor geeignet ist. Der liebe Gott braucht allerlei Leute zu allerlei Zwecken. Hat aber ein Mann manche vortreffliche Eigenschaften, die ihm als evangelischem Prediger sehr gut zu statten kommen könnten, daneben aber andere, welche diese guten neutralisiren, unwirksam machen, das ist ein größeres Unglück. Denn das sind gewöhnlich Fehler, die ihm überall sehr im Wege stehen, er möchte in der Welt auch treiben was er wollte. Wie oft hört man das sagen über Prediger, daß sie, was sie auf der Kanzel gut machen, unten Alles wieder verderben! Da meint man nicht eben große Laster, sondern oft nur jene Fehler, die an sich selbst zwar den Menschen nicht verdammungswürdig machen, aber dennoch in ihren Wirkungen für das Wirken anderer löblicher Eigenschaften verderblich sind. Es ist freilich wahr, daß die Leute oft viel zu wenig Geduld mit einem Prediger haben, daß sie das Gute an ihm gar nicht, das Fehlerhafte übertreibend beurtheilen, daß sie viel zu viel von ihm fordern und daß sie vergessen, daß er ein Mensch ist, wie andere Menschen auch, und daher der Vergebung und Nachsicht bedarf, wie sie auch. Gleichwohl muß gerade aus dieser oft unbarmherzigen Kritik, die über den

evangelischen Prediger ergeht, für ihn selbst die Pflicht erwachsen, dem Lästler alle Gelegenheit, jeden Raum abzuschneiden, auch keine schwachen Seiten ihm darzubieten. Es liegt ja doch in seinem Amt, in seiner ganzen Lebensstellung an sich selbst, daß er am meisten in steter Selbstbeobachtung, Selbstbewachung stehen soll. Er muß vor allen Andern das Auge auf sich, in sich richten; er darf sich am wenigsten selbst gehen lassen, er muß ein steter scharfer Beobachter des Eindrucks seyn, den sein Benehmen, sein Wort, sein Wandel auf Andere machen wird. Darin sieht er sich wie im Spiegelbilde selbst. Wehe dem Eiteln, der nur gefallen will und Allen glaubt, die ihm wohl reden! Wehe dem Blinden, dem Stumpfen, der bei den größten Stößen allezeit sicher dahingeht—quasi re bene gesta!

Daß jeder Mensch gewisse Naturfehler hat, ist bestätigt durch die tägliche Erfahrung. Wenn diese sich steigern bis zur völligen Unfähigkeit für's Predigtamt, wenn sie einen Mann für den Dienst als Pastor untauglich machen, dann bliebe er besser ganz weg von demselben, als daß er wer weiß wie viele Versuche an allerlei Gemeinden herum macht und nirgends etwas ausrichtet. Zu solchen Naturfehlern rechne ich besonders auch den Mangel eines gewissen Maasßes von gesundem Menschenverstand. Lächle nicht, Freund! Ich weiß, was ich meine. Es giebt Leute, von denen man sagen kann, daß sie genug Vernunft, aber zu wenig Verstand haben. Der Fehler ist nun an einem Pastor—und besonders in Amerika—ein großer. Die Vernunft hilft ihnen bei weitem nicht so viel, als der Mangel an Verstand ihnen schadet. Sie mögen eine schöne Begabung für höhere, wissenschaftliche Erkenntniß, ein warmes Gefühl, eine reiche Einbildungskraft, einen regen Sinn für das Ideale, Edle, Gewisse haben; sie mögen mit Lust ihren Studien obliegen, mit Scharfsinn in die Tiefen des Wortes eindringen, mit schwungvoller Begeisterung von der Wahrheit zeugen. Und doch—warum wohl stoßen sie überall an? Warum erregen sie überall Zwist? Warum wirken sie nicht in einem Verhältniß zu dieser schönen Begabung? Sie meinen es doch gut, sie wollen das Beste, sie sind fern von Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, sie möchten vorwärts, vorwärts mit ihren Gemeinden—wo fehlt es? Oft nur an dem nöthigen Quantum gesunden Menschenverstandes, an jener Einsicht in das unter Umständen Passende, Nöthige, an jener Rücksicht auf gegebene Verhältnisse, die nach einem höheren Gesetze der Schwere nun eben nicht auf einmal aus der Stelle über Berg und Thal zu rücken sind, wo mit einem Sturm Nichts zu erobern, wo kein Gewaltschlag auszuführen ist, wo es gilt, mit Geduld und Treue vorstichtig auf ein Besseres hinzuarbeiten, damit man nicht in wohlgemeintem Eifer mehr verderbe als gut mache. Hier zeigt sich die Wirkung eines Naturfehlers, der aber freilich auch bekämpft werden soll und gewiß oft, oft überwunden werden kann. Studire besser dich und Andere! Das würde oft manchen Schaden abwenden. Setze nicht voraus, daß du Alles gut machst, weil du dir bewußt bist, es gut zu meinen. Neben der Einfalt vergiß nicht die Klugheit, und darum laß bei dem Ziel, das du dir sehest, nicht aus deiner

scharfen Berechnung die Mittel, die dazu unerlässlich sind und denke an das Wort, worüber der selige Claus Harms einmal eine Toleranzpredigt hielt: Ein Mensch ist nicht wie der andere!

Nicht ohne Ursache habe ich vorhin gesagt: besonders in Amerika. Du weißt schon, Freund, wie ich das meine. Es ist ein ganz Anderes, wenn ein Diener der Kirche dasteht zugleich als ein Officiant des Staates, wie dies in Europa der Fall ist. Da hat er leicht regieren—und regieren ist dort die Hauptsache. Er erhält Rescripte von oben und darnach muß es gehen und ob Verstand d'rin ist oder nicht, das hat er gar nicht selbst zu untersuchen. Er weiß auch, so lange das Land nicht im Revolutionszustande ist, hat es mit der Ausführung der Befehle von oben gar keine Schwierigkeit. Nun gefällt uns aber dieses Verhältniß der Sache keineswegs. Denn wer giebt denn dort dem Amte seine Gewalt: die Kirche oder der Staat? Gewiß nicht jene, sondern dieser. Er also regiert die Kirche. Das ist der Zustand, den wir unmöglich den evangelischen, rechten nennen können. Den Zustand eines Scheinlebens, da Tausende mit innerer Entfremdung an dem Seyn der Kirche, an ihren Acten, an Taufe, Confirmation u. s. f. um des Staates willen Theil nehmen müssen, diesen Zustand wünschen wir uns wahrlich nicht. Ist der unfrige wünschenswerth? In seiner rauhen Wirklichkeit, so wie wir ihn vorfinden, freilich tausendmal auch nicht. Aber er ist doch der naturgemäße des kirchlichen Lebens; es ist doch billig, daß die Kirche sich selbst regiere. Nun nennen wir auch den römischen Zustand der Kirche nicht den rechten; denn von einer hierarchisch-regierenden Priesterkaste weiß das Neue Testament Nichts. Wo liegt also die Regierungsgewalt der Kirche in unsern Verhältnissen? Nirgends als in der Gemeinde, d. h. nicht bei einem Haufen Leute, die sich selbst Gesetz nach ihrer Willkühr machen (2. Tim. 4, 3), sondern in der dem Worte Gottes sich unterordnenden Einheit von Laien und Predigern. Das ist die rechte, recht regierte und recht regierende Kirche. Da wird denn aber freilich der Prediger, der Hirte einen überwiegenden Einfluß in vielen, gerade in den wichtigsten Stücken der Gemeindelentung haben müssen. Hat er ihn nicht, dann sollte er nicht Hirte, nicht Pastor heißen; hat er ihn und ruht also um so mehr Verantwortung auf ihm, wie wichtig ist es, daß er diesen Einfluß zu würdigen wisse, daß er eben sein ihm anvertrautes Amt ansehe als das Mittel, wodurch er der Gemeinde dienen kann und soll. Dazu thut Noth nicht bloß ein fester Wille, nicht bloß das Bewußtseyn des Wohlmeinens, nicht bloß ein rascher Eifer, sondern große Weisheit, Einsicht in das unter Umständen Mögliche, Uebersicht der Mittel, die bei Ausführung jedes Planes die *conditio sine qua non* sind, Berücksichtigung des Herkömmlichen, genaue Kenntniß der Leute, mit welchen man es zu thun hat, die passende Art und Weise, mit ihnen umzugehen. Man braucht ja nicht lange in unseren freien Verhältnissen in kirchlichem Amte zu stehen, um sich zu überzeugen, wie nöthig hier jene Lebensweisheit ist, ohne welche der Prediger beim besten Willen überall nur Anstoß nimmt und giebt, und Fehler macht, die durch keine andern noch so guten Eigenschaften aufzuwiegen sind.

Darum sagt schon Paulus, auf die rechte Quelle hinweisend, zu Timotheus: Der Herr wird dir in allen Dingen Verstand geben (2. Tim. 2, 7). Das Sprüchwort aber geht zu weit, wenn es sagt: Dem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand dazu.

Ist nun auf dieser Seite Mangel ein großer Fehler—und es mag ja noch ganz Anderes als Verstand mangeln—, so wird auch der Ueberschuß irgend einer natürlichen Anlage sehr leicht als ein Gebrechen erscheinen. Gerade für die öffentliche Stellung des Predigers ist dieser Ueberschuß sehr bedenklich und es bedarf der Bewachung, der Beherrschung hier am allermeisten. Ein fester Wille ist eine schöne Eigenschaft; wenn aber der feste Wille als eine selbst bei kleinen Dingen sich kundgebende Unbeugsamkeit heraustritt, wenn er als Eigensinn, als Starrköpfigkeit nicht mehr als eine Tugend, sondern als eine widerwärtige Verzerrung einer Tugend erscheint, so muß du dir dann auf deine sogenannte Charakterfestigkeit ja Nichts einbilden. Geduld ist eine köstliche Eigenschaft an Jedem, besonders auch an einem Pastor; aber es giebt eine Geduld, die viel besser Gleichgültigkeit und Schläfrigkeit heißen würde; sie schadet dem Amt, denn die Leute sagen: Dem ist's nicht Ernst, Der giebt Nichts d'rum, wie es aussieht und hergeht bei uns. Den Guten ist diese Sorglosigkeit und Stumpfsheit ihres Seelsorgers ein Anlaß der Trauer, die Bösen selbst müssen ihn verachten. Erregbarkeit, rasches Empfinden ist eine schöne Eigenschaft und erleichtert einem Menschen manches Schwere; das Gefühl wird schnell angeregt und man unternimmt auch harte Arbeit mit innerer Belegung. Aber wie oft wird das Gute durch's Uebermaaß zum entschiedenen Fehler! Und was ist einem Prediger im Umgang mit Leuten der entgegengesetztesten Denkweise gefährlicher, als große Reizbarkeit, Entzündlichkeit des Gemüthes, schnelles Hingerissenwerden zu Liebe oder zu Haß, plötzliches Erregtwerden eines lebhaften Innern, da denn der innen sich schnell sammelnde Gewitterstoff in zündenden Worten oder in dreinschlagenden, allzuraschen Handlungen sich entladet? Wie viele ähnliche Eigenschaften ließen sich hier noch anführen, die alle im Verhältniß des evangelischen Predigers zu den Leuten um ihn her von Bedeutung sind. Auch hier handelt es sich um gewisse Naturanlagen, um die unter keiner menschlichen Controle stehende, uns zunächst unerklärliche Prädisposition der Seele. Gerade hier aber ist sehr viel daran gelegen, daß wir diese unsere bedenklichen, gefährlichen Seiten gründlichst kennen lernen, und daß wir nicht ermüden, das Einseitige, Schiefe, Verkehrte, Uebertriebene an uns zu bekämpfen, damit das darin liegende Gute, von Uebermaaß befreit, eine Gabe zum Dienst des Herrn und seiner Gemeinde werden möge.

Hier will ich gleich noch an ein Anderes erinnern, was allerdings beinahe allen Menschen mehr oder wenig anklebt, einem evangelischen Pastor aber besonders schädlich werden kann im Umgang mit allerlei Leuten. Es ist dies die *Laune*, das launische Wesen, jener uns selbst oft unbegreifliche Wechsel unserer Gemüthsstimmung, der uns vielleicht das eine Mal rein unmöglich macht, was wir sonst mit Lust gethan hätten, der uns bei den geringsten An-

lassen in Schwierigkeiten verwickeln kann, wo wir in anderer Laune kaum gewußt hätten, eine Schwierigkeit künstlich zu ersinnen. Ich weiß kaum, ob ich die Laune einen Naturfehler oder einen Charakterfehler nennen soll. Gewiß ist, daß die Natur, daß äußerliche körperliche Zustände sowohl, wie die angeborne Seelenanlage sehr viel damit zu thun haben; und noch gewisser, daß wir uns mit dieser Rückbeziehung auf die Natur und ihre Gewalten gewöhnlich vor uns selbst zu entschuldigen suchen, wenn wir in der Laune gethan haben, was wir viel besser nicht gethan hätten. Nun ist kein Mensch, auf den körperliche Zustände nicht einwirken würden. Der Fehler ist nur, daß die Leute eben tausendmal nicht wissen, wie uns zu Muthe ist, daß sie an den Prediger, wenn nicht in der Theorie, doch in der Praxis stets den Anspruch machen, daß der Geist die absolute Herrschaft über das Fleisch haben soll. Das ist freilich viel leichter fordern, als gewähren. Uns aber entsteht auch hieraus die nicht leichte Aufgabe, unser eigenes Wesen mit seinen gefährlichen Inclinationen gründlich kennen zu lernen, besonders zu bedenklichen Zeiten wachsam zu seyn über uns, und sobald wir bemerken, daß der Barometer des Innern auf stürmisches Wetter deutet, behutsam die Segel einzuziehen. Ja, selbst die Stunde guter Laune ist gefährlich im Umgange, in dem wir gewöhnlich stehen, und nicht genug kann daran erinnert werden, daß, so lange die Seele nicht frei, sondern von Laune beherrscht ist, jedes Wort, jeder Ausdruck des Gefühls, Gedankens, Willens unter doppelte Censur und zwar des heil. Geistes gelegt werden sollte. Es hängt kaum von etwas Anderem das Lebensglück eines Menschen so sehr ab, als von der Beherrschung der Laune. Das giebt sich kund im täglichen Leben, im Zusammenseyn mit den Anfrigen, in allen Lebensverhältnissen. Niemand sollte aber darauf mehr achten, als der Prediger gegenüber den Gemeindegliedern. Sie gestatten ihm, dem Träger des Amtes, nicht den Wechsel der Stimmungen. Ein launisch bitter hingeworfenes Wort kann wehe thun, Unheil anrichten, den Freund zum Feinde machen. Ein in lustiger Laune unbedacht hingeworfener Ausdruck kann dich den Leuten von einer bisher ungekannten, ungeahnten Seite zeigen. Du benimmst dich einmal in der Laune ungeschickt, unpassend, und für immer wird ein Verdacht gegen dich rege und das Vertrauen, das du vorher genossenst, ist entschwunden oder wenigstens gestört. Es macht uns Predigern selbst kaum etwas Anderes die Amtsführung schwieriger, als das launische Wesen. Tritt etwa in die Mitte deiner Confrmanden verstimmt, verdrieslich, misanthropisch. Da will's nirgends gehen. Du ärgerst dich, die Jugend wird verwirrt und muthlos. Warum geht es ein andermal so leicht? Sie sind so ziemlich dieselben, aber du bist heute ein Anderer. So wird dir manchmal das Predigen gar schwer; du bist nicht in der rechten Laune. Also soll's von der Laune, von der zufälligen, vorübergehenden Stimmung abhängen? Das ist nicht gut. Dagegen wollen wir kämpfen. Denn innern Frieden, die rechte Ruhe des Gemüthes, die Gleichförmigkeit des Geistes, die Uebereinstimmung mit uns selbst wollen wir uns zu

bewahren suchen und der Erfolg ist aller Ausdauer, aller Geduld, aller Arbeit an uns selbst auch in diesem Stücke wohl werth.

Hat die natürliche Disposition jedes Menschen vornweg ihre Gebrechen, so können wir uns Gebrechen und Fehler auch anziehen, daß sie unsere zweite Natur sind. Das sind die sogenannten Gewohnheitsfehler. Sollte ein Prediger nicht auch hierin über sich wachen? Hier kann man an viele kleinen Dinge denken, die zwar alle miteinander keine Todsünden heißen sollen, aber doch manches Anstößige, Schädliche enthalten. Und kleine Uebel, so klein wie Moskitostiche, sind nichtsdestoweniger oft sehr lästig und widerwärtig. Giebt es ja doch Gewohnheitsfehler, die man einzelnen Ständen, Klassen der Gesellschaft mit einer solchen Sicherheit zuschreibt, daß man sich bisweilen wundert, ein Individuum zu finden, das von dem Fehler seines Standes frei ist. Auch der Predigerstand wird die bei ihm gewöhnlichen Fehler haben. Wir wollen aber uns hier besonders an solche erinnern, die, seyen sie unter uns sehr allgemein oder nicht, uns doch in keiner Weise wohl anstehen. Vom Rauchen, Rauern, Schnupfen des Tabaks überhaupt darf hier nun, wenn wir in's Concrete gehen wollen, gar nicht die Rede seyn. Denn voraus höre ich dich schon zürnend rufen: Du wirst doch da keine Fehler finden wollen! Laß es gut seyn, Freund! Ich hadre nicht darüber, selbst vom Zwiel, vom Uebermaaß will ich Nichts sagen. Denn da hältst du mir entgegen, dies sey ein relativer Begriff, und habe Niemand dem Andern vorzuschreiben, Dies ist Maaß und Jenes Uebermaaß. Nur Das erlaube mir zu sagen, daß deine Freiheit, die du hier dir nehmen willst, nicht höherem Gebote im Wege steht. Ich kannte einen lieben Mann, der war gewöhnt, seine Pfeife des Morgens nach dem Frühstück und wieder nach dem Mittagessen zu genießen. Ehe die durchgeraucht war, da war auch Nichts mit ihm anzufangen, ja, er selber konnte vorher Nichts anfangen. Und wenn's denn wirklich einmal daran fehlte, da fehlte es zumeist den Tag über noch an Vielem. Das heiße ich nicht mehr Freiheit, sondern Knechtschaft der Gewohnheit. Und wenn ein anderer bei jedem Haupttheil seiner Predigt und in's Besondere bei jeder Kraftstelle seine gute Priese auf der Kanzel nahm, so kann ich darin auch nichts Schönes und nichts Gutes sehen. Du denkst, das sind doch lauter Kleinigkeiten. Nun wenn du hörst, daß im schönen Pennsylvanien die Tage noch nicht so lange verschwunden sind, wo Prediger mit der brennenden Cigarre oder Pfeife in die Kirchen auf dem Lande hineingingen, da sich an den Dfen setzten und ausrauchten, und von der Kanzel kommend gleich wieder in der Kirche zu rauchen angingen, so weiß ich, daß wir im Urtheil über solch' unwürdiges Benehmen völlig harmoniren. Aber wie konnte es zur Uebung solcher schändlichen Unsitte an heiliger Stätte kommen? Freund, ich denke durch die Ueberherrschaft der Gewohnheit, der das anfangs gewiß sich sträubende bessere Gefühl endlich weichen mußte. Der weite Weg über Berg und Thal von Haus und Heimath zur Kirche entschuldigt solch' Benehmen, solche Unsitte nicht. Und wenn du die Laien in solchen Kirchen in ähnlichem völlig unpassendem Verhalten findest, wenn du an ihnen die

Achtung nicht findest, die den heiligsten Stätten der Erde, den Orten, wo der Herr seines Namens Gedächtniß gestiftet hat, gebührt, wolltest du darüber dich wundern? Das ist's, warum wir uns auch vor manchem Erlaubten zu fürchten haben. Es kommt mit einem Schein des Rechts ganz mild herein, dann setzt sich's fest, erweitert seine Gewalt, stumpft Anderes in uns ab und was an sich kaum für ein Uebel gelten kann, ist schlimm genug in seinen Wirkungen. Wer von uns sollte nicht erkennen, daß es auch hier auf eine scharfe Controle unserer selbst ankommt? Kann man es nicht Allen recht machen, hat man dazu auch gar keine Pflicht, so sollten wir uns doch nach den Anforderungen des zärteren Gefühls, feinerer Sitte, nicht nach der Sitte der Rothen, Ungebildeten zu richten suchen. Die Letzteren verargen dir die gute Sitte, darin du dich von ihnen scheidest, nicht halb so sehr, als sich die Andern an dir ärgern. Was denkst du wohl von einem Prediger, der, wenn er Leute seiner Gemeinde besucht, sich zuerst beinahe der Länge nach auf dem Sopha streckt? Und doch entnehme ich auch dies Beispiel nicht der Erfindung, sondern der Wirklichkeit. O häßliche Gewohnheit! Und Vieles könnte ich anführen, vielleicht noch Schlimmeres als dies. Aber—*exempla sunt odiosa!* Es wird Niemand so thöricht seyn und auf solche Dinge gar kein Gewicht legen wollen. An der Achtung, die ein Pastor genießt, ist Vieles gelegen, und durch solches Benehmen, durch gemeine Gewohnheiten macht man sich verächtlich. Paulus schreibt seinem Titus: Laß dich Niemand verachten (2, 15). Dazu gehört, daß wir unsere Gewohnheiten wohl bemeistern. Denn es ist das Lächerliche, das Edelhafte, das Uebertriebene, das Gezielte, das Besuchte, das Läppische, das Unanständige, das Nachlässige in unsern Gewohnheiten und zwar in Rede, in Benehmen, in Kleidung, im ganzen Wandel im Amt und außer dem Amt, was uns der verächtlichen Beurtheilung preisgeben kann. Dabei gewinnt unser Amt und Stand nicht. Mancher geht darauf aus, sich den Leuten gefällig zu machen, indem er ihre Gewohnheiten, oft die gar nicht lobenswerthen, zu den seinigen macht. Er sucht der Leute Zutrauen damit zu gewinnen, er will nicht für hochmüthig gelten, daß die Leute ihn einen „gemeinen Mann“ nennen. Er macht sich ihnen gleich; er steigt—o daß es um Gottes willen geschähe!—zu ihnen herab—und wird gemein. Was ist aber dabei der eigentliche Beweggrund? Vielleicht man will sich insinuiren. Das sind nicht die Rechten, die du auf diesem Wege für dich fängst. Nichts verächtlicher am Pastor, als eine affectirte Zutraulichkeit. Wahre Demuth und diese Art von „Niederträchtigkeit“ sind himmelweit verschiedene Dinge.

Und soll ich nun noch etliche Maximen aussprechen, Winke geben für's Benehmen, für den geselligen Umgang des Pastors? Da will ich zuerst einen ganz naheliegenden Gedanken hinsetzen: Denke dir einmal, du seiest ein gutes würdiges Glied einer evangelischen Gemeinde, und nun frage dich: wie w o l l e s t du, daß der Mann sich benehme, der vorbildlich, lehrend durch Wandel wie durch Predigt, an der Spitze der Gemeinde stehen soll? Du wirst dir sagen können, wie du ihn gerne hättest. Du würdest Achtung vor ihm haben, wenn

er in seiner Person, in seinem ganzen Verhalten die rechte Achtung vor seinem heiligen, ernstern Amte an den Tag legt. Du fühlst im Augenblick, ob er redet, handelt, wie es dem evangelischen Prediger geziemt. Du freuest dich, wenn du siehst, er steht wohl seinem Hause, seiner Gemeinde vor. Du liebst es zu sehen, wenn er mit den Besten auf freundslichem Fuße steht, ohne seiner Amtswürde etwas zu vergeben; wenn er die Bösen tragen kann mit Ernst, aber mit Sanftmuth (2. Tim. 2, 7); wenn er der Wahrheit und der Ordnung Nichts vergiebt an sich und an Andern (Tit. 2, 7. 8); wenn er dabei, so weit es Gottes Ehre duldet, den Frieden zu erhalten und zu fördern sucht (Röm. 12, 18).—Ich denke, wir sollten uns überhaupt öfters in andere Leute hineindenken, von ihrem Standpunkte aus uns unbefangen betrachten. Wir würden Manches an uns dabei lernen und besonders besser begreifen, warum so Manche sich an uns stoßen.

Auch daran darf und muß erinnert werden, daß der Prediger berufen ist, durch seine Bildung einen gewissen wohltätigen Einfluß auf seine ganze Umgebung auszuüben. Das kann er besonders in unsern Zeiten durch das Mehr seines Wissens gar nicht. Denn es ist viele Wissenschaft jetzt Gemeingut beinahe aller Stände geworden. Beinahe in allen Kreisen der Gesellschaft finden sich jetzt Leute, die mit einem gewissen Ahselzucken auf den Herrn in schwarzen Kleidern (?) blicken, weil sie von ihm vornweg voraussetzen, daß er in seiner theologischen Weltanschauung als in einer Mönchszelle sitzen geblieben sey und an dem Niesenfortschritt der übrigen Welt wenig Antheil genommen habe. Wir können zugeben, daß es oft gut wäre, wenn wir mehr wüßten; denn man trägt nicht schwer am Wissen, wohl aber am Nichtwissen. Allein der Einfluß des Pastors im Umgang mit den Menschen darf nie vom Wissen als solchem abhängen; er ist kein Professor. Wohl aber soll sein Benehmen stets ein durchaus anständiges, würdiges, gebildetes seyn. Und schrecklich irrt, wer meint, Bildung sey die steife Anbequemung an die sogenannten Modestitten, wer in der Handhabung dieser seine Bildung sucht, wer meint, er müsse seine Befähigung zum Stutzer überall preisgeben. O nein, nur das nicht! Den heiße ich den wahrhaft Gebildeten, der unbefangen allen Verhältnissen, wie er sie vorfindet, sich anpassen, überall, auch bei den Armsten, recht zu Hause seyn kann und zeigt, daß er die Aeußerlichkeiten der Sitte in der Gewalt hat, nicht aber sie ihn. Der wird in Alles, nur nicht in das Böse, Schlechte sich schicken, ob er bei Hohen oder Niedern, Reichen oder Armen es finde. Ihm wird's gar oft gelingen, den Mangel an Bildung, wie die Welt sie fordert, bei Andern zu verdecken und unter einer rauhen Decke, daran die leere Welt sich stößt, wird er gar oft viel Edles, wahrhaft Liebenswürdigen, Schätzenswerthes zu finden wissen. Er wird im geselligen Verkehr mit allen Menschen nie vergessen, was er seinem Amte schuldig ist, und eben durch dieses in Allem vorsichtige Benehmen wird er auf seine Umgebung unwillkürlich einen veredelnden, heilsamen Einfluß ausüben. Denn auch der ganz ungeistliche Mensch erwartet von „Geistlichen“ ein seiner Amtswürde entsprechendes Verhalten, und er muß tief

gesunken seyn, wenn er am Diener der Kirche und Gottes einen Diener und Mitgenossen weltlichen leichtsinnigen Wesens haben mag.

Neden wir aber einmal von Bildung unter uns, da wollen wir damit nur ja unter den Leuten nicht auftrumpfen. Es ist eine der größten Schwachheiten, sich auf eine Stärke berufen, die gerade, wo es gilt, Niemand merkt. Da ist's gefehlt, wenn du die Leute daran erinnern mußt, daß du mehr weißt, daß du die Dinge besser verstehst als sie. Das geht am allerwenigsten in freien Verhältnissen, wie die unstrigen sind, wo der Amts-Nimbus ganz verschwunden ist, wo dein Titel wenig besagt und wo keine executive Gewalt im Hintergrunde deinen Worten Nachdruck verleiht. In rein geistlichen Sachen mag dein Wort oft entscheidende Geltung haben. Da traut man dir als ordentlich berufenem Prediger schon zu, daß du der Wahrheit Meister seiest. Wehe dir, wenn vollends der Glaube weicht! Aber in Allem, was das praktische Leben, die Zustände der Gemeinde, ihre Lenkung und Verwaltung betrifft, da berufe dich doch ja nicht, wenn's sonst nicht gehen will, auf deine Bildung, deine Einsicht, dein Besserwissen. Das wird die Leute nicht überzeugen, daß du Recht habest, wenn Anderes, wenn wirkliche Gründe sie nicht überzeugten. Du wirst aber der Gefahr am leichtesten entgehen und dir manche Beschämung ersparen, wenn du scharf dich an die apostolische Vorschrift hältst, nicht in ein fremdes Amt zu greifen. Will Einer weiter greifen, als sein Hirtendienst an sich ihn führt, dann ist er eben in Gefahr, einen Einfluß ausüben zu wollen, auf den seine Kräfte nicht berechnet sind. Den Mangel ersetzt keine anderweitige Bildung. Und selbst in dem, was rein dem geistlichen Amte zugehört, ist's schon nicht wie es seyn soll in evangelischer Gemeinde, wenn dir die Leute nur nachgeben, weil sie denken, du müßtest das besser wissen. Es ist ein schönes Zeichen wohl von Vertrauen; aber wenn du nur von außen Etwas an die Leute bringst, wenn sie sich's zwar gefallen lassen, wenn's aber nicht in ihnen lebt und aus ihnen, dann ist's ein Zeichen von einer Kluft zwischen deinem Geist und zwischen dem Geist der Gemeinde, die auszufüllen uns angelegen seyn sollte.

Ist's nöthig, Freund! daß ich noch warne vor der Disputirsucht? Zwar wenn wir Pastoren zusammenkommen, da wird gewöhnlich disputirt und oft gar hitzig. Hat aber Nichts zu sagen. Es giebt doch keine vergnügtere Leute im geselligen Zusammenseyn als uns disputirenden Theologen. Aber mit anderen Leuten—da will ich warnen und an den Spruch vom Niegel und vom festen Schloß am Mund erinnern. Nein, auf's Disputiren eines Pastors mit Gemeindegliedern oder Kirchenrätthen oder Unglaubigen oder Gottlosen oder Spöttern ist Nichts zu halten. Eine ernste Unterredung unter vier Augen, ein ruhiges Austausch der Ansichten über dunkle Punkte, damit sie klarer werden, das heiße ich kein Disputiren. Aber das Sichherumzerren in Worten, wo sich's doch nur um das alte Thema handelt: Ich weiß es besser!—das laß ferne seyn. Es kommt Nichts dabei heraus als Verdruß und Schmach. Und auch mit den Unordentlichen laß dich nicht in's Certiren ein. Es macht sie nicht besser;

sie wissen doch schon, was du ihnen da sagen willst. Und vollends mit den Spöttern, mit denen, die gerne eine Lanze mit dir brechen wollten, mit den Maulrittern des Unglaubens, nein, laß dich in keinen Disput mit ihnen ein; denn was wird's gewöhnlich werden? Du wirst lächerlich, sie vielleicht bitter und du ziehst mit einer Unbefriedigkeit ab, die dir Zeugniß genug ist, daß du nicht erzielt hast, was du wolltest. Kannst du nicht ausweichen, so sieh', ob's redliche Leute sind, die du vor dir hast und zeuge nur von dem, was du an deinem Glauben hast und daß du ohne den nicht seyn möchtest. Rede als Christ und laß den Pfarrer, Theologen und Philosophen zu Hause. Es giebt immer allgemeine Wahrheiten, die für Alle auch ernst genug sind; an sie knüpfe an und appellire an's Gewissen eines Jeden. Dort hat der Glaube vornweg einen guten Advocaten bei Allen. Aber thu' es als ein Christ—mit Liebe in allem Ernst, ohne Leidenschaft und Bitterkeit. Dagegen „der thörichten, unnützen Fragen entschlage dich, denn du weißt, daß sie nur Zanf gebühren.“ (2. Tim. 2, 23)

Und weil ich nun schon an dem kleinen Glied bin, das doch große Dinge anrichtet (Jac. 3, 5), da laß mich noch dir rathen, dein Herz nicht auf demselben zu tragen, sey's beim Freund oder Feind. In aller Vertraulichkeit sey mißtrauisch, nicht gegen Diesen oder Jenen, sondern gegen Alle, weil gegen die schwache menschliche Natur, auch gegen die Deinige. Ich meine nicht, daß du vom Andern Arges denken sollst; aber du sollst auch nicht zu gut von ihm denken, du sollst ihm mit deinen Mittheilungen nicht in Versuchung bringen. Die Zeiten ändern sich und du könntest deine Gutmüthigkeit zu bereuen haben. Deine Verschlossenheit ist lange kein so großer Fehler als allzugroße Offenheit. Und ich habe immer bemerkt, die gerne Andern zutragen, was sie bewegt, berührt, die sind auch am meisten offen für Zuträgereien Anderer. Und auch im Hören, dem nicht auszuweichen ist, vergiß nicht, daß die rechte Interpretation mit scharfer Kritik viel ausmacht beim Theologen. (Sirach 19, 4 ff.)

Und endlich will ich noch mit Fragen statt mit Rathen schließen. Machst du—als Pastor—einen Unterschied von Reich und Arm? Hast du gelernt Feinde zu behandeln wie Freunde? Suchst du an Jedem, mit dem du zu thun hast, eine gute Seite herauszufinden und die nützlich zu machen? Liebst du deine Freunde, weil sie eben die deinen sind? Hast du gelernt gegenüber dem Urtheil der Leute das rechte Maaß zu treffen zwischen stumpfer Gleichgültigkeit und krampfhafter Empfindlichkeit? Und endlich: Du bist vielleicht voll Klugheit, voll Welterfahrung, ein rechter Menschenkenner—benütze du's in lauterem Sinne zur Ehre Gottes und zu dem Wohl der Herde, die Du weidest und dienest du nicht dir selbst damit?

Die Antwort haben wir uns selbst auf diese Fragen zu geben. Laß uns den Katalog von Gebrechen und Fehlern schließen. Auch hier ist viel zu lernen. *Ars longa, vita brevis!*

Dein

†††

Johann Calvin's Leben und Wirken.

(Fortsetzung.)

At quemadmodum magistratus puniendo et manu coercendo purgare debet Ecclesiam offendiculis, ita verbi minister vicissim sublevare debet magistratum, ne tam multi peccent. Sic conjunctae debent esse operae, ut altera sit adjumento alteri, non impedimento.

Calv. Instit. lib. IV. c. 11 § 3.

5) Calvin wieder in Genf. Sein theokratisches Wirken in dieser Stadt.

Den 13. September 1541 zog Calvin unter lautem Jubel des Volkes, das ihm entgegen gegangen war, in Genf ein. Der Rath hatte ihm den großen Herold der Republik nach Straßburg entgegen gesendet, auch seine Ehefrau (denn in Straßburg hatte er sich verheirathet) samt ihrer ganzen Hauswirthschaft mit Wagen und Pferden abholen lassen. Ein passendes Haus mit einem Gärtlein wurde ihm in der hoch gelegenen Straße der Canonici angewiesen. In der Nähe lag das Rathhaus, das Stift und die Kirche zu St. Peter. Die Kanzel dieser Kirche wurde kurz vor seiner Ankunft bequemer für den Vortrag eingerichtet. Auch schenkte ihm der Rath für acht Sonnenthaler Tuch für ein Kleid (pour la robe de maistre Calvin, minister evangelique). Das ganze Volk hatte ihn einstimmig zurückverlangt, aber nicht bei allen geschah es aus Neigung zur Wahrheit und Gottseligkeit. Viele wollten blos den gefährdeten Einfluß Bern's und Savoyen's durch die Kraft der Kirche mit ihren Lehrern neutralisiren. Das Genfer Völklein war im Wesentlichen noch das alte. Es wollte nur frei seyn, und ungehindert seiner Lust und Neigung nachgehen. Calvin hatte es also nicht, wie Luther, mit einem an Unterthänigkeit gewöhnten, sittigen und vernunftliebenden Volke zu thun. Auch hatte er keine äußere Stütze, wie dieser eine solche in seinem trefflichen Churfürsten hatte; und überdies standen ihm nicht so viele tüchtige Mitarbeiter zur Seite. Calvin stand beinahe allein, und konnte sich selten auf den Rath verlassen. „So lebte er,“ sagt P. Henry, „in einer kleinen fast offenen Stadt, von einem schlechten Wall umgeben, von großen päpstlichen Reichen bedroht. Wenige Tagreisen von den spanischen Niederlanden, wenige Stunden von Frankreich, wurde die Stadt nur durch sein Gebet wie von einer feurigen Mauer umgeben.“

Nicht lange nach seiner Ankunft feierte Calvin mit den Genesern einen Buß- und Betttag. Die große Glocke der Stadt, die Clemens genannt, ertönte weithin durch die ganze Gegend, das Volk strömte nach der Kirche, alle drei Rätze fanden sich ein. Die Prediger verkündigten der Gemeinde, daß ihr

schwere Gerichte drohen. Die christlichen Kirchen werden jetzt allerorten gedrängt, besonders durch die Pest und durch die Verheerungen der Türken. Fürbitte für die bedrängten Brüder thue Noth, und ernstliches Flehen zu Gott um Ausbreitung und Verherrlichung des heiligen Evangelismus. Auch wurde das heilige Abendmahl gefeiert, und Gott gebeten, die Stadt unter seinen Schutz zu nehmen. Ein Jahr darauf trat der Todesengel auch in Genf ein. Schweizer Truppen, die durch Genf zogen, hatten die Krankheit eingeschleppt. Die Gerichtshöfe mußten geschlossen werden, ein besonderes Hospital ward errichtet; die meisten Prediger entzogen sich aus Furcht vor Ansteckung dem Besuche der Pestkranken; nur Castellio, Blanschet und Calvin erboten sich freiwillig zu diesem gefährlichen Dienste. Schon vorher war ein stehender Betttag angeordnet und befohlen worden, daß das Volk auch in der Woche die Kirche besuchen und namentlich am Donnerstag der Congregationspredigt beiwohnen solle. Die Stadt bildete nun drei Parochien, St. Peter, Magdalena und St. Gervais.

Calvin war bald so sehr mit Arbeiten und Sorgen überhäuft, daß er klagen mußte: „Mir bleibt nicht so viel Zeit, des lieben Gottes Sonne außer meiner Wohnung zu betrachten, und wenn das so fortgeht, weiß ich am Ende nicht mehr, wie sie aussieht. Wenn ich mit meinen gewöhnlichen Geschäften zu Stande bin, habe ich so viele Briefe zu schreiben, Antworten auf Anfragen zu geben, daß manche Nacht vergeht, ohne der Natur das Opfer des Schlafes gebracht zu haben.“ Dreimal hielt er Vorlesungen in der Woche, predigte eine Woche um die andere alle Tage, wohnte den Sitzungen des Consistoriums bei, mußte, vom Rath aufgefodert, die Gesetzgebung ordnen und häufig Rathschläge in politischen Angelegenheiten ertheilen. Mehr noch beschäftigte ihn um diese Zeit die Einrichtung der Kirche, die Abfassung einer Liturgie und eines Kinder-Katechismus; eine neue Ausgabe seiner Institutio und mehrere Schriften gegen die römisch-katholische Kirche.

Wir versuchen nun, die Grundsätze Calvin's über Kirchenverfassung und Kirchenzucht, an deren praktischen Durchführung und Befestigung er so rastlos und unerschrocken arbeitete, etwas genauer zu beschreiben. Diese Grundsätze finden sich am besten und klarsten in der letzten Ausgabe seiner Institutio im 4ten Buche ausgesprochen, und lassen sich in drei Punkte zusammen fassen.

I. Das Wesen der Kirche.—Ihrem wahren Wesen nach ist die Kirche nichts anderes als die Gemeinde der Auserwählten. Als solche ist sie unsichtbar und Gott allein recht bekannt. Doch nennt die heilige Schrift auch Kirche die Auswahl von Menschen, welche auf Erden Gott und Christum anerkennen und die Sakramente ehren. Wir haben also alle als Brüder anzuerkennen, die durch ihr Glaubensbekenntniß, gutes Leben und Genießung der Sakramente sich zur Religion Christi bekennen. Uebereinstimmung ist nöthig in den Fundamentallehren des Christenthums, als da sind: Einheit Gottes, Gottheit Christi, das Heil aus Gnaden. In Neben dingen können Differenzen herrschen, ohne daß man sich zu trennen braucht. Sittliche Gebrechen der

Glieder begründen auch keine Ursache zur Trennung. Man kann auch mit Unwürdigen zum Abendmahle gehen, und soll nur auf sein eigen Herz sehen. Die Kirche ist unsere Mutter, unsere Erzieherin. Unsere Schwachheit bedarf ihrer Pflege, so lange wir auf Erden sind.—Die Kennzeichen der sichtbaren Kirche sind die Predigt des göttlichen Wortes und die Feier der heiligen Sacramente. Wo Gottes Wort unterdrückt wird, und die Sacramente verfälscht und verstümmelt werden, wie im Papstthum, ist keine Kirche mehr, nur noch einzelne Trümmer der Wahrheit. Christus hat Apostel, Propheten, Evangelisten, Prediger und Lehrer eingesetzt (Ephes. 4, 11), die beiden letzten für alle Zeiten. Bischöfe, Presbyter, Prediger und Ministri sind dieselben und haben das gleiche Amt nach der Schrift. Alle, welche das Wort Gottes predigen, sind Bischöfe. Die Ältesten der Kirche, die mit den Bischöfen erwählt sind, haben das Amt der Kirchenregierung, die Censur und die Disciplin übernommen. Jede Kirche hat also einen Senat gehabt, welcher die Macht hatte, die Laster zu strafen. Den Diaconen lag die Armen- und Krankenpflege ob.—Die Berufung zu einem Kirchenamt ist eine innerliche und eine äußerliche. Beide sind für jeden Geistlichen nothwendig. Die Pfarrer sollen die Wahlen mit dem Volke leiten. Paulus und Barnabas setzten Älteste ein, aber das Volk gab durch Aufheben der Hände zu erkennen, daß es mit der Wahl einverstanden sey (Act. 14, 23.); wie es bei den Griechen die Sitte war.

II. Die Rechte der Kirche.—Die Kirche hat vor allem das Recht zu Lehren. Diese Macht gehört nur dem Amte der Prediger, nicht ihrer Person. Lehrstreitigkeiten entscheidet die heilige Schrift. Die Erklärung und Deutung der Schrift kommt der Synode zu, die, aus Geistlichen und Laien zusammengesetzt, die ganze Gemeinde repräsentirt. Die Wahrheit lebt immer in der Kirche, aber nicht jede Kirchenversammlung ist heilig, da der heilige Geist ihr fehlen kann. Die Prediger dürfen nicht ihre eigenen Erklärungen, sondern nur Gottes Wort vortragen. Concilien stiften Lehreinheit gegen Irrlehrer. Außer dem Amte des Wortes liegt den Pfarrern die Verwaltung der heiligen Mysterien und die Handhabung des Kirchenregimentes ob. Das Wahlrecht gehört der Gemeinde, aber unter Anleitung der Geistlichen.—Die Kirche hat das Recht, die Ordnung des Gottesdienstes und der Ceremonien nach der Schrift zu bestimmen, aber nicht das Recht, durch Gesetze die Gewissen zu beschweren. Der Herr ist unser einziger Gesetzgeber. Nur um der Ordnung willen sind die Ceremonien nöthig. Wahre Frömmigkeit besteht nicht in der Beobachtung äußerer Formen. Das Papstthum in der Fülle seiner Ceremonien ist ein (christliches) Judenthum. Doch ist ein feststehender Cultus nothwendig als Band der Gemeinde.—Der Kirche ist die Gewalt der Schlüssel übertragen. Die Kirche bindet und löset nicht allein durch die Predigt des göttlichen Wortes, sondern auch die Disciplin. Ihre Gerichtsbarkeit besteht mithin nicht in dem Rechte des Schwerdtes, die Kirche darf keine weltlichen Strafen brauchen. Die Kirche kennt keine andere

Strafe, als die Ausschließung vom heiligen Abendmahle. Kirchenbann ist nur eine geistige Strafe, und muß jedesmal von einer gesetzlichen Versammlung, nie von einem Einzelnen ausgehen.

Keine Familie kann ohne Ordnung bestehen, noch weniger die Kirche; wie die Lehre Christi die Seele der Kirche, so ist die Kirchenzucht, was die Nerven sind, welche die Glieder verbinden und jedes in der Ordnung erhalten. Was würde daraus werden, wenn jeder leben könnte, wie er wollte, ohne Censur? Die Disciplin ist wie ein Zaum, oder ein Stachel, oder eine väterliche Ruthe. Nichtschnur derselben ist Matth. 18, 15—17. Bei scandalösen Verbrechen ist das Verfahren des Apostels Paulus 1 Cor. 5, 4. 5 nachzuahmen. Hauptzweck der Disciplin ist, daß das Abendmahle nicht geschändet werde. Der andere Zweck ist, daß die Guten sich nicht mit den Bösen verderben; der dritte, die Bösen zur Reue zu bewegen. In der Urkirche unterwarfen sich selbst Kaiser dem strafenden Worte der Kirche, und so lange eine Spur vor Regierung in der Kirche war, wurde die Excommunication geübt.

Doch ist es nothwendig, daß die Strenge der Kirche immer mit Sanftmuth gepaart sey (ein Beispiel siehe 2 Cor. 2, 6—11), sonst würde aus der Arznei Gift. Die Strenge der Alten, wonach die Sünder 3 bis 7 Jahre, manchmal für's ganze Leben von der Communion ausgeschlossen wurden, war übertrieben und gegen das Gebot Christi. Was konnte daraus entstehen, wenn nicht große Heuchelei oder die äußerste Verzweiflung? Die von der Kirche Getrennten sollen nie als Verlorne angesehen werden, sondern man soll für sie beten. Excommunication und Anathema sind wesentlich verschieden. Letzteres soll selten oder niemals vorkommen, weil man diejenigen, die noch in Gottes Hand sind, nicht zum ewigen Tode verurtheilen soll. Die Entfernung vom Abendmahle straft mehr die Sitten als die Person. Und obgleich man mit den Excommunicirten nicht viel Umgang haben soll (1 Cor. 5, 11), so soll man doch durch Ermahnungen, Sanftmuth und Gebete dieselben wo möglich auf den guten Weg zu führen suchen. „Wären wir nicht nachsichtig, so stände zu fürchten, daß wir aus der Disciplin eine Tortur machten, und anstatt Censoren zu seyn, grausame Henker würden.“

III. Verhältniß der Kirche zum Staate.—Die verschiedenen Regierungsformen: Monarchie, Aristokratie und Demokratie sind gut, und haben sich durch eine besondere Vorsehung Gottes je nach Umständen gestaltet. Der Staat ist eine göttliche Verordnung; die Kirche soll demselben nicht feindlich gegenüber stehen, sondern durch Einwirkung auf die Eitellichkeit dem weltlichen Regimente zu Hülfe kommen. Wie es zwei Regimente im Menschen giebt, das eine für die Seele und das ewige Leben, das andere für das äußere Leben, so muß es auch zwei Regimente in der Welt geben, ein geistliches und ein bürgerliches, welche nie verwechselt werden dürfen. Die geistliche oder christliche Freiheit kann sehr wohl unter dem Drucke äußerer Knechtschaft bestehen; die Kirche soll sich neben dem Staate entwickeln. Die politische Administration ist nur da, um die Kirche zu beschützen und durchaus nothwendig für

die menschliche Schwachheit, so nothwendig wie Brod, Wasser, Luft, Sonne— (dies gegen die Anabaptisten). Sie ist aber nicht nur da, um das äußere Leben und die Freiheit und Güter der Menschen zu schützen, sondern auch um zu hindern, daß Abgötterei, Lästung der heiligen Dinge und Mergerniß öffentlich unter dem Volke wurzeln. Jedoch hat die bürgerliche Gewalt nicht das Recht, Gesetze zu geben, welche die Religion und den Gottesdienst betreffen, aber soll darauf Acht haben, daß die wahre Religion, wie sie im Evangelium ausgedrückt ist, nicht verhöhnt noch gestört werde. Die erste Pflicht der Obrigkeit ist, den Glauben und die Religion aufrecht zu erhalten (ein ungläubiges, irreligiöses Volk kann nicht bestehen), die Gesetze der zwei Tafeln zu beschirmen; aber nur um die Bösen zu bestrafen, die Guten zu beschützen muß sie Macht in Händen haben. Aber wie der Kirche kein weltliches Regiment gebührt, so gebührt dem Fürsten kein geistliches. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ spricht der Herr. Es soll also ein Verhältniß gegenseitiger Unterstützung und Hülfeleistung zwischen Kirche und Staat stattfinden. Die Kirche soll nicht leisten wollen, was der Staat leistet, noch der Staat erreichen, was die Kirche bewirkt. Es soll eines dem andern zur Förderung, nicht zum Hindernisse gereichen. Calvin billigt also weder das papale System des Mittelalters, das den Staat tyrannisirte, noch den Cäsareopapismus, der die Kirche zur Magd erniedrigt, noch auch den amerikanischen Grundsatz einer völligen Trennung von Kirche und Staat. Unstreitig ist Calvin's Theorie vom idealen Standpunkte aus die allein richtige, auch eignete sie sich vortreflich für den kleinen protestantischen Freistaat Genf. Wo aber die Elemente zu einem so herrlichen Bau im Leben einer Nation fehlen oder noch zu starke feindliche Mächte im Wege stehen, würde eine gewaltsame Einführung dieser Grundsätze nur Schaden und Verwirrung anrichten. Auch in Genf waren schwere Kämpfe zu bestehen, ehe diese Ordnung fest begründet war.

Die mitgetheilten Sätze bilden nur die Grundlinien des großartigen Verfassungsentwurfes Calvin's. Denselben hat der Reformator der hierarchisch-despotischen Kirchenverfassung des römischen Katholizismus entgegen gesetzt, und damit auf's Klarste gezeigt, daß er nicht nur das Falsche niederreißen, sondern auch das Wahre aufbauen wolle. Es konnte scheinen, daß zwischen der Auctorität des päpstlichen Stuhles und der Anarchie der religiösen und politischen Schwärmer der damaligen Zeit keine Wahl bleibe. Calvin zeigt die Möglichkeit einer Mittelstraße nach dem Vorbilde der Urkirche. Er zeigt wie durch die Presbyteralverfassung der päpstliche Zwang vermieden, und doch dabei die Einheit der Kirche gerettet, und der aus der extremen Fassung des protestantischen Freiheitsprincips entspringenden Zersplitterung gewehrt werden könne. Um die päpstliche Auctorität zu verwerfen, müsse man nicht die Auctorität Einiger oder jedes Einzelnen aufstellen. „Synoden, das Zusammentreten von Geistlichen und Gemeindeabgeordneten, heben die Schwierigkeiten und geben jedesmal das Maas des Geistes an, welchen Gott der Kirche verleiht, um die Wahrheit in einem gegebenen Augenblicke zu ergrün-

den und in Glaubensbekenntnissen aufzustellen“ (vid. die eingehende Darstellung und Kritik der calvinischen Grundsätze bei P. Henry II, 79—129).

Uebrigens hielt Calvin selbst die reine Presbyteralverfassung, deren Schöpfer er ist, nicht in jeder Lage der Kirche und unter allen Umständen für gleich anwendbar. In Genf selbst wurde sie im Gedränge der Zeit mit bedeutenden Modificationen eingeführt, und für größere Reiche, wie z. B. Polen und England, war er selbst der Episkopalform nicht entgegen. Nur dürften es keine Bischöfe im römischen Sinne des Wortes seyn, sie dürften ihre Würde nicht *de jure divino*, sondern *de jure humano* behaupten. An Sigismund II. von Polen schrieb er im Jahr 1554 (ep. 190): Die alte Kirche hat die Patriarchate eingesetzt und einer jeden Provinz ihre Primatate gegeben, damit durch dieses Band des Friedens und der Einheit die Bischöfe fester unter sich zusammenhielten. Wie, wenn heute dem berühmten polnischen Reiche ein Erzbischof zum Präses gegeben würde, nicht um über die andern zu herrschen, oder sich ein ihnen entrissenes Recht anzumahen, sondern welcher, um Ordnung zu halten, in den Synoden den ersten Rang behauptete und eine heilige Einheit unter seinen Amtsbrüdern zu erhalten strebte. Auch könnten Bischöfe für die Provinzen und für die Städte angestellt werden, denen eigentlich die Erhaltung der Ordnung obläge u.“

Nach den „Ordonnances ecclésiastiques,“ die noch im Jahre 1541 unter dem Einfluß Calvin's entstanden, gestaltete sich die kirchliche Ordnung in Genf folgendermaßen:

Nach dem Vorbilde der Urkirche wurden vier Klassen von kirchlichen Personen angeordnet, nämlich: 1) die Prediger oder Pastoren, welchen die Predigt, die Verwaltung der Sacramente und der Jugendunterricht zustand, und welche durch Handauslegen einander die geistliche Weihe erteilten; 2) die Doctoren oder Lehrer der Kirche, welchen die Erforschung der heiligen Schrift oblag; 3) die Kirchenältesten, die in Gemeinschaft mit den Geistlichen über den Wandel und die Ausführung der Prediger sowohl als der Gemeindeglieder zu wachen hatten; 4) die Diaconen, welche für die Armen und die äußern Angelegenheiten der Kirche zu sorgen hatten.

Die Geistlichen sowohl von der Stadt als vom Lande versammelten sich wöchentlich und predigten abwechselungsweise jedesmal nur einer über einen bestimmten Bibelspruch, worauf die Geistlichen sich zurückzogen und den Prediger censirten. Auch vor der Abendmahlsfeier censirten sich die Pfarrer gegenseitig. Konnten sich die Geistlichen über Lehrstreitigkeiten nicht vereinbaren, so wurden die Kirchenältesten zugezogen; blieb auch das ohne Erfolg, so entschied der Rath.—Kinder wurden nur in der Kirche und von Geistlichen getauft. Abendmahlsfeier viermal des Jahres. Die Prediger reichten das Brod, die Ältesten und Diaconen den Wein. Jährlich vor Ostern fand eine Hausvisitation statt. Der Prediger mit einem Ältesten prüfte den Glauben der Hausbewohner. Kranke mußten den Geistlichen rufen lassen. Der Geistliche mit einem Rathsherrn besuchte die Gefangenen.

Den Predigern wurde eine doppelte Anzahl von Kirchenältesten zugeordnet, damit jene keine Art von Herrschaft sich anmaßten, und diese zusammen bildeten das Consistorium, das sich jeden Donnerstag versammelte, alle Ehefachen verhandelte, die Kirchenzucht handhabte und überhaupt die ganze Kirchengewalt ausübte. Ein Gerichtsdiener forderte die Angeeschuldigten vor diese Kirchenbehörde, wurde der Befehl verachtet, so schritt der Rath ein. Geheime Sünden und Laster wurden im Geheimen censirt, und keiner wurde vorgeladen, der den Privatermahnungen Gehör gab. Für öffentliche Mergernisse erfolgte nach zweimaliger Censur die Excommunication. Das Consistorium kannte keine andere Strafe, als die Ausschließung vom heiligen Abendmahl, aber die Kirchenältesten sollten den Staat antreiben, die Unbußfertigen zu bändigen *) Die Kirchenältesten wurden aber aus dem Rathe gewählt (zwei aus dem kleinen Rathe und zehn aus dem der 60 oder der 200); saßen also zugleich im weltlichen Rathe als weltliche Richter und mußten die Schuldigen zu erkennen geben. Die Ältesten waren somit das Band, welches Staat und Kirche mit einander verknüpfte. Zudem wählte sie der kleine Rath, der die Staatsgewalt fast allein ausübte; der große Rath, das Volk und die Prediger bestätigten sie blos. Die Kirche lag also zu sehr in den Fesseln des Staates, besonders weil auch die Bestätigung der Predigerwahlen vom Rathe abhing. Die Macht der Umstände, die Halsstarrigkeit des Volkes, die Zerstörungswuth der libertinischen Partei haben ohne Zweifel den Reformator genöthigt, von der reinen Idee des Presbyterianismus, die er in der Institutio ausgesprochen hatte, abzuweichen, und das Heil der Genfer Kirche in einer weltlichen Theokratie zu suchen. Eine geistliche Theokratie zu gründen, lag ihm ferne, obwohl man ihn den „Genfer Papst“ zu nennen beliebt hat. Eine theokratische Tendenz war dem Genfer Volke schon vor Calvin's Zeit eingepflanzt worden. Auch in den übrigen Cantonen der reformirten Schweiz, so wie in den evangelisch deutschen Ländern sahen sich die betreffenden Obrigkeiten als von Gott berufen an, in seinem Namen und nach dem Befehl seines Wortes die Angelegenheiten der Kirche zu ordnen. Dies zeigt deutlich, daß man Unrecht thut, Calvin „allein zur Last zu legen, was in der Staatsentwicklung und in der ganzen Tendenz der Zeit begründet war.“ Ihm gebührt nur das Verdienst (unser lazes, erschlafftes Geschlecht macht es ihm zum Vorwurf), durch den Einfluß seines starken sittlich strengen Geistes das theokratische Princip seiner Zeit in strenger, consequenter Weise ausgebildet und zur Geltung gebracht zu haben.

Nachdem durch Calvin die „Ordonnances ecclésiastiques“ geschaffen und das Sittengericht eingesetzt war, wurde eine Revision der bürgerlichen Gesetzge-

Vgl. Ep. 278: Qui suspensi a sacra coena proterve judicium ecclesiae respuunt, hac sua contumacia declarant se extraneos ac proinde nihil senioribus restare video, nisi ut magistratum exstimulent ad eos durius coercendos.

bung nothwendig. Diese wurde theilweise *) dem Calvin übertragen, und 1543 vom Rathe bestätigt. Der Geist dieser Gesetzgebung ist durch und durch theokratisch. Es schwebte dem Calvin immer der Gottesstaat des alten Bundes vor; man hat ihn deshalb bezeichnend „einen christlichen Moses“ genannt. Gottes Ehre, nicht blos der Menschen Sicherheit will er gewahrt wissen. Er will, daß Gottes Gesetz den Staat beherrsche, daß die weltliche Macht nur in seinem Namen regiere, und daß die Uebertreter und Frevler im Auftrage Gottes und nach seinem Gesetze bestraft werden. Zur näheren Bezeichnung der calvinischen Gesetzgebung lassen wir hier Einzelnes aus P. Henry II, 69—79 folgen.

Unterlassung des Kirchenbesuches wurde mit 3 Sols Strafe belegt; Verschämung des heiligen Abendmahls mit ein Jahr Verbannung. Einft wurden drei Kinder öffentlich gezüchtigt, weil sie, anstatt in die Kirche zu gehen, für einen Florin Kuchen gekauft und gegessen hatten. Die Soldaten mußten zweimal des Tages Gebet halten und an jedem Thore der Stadt knieete vor dem Schluß und der Eröffnung derselben ein Soldat nieder und sprach mit lauter Stimme das Gebet. Niemand durfte drei Tage lang krank im Bette bleiben, ohne dem Geistlichen seines Viertels davon Anzeige zu machen, um Worte des Trostes und der Ermahnung zu hören. Schlechte Redensarten und Gotteslästerungen wurden sehr hart bestraft. Wer bei dem Leibe und Blute Christi schwur, wurde an den Pranger gestellt und um 5 Sols gestraft. Im Jahre 1568 wurde ein Maurer drei Tage lang eingesperrt, weil er beim Hinfallen ärgerlich gesagt hatte: „Dieser Weg soll des Teufels seyn, so auch mein Herr, und die Arbeit, die er von mir verlangt.“ Im Jahre 1565 wurde eine Frau gezüchtigt, weil sie weltliche Lieder auf die Melodie der Psalmen gesungen, und eine andere durch Verbannung bestraft, weil sie überhaupt weltliche, unzüchtige Lieder in den Mund genommen hatte. Ein Mädchen, das sich im Angesicht anderer als Mann verkleidet hatte, wurde aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, und ein Mann, der sich als Mädchen verkleidet, eingesperrt. Trunkenheit wurde mit Vorladung vor das Consistorium und Entrichtung von 3 Sols bestraft. Spieler wurden an den Pranger gestellt, mit den Karten am Halse. Hurerei wurde mit der Strafe der Einsperrung, der einfache Ehebruch mit der des eisernen Halsbandes und der doppelte mit Todesstrafe belegt. Mit besonderem Ernste wurde auf die elterliche Auctorität gehalten. Im Jahre 1563 wurde ein Mädchen, welches ihre Mutter geschimpft hatte, auf drei Tage bei Wasser und Brod eingesperrt und mußte öffentliche

* Staatsprotokoll vom 4. October 1541: Il fut chargé le 21 Nov. avec trois Conseillers, de compiler des Edits pour gouverner le peuple. 15. April 1542: Ordonné que l'on suive après à faire des Edits de Republique et donné charge au Syndic Roset, d'aller trouver Mr. Pierre Fabri, et Mr. Calvin, pour commencer et suivre après iceux. 3. December 1543: Resolu de vaquer à la revision des Ordonnances du Droit, taux des écritures, emolumens. On depute pour cela Syndic de la Rive, Calvin et cinq autres personnes. P. II.

Kirchenbuße thun. Ein Kind vom Lande, welches seine Mutter Teufelin (diabliesse) genannt und sie mit Steinen geworfen hatte, wurde öffentlich gepeitscht und an einen Galgen unter den Armen aufgehängt, zum Zeichen, daß es den Tod verdient habe und nur wegen seiner Jugend ihn nicht erleide. Ein anderes Kind in reiferem Alter, das Vater und Mutter wirklich geschlagen, wurde im Jahr 1568 (4 Jahre nach Calvin's Tod) sogar mit dem Tode durch das Schwerdt bestraft. Ueber die Bestrafung des Irlehrers und Gotteslästerers Michael Servet werden wir zu seiner Zeit das Nöthige beibringen.

Ueber die Wirkung dieser Gesetzgebung auf das öffentliche Leben sagt P. Henry II, 77 u. 78 sehr wahr und schön: „Es entstand eine gewisse Hemmung der äußern Freiheit im Leben, die aber doch gar nicht störend gewesen seyn kann, da die Stadt nicht gemieden, vielmehr aufgesucht wurde; von allen Seiten strömte man ihr zu und sandte Kinder zur Jugendbildung dorthin. Eine große Anzahl edler Geister entwickelten sich unter dem Schutze der kräftigen Handhabung der Geseze. Diese Strenge lähmte nicht den Aufschwung der Geister, sondern beförderte ihn, denn sie war nur gegen das Laster, welches in der That den Menschen lähmt, gerichtet. Auch erweckte sie keineswegs Abscheu, sondern das Gefühl der Majestät Gottes, in dessen Namen sie ausgeübt wurde.—Der sittliche gesunde Mensch liebt Gerechtigkeit und Strenge, und solche charaktervolle, furchtbare Handhabung des Gesezes ist für ein unverfälschtes Herz weit erhabener, ja poetischer, als jene leichte Schlawheit der feinen Cultur, welche jede Todesstrafe abgeschafft sehen möchte. Ein erwecktes Kind sagte einst, das Alte Testament lesend: „es gehöre gar viel Vertrauen zu Gott dazu, um einen Menschen zu tödten;“ das Tiefste, was man über die Todesstrafe sagen kann.“

„Wollt ihr mich in eurer Stadt haben,“ hatte Calvin den Genfern gesagt, als sie ihn zurückverlangten, „so schafft die herrschenden Sünden weg. Meint ihr's redlich mit meiner Zurückberufung, so verbannt die Laster, mit denen ich nicht zusammen in euren Mauern wohnen kann. Mit einer verfallenen Kirchenzucht und ungestraften Frechheit im Bösesthum kann ich nicht zugleich haushalten. Nicht der Papst, nicht die Tyrannen, die nur außerhalb der Kirche wüthen, nein, Wollust, Schwelgerei, Meineid und dergleichen Verbrechen, die meine Lehre öffentlich widerlegen und die Kirche inwendig verbunkeln, diese sind die Erzfeinde des Evangeliums. Was hilft es, von außen die Wölfe abzuhalten, wenn die Heerde durch ansteckende Seuchen von innen verzehrt und zu Grunde gerichtet wird!“ Damit hatte also Calvin im Voraus den Genfern die Richtung seiner Wirksamkeit bezeichnet, und in der Kraft seines Gottes hat er treulich Wort gehalten. Dem Laster hatte er den Tod geschworen, und eine Gemeinde wollte er haben, die mit Recht könnte ein Volk Gottes genannt werden.

Der große Eifer und die Gewalt des Mannes, der einen innern Beruf fühlte, Ordner der zügellosen Genfer Kirche zu werden, und der alles daran setzte, seine Disciplinarordnung in's Leben einzuführen, ist vielfach verkannt

und mißverstanden worden. Am schwersten dürfte der Vorwurf in die Waagschale fallen, daß seinem theokratischen Wirken die rechte evangelische Milde, das herzliche Erbarmen Christi gemangelt habe. Es kann allerdings nicht geläugnet werden, daß der gewaltig ernste Strafton eines alttestamentlichen Propheten meistens bei ihm in den Vordergrund tritt; daß er aber ebenfalls als ein rechter Evangelist des Neuen Testaments mit den Mäuden zur rechten Zeit zu reden wußte, bezeugen unzählige seiner Worte und Thaten. Was man mit vollem Rechte auf Luther's Hestigkeit anwandte, daß Gott jener Zeit wegen der Größe ihrer Krankheiten einen scharfen Arzt gegeben, sollte das nicht auch Anwendung auf Calvin finden dürfen? Die Wirksamkeit großer Männer darf nicht mit dem gewöhnlichen Maasstab des Alltäglichen gemessen werden. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Welche herrlichen Früchte Calvin's Wirken hervorgebracht hat, ist bekannt. Durch ihn wurde Genf „eine Muster- schule des christlichen Lebens,“ die von Unzähligen bewundert und von Vielen nachgeahmt wurde. Farel wollte in Genf „lieber der letzte seyn, als an einem anderen Orte der Erste.“ Hundert Jahre später schreibt der würdige Prediger Drelincourt in seiner Vertheidigung Calvin's gegen die Angriffe des Cardinal Richelieu: „Die Ordnung, die jetzt (in Genf) herrscht, ist die zu Calvin's Zeiten eingefegte. Man kann keine schönere Uebereinstimmung des Staates und der Kirche sehen, der weltlichen und der geistlichen Gewalt. In allen öffentlichen Handlungen sieht man die Syndici und die Prediger zusammen auftreten. Die ersteren nehmen die rechte Seite ein, die ihnen zukommt als erste Magistratspersonen und Vertheidiger der ersten und zweiten Geseztafel, aber sie haben die Pfarrer zu ihrer Seite, weil sie die Gottseligkeit lieben und sie als unzertrennlich von ihrem Staate ansehen, und hier kann man mit Wahrheit sagen, die Gerechtigkeit und die Liebe umfassen sich.“ Merkwürdiger ist das Zeugniß des edlen Lutheraners Joh. Val. Andrea, der den Zustand Genf's aus eigener Anschauung mit folgenden Worten schildert: „Bei meinem Aufenthalte in Genf bemerkte ich etwas sehr Wichtiges, das ich nie vergessen und wornach ich mich mein ganzes Leben hindurch sehnen werde: Außer der vollkommenen Form des Freistaates besitzt die Republik eine besondere Zierde an dem Sittengericht, das wöchentlich die Sitten der Bürger, auch die kleinsten Ausschweifungen untersucht, erstlich durch die Aufseher in den Stadtvierteln, dann durch die Ältesten, endlich durch den Rath selbst, wie es die Schwere des Verbrechens oder die Herzenshärte desselben nothwendig machen. Dadurch werden alle Karten- und Würfelspiele, Schwören und Fluchen, Muthwille, Unkeuschheit, Zant, Haß, Betrügereien, Geldschneidereten, Saufgelage, Müßiggang, unmäßiger Zorn und dergleichen verhütet, noch mehr aber größere Verbrechen, die hier ungewöhnlich und fast unerhört sind. Eine solche Sittenreinheit ziert das Christenthum am allerschönsten, und ist ihm ganz eigen und angemessen, so daß wir (Lutheraner) den Mangel derselben nicht genug beweinen können, und alle Rechtschaffenen an ihrer Wiederherstellung arbeiten sollten. Entfernte mich nicht der Unterschied der Religion von

Genf, so würde mich die Harmonie der Sitten auf immer an diese Stadt gefesselt haben, und ich strebte seitdem (1610) mit aller Anstrengung, etwas dergleichen in unserer Kirche einzuführen.“ (Müller's Reliquien IV, 115. Hofbach, Leb. Val. Andrea, p. 10.)

Die Umwandlung Genf's war so tief, allseitig und gründlich, daß noch heutigen Tages trotz des zerstörenden Einflusses des modernen Zeitgeistes, dem diese Stadt in hohem Grade anheimgefallen ist, die wohlthätigen Folgen derselben sichtbar sind. Das Gepräge einfacher biblischer Sitte tritt dem christlichen Besucher der Stadt noch häufig entgegen, und mit Freuden nimmt er wahr, daß die alte Sittlichkeit, Einfachheit und Klarheit des Genfer Volkscharakters noch nicht erloschen ist.

(Fortsetzung folgt.)

J. G. B.

(Aus der Evangelischen Kirchenzeitung.)

Die gegenwärtigen religiösen Erweckungen und Bewegungen in der schwedischen Kirche.

Die schwedische Kirche, eine seit der Reformation auf rein lutherischem Boden sich entwickelnde Landeskirche, befindet sich in unseren Tagen in einer großartigen Bewegung, die zwar mit den Bewegungen und der Zeitströmung in der protestantischen Kirche überhaupt sehr verwandt ist, aber dennoch in mehreren Beziehungen einen sehr eigenthümlichen Charakter hat. Man bemerkt zwar heut zu Tage in Schweden, wie in den meisten Ländern Europa's, ein neu erwachtes großes Interesse für religiöse und kirchliche Gegenstände und ein allgemeines Zurückgehen zu tieferer Auffassung des Christenthums in Lehre und im Leben; aber die Momente dieser Bewegung und die Kämpfe, die aus derselben hervorgehen, sind in Schweden überhaupt ganz andere, als in anderen Ländern. Wir haben keine Unionstreitigkeiten; denn, da die ganze schwedische Kirche mit kaum zu nennenden Ausnahmen von der Reformation an lutherisch ist, so haben wir zur Union keinen Anlaß gehabt und sind dadurch von jenen in Deutschland durch die Union hervorgerufenen Streitigkeiten ganz verschont geblieben. Bei uns findet man auch den größten Theil der übrigen dogmatischen und confessionellen Streitigkeiten nicht, welche die lutherische Kirche in Deutschland zerreißen und in Zwietracht bringen.* Dagegen haben

* Die theologischen Kämpfe, die in unserer Zeit in Schweden geführt werden, sind zum größten Theil unserem Lande und unserer Kirche eigenthümlich, und haben in den gegenwärtigen Verhältnissen und Zuständen der Kirche ihren Grund. Sie beziehen sich theils a) auf den Baptismus, gegen welchen eine große Zahl von Streitschriften erschienen

die gegenwärtigen Bewegungen in der schwedischen Kirche mehr als in andern Ländern eine rein praktisch-religiöse Richtung eingeschlagen und sich nicht hauptsächlich unter den stimmführenden Theologen und den Geistlichen, sondern auch ebenso und an manchen Orten noch mehr unter den Laien und Ungelehrten ausgebreitet. Diese Bewegungen, die als religiöse Erweckungen und damit zusammenhängende Bestrebungen hervortreten, sind ohne Zweifel das Wichtigste und Interessanteste, was ein Ausländer in der schwedischen Kirche finden kann. Wir glauben daher den Ausländern, die sich für die Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden interessieren, einen Genuß dadurch zu bereiten, daß wir sie durch eine kurze Schilderung dieser Bewegungen in die gegenwärtige religiöse Stellung der schwedischen Kirche hineinblicken lassen. Wir müssen es aber bedauern, daß Mangel an Uebung in der deutschen Sprache uns in der Ausführung dieses unseres Vornehmens ein großes Hinderniß ist.

Die fraglichen jetzigen religiösen Bewegungen in Schweden enthalten eine große Menge von verschiedenen Momenten und bieten überaus viele Seiten und Gesichtspunkte dar, von denen sie betrachtet werden können. Wir beabsichtigen es aber nicht, diese Bewegungen in allen Beziehungen vollständig darzulegen, sondern wollen uns auf das hauptsächlichste beschränken und, um in Kürze alles Wesentliche zusammenzufassen, 1) von der Entstehung und Ausbreitung der religiösen Erweckungen und Bewegungen in der schwedischen Kirche, und dann 2) von den durch sie hervorgerufenen oder wenigstens mit ihnen in Verbindung stehenden religiösen Richtungen handeln.

I. Die Entstehung und Ausbreitung der religiösen Erweckungen und Bewegungen.

Den ersten Anfang der gegenwärtigen religiösen Erweckungen in der schwedischen Kirche bemerkt man schon im Beginn dieses Jahrhunderts, zu der Zeit, da der Einfluß des Nationalismus, ob er gleich in Schweden viel

ist, theils b) auf den Nationalismus, der zwar im Ganzen und Großen in der Kirche seine Macht und Bedeutung verloren hat, aber dennoch nicht ganz ausgestorben ist, sondern noch hier und da Vertreter findet und oft mit dem Swedenborgianismus in Verbindung steht, theils endlich auch c) auf einige mit den religiösen Erweckungen zusammenhängende praktische Fragen, wovon mehr unten.—Außer diesen aus den Zeitverhältnissen in Schweden selbst hervorgegangenen Kämpfen haben wir doch noch einen aus Deutschland nach Schweden verpflanzten Streit über den Begriff der Kirche. Es erschien nämlich am Ende des vorigen Jahres in einer von einigen Professoren in Lund herausgegebenen theologischen Zeitschrift ein ausführlicher Aufsatz, welcher den Inhalt der „Acht Bücher von der Kirche von Dr. Th. Alkiefot“, jedoch mit einigen Veränderungen und Modifikationen, wiedergab. Gegen die hier vorgetragene Lehre von der Kirche trat ein Professor zu Upsala auf, der behauptete, daß diese Lehre theils unzusammenhängend und sich selbst widersprechend, theils in mehreren Punkten mit den symbolischen Büchern der lutherischen Kirche unvereinbar sey. Ein gelehrter Pfarrer, L. Landgreu, der neuerdings über die Kirche ein bedeutenderes Werk geschrieben, hat sich auch gegen diese Lehre ausgesprochen. Die Lunder Zeitschrift aber hat auf diese Angriffe noch nicht geantwortet.

weniger Eingang gefunden hatte, als in manchen andern Ländern, dennoch nicht unbedeutend war. Es war damals unter den Predigern eine verflachende und wäßrige Predigtweise an manchen Orten ziemlich herrschend geworden, und im Volke überhaupt, am meisten aber in den gebildeten Klassen der Gesellschaft hatten sich große Gleichgültigkeit gegen die Religion und pharisäische Selbstzufriedenheit und Gesezesgerechtigkeit sehr ausgebreitet. Wir heben dies hervor, weil es nicht zu übersehen ist, daß die entstehenden Bewegungen insofern auf den vorhandenen Zustand der Kirche Beziehung hatten, daß sie ihn zu beseitigen und zu überwinden suchten und als eine Art von Reaction gegen die Einflüsse einer ungläubigen Zeit anzusehen sind.

Schon im ersten Decennium dieses Jahrhunderts finden wir religiöse Erweckungen unter den Bauern im hohen kalten Norden am Ufer des bothnischen Meerbusens. Durch das Lesen erbaulicher Schriften hatten sie die Wahrheit tiefer kennen gelernt, und diese hatte ihre Herzen so getroffen, daß sie nicht nur erweckt, sondern auch viele unter ihnen zur wahren Bekehrung und Erneuerung gebracht wurden. In dieser Weise sammelte sich bald unter den Bauern eine Schaar gläubiger Christen, die sich selbst in der Wahrheit zu befestigen, aber auch Andere zu bekehren und die ihnen selbst so theuer gewordene Wahrheit weiter zu verbreiten suchten. Da sie fleißig die Bibel, die Schriften Luther's und andere Erbauungsbücher lasen, wurden sie bald Leser genannt, und gaben somit den ersten Anlaß des jetzt in ganz Schweden verbreiteten Lesernamens.* Sie sind auch dadurch merkwürdig, daß sie die ersten waren, die laut ihre Stimme gegen „die neuen Bücher“, die neue Agende, den Katechismus und das Gesangbuch der schwedischen Kirche erhoben. Sie behaupteten, daß diese Bücher falsche Lehren enthalten und daß die Kirche durch die Annahme und durch den Gebrauch derselben von der reinen lutherischen Lehre abgefallen sei. †—Durch verschiedene neue Erweckungen mehrte sich immerfort die Zahl dieser „Leser“ und die Bewegung breitete sich allmählig längs

* Man irret sich sehr, wenn man glaubt, die Leser in Schweden seyen eine besondere Secte. Der Name ist nur ein allgemeines Wort, womit man alle diejenigen zu bezeichnen pflegt, die auf ein andächtiges Lesen und Hören des göttlichen Wortes und demgemäß auf ein lebendig praktisches Christenthum bringen. Daher werden fast alle gläubige und wahre Christen von den Ungläubigen Leser genannt. Unter den Gläubigen selbst aber kommt dieser Name nur selten vor. Einige von ihnen brauchen jedoch dies Wort, um damit solche Bewegungen zu bezeichnen, welche zum Separatismus oder zu andern Verirrungen gekommen sind; und nur ausnahmsweise und sehr selten geschieht es, daß es von denen, welchen es beigelegt wird, aufgenommen wird, so daß sie sich selbst Leser nennen.

† Diese Beschuldigung ist sehr übertrieben. Das aber muß zugegeben werden, daß besonders die Agende und der Katechismus, die aus dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts stammen, unbestimmte, schwankende und zweideutige Redensarten haben, die leicht mißverstanden werden können. Dieser Fehler ist auch schon allgemein anerkannt und Vorschläge zu einer neuen Agende und einem neuen Landeskatechismus von einem dazu ernannten königl. Committee gemacht.

des bothnischen Meerbusens gegen Norden und gegen Süden zu immer mehr aus. Bald standen auch an einigen Orten ausgezeichnete junge Geistliche an ihrer Spitze und wirkten segensreich zugleich zur Ausbreitung eines lebendigen Christenthums und zur Abwehr solcher Irrthümer, die sich unter geistlich erweckten Leuten, denen es an seelsorgerischer Pflege mangelt, leicht einschleichen können. Um unter der nicht unbedeutenden Zahl dieser Geistlichen die noch Lebenden nicht zu erwähnen, mag es genügen, beispieelsweise nur zwei Männer zu nennen, welche mit vielem Segen gearbeitet haben, die Prediger Brandell und Selahn.

Die Erweckungen und Bewegungen gehen in diesen nördlichen Gegenden bis in die Gegenwart fort. Sie scheinen zwar mitunter an einigen Orten in der Abnahme zu seyn, aber treten dann oft an andern Orten nur um so kräftiger und deutlicher hervor. Hier und da stehen sie mit den Predigern in gar keiner Verbindung und treten sogar mißtrauisch oder feindlich gegen sie auf. An andern Orten werden sie von frommen Predigern hervorgerufen, schließen sich ihnen an und lassen sich von ihnen leiten. Es herrscht in diesen kalten und rauhen Gegenden großes Leben in religiöser Beziehung. Unter dem wahrhaft Guten aber, was hier reichlich vorhanden ist, bemerkt man doch auch nicht selten traurige Erscheinungen, namentlich Spaltungen, Parteisucht u. dgl. In diesen Gegenden traten die ersten Separatisten auf, indem sie aus der Landeskirche austraten und sich selbst aus ihrer Mitte Lehrer wählten.

Zu derselben Zeit, da diese Bewegungen im hohen Norden anstiegen, trat im südlichsten Theile Schweden's, in der Stadt Lund, ein merkwürdiger Mann, der Probst Heinrich Schartau, auf. Dieser Mann zeichnete sich als christlicher Psycholog insbesondere dadurch aus, daß er die subjectiven religiösen Zustände und Erfahrungen mit außerordentlicher Schärfe und Genauigkeit auseinandersetzte. Er war durch die praktische Betonung der inneren christlichen Lebensentwicklung und der Heiligung verwandten Geistes mit dem alten deutschen Pietismus, dessen Fehler er jedoch vermied, indem er die reine Lehre streng handhabte, das kirchliche Amt hochachtete und über die Aeußerungen des religiösen Lebens strenge Selbstzucht üben hieß. Gleich ausgezeichnet als Prediger, Katechet und Seelsorger wirkte er weit umher auf die Kirche und sogar auf die Unversität zu Lund wohlthätig ein. Nach seinem Tode aber hat er durch seine Schriften eine größere Bedeutung für das ganze Land gewonnen. Die Früchte seiner Wirksamkeit findet man jetzt in fast allen Theilen Schweden's, am meisten aber in den westlichen Provinzen von Schonen aus bis nach der norwegischen Gränze. Besonders in diesen Gegenden hat nämlich Schartau unter den Predigern eine große Zahl von Verehrern und Anhängern gewonnen, die, von seinem Geiste belebt, schon seit längerer Zeit mit gewissenhafter Treue und großem Segen gearbeitet haben. Durch die Wirksamkeit solcher Schüler und durch die Schriften Schartau's sind in diesen Provinzen allmählig mehrere religiöse Erweckungen entstanden und eine in

einigen Beziehungen nach dem Vorbilde Schartau's eigenthümlich gefärbte,* aber schöne, ernste und kräftige Frömmigkeit hervorgerufen.

Von der Mitte des zweiten Decenniums dieses Jahrhunderts an finden wir im innern Theile des südlichen Schwedens, in der Provinz Smaaland, noch einen andern für die Belebung der schwedischen Kirche sehr bedeutenden und einflussreichen Mann, den Comminister (Unterpfarrer oder Diaconus) P. L. Sellergren. Mit reichen Gaben ausgerüstet führte er vor seiner Befeh- rung ein sehr weltförmiges Leben. Seitdem aber Gott an ihm seine Gnade erwiesen hatte, wurde er einer der treuesten und gesegnetsten Diener Gottes am Worte, die je in Schweden gewesen sind. Sein Wirkungskreis beschränkte sich nicht auf die nächste Umgebung. Auch von fernen Orten und sogar von andern Provinzen kamen Zuhörer zu ihm, um sein Zeugniß von der Wahr- heit Gottes zu hören. Sellergren hatte auch die Gelegenheit, weit umher einzuwirken dadurch, daß er mit vielen Personen an den verschiedensten Orten in brieflichem Verkehr stand; und die wegen der großen Bevölkerung Smaa- land's oft stattfindenden Auswanderungen wurden ein neues Mittel, die durch Sellergren in Smaaland hervorgerufenen Erweckungen weit umher zu verpflan- zen. Merkwürdig ist auch sein segensreicher Einfluß auf manche junge Geist- liche, die durch ihn bekehrt, im Glauben gestärkt und durch sein Beispiel zu guten Predigern und Seelsorgern gebildet wurden. Mehrere von diesen arbei- tet jetzt in verschiedenen Provinzen, wo sie als Prediger angestellt sind. An- dere haben nach dem Tode Sellergren's in der Provinz Smaaland unter den ihnen mit herzlicher Liebe und Vertrauen anhängenden früheren Zuhörern und Freunden Sellergren's sein Werk mit großem Segen fortgesetzt.—In manchen Thälern und Wäldern Smaaland's hat man nicht selten geglaubt, die in reli- giöser Beziehung schönsten und merkwürdigsten Gegenden Schweden's gefun- den zu haben. †

Nach Stockholm wurden schon vor mehreren Jahrzehnten die in Smaa- land und besonders die in den nördlichen Provinzen Schweden's entstandenen Erweckungen und Bewegungen verpflanzt. Sie haben sich seitdem dort auch unter Einfluß von anderen Orten § sehr vermehrt und in allen Klassen der Gesellschaft verbreitet. Besonders merkwürdig in religiöser Beziehung ist aber Stockholm in der letzten Zeit dadurch geworden, daß in dieser Stadt sehr viel für die Beförde- rung und weitere Ausbreitung der religiösen Erweckungen gethan wird. Es ist eine große Menge von religiösen Schriften und Tractaten von Stockholm aus in

* Siehe unten die Beschreibung der Schartau'schen Richtung.

† Die in den Jahren 1843 und 1844 in Smaaland und Westgothland vorkommende sonderbare Erscheinung des „Besserungsrufens“ oder die sogenannte Predigtfrankheit (Schwed. Predikosjukan) war eine halb vorübergehende Krankheitserscheinung, von welcher selbst gar keine Spuren gefunden sind.

§ In den dreißiger Jahren wirkte eine kurze Zeit in Stockholm ein englischer Metho- dist, der die schnelle Ausbreitung der Erweckungen sehr befördert hat. Von den Eigen- thümlichkeiten des Methodismus finden sich jedoch jetzt in Stockholm keine Spuren.

alle Theile des Landes verbreitet. Es erscheinen dort religiöse und erbauliche Zeitungen, die in fast allen Gegenden Schweden's mit großer Begierde gelesen werden und es bestehen mehrere Gesellschaften und Vereine, die den Zweck haben, die praktische Belebung des Christenthums in allen Theilen des Landes zu befördern. Von der Hauptstadt des Landes geht in dieser Weise ein stets steigender Einfluß auf das ganze Land aus.*

Es gab wohl schon früh in diesem Jahrhundert noch mehrere Personen, die durch ihre Bedeutung für die religiösen Erweckungen in Betrachtung kom- men konnten, und noch mehrere Orte, wo dergleichen religiöse Bewegungen schon frühzeitig entstanden sind. Allein die jetzt genannten sind bei Weitem die bedeutendsten. Hauptsächlich von ihnen aus haben sich die Erweckungen in das ganze Land verbreitet. Ja man kann sogar an den meisten Orten den geschichtlichen Gang der Ausbreitung verfolgen und die Wege nachweisen, auf denen die Bewegungen von diesen Hauptorten ausgebreitet sind. Es finden sich jetzt in allen Provinzen Schweden's große religiöse Erweckungen. Wir wollen uns aber damit begnügen, nur beispie lsweise noch einige Orte hervorzuheben, wo in der letzten Zeit besonders merkwürdige Bewegungen ent- standen sind.

Am südlichsten Ende Schweden's, in der flachen, fruchtbaren Provinz Schonen, finden wir eine Bevölkerung, die in den benachbarten Provinzen als phlegmatisch gilt. Es mögen in dieser Provinz schon seit langer Zeit mehrere Einzelne erweckt worden seyn. Es mag auch mehrere gute Prediger gegeben haben. Aber erst in der letzten Zeit (etwa in den letzten zehn Jahren) sind dort große Bewegungen entstanden, bei denen man vieles Eigenthümliche bemerkt und die deshalb sehr die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Einer- seits zeichnen sich nämlich die Erweckten in dieser Provinz als überaus praktisch thätige Leute aus. Sie wirken besonders eifrig und unermüdet für Befeh- rung der noch schläfrigen und Gleichgültigen, für innere und äußere Mission, für Verbreitung religiöser Schriften und Tractate u. dergl. Reiche Bauern unter ihnen haben zur Abhaltung von Conventikeln und andern religiösen Zusammenkünften besondere Bethäuser oder Bethsäle bauen lassen.—Anderer- seits tritt unter ihnen ein Organisationstrieb hervor, den wir (außer bei den Separatisten) sonst in Schweden nirgends gefunden haben. Sie halten nicht

* Die meisten Gesellschaften und Vereine in Stockholm sind jedoch in den letzten Jahren in einer Lage gewesen, die ihrem Ansehen und ihrem Einflusse sehr ungünstig gewesen ist. Es haben sich namentlich der Separatismus und der Baptismus auch unter den Mitgliedern dieser Gesellschaften verbreitet und somit inneren Zwiespalt hervorgerufen. Einige Vereine sind dadurch aufgelöst. Andere haben sich, wenn auch nicht ohne Schwie- rigkeit, durch die Mehrzahl der Mitglieder auf lutherisch-kirchlichem Boden behauptet. In anderen wiederum besteht der innere Kampf noch fort.—Es ist in diesem Sommer ein Versuch gemacht, die religiösen Vereine in Stockholm überhaupt zu reorganisiren, eine organische Verbindung zwischen ihnen einzuführen und mit bestimmter Ausschließung aller fremden Elemente und Einflüsse dieselben auf einen entschieden lutherischen und kirchlichen Boden zu stellen.

nur ihre Conferenzen, bei denen, Geistliche und Laien (Schullehrer, Bauern u. s. w.) zusammenkommen, sich über religiöse und kirchliche Angelegenheiten berathschlagen und Beschlüsse fassen; sondern sie lassen sich auch nach außen (z. B. bei gewissen Festen religiöser Vereine in Stockholm) durch Abgeordnete vertreten. Ja sie haben sogar unter sich eine Art von Kirchenzucht eingeführt, indem sie, wenn Jemand unter ihnen gleichgültig und nachlässig wird, oder irgend einer Art von Unsittheit sich ergiebt, denselben durch ihre sog. Aeltesten warnen und wenn er sich nicht bessert, ihm ankündigen, daß sie ihn nicht mehr als einen Bruder in Christo anerkennen wollen. Sie haben also eine gewissermaßen förmlich organisirte Ecclesiola in Ecclesia gebildet.

Nach der Insel Gothland kamen vor einigen Jahren Smaaländische Bauern, um sich dort häuslich niederzulassen. Bis zu dieser Zeit war die Insel den sonst in ganz Schweden verbreiteten religiösen Erweckungen fast ganz verschlossen. Durch diese Bauern aber geschah es, daß auch hier auf dieser entlegenen Insel bedeutende religiöse Bewegungen hervortraten, gegen welche sich aber auch ein großer Widerstand erhob. Später sind aus Stockholm und andern Orten Männer nach Gothland gegangen, durch welche diese Bewegungen noch mehr angefaßt und ausgebreitet wurden. Da schon auf der Insel Geistliche sich den Erweckten angeschlossen haben und an einigen Orten an der Spitze derselben stehen, so scheint dadurch sowohl eine noch bedeutend größere Ausbreitung der Erweckungen zu erwarten zu seyn, als auch die Gefahr gemindert, daß durch den heftigen Kampf und durch ungeschickte und unverständige Führer die Erweckungen entarten und sich von der Wahrheit verirren möchten.

In Dalecarlien wurden vor einigen Jahren die ersten größeren Erweckungen durch Einwirkung von den nördlichen Provinzen hervorgerufen. Die Fehler, die besonders in diesen Provinzen unter den Erweckten oft bemerkt werden, namentlich Parteisucht und ein allzu kühnes und unverständiges Eifern gegen Alles, was ihnen unrecht zu seyn scheint, mögen sich auch von Anfang an mit den Erweckungen nach Dalecarlien verpflanzt haben. Denn es entstanden dort bald überaus große Streitigkeiten und Verwickelungen, und es sahen sich sogar die öffentlichen Behörden veranlaßt, einzugreifen,* wobei dann in der Hitze des Streites durch Unverstand und Uebereilung mehrerwärts gefehlt wurde. Während dieser Streitigkeiten aber gelang es einigen Männern, meistens aus Stockholm, auf die Bewegungen in Dalecarlien einen großen Einfluß zu gewinnen. Da aber diese Männer selbst dem Separatismus und Baptis-

* Einige Personen hatten bei einer öffentlichen Hauskatechisation durch öffentliches Widersprechen den Pfarrer unterbrochen und ihn in der Ausübung seines Amtes gestört, und wurden deswegen zur öffentlichen Kirchenbuße verurtheilt. Da sie aber Kirchenbuße nicht thun wollten, wurden sie nach einem damals noch bestehenden, jetzt aber seit zwei Jahren aufgehobenen Gesetze durch Gefängnißstrafe dazu genöthigt. Dies ist der wirkliche Thatbestand der vor einigen Jahren in den meisten Ländern Europa's berüchtigten sogenannten Verfolgungen gegen die „Leser“ in Dalecarlien.

mus zugethan waren, so haben sie leider den Einfluß dazu benutzt, um diesen Richtungen in Dalecarlien Eingang zu verschaffen. So sind an einigen Orten in Dalecarlien die Erweckten fast allgemein Separatisten geworden und von den Separatisten sind dann sehr viele (vielleicht die Mehrzahl) zum Baptismus übergetreten.

Die religiösen Erweckungen in Schweden sind nicht innerhalb des eigentlich schwedischen Volkes geblieben. Auch zu den Lappen haben sie sich ausgebreitet. Der Pfarrer einer im äußersten Norden Schweden's gelegenen Lappengemeinde hat zuerst diese Erweckungen unter ihnen hervorgerufen, die sich seitdem in einer merkwürdigen Weise von Ort zu Ort und sodann über den Rören nach den benachbarten norwegischen Provinzen ausgebreitet haben. Es wurde unter den Lappen an mehreren Orten von dieser Bewegung nicht nur die Mehrzahl, sondern fast die ganze Bevölkerung ergriffen.

Die Bedeutung dieser in ganz Schweden verbreiteten Erweckungen und Bewegungen ist, wie sich ziemlich von selbst versteht, zunächst eigentlich nur eine unmittelbar religiöse. Es handelt sich zunächst nur darum, die einzelnen Mitglieder der Kirche von ihrer Gleichgültigkeit und geistlichen Erstorbenheit zum wahren lebendigen Glauben und zum heiligen gottgefälligen Wandel zu bekehren. Aber abgesehen davon, daß sich an manchen Orten durch Separatismus und Sectirerei mehrere eigentlich kirchliche Fragen eingemischt haben, sind dennoch diese Bewegungen zu groß und zu allgemein verbreitet, um nicht auch in manchen Beziehungen auf die Kirche im Großen und Ganzen einen bedeutenden Einfluß zu üben. Sie haben an manchen Orten den Predigern den Anlaß gegeben, ja sie so zu sagen genöthigt, in die Wahrheit tiefer einzudringen und sich mit der heiligen Schrift und dem Bekenntnisse der Kirche genauer bekannt zu machen, und haben dadurch eine sich immer mehr in der Kirche verbreitende tiefere und ernstere Auffassung des Christenthums veranlaßt und befördert.* Selbst diejenigen Erweckungen und Bewegungen, in welche sich viel Unrichtiges und Irrthümliches eingemischt hat, haben in dieser Weise auf die Gesamtheit der Kirche weckend und anregend eingewirkt. Und es ist ziemlich offenbar, daß im Allgemeinen das Zurückkehren vom Rationalismus und Unglauben und das immer steigende Interesse für religiöse und kirchliche Gegenstände mit diesen Erweckungen und Bewegungen in wesentlichem Zusammenhang stehen. Ohne Zweifel ist daher der allgemeine Einfluß dieser Bewegungen auf die kirchlichen Zustände als sehr erheblich und wohlthuend anzusehen, obgleich nicht zu läugnen ist (wie wir in der folgenden Abtheilung näher sehen werden), daß beides, die Wahrheit und die Kirche, durch Uebertreibungen, Einseitigkeiten und eingemischte Irrthümer oft auch nicht wenig gelitten haben.

* Es ist eine Thatsache, daß die Prediger in denjenigen Gegenden, wo die religiösen Erweckungen eine größere Macht und Ausbreitung gewonnen haben, gewöhnlich reiner, kräftiger und besser das Wort Gottes predigen, als an anderen Orten.

(Schluß folgt.)

Synnologische Mittheilungen.

(Aus Ed. C. Koch, mit Abkürzungen und Zusätzen.)

(Fortsetzung.)

35) Ich habe nun den Grund gefunden.

Von Joh. Andr. Nothe, als er noch Pfarrer in Berthelsdorf war, ge-
dichtet im J. 1728 auf den Geburtstag des Grafen Zinzendorf, seines Patro-
natsherrn. Es sollte dies Lied eine Antwort seyn auf das Lied, das ihm sechs
Jahre zuvor Zinzendorf auf seinen Geburtstag gedichtet hatte: „Christum
lieben über Alles.“ Nothe gab seinem Liede die Ueberschrift: „Trost der Be-
gnadigung.“ (Hist. Nachricht vom Brüdergesangbuch des J. 1778.)

Man schrieb dies Lied Anfangs Zinzendorf zu, weil es zuerst im Herren-
hut'schen Gesangbuch stand, und nahm es deshalb längere Zeit in kein kirch-
liches Gesangbuch auf. Doch findet es sich im Augsburger Gesangbuch von
1759, und in den Cöthnischen Liedern steht es mit der Schriftstelle „Joh.
20, 28“ an der Spitze. Es wurde in's Englische übersetzt und so sang der
Methodistenprediger Peter Haslam (geb. 1774) den 4ten Vers: „O Abgrund,
welcher alle Sünden N.“ im Gefühl des Friedens Gottes, den er zu genießen
hatte, gar gern und oft. (Basl. Sammlung. 1830. S. 119.)

Auch in Dänemark wurde es bald mit großem Beifall aufgenommen. Es
wurde gesungen bei der denkwürdigen Confirmationsfeier des nachmaligen
Königs Christian VII. von Dänemark am 31. März 1756, nachdem derselbe
als Kronprinz zwei Stunden lang in dem mit ihm von Bischof Harboe von
Seeland angestellten Examen über alle Lehren der Theologie Rechenschaft ge-
geben und freudig und kräftig vor der Gemeinde bekannt hatte, daß das seine
wahre Herzensmeinung sey. (Burk's Pastoraltheol. 2ter Bd. 78–83.)

Der vor ungefähr vierzehn Jahren verstorbene Pfarrer H. zu D. in Wür-
temberg hielt sich mit besonderer Liebe an dies Lied, sonderlich in seinen letzten
Tagen. Es wurde ihm auch in der letzten Stunde noch zu seiner großen Er-
quickung vorgesprochen, und als man ihn dann fragte, was er mache, war seine
Antwort: „Ich kann weiter nichts sagen, als: „„Ich ruhe in der Gnade; in
der Barmherzigkeit und im Frieden Gottes.““ Wenn man mich in Staub
und Asche hinlegt, soll man von mir nichts Anderes und Weiteres sagen, als:
„„Ich sey ein armer Sünder gewesen, der das Heil in Jesu gesucht und durch
Gottes Barmherzigkeit gefunden habe.““ (Basl. Samml. 1831. S. 31.)

Ein Prediger, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts im Fürsten-
thum Lippe wohnte, erzählt in seinen Amtserfahrungen, ein sechszehnjähriges

Mädchen in dem Dörfchen N., das stets einen christlichen, himmlischen Sinn
gezeigt, habe ihm eröffnet, es habe ihr kürzlich geträumt, er komme zu ihr,
schlage ihr das Lied auf: „Ich habe nun den Grund“ und bedeute ihr, es aus-
wendig zu lernen und oft zu singen; das werde ihr in vielen künftigen Stun-
den großen Trost und viele Kraft geben. Nach dem Erwachen habe sie aber
den Traum ganz vergessen; die Nacht darauf sey er ihr nun wieder im Traum
erschienen und habe ihr dasselbe noch ernsthafter gesagt, als zuvor. Da sey sie
gleich aufgestanden, zu thun, wie er gesagt, und nun singe sie dieses Lied alle
Tage zu großer Erquickung und Stärkung. Dieser Erzählung setzt der Pre-
diger hinzu, er habe dieses Lied selbst zuvor nicht gekannt, und es weder im
Gottesdienst, noch in der Kinderlehre je singen lassen. (Christenbote.)

Den 1ten und 4ten Vers sprach die Giftmischerin Ruthardt, eines Gold-
arbeiters Frau zu Stuttgart, die ihren eigenen Mann mit Gift getödtet hatte,
und am 27. Juni 1845 mit dem Schwert hingerichtet wurde, mit fester Freu-
digkeit im Angesichte ihres von ihr als gerecht gebilligten Todes aus, nachdem
sie endlich, nach langem Widerstreben ihres verhärteten und böshafteu Herzens
und daher rührenden, schrecklichen Kämpfen, Jesum in tiefer Zerknirschung
noch redlich suchen und ernstlich ergreifen gelernt hatte. So bezeugen ihre
Seelsorger, Diaf. Hofacker und Mehl, und ihnen nach Diaf. N. Knapp in der
zwei Tage darauf gehaltenen Reformationspredigt zu Ehren der freien, einzig
in Christo wurzelnden Gnade und des rein verdienstlosen Glaubens an Ihn
und Seine königliche Liebesmacht, worauf die evangel. Kirche, als auf ihrem
Fundament, ruht.

(Predigten zum Besten des W. Pfarrwaisensvereins. Stuttg. 1846. S. 630.)

Den 10ten Vers: „Bei diesem Grunde will ich bleiben N.“ rief der selige
M. Ludwig Hofacker im J. 1826 beim Antritt seines Predigtamtes in Niellings-
hausen bei Marbach a. N. am Schlusse seines Lebenslaufes, den er bei seiner
„Inveftitur verlas, seiner Gemeinde entgegen. Er bezeugte nämlich: „Das weiß
„ich gewiß, daß ich schon längst in der Hölle wäre, wenn ich keinen barmher-
„zigen Hohepriester hätte, und das habe ich auch erfahren, daß ich ohne ihn
„nichts als sündigen kann; aber das weiß ich auch gewiß, daß Jesus mein
„Jesus ist. Und wenn mir in der Hitze der Aufsechtung auch dieser Trost
„zuweilen entfallen will, so klammere ich mich doch an Ihn an, denn er ist
„mein einziger Anker in dem Schiffbruch meines eigenen Verdienstes, den ich
„täglich erleide. „„Der Grund, auf dem ich gründe, ist Christus und sein
„Blut.““ Diesen Grund verkündige ich auch und will ihn verkündigen. Bei
„diesem Grunde will ich bleiben u. (B. 10.) Ich flehe zum Herrn, daß Er
„möchte meine ganze Gemeinde diesen Grund finden lassen. Amen!“

Die Melodie: a ois h a h gis a h eis h a, nach der dieses Lied meistens
gesungen wird, ist besser unter dem Namen: „Mein Jesus lebt, was soll ich
sterben“ bekannt; und findet sich zuerst in dem Choralbuche Chr. Fr. Witte's,
Kapellmeisters zu Gottha, vom J. 1715.

36) Herr, es ist von meinem Leben.

Aus Caspar Neumann's, des Breslauer Predigers und Professors, „Kern aller Gebete“, Ausgabe vom J. 1737—, wohl das unter dem deutschen Volk am meisten gebrauchte Abendgebet. Spötter der frommen Volkssitte haben daher auch mancherlei Parodien über dasselbe zu Tage gefördert. Schon 1711 erschien es im Schlessischen Gesangbuch.

Seine besondere Geschichte hat der 5te Vers dieses Liedes. Es reiste nämlich einmal zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine kleine Gesellschaft von Studenten von Halle aus über Jena, wo sich noch einige der dortigen Studenten angeschlossen, so daß es ihrer acht waren. Von Jena ging ihr Weg weiter durch den Thüringer Wald nach Franken. Als sie eines Tages um die Mittagszeit im Begriffe waren, noch in den Thüringer Wald einzutreten, wurden sie von dem Wirth, bei dem sie zuletzt übernachteten und bei dem sie eingetretenes Regenwetter den ganzen Vormittag über zurückgehalten hatte, so wie auch von dem gerade anwesenden Stadtschreiber des Dertchens dringend ermahnt, doch lieber vollends den anderen Morgen abzuwarten, denn in einem halben Tag könnten sie nur mit Mühe bis in die Mitte des Waldes kommen, in eine Gegend, wo zwar etliche Wirthshäuser stehen, die aber sehr verrufen und im Verdachte seyen, daß schon etliche Mordthaten in ihnen geschehen wären. Die jungen Leute aber, die nach damaliger Sitte mit Seitengewehren versehen waren und dazu einen leichten, guten Muth hatten, lachten der Gefahr und traten dennoch die Reise in den Wald an, indem sie kurzen Abschied von den beiden ängstlichen Männern nahmen, meinend, das Raubgesindel müßte sich eher vor ihnen, als sie sich vor ihm fürchten. Als sie nun bis gegen Abend gelaufen waren, kamen sie in eine Thalschlucht, in deren Tiefe ein einsames Wirthshaus stand. Dort beschloßen sie, zu übernachten, weil die Nacht schon anbrach. Als sie aber in das Haus eintraten und die Wirthsleute sie so ganz besonders anblickten, auch der Hund, den einer von ihnen mit sich führte, nicht über die Schwelle wollte, sondern winselnd und scheu vor der Thüre umherlief, faßte sie ein Schauder und sie waren so ziemlich still, bis das Abendessen kam, wo sie dann unter jugendlichen Gesprächen das Grauen wieder vergaßen. In der Mitte des Zimmers stand eine dicke, hölzerne Säule, welche vom Boden bis zur Decke hinaufreichte und diese zu stützen schien. Um diese Säule herum ordnete jetzt die Hausmagd das Nachtlager von Stroh für die jungen Reisenden, und zwar so, daß die Kopfenden, die sie auf die Lehnen der umgestürzten Stühle gelegt hatte, gerade an die Säule zu liegen kamen. Die jungen Leute wunderten sich über diese seltsame Einrichtung des Nachtlagers und fragten die Magd nach der Ursache. Die aber antwortete scherzend: „Es geschehe deshalb, damit die jungen Herren mit Händen und Füßen hübsch weit und bequem aus einander lägen und bei Nacht keinen Streit anfangen könnten.“ Darob lachten die Jünglinge, und weil sie von dem schlechten Weg ermüdet waren, beschloßen sie, sich zur Ruhe zu legen. Vorher aber verriegelten sie die

Thüre und nahmen ihre guten Waffen zur Hand; allein sie griffen auch noch zu einer andern Waffe, zu der Waffe des Gebets, denn damals schämte man sich noch nicht, weder zu Haus noch auf den Reisen, des lauten gemeinsamen Gebets am Morgen und bei Tische und des Abends vor dem Schlafengehen; selbst die Fuhrleute jener Zeit legten sich nie schlafen, ohne daß sie zuvor ein Gebet gesprochen hätten. Ueberdies aber waren unter diesen acht Jünglingen einige, welche die Lehren der damaligen Gottesgelehrten in Halle, eines N. H. Franke und seiner Freunde, nicht bloß mit den Ohren, sondern auch mit dem Herzen erfaßt hatten. Die Jünglinge beteten daher mit einander noch das Abendgebet aus Arndt's Paradiesgärtlein und dann das kindlich kräftige Lied: „Herr, es ist von meinem Leben.“ Da sie beim Beten dieses Liedes an den 5ten Vers kamen: „Steuere den gottlosen Leuten, die im Finstern Böses thun,“ faßte Manchen ein Schauer, aber auch ein Gefühl des festen Vertrauens auf Gott. So, mit den Waffen in der Hand und im Herzen, legten sie sich nun nieder. Aber einen unter ihnen ließ eine unerklärliche Angst nicht schlafen. Ihm ging es, wie dem Hunde, den sie bei sich hatten, welcher durchaus keine Ruhe hatte, sondern immer an der Seite seines Herrn herumlief und winselte. Endlich wurde die Unruhe bei dem jungen Reisenden so groß, daß er eilig vom Lager aufsprang und auch nicht abließ, seine anderen Gefährten zu rütteln und schütteln, bis er sie endlich zum Aufstehen bewogen hatte. Da saßen sie nun beim Schimmer eines Lichts, das sie wieder angezündet hatten, schweigend und halb schlafend um den Tisch. Auf einmal geschah ein fürchterlicher Schlag. Von der Decke war eine schwere Maschine, die vorher wie ein Kranz oben die Säule umgeben hatte, herabgestürzt und hatte die Lehnen der umgekehrten Stühle, auf denen vorher die Köpfe der Reisenden ruhten, in Splitter zermalmt. Diese sprangen erschrocken vom Tische auf und stellten sich mit gezückten Degen an der Thüre hin, in Erwartung dessen, was nun geschehen werde. Wirklich hörten sie alsbald von der Treppe herunter Stimmen und eilige Fußtritte. Der Riegel der Thüre wird von außen zurückgezogen, dieselbe geht auf und der Wirth mit zwei Gefellen tritt ein, in der Meinung, hier nur noch Leichname anzutreffen. Die acht Jünglinge aber empfangen die Mörder mit so kräftigen Streichen ihrer Waffen, daß der eine zu Boden sinkt, die zwei anderen aber, stark verwundet, fliehen. Die jungen Kämpfer verammeln nun die Thüre und erwarten in beständiger Furcht eines neuen und verstärkten Angriffs den Morgen. Bei Tagesanbruch, nachdem die Nacht vollends ohne weitere Schrecken vorüber gegangen war, machen sie sich, eng aneinander geschlossen und die Waffen in der Rechten, auf den Weg und die Furcht besüßelt ihre Schritte so, daß sie schon vor zehn Uhr im nächsten herzoglich Sächsisch-Meiningschen Orte sind, wo sie den Vorfall den Gerichten anzeigen. So hat das Gebet zum Herrn ihnen geholfen, und der starke Gott, den sie darum anflehten, hat den Rath der Boshait, der ihnen den Tod bereitet, zerstört und die ruchlose That verhindert.

So berichtet Schubert aus dem Munde seines Oheims, der selbst in seiner Jugend einer von diesen acht von Gott so treulich bewahrten Studenten gewesen ist. (Altes und Neues. 4ter Band. 2te Abth. S. 44–49.)

Die Melodie, a a b c c b a g g, „Werde munter, mein Gemüthe,“ wornach dieses Lied gewöhnlich gesungen wird, von munterem frischem Ausdruck, ist von Johann Schop, dem Hamburger Tonmeister, den himmlischen Liedern Rist's vom J. 1622 beigegeben. Joh. Crüger hat sie bereits im J. 1657 in seine „geistliche Lieder und Psalmen“ aufgenommen, und J. Sebastian Bach hat sie, mit Zugrundlegung des 4ten Verses, als Text in einem reichen Tonschmuck in seine große Passionsmusik verwoben, da wo die Worte des Evangeliums über Petrus recitirt sind: „und ging hinaus und weinte bitterlich.“

37) Jesus Christus herrscht als König.

Von Ph. Fr. Hiller, aus seinem Buche: „Neues System aller Vorbilder Jesu Christi durch das ganze Alte Testament in sechs Schattenstücken.“ Dort findet es sich im sechsten Schatten, wo der 110te Psalm besprochen wird, unter der Aufschrift: „Lied von dem großen Erlöser“ über Eph. 1, 21, 22. Es ist fogar Jahr und Tag, an dem es gedichtet wurde, beigegeben, nämlich „28. Aug. 1755,“ somit wenige Jahre, nachdem die Noth und Beugung über Hiller gekommen war (1751), seine Stimme zu verlieren und zum Predigen nicht mehr tauglich zu seyn (vgl. B. G.—)

L. Knapp nennt es in seinen „Ansichten“ vom J. 1840 ein prachtvolles Lied im höhern Chor, das Meisterstück Hiller's. Es war eine Perle der evangelischen Kirche Württemberg's und genießt die Liebe von Tausenden, die übrigens den ergreifenden Vers des Originals, der zwischen B. 6 und 7 ausgelassen ist, stets vermiffen werden:

„Komm, zum Lob verdammt Geschlechte!
Der Gerechte macht Gerechte,
Tilgt der Sünden Noth und Spott!
Komm, du wirst noch aufgenommen!
Komm, du wirst noch angenommen;
Sag ihm nur: Mein Herr und Gott!“

Ein verlorener, aber wiedergefundener Sohn, Namens David N., der sich nach langem Sündenleben endlich bekehrte und überschwängliche Gnade Gottes zu fühlen bekam, ergoß bei seinem ersten Abendmahlsgenuß nach der Bekehrung sein Lob- und Dankgefühl in diesem Preisgesang und bekannte dabei: „Wenn es auch keine ewige Seligkeit gäbe, so wäre es doch das einzige Glück, dem Herrn Jesu anzugehören. O! wie glücklich hat er mich Unglücklichen gemacht; davon hatte ich nie einen Begriff, daß man so etwas Unausprechliches empfinden könne.“ (Basl. Samml. 1821. S. 87.)

Die vorgezeichnete, zum erstenmal in einem W. Ch. erscheinende Melodie: „Auf, Triumph, es kommt die Stunde“ ist eine ächte Halle'sche Weise, aus Freyl. G. 1r Theil. 1704.—Die erste Strophe des Liedes lautet:

„Auf, Triumph, es kommt die Stunde,
Da sich Zion, die Geliebte,
Die Betrübe, hoch erfreut:
Babel aber geht zu Grunde,
Daß sie kläglich über Jammer,
Ueber Angst und Kummer schreit.“—

Gedanken und Metrum hiezu gab das lateinische Lied:

“Agni pugna et draconis
Incalescit, exardescit,
Effervescit acriter;
Vox Colmabae, vox Bufonis,
Alternatim, catervatim
Sonat, tonat jugiter.”

38) Mir ist Erbarmung wiederfahren.

Aus Ph. Fr. Hiller's Schatzkästlein. 2r Theil vom J. 1767, über das Wort Pauli: „Mir ist Barmherzigkeit wiederfahren. 1. Tim. 1, 13“ mit dem Beisatz: „Ein Unbefehrter ist in seinem Sinn viel zu hochmüthig, daß er das sagen sollte von Herzen; aber ein Befehrter spricht vor Gott und Menschen davon.“

Von Hiller selbst bezeugen Alle, die ihn näher kannten, das Grundgefühl: „Mir ist Barmherzigkeit wiederfahren“ habe ihn stets durch die Tage seiner Wallfahrt begleitet. Ganz so, wie er im Schlußvers dieses Liedes singt, spricht er sich auch am Schlusse seines Lebenslaufes aus, den er mehrere Jahre vor seinem Tode aufsehte, um das oft übertriebene Nachrühmen der Verstorbenen bei seinem Leichenbegängniß zu verhüten und zu bewirken, daß alle Ehre und aller Ruhm auf Gott zurückgeführt werde. Die Schlußworte lauten nämlich so: „Mein Bestes ist, daß ich seiner Verheißung traue und hoffe, er werde doch im Sterben seine Barmherzigkeit nicht von mir reißen und mich einst auf den Verfühntob Jesu Christi, seines Sohnes, meines Herrn, selig hinsterven und in diesem die Auferstehung und das ewige Leben finden lassen. Dem Vater der Barmherzigkeit sey Ehre, nun und in ewigen Zeiten. Amen.—Den 8. Mai 1763.“

Dies Lied ist nach dem Versmaaß des Neumark'schen Liedes: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ gedichtet, und wird auch häufig nach der trefflichen Melodie Neumark's aus A Moll, die er selbst zu diesem herrlichen Liede gemacht hat, gesungen. Lied und Melodie finden sich in seinem „musikalisch-poetischen Lustwald“ vom J. 1657; und beide fanden so großen Beifall, daß sie in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts schon fast in keinem evangelischen Gesangbuch fehlten. Für die Volksmächtigkeit dieser Melodie spricht auch die merkwürdige Thatsache, daß ehe noch 100 Jahre seit dem Entstehen derselben verfloßen waren, bereits 400 Lieder nach ihr gesungen wurden, und daß, mit Ausnahme des Liedes „Es ist das Heil uns kommen her,“ in keiner andern Strophe so viele Lieder gedichtet worden sind, als in der des Neumark'schen Liedes.

Winterfeld findet etwas „Trübes und Gebrücktes“ in ihr, und möglich ist es immer, daß „die Spuren des lang und tief gebeugten Zustandes Neumark's“ seiner Melodie ankleben. „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ ist zwar „ein Danklied unter Thränen“, aber dennoch will es uns vorkommen, daß eine kindlich-glaubige und feste Zuversicht zu Gott in Lied und Melodie alle anderen Gefühle weit überwiegt.—Im J. 1796 erfand Knecht eine neue Melodie aus B Dur, f \bar{b} a \bar{c} b es c a b, die zwar unvergleichlich schön und kräftig klingt, auch leichter zu singen ist, als die Neumark'sche Moll Melodie, aber an Tiefe und Gemüthlichkeit ihr unendlich nachsteht.

Die zwei Hauptliederwerke Hiller's sind „das Paradiesgärtlein geistlicher Gebete in Liedern“ und „das geistliche Liederkästlein“ in zwei Theilen. Das erste enthält die Erzeugnisse Hiller's in seinem jugendlichen Alter, das andere die reichen Gnadenerfahrungen des reifen, gealterten Mannes. Der beste Wein wie in Kana, sagt Knapp, und die köstlichste Gabe war Hillern auf's Ende vorbehalten.

Ueber das besonders weit verbreitete „Liederkästlein,“ spricht Knapp folgendes Urtheil aus: „Es weht darin überall neben der lautesten Ehrfurcht vor der heiligen Schrift eine so milde, erbarmende Liebe und Weitherzigkeit, gepaart mit unüberhörbaren Buß- u. Gewissensstimmen, daß es sich wohl erklären läßt, warum alle religiösen, so verschiedenen Parteien des evangelischen Württemberg's diesen Dichter so herzlich zugethan sind und sich im gesegnetsten Gebrauch dieses goldenen Kleinods vereinigen. Man findet darin einen Reichthum geistlicher Erkenntniß und Erfahrungen in der Kraft Salomonischer Weisheit und Sprüchwörtlichkeit, und Fingerzeige und Trost für die seltensten Lagen des Lebens und die geheimsten Bedürfnisse des Herzens, daß es nicht zu verwundern ist, daß dieses Buch seit siebenzig Jahren immerfort ohne Zahl als ein Gemeingut der württembergischen Christen gedruckt wird, und nächst der Bibel und Arndt's wahrem Christenthum der größte geistliche Segen auf das altwürttembergische evangelische Volk von diesem Buche ausgegangen ist und es unter demselben das gesegnetste Ansehen genießt. Es spiegelt sich auch darin ganz der eigenthümliche Geist und Grundton Altwürttemberg's ab. Wie theuer es aber auch den Altwürttembergern ist, zeigt der rührende Vorfall, als vor etwa zwanzig Jahren eine württembergische Colonie in Orussen, Madtschar bei Karas, von einem tscherkessischen Raubzug überfallen und in die Sklaverei geschleppt wurde. Dazumal, als man die Söhne von den Vätern, Töchter aus Mutterarmen riß, zerschnitten die glaubigen Eltern noch in Eile zwei Hiller'sche Schatzkästlein und gaben ihren weinenden Kindern einzelne Blätter mit, damit sie in der Wüste, wohin sie pilgerten, noch einen Halt für die Seele und ein himmlisches Manna hätten.“

Prälat M. Magnus Fr. Roos hat in seinem christlichem Hausbuch die Hiller'schen Lieder, besonders die aus dem Schatzkästlein, erklärt und Morgen- und Abendandachten darüber geschrieben.

In den Brockhaus'schen Blättern 1840, S. 1454, wird Hiller nächst Gerhard der größte Kirchengedichter, und im achtzehnten Jahrhundert der größte genannt. „Paul Gerhard“, äußert sich Knapp in dieser Beziehung, „ist zwar noch vollstimmiger als Hiller, Angelus Silesius übertrifft ihn durch den jugendlichen Frühlingshauch einer unnachahmlichen Gottesfreude und holden Kindlichkeit, Gottfried Arnold durch ein eigenthümliches Geistesfeuer: Hiller aber übertrifft sie durch klare Schriftmäßigkeit und biblische Einsicht, durch seine Vielseitigkeit und gediegene Kürze, durch Entfaltung vieler neutestamentlicher Grundgedanken, worunter das kindliche Lob Gottes, die tiefere Einsicht in das Geheimniß unserer Veröhnung, wie der Leiden, die in Christo sind, und das Warten auf des Herren Zukunft die Hauptbestandtheile bilden. Kein Dichter hat das göttliche Wort so vielfach besungen, wie Hiller. Darum wirkte er auch im Bunde mit diesem Wort so kräftig fort, und sein Gedächtniß wird nicht erköschen.“

Hiller ist der geistliche Hauptsänger des evangelischen Altwürttemberg's; das geistliche Volkslied in der ächten Volks- und Bibelsprache ist bei ihm zu finden, und damit gerade sind, trotz der entgegenstehenden Ansicht eines Artikels in der Hengstenberg'schen Evangelischen Kirchenzeitung vom J. 1842, wenigstens die bessern seiner Lieder auch ächte Kirchenlieder.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Symbolik oder systematische Darstellung des symbolischen Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchen und namhaften Secten. Von Prof. Rudolph Hofmann, Lic. theol. u. Dr. phil., Lehrer der Religion an der königl. sächsischen Landesschule zu Meissen. Leipzig; Friedrich Voigt, 1857.

Eine Nebeneinanderstellung der anerkannten Lehrgrundsätze der christlichen Parteien in klarer, überblicklicher und quellenmäßiger Behandlung. Nach einer kurzen nicht erschöpfenden Einleitung über Begriff, Name und Litteratur der Symbolik folgt eine Darstellung der Lehrbegriffe der römischen, dann der griechischen Kirche und hier auch ein Anhang über die altgriechischen Separatkirchen, Nestorianer und Thomascristen, Monophysiten und Monotheliten (Maroniten). Nun wird der Lehrbegriff der protestantischen Kirche entwickelt und zwar nach lutherischer und reformirter Seite, beide verbunden, so weit ihre innere Zusammenstimmung es gestattete, oder getrennt, wo sie im Widerspruch zu einander stehen. Nun schließt eine Darstellung der Lehrbegriffe der dem Protestantismus verwandten Secten das Werk ab. Der Verfasser strebt offenbar einen unbefangenen Standpunkt in der Behandlung der Lehrbegriffe der verschiedenen confessionellen Richtungen an und das Buch ist als Compendium immerhin nützlich. Aber indem es von keinem vorausgesetzten Standpunkt aus entschiedene Kritik übt, so bleibt ihm am Ende doch nur das Verdienst

einer äußerlichen Nebeneinanderstellung, wobei dem Leser das kritische Verhalten zu der einen oder andern der dargestellten Lehrformen wesentlich überlassen seyn muß. Die Symbolik hat allerdings auch in dieser Behandlung ihr Recht, aber diese Art der Darstellung giebt ihr mehr ein historisches als dogmatisches Interesse, es fehlt das Zurückgehen auf die in alle Theile des Ausbaues der Lehre sich hinein verzweigenden dogmatischen Grundanschauungen, der Principien, aus denen Alles, was auf ihnen sich erbaut, in seiner innern Consequenz begriffen wird. Die letztere Art der Behandlung macht das Studium fruchtbarer, und sie ist es, die einem Werke wie das von Guericke trotz seines schwierigen Styles seinen großen Reiz verleiht. Im vorliegenden Werke von Hofmann stoßen wir auch auf eine gewisse Ungleichheit der Behandlung; einzelne Secten werden in ihren Eigenthümlichkeiten des Cultus und der Verfassung zu speciell, in ihren dogmatischen Ansichten und Abweichungen zu oberflächlich behandelt. Von der Verfassung der Episkopalkirche reden ein Paar Linien, von den Presbyterianern und deren Verzweigungen ist noch weniger zu finden; auch bezweifeln wir die Richtigkeit des Satzes, „daß in unsern Tagen nur wenig reformirte Gemeinden zu finden seyn möchten (etwa mit Ausnahme der neuerdings entstandenen freien Gemeinde in Genf und ähnlicher), welche dem streng calvinischen oder auch nur dem durch die Dortrechter Beschlüsse modificirten Prädestinationsdogma anhängen“ (p. 345). Im Uebrigen aber ist das Werk um seiner ruhigen, soliden und klaren Darstellung willen als Compendium von Werth.

Evangelisches Missions-Magazin. Neue Folge. Herausgegeben im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft von Dr. Albert Dstertag. Erster Jahrgang. 1857. Januar—April. Basel.

Das wohlbekannt und vielgelesene Basler „Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibel-Gesellschaften“ erscheint hiemit in veränderter Gestalt und ist statt eines Quartalheftes eine Monatschrift geworden; es werden jeden Monat drei Bogen gegeben und in jedem dritten Monat kommt zugleich ein „Bibelblatt“ mit Mittheilungen aus dem Gebiete der Bibelverbreitung. Der innere Charakter der Zeitschrift bleibt derselbe; sie ist durch ihre einfachen Erzählungen aus der Wirklichkeit des evangelischen Missionsgebietes und durch zusammenfassende geschichtliche Ueberblicke des Ganges der Mission auf diesem und jenem besondern Arbeitsfelde, durch Biographien und Reise-mittheilungen, die für den Missionsfreund von Interesse sind, längst einem zahlreichen Freundeskreise empfohlen und wird in der erneuerten Gestalt, die auch eine bequemere und zugleich wesentlich verschönerte ist, ebenso und noch mehr willkommen seyn.

Kirchenchronik.

Protestantismus.—Deutschland. Zu den merkwürdigeren Streitigkeiten unter den stricteren Lutheranern gehört der in neuester Zeit durch die eigenthümliche Erlösungslehre Dr. von Hofmann's angeregte. Gegen ihn war zunächst Prof. Philippi aufgetreten. Im Nov. 1856 hat aber auch die theolog. Facultät zu Dorpat sich gegen Hofmann erklärt. Sie wirft ihm besonders Bitterkeit und Persönlichkeit in Führung der Controverse vor; in Beziehung auf die Streitfrage selbst behauptet sie, daß Hofmann's Versuch, die „alte Wahrheit der lutherischen Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre neu zu gestalten, gänzlich mißlungen sey.“ Philippi habe eine Pflicht erfüllt, „wenn er als

theologischer Lehrer die alte Wahrheit der lutherischen Kirche und die seit Jahrhunderten herrschende alte Weise von der stellvertretenden Genugthuung Christi' und seinem satisfactorischen Leiden und Gehorsam zu lehren, vertheidigte.“ Hofmann vermeide geflissentlich in seiner Lehrweise den Ausdruck „Stellvertretung“ und es sey von seiner Auffassung jedenfalls noch zweifelhaft, ob sie den vollen Gehalt der Wahrheit wiedergebe. Das Gutachten ermahnt ernstlich zum Frieden in der lutherischen Kirche und schließt mit den Worten Ps. 80, 15—17. Auch Thomasius hat eine Schrift wider Hofmann erlassen, worin er nachweist, daß Hofmann den Boden des kirchlichen Bekenntnisses in der Versöhnungslehre auf bedenkliche Weise verlassen habe.—Bekanntlich haben die neueren Erlasse des Oberconsistoriums in Bayern, betreffend die Gottesdienstordnung und Kirchenzucht, und auf Restauration des vor der Periode des Nationalismus und der Unkirchlichkeit in der Kirche Gültigen dringend, den Ausdruck eines starken Unwillens von Seiten sehr vieler Laien, namentlich der gebildeteren Stände veranlaßt, und jene Anordnungen der kirchlichen Oberbehörde wurden, wenn nicht völlig und förmlich zurückgenommen, doch wesentlich entkräftet. Wie zu erwarten war, bildete sich eine Litteratur auch dieses Consistees aus. Unter den hierher gehörigen Schriften verdient besonders Erwähnung und Verbreitung: „Ein Wort an die Gemeinden zur Verständigung über Gottesdienstordnung und Kirchenzucht, von Dr. G. Thomasius, Erlangen.“ Hier wird Belehrung über die geschichtliche und kirchenrechtliche Seite der ganzen Frage gegeben. Mißverständnisse, die der Opposition von Seiten der Laien ihren wesentlichsten Halt gaben, werden beseitigt, der alte ursprüngliche Zustand der lutherischen Kirche und Gottesdienstes wird dem Jezt gegenüber gestellt, das Wesen des Gemeindegottesdienstes prinzipiell erläutert und besonders auch ausführlich das Verhältniß der christlichen Gemeinde zur evangelischen Kirchenzucht als einer Pflicht am Sünder, an ihr selbst und an ihrem Herrn beleuchtet. Der einfache Ton und der ruhige milde Geist dieser Schrift machen sie in hohem Grade geeignet, zur Verständigung in der Frage und zur Förderung kirchlicher Besinnung Vieles beizutragen.

Aus dem amtlichen Bericht, welchen Consist.-R. Dr. Saß als Commissär der oberen Kirchenbehörde bei der letzten Conferenz reformirter Prediger der preuß. Provinz Sachsen über die Verhandlungen der Conferenz herausgab, geht hervor, daß die Conferenz, gemäß den vom Commissär selbst vorgelegten Anträgen zur Aufrechthaltung des Unionsstandpunktes folgenden Punkten beitrug: Anwendung des Unionsritus beim heil. Abendmahl; Anerkennung der Vernunftfähigkeit der Geistlichen von ursprünglich lutherischem Herkommen und Offenheit für eine gewisse liturgische Bereicherung und Entwicklung im Einklang mit den ursprünglich lutherischen Gemeinden. Zur Bewahrung reformirter Eigenthümlichkeit soll gelten eine solche Auffassung des geistlichen Amtes, wobei dessen Träger nicht als Austheiler der Sündenvergebung erscheine, und die Aufrechthaltung des Presbyterialinstitutes. Die Conferenz ernannte auch eine Commission zur Bearbeitung einer an die Landesagende sich möglichst anschließenden Liturgie.

Man macht in Deutschland seit einiger Zeit Anstrengungen, um ein Lutherdenkmal in der Stadt Worms zu errichten. Neuestens ist auch von Wittenberg aus ein Aufruf ergangen, der zu Beiträgen ermuntert, um dort Melancthon ein Denkmal zu setzen, welches anno 1860 am Todestage des praeceptor Germaniae, am 19. April, feierlich enthüllt werden und ein Seitenstück zu dem Lutherdenkmal vom J. 1817 bilden soll. Man hofft Beiträge auch „jenseits des Weltmeeres“ zu erhalten und ist dankbar für das kleinste Scherlein. Unter den Namen, die dem Aufrufe sich anschließten, finden wir die Doctoren: Jul. Müller, Hengstenberg, Sander, Schmieder, Stier, Büchsel, Hoffmann, Nisch, Jaspis, Sartorius, Hahn, Liebner, Hagenbach, Illmann, Großmann, v. Kapff u. A.

Auf dem nächsten Kirchentage, Stuttgart 1857, 22. bis 25. September werden folgende Gegenstände zur Verhandlung kommen: über evangelische Katholizität,

eingeleitet durch Dr. v. Bethmann-Hollweg; die Heidenmission vom Standpunkt der heimatlichen Kirche betrachtet, eingeleitet durch Dr. W. Hoffmann aus Berlin; die Fortschritte des Gesangbuchwesens in den deutschen Landeskirchen seit 1852, eingeleitet durch Dr. v. Grüneisen aus Stuttgart. Ferner, unter Leitung des Central-Ausschusses für die innere Mission, 1) die innere Mission, als Aufgabe der Kirche innerhalb der Christenheit; 2) die socialen Schäden der ländlichen Bevölkerung und deren Abhilfe.—In Specialconferenzen wird verhandelt werden 1) über Gefängnißwesen; 2) über Sonntagsheiligung; 3) über Rettungshäuser; 4) über Ayle; 5) über christliche Kunst; 6) über kirchliche Sitte und Unsitte bei Verlobnissen, Trauungen und Taufen. Eine Conferenz der Abgeordneten deutscher Bibelgesellschaften wird Montag den 21. September stattfinden.

Schweiz. Auch in diesem Lande gewinnt das Mormonenthum noch je und je Anhänger. In Thurgau begaben sich am 8. März d. J. etwa 15 Personen, Männer und Weiber, bei einbrechender Nacht aus dem Dorfe Lägerweilen an den Rhein bei Gettlieben und empfingen die Mormonentaufe. Eine Anzahl Leute, darunter Mädchen von 16—18 Jahren, rüsteten sich zur Reise nach Utah. Der Hauptstz der Mormonen in der Schweiz soll, wie Herr Helfer Heß am Großmünster in Zürich vor Kurzem bei der dortigen Pastoralconferenz sagte, in Genf seyn. In Zürich selbst halten sie ihre Versammlungen im Saale zum „großen Erker“. Sie versammeln sich öfter als irgend eine andere Secte. Wer beitrifft, wird besonders getauft und zwar Nachts zwischen acht und neun Uhr in der Werdmühle in einem Arm der Eihl, wobei man sich Anstands halber einer Art von Sacl bedient. Der Gemeindevorstand heißt „Kirchenrath“, mit Präsidenten, Priestern und Ältesten. Auf himmlische Dinge sey der Sinn dieser Mormonen wenig gerichtet; sie hoffen die traurigere Lage zu Hause mit dem Ueberfluß in der Colonie am Salzsee in Utah zu vertauschen. Ihr Bekenntniß nennt die Bibel „Gottes Wort, so weit deren Uebersetzung getreu ist“, aber auch die Mormonenbibel ist „Gottes Wort“. Auch wird eine „patriarchalische Ordnung“ der Ehe anerkannt. Man weiß, was das meint; der Praxis tritt auch in der Schweiz eine billige Berücksichtigung der Polizei entgegen. Auch hier sollen sich die Mormonen wie überall theilen in Betrüger und Betrogene.

Schweden. In der Thronrede bei der Eröffnung des Reichstages hat der König die Absicht ausgedrückt, an die Stelle der sehr exclusiven Geseze, betreffend das religiöse Bekenntniß der Landesbürger, andere im Sinne größerer religiöser Freiheit treten zu lassen. Allein weder der oberste Gerichtshof spricht sich in seinem Gutachten hierüber zu Gunsten dieser Aenderungen der bestehenden Geseze aus, noch auch scheinen Adel und Geistlichkeit die toleranteren Maaßregeln für die Verhältnisse des Landes wünschenswerth zu halten. Ohne Zustimmung sämmtlicher vier Stände des Reichs kann aber die Constitution nicht verändert werden.

Oestreich. So wenig ultramontane Blätter es auch bekannt machen oder zugeben wollen, so ist es nichtsdeshweniger wahr, daß in Oestreich seit dem berühmten Concordat Uebertritte vom Romanismus zum Protestantismus viel zahlreicher stattfinden als früher. Oestreich ist doch nicht mehr das einsige und alte, wenn's auch „langsam voran“ geht. Unter den Laien ist eine Aufklärung eingebracht, die der clericalen Bevormundung, wie das Concordat sie will, keineswegs hold ist. Und auch der Stand der niederen Priester soll mit der Vermehrung der bischöflichen Machtvollkommenheit gar nicht zufrieden seyn. Dies mag zum Theil den Uebertritt östreichischer Priester in den evangel. Kirchenbienst erklären. So zählt man allein in Schlesien 31 solche Fälle. In der Schweiz befindet sich sogar ein östreichischer römischer Consistorialrath, der zum evangelischen Predigtamt sich vorbereitet. Auch ist jetzt bestätigt, was man vor Kurzem vom Uebertritt eines reichen ungarischen Fabrikherrn mit 500 Arbeitern zur evangelischen Kirche vernahm. Auch aus Böhmen, Mähren, Kärnthzen, aus Wien selbst werden viele solche Uebertritte gemeldet.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang X.

September 1857.

No. 9.

Johann Calvin's Leben und Wirken.

(Fortsetzung.)

Quia sub Christi vexillo non nisi victores hellamus, tanto hoc presidio confisos, eniti nos ad triumphum convenit. (Epist. msc.) Calvin.

6) Calvin schreibt gegen die Sorbonne, gegen Papp Paul III., gegen Pighius und den päpstlichen Reliquienkram. Schrift gegen das Tridentinum.

Um diese Zeit war es, daß die römisch-katholische Kirche, die im Drang und Sturm der beginnenden Reformation ihrer Auflösung nahe gewesen, sich wieder fester zusammenschloß, und mit verjüngter Macht auf dem Kampfsplatz erschien, fest entschlossen, nicht allein sich in ihrer Stellung zu behaupten, sondern auch, wo möglich, das Verlorene wieder zu gewinnen. Der Hauptheld der deutschen Reformation, Luther, wurde durch den Tod dem Kampfe entrückt; Melancthon, des Streites müde, war nicht abgeneigt, den Kirchenfrieden durch Concessionen zu erkaufen. Da mußte nun von Gott berufen der rüstige Genfer Reformator in die Lücke eintreten, um den Kampf mit dem wieder erstarkten Gegner fortzuführen. Und er war befähigt und berechtigt hiezu, wie damals kein anderer es war. Sein ganzes bisheriges Wirken hatte hinlänglich bewiesen, daß er nicht allein stark war im Niederbrechen des Irrthums, sondern auch im Aufbauen der Wahrheit. So schrieb er denn gegen die Sorbonne, gegen Papp Paul III., der den Jesuitenorden bestätigt hatte, und sich fortwährend gegen jede Reformation sträubte, gegen Pighius, den Verfechter des Pelagianischen Systems der römischen Kirche, und gegen die Decrete der tridentinischen Kirchenversammlung.

Im Jahre 1542 ließ die Sorbonne, diese berühmte, aber der Wahrheit feindliche Hochschule zu Paris, 25 Glaubensartikel ausgehen, welche die Irrthümer des Pappstthumes gegen die Lehren der Reformation sicher stellen sollten. Calvin schrieb dagegen sein „Antidotum adversus articulos Facultatis Theologice“.

Kirchenfreund. Jahrg. X. No. 9.

logicae Sorbonnicae," worin er jeden Artikel zuerst auf eine heitere, spöttische Weise durch päpstliche Argumente zu beweisen sucht, und dann erst eine Widerlegung durch ernste und gelehrte Gründe folgen läßt, z. B. Artikel 7 der Sorbonne: „Den Laien ist das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nicht nöthig zu ihrem Heil. Aus vielen guten Ursachen ist früher von der Kirche der Gebrauch geheiligt, daß es ihnen nur unter einer Gestalt gereicht würde.“

Calvin: „Dies läßt sich also beweisen: Es ist Gefahr vorhanden, daß das Blut verschüttet werde. Wenn nun die Lutheraner* fragen, ob die Kirche weiser sey als Christus, der dies nicht vorausgesehen, so antworte ich, daß Christus es wohl gewußt, aber geschwiegen, weil er die Weisheit der Kirche üben wollte. Hier ist aber noch eine kleine Schwierigkeit. Der Leib des Herrn muß nämlich in der heiligen Kapsel aufbewahrt werden, damit man ihn den Kranken reichen könne;—wenn aber das Blut aufbewahrt werden sollte, so würde es zu Eßig werden und der Fäulniß wegen kein Blut mehr seyn. Nun würden die Lutheraner uns anlachen und sagen: „Du siehst doch wohl, daß hier eitel Wein ist“, welches aber gegen die Lehre der Transsubstantiation wäre. Drittens ist es doch vernünftig, daß die Geistlichen einen Vorzug behalten, um den Hochmuth der Laien zu händigen. Noch eine andere Gefahr wäre zu fürchten, wenn man den Laien das Blut zu trinken gäbe, weil der Geschmack bei diesem oder jenem Laien den Argwohn erwecken könnte, daß nur reiner Wein da sey; und was wäre das für ein Aergerniß! Wenn man aber argumentiren sollte, daß die Kirche doch nicht die Macht habe, so gegen die Worte Christi, von einem Gebote Christi freizusprechen, so antworte ich: daß dieses Wort: „Trinket alle daraus“ nur in dem Sinne einer Ermahnung genommen werden muß, so wird es also ein Rath und nicht ein Gebot. Fast wage ich noch Eins anzuführen, was aber von sehr großem Gewichte ist, nämlich, daß es doch einige Weinscheue giebt, die um alles in der Welt keinen Wein trinken mögen, und die doch darum nicht des Kelches beraubt werden könnten; ich nahm aber Anstand, dies zu sagen, denn die Lutheraner lachen in die Faust und meinen, wenn unsere Ansicht richtig ist, so ist ja kein Wein mehr vorhanden, sondern nur Blut.“—In dieser Weise gebrauchte er die Waffe einer beißenden Ironie, neben gründlich gelehrten Erörterungen, um die Sätze der Sorbonne, dieser alten Feindin der Wahrheit, in ihrer ganzen Blöße und Verkehrtheit bloßzustellen, eine Waffe, die gewiß, zumal in einem Lande wie Frankreich, eine der sichersten und wirksamsten gewesen seyn muß.

Aber nicht bloß das System des Papstthums, sondern den damaligen Papst selbst, Paul III., griff Calvin unerschrocken an. Dieser Papst, dessen ganze Politik dahin ging, den Protestantismus zu unterdrücken, und die frühere Gewalt der Päpste wiederherzustellen, zu welchem Zweck er auch die Inquisition wieder einführte und die Gesellschaft Jesu bestätigte, hatte dem Kaiser

* So wurden alle Anhänger des Evangeliums in Frankreich bis zur Verschwörung von Amboise genannt; nachher hieß man sie Hugonotten.

Karl V., der, um Deutschland zu beruhigen, die Berufung eines allgemeinen Concils oder wenigstens einer deutschen Nationalsynode versprochen hatte, eine „väterliche“ Ermahnung und Drohung zukommen lassen, worin er demselben zu Gemüthe führt, daß es ein Frevel sey gegen die väterliche Vorsehung, wenn der Kaiser, der älteste Sohn der Kirche, etwas befehle, was allein dem Papste, dem Vater zukomme. Das Beispiel des Heli mahne ihn deshalb, seinen lieben Sohn, den Kaiser, zu warnen. „Dias ist gestorben, weil er die Bundeslade nur berührte—, denn dies war das Amt der Leviten. Dieses auch wartet Euer, wenn ihr auf die höret, welche immer das Wort Reformation im Munde führen, wenn Ihr Eure Hand zu dieser Versammlung der Kirche bietet. So auch ist es Daten, Abiram und Korah ergangen, die dem Aaron nicht allein die Oberherrschaft überlassen wollten u.“ Hören wir nun, wie Calvin die heuchlerische Frömmigkeit dieses Papstes aufdeckt, und seinen ärgerlichen Lebenswandel straft:

„Wenn dies Beispiel der Strafe Gottes über Heli den heiligsten Vater so sehr erschreckt, muß man sich wundern, daß, bekümmert über diesen sogenannten Fehler des Kaisers, er doch in so tiefen Schlummer versinkt, wenn es auf die Fehler seiner eigenen Kinder ankommt. Gott hat die Schläffheit Heli's bestraft, weil er seine Kinder nicht gezüchtigt hat. Der Apostel Paulus will aber, daß die Kinder eines christlichen Bischofs von guten Sitten und von der Furcht Gottes recht durchdrungen seyen. Nun hat unser Papst Paul Farnese einen Sohn, und dieser Sohn Kinder, und außerdem hat er uneheliche, und dieser Greis, der am Rande des Grabes steht, dieses halb verfaulte Nas, will noch Kinder zeugen! Wer ist Peter Ludwig?* Ich werde das Entsetzlichste erzählen und immer nur die reine Wahrheit sagen. Italien hat noch nie ein solches Scheusal hervorgebracht, und warum schlummerst du hier, Papst? da die frevelhaften Hurereien deines Sohnes bis zum Himmel gestiegen sind, da die ganze Erde von ihrem Gestanke voll ist, und die ganze Welt dagegen schreit. Würde es nicht hier an der Zeit seyn, daß Eure Heiligkeit Strenge übt? Was soll ich von seinem Geize sagen, von seiner räuberischen Habsucht, seiner Grausamkeit? da er alle andern hierin übertroffen hat, seinen Vater nur ausgenommen, der immer noch über ihm steht. Wenn Heli gestraft worden ist, wegen seiner zu großen Lässigkeit, soll der Papst Paul ungestraft bleiben, wenn er Augen und Mund schließt, solchen Bosheiten noch die Hand bietet und sie gut heißt? O du schändlicher Papst, ängstest dich hier das Gericht Gottes nicht? Aber wir haben genug von deinen natürlichen Kindern gesprochen. Du rühmst dich der Vater aller Christen zu sein und bleibst mit geschlossenem Munde mitten unter dem unglückseligen Verderben der Welt, die du so untergehen lässest. Wenn nun Gott den Heli nicht verschonet hat, was mußt du für eine Strafe erwarten?—Aber ich will dich noch etwas kräftiger treten.

* So hieß ein natürlicher Sohn des Papstes und war Herzog von Parma und Piacenza.

Wie sieht es in deinem bischöflichen Sitze aus, der dir wie eine Familie heilig seyn sollte? Was thun deine Vicarien? Was für einen Handel treibt man dort? Wie betrügt sich dein Klerus? Kann man ein Sodoma finden, wo es eine schlimmere Freiheit für alle mögliche Bosheit gäbe und wo Sünden weniger gestraft würden, wo eine verzweifeltere Unverschämtheit stattfände? Und nun glaubst du, daß der Zorn Gottes dich ereilen werde wegen dieses einen Fehlers, wenn du erlaubst, daß Frieden und Recht den Protestanten zugestanden werde, bis der Religionszwist beseitigt sey?—Mit zerschmetternder Beredsamkeit straft ferner Calvin den Papst wegen seines Hurenhandels zu Rom (der Ertrag der zu Rom etablirten Hurenhäuser floß in die päpstliche Casse), seines Vertrages mit den Juden (gegen eine jährliche Geldzahlung erlaubte er ihnen wucherischen Handel), seiner Verräthereien und Kriege, seiner Betrügereien und Räubereien, seiner Buhlschaften und epicuräischen Lebensart. Hierauf straft er die päpstliche Anmaßung, die den Bischof zu Rom zum angeblichen Statthalter Christi macht. „Aber wirst du, stinkendes Maul, fortfahren, so über Gottes Sohn zu spotten? Wer hat dir diese Ehrenstelle gegeben? Nach dem Zeugniß des Apostel soll keiner ein Amt einnehmen, er sey denn berufen? Mit welcher Stirne kannst du dir einen so stolzen Titel zuschreiben? Denn wenn ein Engel ihn sich nähme, müßte er mit dem Anathema niedergeschlagen werden. Gregorius, dein Vorgänger, wie du dich rühmst, hat denjenigen, welcher sich einen Bischof über alle nennen würde, sey es nun zu Rom oder anderswo, frevelhaft, gottlos, Kirchenschänder, Statthalter des Teufels und Vorläufer des Antichrists genannt. Wähle nun was du willst. Entweder mußt du den Gregorius als Gotteslästerer gegen den päpstlichen Stuhl verdammen, oder du selbst mußt dir dies Urtheil sprechen.—Du willst Nachfolger Petri seyn, der du mit ihm nicht mehr Aehnlichkeit hast, als ein Nero, ein Domitian, ein Caligula, wenn du nicht vielleicht den Heliogabalus zum Muster nehmen willst, der ein neues Priesteramt mit dem Kaiserthume vereinigte. Es ist gewiß, daß jene alle dem Namen nach Hohepriester waren, was im Aberglauben jener Zeit gegründet war, und du mahest dir nun diesen Namen an unter dem christlichen Volke gegen alles Recht und Christi unumstößlichen Willen und alle Einrichtungen der heiligen Väter. Du, Stellvertreter Christi, du, dessen Ideen und Anschläge alle dahin gehen, daß Christus ganz vernichtet werde? indem der leere Name nur allein bleibt, den du mißbrauchst, wie eine Hurenschwänke. Du, Stellvertreter Christi, in dem jedes Kind schon den Antichrist erkennt? Was für einen Christus stellst du uns dar, wenn du willst, daß wir sein Bild in deiner Tyrannei erkennen! Wir sehen, daß du der Priester aller Gottlosigkeit bist, der Fahnenträger des Satans, grausamer Tyrann der Seelen, unmenschlicher Henker — und, nach deinem Leben zu urtheilen, ein Ungeheuer aus aller Bosheit zusammengesetzt, mit einem Wort, der Verderber, den Paulus uns beschreibt — und in dir sollen wir den Stellvertreter Christi sehen! Nein, einen Wolf, der die Schafe Christi zerreißt, einen Dieb, der die Herde zerstreut, einen Räuber, der sie schlachtet zc.“

Wenn Luther's Polemik gegen den Papst (s. bes. seine Schrift: Das Papstthum zu Rom, vom Teufel gestiftet, bei Walch. 17. p. 1278) derber und populärer war, so war die des Calvin beißender und schneidender. Mit furchtbarem Ernste, großer Klarheit und unwiderstehlicher Folgerichtigkeit schlägt er alle Positionen und Argumente des Papstes zu Boden und keiner hat es seitdem ihm hierin gleichgethan.

Zu gleicher Zeit richtete Calvin eine Schrift an den deutschen Kaiser und die versammelten Fürsten zu Speier, worin er denselben in ernster, beredter Sprache die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reformation der Kirche an's Herz legt. Er setzt in diesem Werke kurz und bündig auseinander, 1) welche Mißbräuche die Heilmittel nothwendig machen; 2) daß die Heilmittel, welche die Evangelischen gebraucht haben, in der That die besten gewesen sind, und 3) warum es nicht mehr Zeit sey zu warten, da das Uebel eine schnelle Gegenwirkung nöthig mache. Diese Schrift ist ein würdiges Seitenstück zu Luther's berühmtem Aufruf „An Kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung zc.“, verfehlte aber leider ihren Hauptzweck, nämlich die Ausöhnung des Kaisers mit der Reformation. Zwei Jahre nachher griff derselbe mit dem Papst im Bunde zu den Waffen, um dieses Werk auf immer zu zertrümmern.

Im Jahr 1543 war Calvin mit Albert Pighius, zuerst Prediger zu Campen, dann nacheinander Canonicus, Probst und Archidiaconus zu Utrecht, einem eifrigen Verfechter der römischen Kirche, in einen Streit über die freie Gnade Gottes verwickelt worden. Pighius hatte nämlich in seiner Eitelkeit* den Versuch gemacht, Calvin's Institutionen zu widerlegen, um dadurch Luther und alle Uebrigen niederzuwerfen, denn in diesem Werke war die ganze Frage am sorgfältigsten behandelt. Calvin antwortete auf diesen Angriff mit Klarheit und Mäßigkeit in der dem Melancthon zugeeigneten Schrift: „J. Calvini defensio sacrae et orthodoxae doctrinae de servitute et liberatione humani arbitrii adversus calumnias Alb. Pighii Genev. 1543.“ „Wenn ich nicht geantwortet hätte,“ sagt er, „würde die Ehre Christi mit Füßen getreten und ich an der Sache des Heilands zum Verräther geworden seyn.“—„Obgleich das Heer Gottes viele Streiter zählt, die besser geübt sind, als ich, die Frechheit jenes Goliaths zu strafen, werde ich doch—da dieser mich namentlich auffordert—hervortreten mitten auf den Kampfplatz, gestützt auf die Kraft meines himmlischen Königs und Herzogs und seiner geistigen Waffen.“ Im ersten Buche bekämpft Calvin die Annahme eines freien Willens zum Guten und vertheidigt Luthern gegen den Vorwurf, er habe die guten Werke geläugnet.—„Seine (des Pighius) wüthendste Anklage läuft indeß darauf hinaus, daß Luther ein Ungeheuer des Tartarus sey, weil er durch heftige Gewissenskämpfe oft gepeinigt, die Qualen und Schmerzen der Hölle ausgestanden. Aber wenn dieser

* „Calvin charakterisirt den Mann als einen hungrigen Hund, der sich durch Belien räche, weil er nicht beißen könne, und schildert ihn als Vagiarus.“ P. S. II, p. 289.

Schwäger auch nur wie im Traume hätte verstehen können, was dies zu bedeuten hat, und von welchem Werth dieser Kampf ist, so würde er verstummen oder in Luther's Bewunderung und Lob umgestimmt werden. Denn da es das gewöhnliche Schicksal der Frommen ist, daß sie die stärksten Qualen des Gewissens erdulden, durch welche erzogen, sie zur wahren Demuth und Gottesfurcht besser gewöhnt werden; so wie auch jeder, je nachdem er vor andern durch des Geistes Vortrefflichkeit ausgezeichnet ist, auf eine so wunderbare und ungewöhnliche Weise mitgenommen wird, daß er sagen kann, er sey nicht nur durch Todes Schmerzen belagert gewesen, sondern von der Hölle selbst verschlungen: also müssen die Allervorzüglichsten unter den Heiligen gleich auserlesenen Werkstätten Gottes seyn, worin Er seine Werke wunderbar ausübt. Dies ist der Kampf des Jacob, in welchem er mit Gott selbst gerungen hat—um die Gewalt des Kampfes zu begreifen, bedenke man Gottes Macht und daß der Kämpfer sein ganzes Leben hindurch gehinkt. Doch dies ist nur den Frommen gesagt u. s. w.“ Im zweiten Buche geht Calvin auf eine specielle Widerlegung der Argumente seines Gegners ein. Wir führen hier beispelsweise an, was er gegen das sechste Argument desselben sagt: „Gegen das sechste Argument, daß wir die ganze Natur verwerfen oder verdammen, weil wir alles das, was der Mensch von Natur hat, als fehlerhaft verwerfen, sagen wir: Es ist dies nichts Neues, daß die Feinde der Gnade Gottes sich hinter dem Lobe der Natur verbergen. Augustinus bezeugt es; damit es aber nicht scheine, als führe ich dies an, um der Schwierigkeit zu entfliehen, so spreche ich es gleich aus, daß Luther und wir alle eine doppelte Natur annehmen: eine ursprüngliche, wie sie von Gott geschaffen war, rein und herrlich, und eine zweite, welche durch den Fall des Menschen verderbt, ihre innere Güte verloren hat. Die Schuld dieses Verderbens schreiben wir dem Menschen zu, nicht Gott. Wenn Pighius gegen diese Lehre auftritt, mag er sie dem Apostel zum Vorwurfe machen, welcher sie in bestimmten Ausdrücken gelehrt; oder wenn er es vorzieht, wollen wir ihm durch Augustin's Mund antworten.“—Schließlich beweist Calvin seinem Gegner, daß er ein reiner Pelagianer sey, der die Kräfte und Verdienste des natürlichen Menschen erhebe, und damit in Wahrheit das Verdienst und die Ehre Christi zu Boden drücke.

• Im gleichen Jahre gab Calvin sein „Traité des reliques &c.“ heraus, von dem bald nachher mehrere deutsche Uebersetzungen, eine englische und eine lateinische erschienen sind. In dieser, in einem scherzenden, unterhaltenden Tone geschriebenen Schrift heißt es z. B. über den Rock zu Trier: „Das Purgewand, mit welchem unser Herr aus Spott bekleidet ward, findet sich vielleicht nur einmal in der Christenheit. Aber der Rock Christi, der von oben bis unten ohne Naht war, ist mehr als einmal vorhanden, weil man glaubte, daß einfältige Gemüther leichter dabei in Nöthigung versetzt werden können; denn zu Argenteuil bei Paris giebt es einen Rock, und zu Trier einen zweiten. Desgleichen zu S. Salvador in Spanien, so daß die Christen in ihrem unüberlegten Eifer viel schlimmer gehandelt haben, als die ungläubigen Kriegsknechte.

Denn diese, welche ihn nicht in Stücke zu reißen wagten, warfen das Loos über ihn, um ihn zu schonen, aber die Christen haben ihn um ihrer Andacht willen zerstückerl. Was wollen sie aber dem Türken antworten, der unserer Thorheit spottet, und den ächten Rock selbst zu besitzen versichert? Wir wollen uns in diesen Streit nicht weiter einlassen, denn das wäre wider alle Vernunft, an einen oder den andern zu glauben. Wenn aber die Evangelisten nach dem griechischen und römischen Worte sagen, daß es ein kurzes Gewand war, so betrachte man doch den Rock zu Argenteuil oder den zu Trier, und sehe zu, ob man dort nicht statt dessen ein langes Messgewand habe, und ob nicht die Betrügerei der Priester mit Händen zu greifen ist. Haben aber die Kriegsknechte aus Eigennutz die Kleider Christi unter sich getheilt, so sollten jene doch wissen, wer der Christ gewesen, der den Rock von ihnen zurückgekauft hat. Wie haben das die Evangelisten doch vergessen können? Denn es ist albern, zu sagen, daß ihn die Kriegsknechte geraubt, ohne hinzuzufügen, auf welche Weise eine Reliquie daraus geworden. Wie konnten alle alten Schriftsteller kein Wort davon verlauten lassen? Doch ich will jenen die Antwort darauf so lange schenken, bis die Menschen weder Verstand noch Vernunft mehr haben werden, um darüber zu urtheilen.“

Viel wichtiger und reichhaltiger als die angeführten Schriften ist Calvin's Werk gegen die Tridentinische Kirchenversammlung, das er im Jahr 1547 unter dem Titel: „Acta synodi Tridentinae cum antidoto,“ erscheinen ließ, und im Jahre darauf auch in's Französische übersezte. Es ist bekannt, wie nach langem Sträuben der Paps endlich dem Kaiser Karl V. nachgeben und ein allgemeines Concil nach Trient ausschreiben mußte; wie aber die Protestanten auf demselben kein Gehör fanden, und schon in den ersten Sitzungen gegen dieselben die Canonicität der apokryphischen Bücher, die Gültigkeit der Tradition und die Authenticität der lateinischen Vulgata decretirt worden ist. Dem Calvin nun gebührt das Verdienst, die Polemik gegen die Bestimmungen dieser Synode empfangen zu haben. Im Eingange seines Werkes beweist er, sich auf Augustin berufend, daß eine solche Versammlung keine bindende Kraft haben könne, es sey denn, sie gründe ihre Aussprüche auf die klaren Zeugnisse der heiligen Schrift. Und nun vollends diese Tridentiner Versammlung, die mit nichten die ganze Kirche repräsentire und überdies ganz dem Paps verkauft sey. „Wenn diese ehrwürdigen Väter,“ sagt er, „einander ansehen und sich betrachten, müssen sie sich nicht schämen, da sie wissen, wer und was für Leute sie sind, in welchem Rufe sie stehen. Mithin wird das ganze Paps thum eingestehen, daß in Trident nichts als ein Unrath von Bischöfen sey. Ich will nicht dem Ruhme anderer Nationen zu nahe treten, aber da ich ein Franzose bin, frage ich meine Landsleute, wie hoch sie ihren Antheil stellen. Dies Land ist gewiß eines der beträchtlichsten der Kirche. Doch sind nur zwei französische Bischöfe nach Trident gekommen, der eine von Rennes, der andere von Clermont, beide dumm und gleich unwissend. Der zweite war selbst noch vor Kurzem ein Herumläufer, etwas narrenhaft und wie ein Jagdhund

die Hurenneſter auffpürend, bis er ſich einer berühmten Dame aus Paris gänzlich überließ, die ihn gleich vernünftig machte.—Die zwei Genannten haben auch nicht die Anfangsgründe der Theologie gekostet, und doch hängt von ihrem Kopfnicken das Loos der ganzen Kirche ab.—Nun bitte ich euch, meine Landsleute, wer von euch wird glauben, daß solch eine Gesellschaft, wenn sie auch noch so groß wäre, den heiligen Geist repräsentire. Dann sind wohl einige Mönche da, die nach Cardinalsstühlen und Bischofsmützen laufen; die alle dem Papste ihre Geschwägigkeit verkauft haben.—Wenn sie aber auch alle wie die Engel wären, so hätte das ganze Concil doch keinen Sinn, da sie nichts decretiren, als was der Papst ihnen vorschreibt. Der Papst controllirt den heiligen Geist, und sobald ein Decret fertig ist, laufen die Courire nach Rom, um zu sehen, was ihr Abgott davon denkt. Der heiligste Vater läßt seinen Rath zusammen rufen, man streicht, setzt zu, und der Courier eilt, was er kann zurück. In der neuen Sitzung liest der Sekretär das schon Entschiedene, und die Eselnicken mit den Ohren Beifall zu. Das ist nun ein Drakelspruch, welcher die ganze Welt bindet. Und wer wird mir zürnen, er sey denn ganz unsinnig, daß ich gegen ein solches Concil, gestützt auf das Wort Gottes, auftrete, und einen Affen, obgleich er sich einen Purpurmantel umgeworfen, entlarve, damit er als Affe erscheine. Ich habe schon genugsam gezeigt, daß diese neptunischen Väter mit ihrem Trident nicht so fürchtbar sind; daß man sie nicht mit dem Worte Gottes ohne Furcht züchtigen könne, auch nicht so heilig, daß es ganz verboten wäre, sie anzurühren. Der römische Pontifer hat den Blicken der Menschen eine Larve hingestellt, die keinen Menschen, der Augen hat, trügen kann.“

Nachdem Calvin also das Ansehen dieser Synode vernichtet hatte, ging er zur Kritik ihrer Decrete über. Er behandelte indeß nur die sieben ersten Sessionen, denn mehr hatte es noch nicht gegeben, als er sein Werk schrieb. Wir geben hier das Wichtigste aus seiner Abhandlung gegen die vierte, fünfte und sechste Session. In diesen Sessionen wurden die Hauptpunkte, die den ganzen Grund des katholischen Dogma enthalten (Lehre von der heiligen Schrift, von der Erbsünde und von der Rechtfertigung), festgestellt.

„Zuerst stellen sie fest, daß man in der christlichen Lehre nicht bei den heiligen Schriften allein stehen bleiben, sondern auch den Ueberlieferungen folgen müsse. Zweitens bezeichnen sie in dem Catalog der heiligen Schriften alle Bücher als kanonisch; und verbieten, die Apokryphen aus dieser Ordnung zu entfernen. Drittens, nachdem sie alle andere Uebersetzungen der Bibel, welcher Art sie auch seyn mögen, verworfen haben, behalten sie nur die Vulgata und befehlen, daß diese authentisch seyn solle. Endlich viertens, behalten sie sich das Recht der Auslegung in allen zweifelhaften oder dunkeln Stellen ohne Appellation vor. Wenn diese vier Punkte feststehen, wird jeder eingestehen, daß der Krieg zu Ende sey. Wenn sie nun weiter disputirt haben, so ist es mehr einer unnützen Großthuererei wegen, als weil es nöthig gewesen. Alles, was sie vorgebracht haben, wenn es nicht auf die heilige Schrift gegründet werden kann, wird unter

den Ueberlieferungen seinen Platz finden, die nicht weniger Glauben verdienen, als das Gesetz und die Propheten. Was wird man ihnen jetzt noch vorhalten können, da sie jedes noch so krasse und altweibische Hirngespinnst unter diesem Vorwand vertheidigen können. Gewiß, es giebt keinen so ungeheuern Aberglauben, dem sie nicht diesen Schild des Ajax vorhielten, um ihn zu schützen.“—Ferner zeigt Calvin, wie das Zusammenwerfen aller Bücher in den Canon gegen die Urkirche sey. In der Vulgata finden sich viele fehlerhafte, verdorbene Stellen; es sey deshalb barbarisch, alle andern Uebersetzungen, sowie die Erläuterung der Ursprachen, zu verwerfen.“

„Nun komme ich zum Auslegungsrechte, welches sie sich anmaßen, so oft Zweifel entstehen.—Denn das Vorrecht der Kirche gilt für ihre eigene Person, und ich gestehe, daß, da die Schrift nicht nach dem Privatwunsche der Menschen geschrieben worden ist, es auch unwürdig sey, daß sie nach dem Privatfinne des Einzelnen verstanden werde. Wenn also Zweifel über eine schwierige Stelle entstehen, so ist kein besserer Ausweg vorhanden, um zu dem wahren Sinne zu gelangen, als daß gottesfürchtige Doctoren zusammenkommen und untersuchen. Davon ist aber hier nicht die Rede, denn sie wollen durch ihr tyrannisches Decret die ganze Freiheit der Kirche tödten, sich aber eine unbedingte Willkühr anmaßen. Denn jeden Sinn, den sie der Schrift, ihrer Lust nach, zugeschrieben haben, werden wir auch nothgedrungen annehmen müssen. Außer ihnen soll es keinem erlaubt seyn, etwas aus den heiligen Schriften zu beweisen, und wollte Gott, sie wären kräftig genug, ein so großes Werk zu unternehmen! Aber Dämonen wollen sie einen Pferdefattel tragen, oder vielmehr Esel die Harfe spielen lehren. Ihr letzter Zweck ist, daß ein jeder die Bibel in einem heil. Dunkel verehere, wie die Mystereien der Diana, und keiner es wage, sie zu verstehen. Wir würden nicht fertig werden, wenn ich allenthalben Beispiele zusammenträge, um zu zeigen, welche Neze durch dies Decret geflochten werden, um uns eine ungerechte und nicht zu tragende Sklaverei aufzulegen.“ Calvin giebt nun ein Beispiel der römischen Schriftauslegung, indem er zeigt, wie päpstliche Auctoritäten den römisch-katholischen Bilderdienst mit folgenden Schriftstellen zu beweisen suchen: 1. Mos. 1, 27, Jos. 4, 9, Matth. 5, 15, 1. Mos. 28, 18, Ps. 16, 3 u. a. m., und fährt weiter also fort: „Der Zweck des Tridentinischen Geistes in ihrem Decret geht dahin, daß die Schrift für uns nichts sey, als was die Mönche träumen. Denn was verstehen sie unter Kirche? Die Bischöfe, die sich unter der Fahne des Antichrists versammeln. Was werden diese für eine Interpretation zusammenbringen? Die größere Anzahl kennt die Grammatik nicht einmal. Dies werden sie mir nie zu läugnen wagen, daß unter hundert kaum Einer sey, der ein ganzes prophetisches Buch gelesen, oder einen apostolischen Brief, oder ein Evangelium. Ganz andere Sorgen beschäftigen sie zu sehr, als daß es ihnen vergönnt wäre, sich um das Heilige zu kümmern. Darum bleibt nur übrig, daß sie dies Vorrecht dem apostolischen Stuhl einräumen, und daß der heilige Mund Paul's Farnese über die Interpretation befragt

werde—oder daß sie uns eine andere Kirche anzeigen, die würdig sey, dies schwere Amt zu übernehmen, denn alle ihre Lobeserhebungen des römischen Stuhles werden uns nicht überzeugen, daß der Fels Cephas das Haupt sey, und daß eine heilige keusche Ehe als fleischliches Leben vor Gott verflucht sey, worüber die päpstlichen Aussprüche bekannt sind. Sie schreien, daß das ganze Ansehen der Kirche zu Grunde geht, wenn dieses Recht der Auslegung ihnen genommen und so die Thür allen leichtsinnigen Geistern geöffnet werde, um den Sinn zu verderben, und sie sind gewohnt, uns als ein Verbrechen vorzuwerfen, um Haß gegen uns zu erregen, daß wir uns das Recht der Auslegung anmaßen und keine Zügel mehr kennen. Wahrlich, Bescheidenheit zwingt mich, nicht so die Sache zu sagen, wie sie sich verhält. Wahr ist es aber, daß wir durch das Eingreifen in den Sinn der heiligen Schriften mehr Licht verbreitet haben, als alle Doctoren, die von Anbeginn des Papstthums unter euch aufgestanden sind; sie selbst können uns dies Lob nicht versagen und doch ist keiner unter uns, der nicht gern seine Meinungen den Urtheilen der Kirche unterwürfe. Also verachten und verringern wir nicht die Auctorität der Kirche, wir entzügen auch nicht die Phantastiker, so daß sie alles wagen dürfen. Wollte Gott, daß sie uns die Kirche zeigten wie sie uns die Schrift abmalet, so würden wir bald einig werden, ihr alle Ehre zu erzeigen; aber da sie eine falsche Kirche erlügen und die Beute dieser geklünderten, nackten an sich reißen, können wir nicht anders als gegen sie aufstehen.“

Wir sehen, Calvin begünstigt ebenso wenig die ultraprotestantische Ansicht, wornach ein jedes Individuum sich berechtigt glaubt, die Bibel, unabhängig von jeder Auctorität, nach seinem eigenen Privattheil auszulegen, als er das römische System der klerikalen Bevormundung billigt, die es bei den Laien zu keinem freien und fruchtbaren Bibelforschen kommen läßt. Beide Extreme vermeidend, wollte er für das Individuum keine unbegrenzte Freiheit, welche nothwendig zur Zügellosigkeit führen muß, aber auch keine bloße Auctorität ohne alle Freiheit, weil eine solche zur drückenden Tyrannei wird. Manchen scheint zwischen Freiheit und Auctorität ein unversöhnlicher Widerstreit zu herrschen, sie sehen keine andere Wahl, als sich für den Romanismus oder den Ultraprotestantismus zu erklären:—Calvin hat in seiner Presbyterial- und Synodal-Verfassung beide Elemente zu einer harmonischen Einheit verbunden. Die protestantische Freiheit findet ihre nothwendige Schranke in dem Glaubensbekenntniß und der Kirchenordnung, den objectiven Ausdruck der durch die Generalsynode repräsentirten Allgemeinheit der Kirche; aber diese Schranke ist wiederum keine absolute, sondern eine solche, die einer gesunden Entwicklung in Lehre und Leben, sowie einer Vertiefung in das Wort Gottes Raum läßt.

Nach römisch-katholischer Ansicht besteht das Ebenbild Gottes, zu welchem der erste Mensch erschaffen war, nicht in einer dem Menschen ursprünglich anerschaffenen Gerechtigkeit und Heiligkeit, sondern in der dem frei und vernünftig erschaffenen Menschen erteilten übernatürlichen Gnadengabe der

Unsterblichkeit und Gerechtigkeit. Durch die Sünde ging bloß dieses übernatürliche Gnadengeschenk, dieses *donum superadditum*, verloren; der freie Wille wurde nicht ein knechtisch gebundener, sondern bloß etwas geschwächt. Die Erbsünde ist also nach diesem System nicht ein eigenes Verderben der Natur, sondern nur eine Veraubung der übernatürlichen Gnadengabe durch fremde Schuld. Durch die Gnade Jesu Christi, welche die Taufe mittheilt, werde nicht bloß die Schuld der Erbsünde aufgehoben, sondern auch alles das hinweggenommen, was eigentlich Sünde sey. Die Lust zwar bleibe, aber nicht als etwas Böses, sondern zum Kampfe für die Krone des ewigen Lebens. Unter der bösen Lust, welche der Apostel zuweilen Sünde nenne, habe die Kirche nie Sünde verstanden, welche eigentlich und wirklich Sünde in den Wiedergeborenen wäre, sondern nur insofern sie von der Sünde ist und zur Sünde hinführt. Hören wir nun, wie Calvin diese Lehrbestimmungen schonungslos entlarvt und widerlegt. „Verflucht, befehlen sie, soll derjenige seyn, der da läugnet, daß die Taufe die eigentliche Sünde ganz wegnehme, sondern meint, daß sie nur abgekrast (*tandum radi*), oder nur nicht angerechnet werde. Sie gebrauchen listig dies Wort „abkrasten“, weil sie wohl wissen, daß es gehässig ist, und weil die Pelagianer auch auf diesem Wege Augustin angriffen. Mögen sie doch nur gehen mit ihrem Abkrasten. Wir lehren, daß alle Schuld der Sünde wirklich durch die Taufe gehoben worden, so daß das, was von der Sünde übrig bleibt, nicht angerechnet werde; und damit die Sache deutlicher vor uns liege, mögen sich die Leser erinnern, daß es eine doppelte Gnade der Taufe giebt—denn auf der einen Seite bringt sie uns Vergebung der Sünde, auf der andern aber Erneuerung des innern Lebens, Wiedergeburt, *regeneratio*. Die Vergebung ist vollkommen, lehren wir. Die Wiedergeburt fängt aber nur an, und muß das ganze Leben hindurch fortschreiten. Folglich bleibt in uns wirklich Sünde und wird nicht durch die Taufe auf einmal in einem Tage ausgerottet; sondern weil die Schuld getilgt wird, findet keine Zurechnung der Sünde statt. Nichts ist faßlicher als diese Lehre. Laßt uns nun sehen, warum sie das Concil so mit dem Bannfluch belegt. Nichts, sagen die Ehrwürdigen, haßt Gott mehr in den Wiedergeborenen. Wenn ich ihnen dies auch zugesteh, folgt daraus, daß die Sünde nicht hassenswürdig sey, oder haßt er vielmehr das nicht, was er mit Recht hassen könnte, weil er es verzeiht? Das Zeugniß des Apostols, welches sie anführen, stimmt ganz für uns, nämlich „daß keine Verdammniß* für diejenigen sey, welche in Jesu Christo sind“ (Röm. 8.); denn durch diese Worte befreit er nicht die Gläubigen von der Schuld, als ob sie ganz rein wären und von aller Sünde erlöst, sondern er befreit sie nur von der Beschuldigung, weil sie, welche unter der Last der Sünde seufzen, durch den Trost unterstützt werden,

* Luther übersetzt *κατάκριμα* falsch durch „Verdammliches“, was den römischen Irrthum begünstigt.

von welchem er gesprochen, und nachher sehr weitläufig spricht, wie wir bald sehen werden. Sie fügen hinzu, daß sie nichts mehr von dem Eingang in den Himmel zurückhalten könne. Ich gebe es zu, nicht daß sie kein Hinderniß mehr hätten, sondern weil, mit der Unschuld Christi bekleidet, ihnen nichts mehr schaden kann. Aber diese gehörnten Väter führen einen ganz andern Grund an, nämlich: daß sie den alten Menschen ausgezogen und den neuen angezogen haben, der nach Gott geschaffen, und nun ganz rein und unschuldig ist. Wer steht nicht hier, daß sie betrügen, da der, welcher noch mitten in der Arbeit ist, sie doch noch nicht vollendet hat. Ist es also nicht ein offenkundiger Widerspruch, zu sagen, daß diejenigen rein und unschuldig sind, welche noch beschäftigt sind mit dem Ausziehen des alten Menschen.“—„Wir wollen aber fortfahren, ihr Decret durchzuschütteln. Sie läugnen, daß die böse Lust oder der Zunder der Sünde, welchen sie wohl in den Wiedergeborenen annehmen, den Nichtnachgebenden schaden könne, da er zum Kampf zurückgelassen ist. Freilich schadet er darum nicht, weil Gott durch seine Kraft in unserer Schwachheit mächtig wird; wenn sie aber die böse Lust als einen bloßen Wegstein ansehen, um die Tugend zu üben, so hat Paulus Unrecht, zu klagen: „ich elender Mensch etc., Röm. 7, 24.“ Calvin zeigt nun, wie Paulus keinen Mißbrauch mit dem Wort „Sünde“ getrieben. Wenn er Röm. 7 die dem Guten oder dem Befehle widerstrebende Lust Sünde genannt habe, so sey das nicht bildlich, sondern eigentlich zu nehmen. „Aber wenn wir die Sache selbst, nicht das Wort betrachten, so wird bald aller Streit ein Ende haben. Läugnen kann man ohne Frechheit nicht, daß der Widerstreit gegen Gottes Befehl wirklich Sünde sey. Daß die böse Lust in den Wiedergeborenen eine solche Empörung sey, lehrt der Apostel. Es folgt daraus, daß ihrer Natur nach sie Sünde sey, obgleich sie nicht zugerechnet und durch Christi Gnade die Beschuldigung hinweggenommen wird. Wenn es die wahre Regel des christlichen Lebens ist, Gott von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe und aus allen Kräften zu lieben, so kann das Herz gewiß nicht wo anders hinneigen, ohne von der Gerechtigkeit abzuweichen. Aber Paulus klagt, daß er verhindert werde, das Gute, das er wünscht, zu thun. Das Befehl verlangt von uns vollkommene Liebe, wir haben sie nicht. Laufen müssen wir und wir hinken nur so nach—doch die ehrwürdigen Väter finden in diesem Mangel nichts, was als Sünde erkannt werden müsse.“—Nun zeigt Calvin, wie schon Ambrosius und Augustinus die böse Lust, selbst in den Wiedergeborenen, Sünde genannt haben, daß also die Tridentiner Väter unredlich seyen, wenn sie erklären, die Kirche habe es nie so verstanden. „Ein großes Gewicht muß die Bestimmung dieser Versammlung haben, wenn sie Nacht und Schatten aus diesem klaren Lichte zieht, und also die Augen der Menschen umnebelt, daß sie glauben, einen Fluß hoch über den Wald fließen zu sehen.“

Gegen den Fluch der Tridentinischen Väter hält Calvin fest, daß der rechtfertigende Glaube ein göttlich gewirktes festes Vertrauen sey, daß Gott uns um Jesu willen unsere Sünden vergeben habe,

und daß die guten Werke keine mitwirkende Ursache zur Rechtfertigung des Sünders vor Gott seyn können, wohl aber als Frucht aus dem rechtfertigenden Glauben hervorgehen. „Die Werke vermehren nicht die Kraft der Rechtfertigung, obgleich Gott sie belohnen kann. Ganz reine Werke giebt es nicht, sondern immer nur mit Sünden verbundene. Wenn uns Gott belohnt im ewigen Leben, so geschieht dies auch aus Gnade. Alle Sünde kommt von Untreue im Glauben. Der Glaube erweist sich immer durch gute Werke etc.“

Gegen die römischen Satisfactionen und Abbüßungen im Fegfeuer sagt Calvin: „Die heilige Schrift lehrt uns, daß wenn Gott uns die Schuld vergiebt, die Strafe auch aufgehoben ist. Die Tridentiner wollen Gott durch zeitliche Strafen, die wir leiden, befähigen; ihnen wird es auch leicht, da sie fast keine andere Sünde als den Todtschlag kennen; die Hurerei ist ihnen ein leichter Irthum, die schmutzigsten Lüste Uebungen der Tugend, die Lob verdienen, und auf die versteckten Schäden des Gewissens achten sie gar nicht. Wir aber, die wir nach langer Prüfung ganz beschämt und wie vernichtet sind, können nur mit David ausrufen: „Herr! wer kann merken, wie oft er fehle, vergieb mir die verborgenen Sünden.“ Uns wird die Entscheidung nicht so leicht. Wir läugnen nicht, daß uns Gott nach vergebener Schuld noch strafe, jedoch um uns zu bessern, nicht um Rache auszuüben. Es ist also eine heidnische Träumerei, wenn sie meinen, daß man durch Strafen Gottesgericht abbüße. Vom Fegfeuer ist in der ganzen Schrift nicht die Rede und Augustinus (Ep. 157. ad Optatum) sagt, daß wenn eine Sache an sich so schwer zu begreifen ist und in der heiligen Schrift nicht vorkommt, es eine Verwegenheit sey, wenn der Mensch so etwas aufstelle.“

Die Tridentiner hatten denjenigen verflucht, der da meinen könnte, ihre Decrete über die Rechtfertigung wären auch nur im mindesten gegen die Ehre Gottes und die Verdienste Christi. „Eine treffliche Vorsicht!“ ruft Calvin aus, „verbieten, daß man nicht sehe, was jeder sieht. Fast haben sie die Ehre Gottes und Christi zerstört und donnern mit Flüchen gegen diejenigen, die denken können, daß sie ihm das Kleinste genommen. Ganz so, als ob Einer einen Menschen getödtet hätte auf freiem Plage in Gegenwart der ganzen Welt, und verböte diesen Mord, den jeder gesehen, als wahr anzuerkennen. So verathen sich die Spitzmäuse selbst, denn sie wollen gerade durch ihre Bannflüche andern eine solche Furcht einjagen, daß sie ihre Gottlosigkeit nicht wahrzunehmen wagen, deren sie sich selbst wohl bewusst sind.“

Calvin hat die spätern Canones des vielfach unterbrochenen Concils nicht mehr angegriffen, spricht aber den Wunsch aus, man möchte sein Werk, soweit es reicht, in Verbindung mit dem früher von ihm geschriebenen, de necessitate reformatioe ecclesiae, lesen. Einzelne, gelegentliche Ausfälle gegen das Concil kommen in seinen spätern Schriften vor, so z. B. in der Vorrede zu seinem Commentar zur Apostelgeschichte im Jahre 1552, wo er von der wahren und falschen Kirche spricht und dann fortfährt: „Ohne weit her Beispiele zu suchen, sehen wir zu unserer Zeit bald die Tridentinischen, bald die Bolog-

nessischen* Väter, nachdem sie feindlich gegeneinander gefochten, von beiden Seiten ihre windvollen Canones ausschäumen. Dort sitzen, ich weiß nicht wie viele Bischöfe und Aebte, vielleicht hundert gehörnte Bestien. Und wenn auch die auserlesene Blüthe jenes Volkes dort glänzen sollte, so würde es doch nichts anders seyn, als eine frevelhafte Verschwörung gegen Gott. Nun aber, nachdem der Papst den Schmutz und die Hefen seines unreinen und stinkenden Hausens in eine Cloake versammelt, soll dort auf einmal eine representative Kirche austauschen, und dazu schämen sie sich nicht, als eine heilige, allgemeine, rechtmäßige Kirchenversammlung auszusprechen, was nicht einmal eine leere und lächerliche Larve eines Concils genannt zu werden verdient. Wir aber, denen die Verheißung gegeben, daß der Antichrist, welcher in dem Tempel Gottes sitzt, durch das Blasen des Mundes Gottes zerstört werden solle, laßt uns nicht aufhören, jene schändliche und hurerische Frechheit durch das allerheiligste Wort, welches sie so verwegen insultiren, zu bekämpfen, damit alle klar erkennen, welch' ein Unterschied stattfindet zwischen der keuschen Braut Christi und der schändlichen Hure Belial's, dem Heiligthum Gottes und Satans Bordell, der geistigen Wohnung der Frommen und einem Stall für Schweine, mit einem Worte, zwischen der wahren Kirche und dem römischen Hofe. Kein Euklides, noch Archimedes können einen deutlichen Beweis liefern, als wenn man die Kirche, die uns Lucas (in der Apostelgeschichte) beschreibt, mit der Synagoge des Papstes vergleicht."

Man sieht, Calvin unterscheidet das päpstliche Regiment von der Gesamtheit der römisch-katholischen Kirche. Jenes, nicht diese, hält er für den Widerchrist, und jenem allein gelten seine allerdings sehr starken Ausdrücke. Luther hat sich noch derber gegen Papst Paul und das Concil ausgesprochen. Er vergleicht den Papst mit einem „Gaukler, der albernen Leuten in's Maul Gulden gaukelt, aber wenn sie es aufthun, so haben sie Pferdsdreck drinnen," und in Betreff des versprochenen Concils sagt er: „für solch' Concilium danke ihm der leidige Teufel, und komme auch nicht hinein, denn der leidige Teufel, dazu seine Mutter, seine Schwester und seine Hurenkinder, Papst, Cardinäle und was mehr der höllischen Grundsuppen zu Rom ist" (a. a. D. p. 1297. 80.)

Eine solche Sprache aus dem Munde und der Feder eines Luther und Calvin ist erklärlich, und kann aus ihrer besondern Stellung und Aufgabe gerechtfertigt werden. Unsere modernen Papstfresser dagegen, die offenbar fast alle Pelagianer oder Rationalisten sind, sollten zuerst ihre eigenen Irrthümer, die denen des Papstthums nur zu verwandt sind, bekämpfen, ehe sie es über sich nehmen, gegen das erneuerte Papstthum zu Felde zu ziehen.

Außerdem hat Calvin das Papstthum in Balduin, Cassander, Gabriel de Sacconay und Cathelan bekämpft (vid. das Nähere bei P. Henry III).

* Die päpstlich-gesinnten Mitglieder des Concils waren nach Bologne gezogen, die kaiserlich-gesinnten blieben in Trient. Erst im Jahre 1551 vereinigten sie sich wieder.

(Fortsetzung folgt.)

J. G. B.

Ueber Jac. 1, 25.

„Wer aber durchschauet in das vollkommene Gesetz der Freiheit und darin beharret, und ist nicht ein vergesslicher Hörer, sondern ein Thäter, derselbige wird selig seyn in seiner That.“

Wie viel sie doch schon gestritten haben über Gesetz und Evangelium, Werke und Glaube, Verdienst und Gnade! Ist nicht die ganze Reformation aus diesen Gegensätzen heraus entstanden? Und ist das nicht um so räthselhafter, da die Kirche sich doch immer zu dem Worte bekannte: Gesetz und Evangelium sind beide Gottes Gaben?

Und wie verhält sich nun dazu das Wort des Apostels, das vor uns steht? Da ist ja doch die Rede eben von Gesetz und von des Gesetzes Forderung und von der Erfüllung dieser Forderung, die an mich ergeht. Da heißt es ja doch, das Gesetz wolle Gehorsam. Der That des Gehorsams aber wird zugeschrieben, daß sie des Lebens Quelle sey—„derselbige wird selig sein in seiner That.“ Da scheint ja dem Glauben auch gar keine Stelle eingeräumt zu seyn. Und ist's ein Wunder, daß St. Jacobus von denen, die den Glauben rühmen, bisweilen so hart ist mitgenommen worden?

Freilich das wollen wir nicht übersehen, daß der theure Apostel da nicht redet schlechtthin von Gesetz, sondern von dem vollkommenen Gesetze. Ja, er fügt zum Wort Gesetz, als ob er's wieder aufheben wollte, das andere, so ganz anders klingende Wort Freiheit und bindet beide gar enge zusammen. Auch redet er gar nicht von einem Erkennen und Wissen dieses Gesetzes der Freiheit, wie man das Gesetz des Buchstabens, die Verordnung, leicht erkennen, verstehen mag. Nein, er sagt, es komme da nicht an auf's bloße Sehen, Ansehen, Einsehen, sondern auf ein Durchschauen.

Aber wie läßt sich Gesetz und Freiheit also verknüpfen? Das Gesetz ist doch der gerade Gegensatz der Freiheit. Es ist ja der Fels, an dem zunächst meine Freiheit sich brechen soll. Es ist das etumal für allemal Festgesetzte, der sichere Pfeiler, der dem Strome meiner Neigungen nicht ausweicht, der sich auch durch die hochgehenden Wogen der stürmischen Erregungen meines Eigensinnens nicht von seiner Stelle verrücken läßt. Die Wogen mögen auch darüber hinfahren—sie zerfließen und sinken schnell in ihr Nichts, aber der Pfeiler steht und bleibt stehen in ewiger, majestätischer Ruhe. Das Gesetz ist eben die feste Mauer, an der meine Willkühr sich den Kopf zerbrechen soll; es ist die sichere Schranke, in der ich meinen Willen seine sichere, entschiedene Bahn gehen lassen muß. Kräfte, jenseits der Schranke verwendet, sind verschwendet. Und das Gesetz kommt zu mir nicht, als ob an ihm etwas vollkommener seyn könnte. Nein, die Unvollkommenheit ist auf meiner Seite. Das Gebot, vom-

Heiligen mir geboten, ist vollkommen, heilig und gut. Da kommt es an mich als die höchste Autorität, als die unbestreitbare Wahrheit. Es läßt mir auch nicht einmal die Freiheit, mit ihm mich zuerst auseinanderzusetzen, ob ich seine Wahrheit, sein Recht an mich anerkennen könne oder wolle. Es ist unendlich älter als ich, es ist von Ewigkeit. Von mir fordert es unbedingte Zustimmung, unbedingte Unterwerfung. Es will auch gar Nichts wissen nur von meinem Hören und Horchen, es will vornweg ein völliges Gehorchen. Es will mich ganz in seinem Besitz, in seinen engen Banden haben. Ich bin sein Eigenthum, sein Diener und kann mich von der Herrschergewalt in keiner Weise wahrhaft frei machen. Ja, ich soll noch im Gesez das Höchste suchen, was ich irgend suchen mag. Es ist Schranke meines Laufens und sein Ziel zugleich. Zum Gesez soll ich hinkommen; was das Gesez mir vorhält, soll ich erreichen und dann „selig seyn in meiner That.“—Ist da noch die Rede von Freiheit? Und doch—der Apostel sagt geradezu Gesez der Freiheit. Da ist also beim Geseze allein nicht stehen zu bleiben. Aber wie stimmen nun die beiden zusammen—Gesez und Freiheit?

Oder meint der Apostel etwa Freiheit vom Gesez, Gesez, das eben Freiheit setzt und statuirt? Nein und Ja, wie du willst.

Das wäre es freilich, was sie sich wünschten auch heute noch, die Kinder des freien Geistes—ein Gesez der Freiheit, wobei sie los wären vom Gesez, das ihnen unerträglichem Zwang ist. Das wäre das tausendjährige Reich, nach welchem sie sich sehnen. Denn des heiligen Gotteswillens Absicht, daß auch wir heilig werden sollen, ist ihnen gering und nichtig. Und der Ausdruck des Willens Dessen, der lauter Licht ist, bei welchem kein Wechsel ist von Licht und von Finsterniß, giebt ihnen noch keinen Eindruck in ihren finstern Herzen. Da ist's noch dunkel und sie tappen im Finstern, und wissen auch nicht, daß die Freiheit, die sie suchen, Knechtschaft ist. Den Grundsatz des fleischlichen Beliebens stellen sie auf als das Gesez ihres Lebens. Die Lust ist das Ziel ihres Dachtens und Trachtens. Aber es geht dabei nicht in die Freiheit, nicht in die Weite; es geht in die Enge; es geht nicht aufwärts in die Region des Lichts, sondern in die Todtengräber; sie machen sich zu Häufe im Staub, im Moder, im Verweslichen. Es ist ein Gesez in ihren Gliedern, des Fleisches Wille, dem sind sie unterthan, dem müssen sie zu Willen seyn. In diesen Zauberkreis sind sie gebannt. Vielleicht sie wollten wohl nicht, aber sie müssen den Dienst thun. Da sie frei seyn wollten, sind sie Knechte geworden. Es wäre Frevel, da von Freiheit reden zu wollen. Der Apostel sagt Nichts von Gesezlosigkeit, wenn er vom Gesez der Freiheit redet.

Und doch—wir lassen's gelten: das Gesez der Freiheit ist uns auch Freiheit vom Gesez. Und der Apostel wird nicht wider uns zeugen. Wenn dir das Gesez nur Gesez ist und nicht Gesez der Freiheit, dann hast du eben nicht, was der Apostel meint. Dann ist dir das Gesez ein Zwang, der von außen an dich herankommt; eine Macht, deren Gewalt du anerkennen mußt; eine Wahrheit, die du vielleicht wohl gerne leugnen möchtest, aber du kannst nicht.

Du mußt dem Geseze Zeugniß geben, aber es ist stillschweigend ein Zeugniß wider dich. Das Gesez ist da und du kannst von ihm nicht loswerden; es ist wie ein Mitbewohner des Hauses, dessen Bürgerrecht im Hause sich nicht leugnen läßt, dessen Nähe aber doch beengend ist. Es ist ein scharfer Richter, dem du um der Strafe willen Augendienst leistest, aber du gingest ihm am Liebsten aus dem Wege, wenn du nur könntest. Gesez ist da und die „eiserne Nothwendigkeit“ und der Zwang, den du dabei tragen mußt, aber—das wird doch Niemand Gesez der Freiheit nennen wollen! Der Apostel gewiß am wenigsten. Das ist Knechtschaft und dabei ist Furcht im sauren Dienste. Den Zustand will der Apostel nicht. Er will vielmehr fröhliche, freudige Freiheit von diesem Zustand. Denn er will nicht eben Gesez, sondern Gesez der Freiheit. Das erst ist ihm das Vollkommene. „Bei jener That des rechtlichen Gehorsams kennt er auch keine Seligkeit, weil keine Freiheit.“

Und wir sagen's noch einmal—der Apostel will Freiheit vom Gesez, nämlich von allem Gesez und Gesezeswesen, daran das Unvollkommene hängt und klebt. Bist du etwa frei in der wahren Freiheit, wenn du zwar in deinem Innern gebunden bist durch das Gesez, aber durch äußerliche Gesezeswerke von des Gesezes Machtwort und verurtheilender Kraft dich losmachen willst? Das Gesez will dich; es ist das Verhältniß zwischen dir und dem Geseze nicht, was es seyn soll, so lange du statt deines eigenen Ich etwas Anderes dargiebst. Du bist damit vom Geseze nicht frei; du hast ihm sein Genüge nicht geleistet. Die Forderung des Gesezes ist die Einheit deines Willens mit Gottes Willen. Kannst du dafür ein Anderes substituiren? Sollen Opfer und Gaben ein Aequivalent seyn für dich? Mag sich in ihnen abspiegeln die Heiligkeit dessen, was von dir gefordert ist, mögen sie Zeichen seyn deiner Hingebung an's Gesez, so sind sie doch nicht mehr. Sie sind nur Schattenbilder. Du bist durch sie nicht innerlich frei geworden. Es geht dabei doch nur Etwas außer dir vor, aber damit ist dir und dem Geseze nicht gebient. Die Spannung zwischen dir und dem Geseze ist damit nicht aufgehoben. Und das Gesez, das dir mit diesem Dienst der Opfer dein Gewissen erleichtert, das ist nicht das „vollkommene“, von dem der Apostel redet. Das ist nur ein Schatten von dem, das da kommen sollte. Und würde dich das Gesez der Vollendung etwa frei machen vom Gesez, weil ein Anderer es für dich erfüllte? Da hättest du nicht verstanden, daß seine Freiheit, mit der er das Gesez erfüllt, eben die Deine werden muß, oder du wirst nicht frei und bleibst unter dem Fluche des Gesezes; du hättest noch nicht durchgeschaut in's vollkommene Gesez der Freiheit.

Und gewiß—der Apostel, der von einem „selig seyn in der That“ redet, der will überhaupt Nichts von einer Freiheit wissen, die das Gesez auflöset, die dich losbände vom Gehorsam gegen das Gesez. Auch Christus, der doch des Gesezes Ende ist, hat nicht aufgelöst, sondern erfüllt und hat uns kein Recht gegeben, einen Buchstaben abzuthun vom Gesez. Wer des Christen Freiheit vom Gesez also mißdeuten will, der bricht den Stab über sich selbst. Aber sollte es nöthig seyn, vor solchem Betrüge zu warnen? Ja, weil der

Apostel schon solche kannte, denen ihre Freiheit ein Deckmantel der Bosheit war; wenn nur nie ein Mißbrauch mit dem theuren Worte gemacht worden wäre, oder gemacht würde: Das Blut Jesu Christi macht uns rein von allen Sünden! Da macht man den Glauben; des Herzens Zustimmung zum Heilgehalt der Schrift, das Bekenntniß der heilsamen Lehre zum Gesetz. Und dabei bleibt man; und das ist wohl gut. Aber man bleibt auch dabei stehen. Das ist denn doch nichts Anderes, als daß wir unsere Sünden auf Christi Kreuz legen, nicht aber Christi Kreuz auf uns, dem lieben Herrn in freudiger Selbstverleugnung nachzufolgen. Und hält das sich selbst betrügende Herze nicht tausendmal seine äußere Zustimmung zur Wahrheit des Evangeliums für Glauben? Oder hat man nicht an frommer, wenn auch noch so flüchtiger Seelenstimmung gar oft eine geheime Genugthuung; der man sich gerne getröstet, wenn das Gesetz den Stab über uns bricht. Da ist man aber doch nicht frei von sich, nicht frei von Eigenliebe; man gründet nicht in Christi Gerechtigkeit alles Recht und darum hat man eben nicht die Freiheit vom Gesetz und kommt nicht zum Gesetz der Freiheit.

Was ist nun dies Gesetz der Freiheit, das dem Apostel das vollkommene ist? Gesetz ist es, aber dabei Freiheit. Nicht eine Freiheit vom Gesetz, außer sofern sie ganz dasselbe ist mit Freiheit im Gesetz. Nicht ein Zustand, da dem Gesetz sein Recht genommen ist. Wohl aber ein Zustand, da das Gesetz kein Recht hat wider dich; nicht daß du außerhalb des Gesetzes wärest, sondern gerade im Gesetze. Ja, wenn du dich ganz im Gesetze zu Hause weilst, darin als in deinem rechten Lebenselemente dich bewegst, wenn des Gesetzes Natur deine Natur geworden ist, wenn dein Wille und des Gesetzes Wille ganz in Eins gegangen, dann hast du, was der Apostel meint: das Gesetz der Freiheit. Selig, wer nach dem ganzen Menschen Lust hat am Gesetz des Herrn! Selig, wer sagen kann, weil er's erlebt: seine Gebote sind nicht schwer!—Und wer in dies Gesetz durchschaut, der ist auch wahrhaft frei. Denn der ist los von aller fremden Gewalt, die den Geisteswillen binden wollte; er ist los von aller Sklaverei des Fleisches, er ist frei von allem Druck und aller Unruhe des Gewissens. Das ist die innerste, die höchste, die seligste Freiheit, eine Freiheit der Kinder Gottes.

Wer möchte nicht „durchschauen“ in dies Gesetz der Freiheit? Wer aber fühlt nicht, daß er weit, weit weg ist von diesem vollen Einblick in ein Geheimniß des Reiches Gottes? Meint man auch, je und je ihm näher zu seyn, so muß man mit Schmerzen erfahren, es fehlt am „Beharren,“ man ist eben ein „vergeßlicher Hörer.“ Noch sind die alten Ketten da, noch fehlt die rechte volle Freiheit. Aber man lernt doch vergessen, was dahinten ist. Man steht der Freiheit Krone schimmern von ferne. Ihr Gold ist lauter Herrlichkeit, die vollkommene Reinheit, Wahrheit, Unwandelbarkeit des Gesetzes selbst. Aber man weiß auch—je näher dem Ziele, desto freier von uns selbst, desto weniger im eigenen Licht, Kraft, Leben. Zu dieser Freiheit kommt man nur durch die enge Pforte, vor der aller Ballast der eigenen Gerechtigkeit im Gesetz nieder-

gelegt werden muß; nur durch den Gehorsam des Glaubens, der Alles nur findet in ihm, den Jacobus (2, 1) aller menschlichen Schwachheit, Niedrigkeit, und aller Menschen Eitelkeit und Anmaßung gegenüber den Herrn der Herrlichkeit nennt. Wer durchschaut in das vollkommene Gesetz der Freiheit, der weiß am wenigsten vom eigenen Ich, zu sagen, sondern vielmehr: nicht ich, sondern Christus in mir! Selig, in wem der Geist die Geschäfte des Fleisches tödtet und wer in solcher lebensvollen, thatkräftigen Freiheit steht. Denn der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Selig der, den das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu, hat frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes; von dem das Wort gilt: ich bin durch das Gesetz dem Gesetz gestorben, auf daß ich hinfort Gott lebe! Ja, der wird selig sein in seiner That.—

Philadelphia.

W. J. M.

(Aus der Evangelischen Kirchenzeitung.)

Die gegenwärtigen religiösen Erweckungen und Bewegungen in der schwedischen Kirche.

(Schluß.)

II. Die durch die religiösen Erweckungen und Bewegungen hervorgerufenen oder wenigstens mit ihnen in Verbindung stehenden religiösen Richtungen.

Da es der allgemeine Charakter der bis jetzt beschriebenen Bewegungen ist, daß sie im Gegensatz zum Unglauben und der geistigen Erstorbenheit ein gläubiges Festhalten an der christlichen Wahrheit und ein tieferes Durchdrungen und Erneuertseyn durch dieselbe fordern und zu befördern suchen, so giebt es unter ihnen mehrere Parteien oder Richtungen, die entweder diese Forderung verschieden auffassen oder in verschiedener Weise dieselbe durchsetzen wollen. Wir können uns hier nur mit solchen Richtungen beschäftigen, denen eine größere Zahl von Anhängern zugethan ist und die eine solche Ausbreitung gewonnen haben, daß sie für die Kirche von Bedeutung sind.

Diese Richtungen zerfallen in solche, welche von vornherein eigenthümliche, dogmatische, von der Kirchenlehre abweichende Meinungen und praktische Grundsätze angenommen haben und somit außerhalb der Kirche stehen, und in solche, welche, wenn sie auch bei einzelnen Personen und in einzelnen Stücken sich mitunter von der Kirchenlehre leicht verirren können, dennoch im Ganzen auf dem Boden der reinen lutherischen Lehre sich befinden und innerhalb der Kirche bleiben wollen.

Zu der letztern Klasse gehören besonders zwei merkwürdige Richtungen, die in Schweden in der letzten Zeit unter dem Namen Schartauismus und Evangelicismus bekannt worden sind.*

Der Schartauismus hat seinen Namen von dem obengenannten Probst H. Schartau, und ist die Frucht seiner außerordentlich großen Einwirkung auf einen bedeutenden Theil des schwedischen Volks, der sich nach ihm gebildet hat, seine Lehrweise angenommen und ihn als einen außerordentlich erleuchteten und gesegneten Boten Gottes an die Menschen verehrt.

Was zuerst die eigenthümliche Lehrweise der Schartauauer betrifft, so sind die persönlichen Eigenthümlichkeiten des Meisters allzusehr auf seine Schüler übergegangen. Dies zeigt sich oft schon in der äußern Form und Anordnung einer Predigt. Da namentlich Schartau als Homilet sich oft durch eine gewisse Ungenauigkeit in der logischen Disposition durch eine große Menge von Abtheilungen und Unterabtheilungen und durch sehr strenge Scheidung zwischen der Abhandlung und dem Ujus oder der Nutzenanwendung auszeichnet, † so haben manche seiner Schüler sich diese Methode und überhaupt den Gedankengang und die Eigenthümlichkeit des Meisters so genau und vollständig angeeignet, daß man oft nur sehr wenig von einer Predigt zu hören braucht, um den Prediger als einen Schüler Schartau's zu erkennen. Noch bedeutungsvoller ist aber eine andere Eigenthümlichkeit dieser Richtung, die sich mehr auf den Inhalt der Predigt bezieht. Da die durchgreifendste theologische Bedeutung Schartau's, wie schon oben bemerkt ist, darin besteht, daß er die subjectiven religiösen Zustände und Erfahrungen der Menschen mit der größten Tiefe und Genauigkeit erörtert hat, so ist es ein Kennzeichen der nach ihm benannten Richtung, daß sie diese Erörterung in der christlichen Predigt sehr betont und die subjective Entwicklung der christlichen Frömmigkeit nach der Weise und oft ganz genau in den Ausdrücken Schartau's mit besonderer Vorliebe auseinandersetzt. Die Heilsordnung bildet daher einen immer sehr hervorragenden Hauptpunkt in den Predigten. Man zeigt nicht nur mit großem Fleiß, daß der Mensch, um selig zu werden, berufen, zur Armuth im Geiste, zur Rechtfertigung und Heiligung geführt und dann in der Gnade bewahrt werden muß,

* Da diese beiden Richtungen sich gewöhnlich als den eigentlichen Kern der lutherischen Kirche betrachten, so wollen sie in der Regel selbst keinen besondern Namen haben. Den Gebrauch der hier angeführten Namen findet man daher gewöhnlich nur theils unter denen, die zu keiner von diesen Richtungen gehören, und theils in der Weise, in den Richtungen selbst, ohne selbst einen Namen haben zu wollen, dennoch die andere Richtung mit dem betreffenden Namen bezeichnet.

† Nachdem in dem vorbereitenden Theil der Predigt ein Bibelspruch (der Eingangsspruch) sehr genau und vollständig analysirt und erklärt ist, wird in den Predigten Schartau's zuerst, nach der Vorlesung des Textes, das Thema, das gewöhnlich, oft wörtlich, aus dem Eingangsspruche genommen ist, in allen seinen Theilen ohne Anwendung und Application sehr objectiv, ruhig und theoretisch durchgeführt, und dann folgt erst am Ende der Predigt die Nutzenanwendung durch eine besondere Ansprache an die verschiedenen Hauptklassen der Zuhörer, die Gottlosen, die Erweckten und die bereits Gläubigen.

sondern auch, wie dieses geschehen soll, wobei dann ausführliche Beschreibung und genaue Kennzeichen der verschiedenen Abtheilungen und Unterabtheilungen des Heilwegs gegeben werden, damit der Mensch sich nicht zu schnell als ein Kind Gottes betrachte und sich die Seligkeit der Gotteskindschaft in todttem, falschem Glauben aneigne, sondern sich nach den Kennzeichen, die er an sich aufzuzuchen hat, prüfe und dadurch wisse, welche Verheißungen oder Drohungen auf ihn Bezug haben.

Ueber das äußere religiöse und kirchliche Benehmen der Schartauischen Richtung ist Folgendes zu bemerken:

Die Schartauauer sind sehr streng in der Auswahl von Erbauungsbüchern und lesen außer der Bibel vorzugsweise die Schriften von Luther, dem württembergischen Prälaten M. F. Noos und insbesondere die von Schartau. Sie verwerfen den größten Theil der sonst in der schwedischen Kirche anerkannten und gebrauchten Erbauungsschriften. Ein Ungelehrter, der dieser Richtung angehört, liest gewöhnlich keine Bücher, die nicht von einem in der Richtung angesehenen Mann empfohlen sind.—Im Verkehr mit andern Menschen, die nicht zu ihrer Partei gehören, es mögen sonst noch so lebendige und gute Christen seyn, sind die Schartauauer sehr verschlossen und zurückhaltend, lassen sich aber, wenn sie sprechen wollen, lieber in eine anständige und würdige Unterredung über weltliche Dinge ein, als über geistliche, theils um nicht geistliche Dinge durch viel unnützes Sprechen zu profaniren, theils um der Gefahr zu entgehen, durch geistliche Unterhaltung mit falschen schwankenden und unbefestigten Christen selbst Schaden zu nehmen oder ihnen Anlaß zu geben, das Gesagte zu mißbrauchen.—Sie verwerfen die Conventikel, weil durch dieselben Oberflächlichkeit, Schwankungen und Ausschweifungen in der Lehre leicht befördert werden, und weil sie gewöhnlich mehr dazu dienen, das Gemüth des wahren Christen zu zerstreuen und seinen Sinn vom Innern weg und auf das Äußere hinzulenken, als wahre und gründliche Erbauung zu befördern.—Sie nehmen nicht Theil an der freien Vereinswirksamkeit für sittliche, religiöse und kirchliche Zwecke, an Mäßigkeits- und Enthaltensvereinen, an Missionsvereinen, Traktat- und Bibelgesellschaften und dergleichen; und als Gründe dieser Theilnahmslosigkeit führen sie an theils die durch eine solche Wirksamkeit entstehende geistliche Zerstreuung und die Gefahr, durch Betheiligung an solchen Vereinen mit falschen und unbefestigten Christen in einen schädlichen Verkehr zu kommen, theils die schwer zu vermeidende Gefahr, die freie Vereinswirksamkeit als Kennzeichen lebendigen Christenthums anzusehen und dadurch verleitet zu werden, sich selbst und andere Mitglieder der Vereine als wahrhafte Christen zu betrachten und zu begrüßen, da doch vielleicht die Meisten kaum die ersten Schritte auf dem zum wahren Christenthum führenden Wege gemacht haben, und theils endlich auch mehr objective Zweifel über die Zweckmäßigkeit und Berechtigung einzelner sich verbindender Personen, in solchen Sachen einzugreifen, die nicht die Pflicht der Einzelnen, sondern die Gesamtpflicht der Kirche sind.

Dieser Richtung gegenüber steht jetzt in Schweden die sog. Evangelische. Wie der Name andeutet, zeichnet sich diese durch eine freiere evangelische Anschauung und Auffassung des Christenthums aus. Es ist aber nicht leicht, diese Partei genau und richtig zu beschreiben, weil sie, da sie keinen bestimmten, zuausschließlicher Anerkennung und Auctorität gekommenen Hauptführer hat, sondern durch mehrerlei Einflüsse von verschiedenen Personen und Orten getragen und fortgeführt wird*, eines bestimmt und genau ausgeprägten Charakters entbehrt und in sich mehrere Nuancen und Verschiedenheiten hegt. Als einen allgemeinen Charakter können wir jedoch im Gegensatz zum Schar-tanismus Folgendes bezeichnen.

Diese Richtung betont am meisten die objective Versöhnung Christi. Was er für uns gethan und gelitten hat, die hohe Bedeutung und Gültigkeit seines Leidens und Wirkens, unser Recht und unsere Pflicht, freudig alle Zweifel alle Sorge und Betrübniße zu überwinden und dreist und freimüthig an Christum und die Vergebung unserer Sünden durch ihn zu glauben, die weil wir, wenn wir nur dies thun, gerechtfertigt und selig werden, das sind die immer wiederkehrenden Grundgedanken dieser Richtung. Die Schar-tauische Lehrweise von den Stufen der Bekehrung wird ganz und gar verworfen, weil sie, wenn auch insofern wahr und richtig, daß das Christenthum bei den Einzelnen sich oft in dieser Weise sich ausbildet, dennoch praktisch schädlich sey, sowohl darum, weil man durch diese Predigtweise den Geist Gottes an eine bestimmte Methode binden will, da er doch nicht immer die Menschen in ganz derselben Weise zum Glauben und zur Seligkeit führt, als darum, weil der Mensch durch diese Lehrweise unter dem Joche des Gesetzes gehalten wird, da er, weil er dieses oder jenes Moment der Schar-tauischen Heilsordnung nicht gehörig durchgemacht hat, nicht an Christum zur Seligkeit glauben darf, sondern warten soll, bis die vorgeblich noch fehlenden Erfahrungen eingetreten sind;—und endlich noch darum, weil der Mensch durch diese Betonung der inneren Lebensentwicklung und die stete Aufmerksamkeit auf die damit verbundenen Erfahrungen allzu leicht dazu verleitet wird, den einzigen Grund unserer Seligkeit aus dem Auge zu verlieren und in selbstgerechter Weise seine Seligkeit auf sich selbst, seine Buße, seine Erfahrung und Entwicklung zu bauen. Da die Schar-tauische Richtung, aus Furcht, daß der Mensch zu schnell glaube und sich voreilig als ein Kind Gottes ansehe und dadurch in eine Sicherheit einschlafe, die um so gefährlicher ist, je mehr sie den Schein des wahren Christenthums hat, die Menschen vorzüglich zu tiefer und ernster Selbstprüfung auffordert und sie vor

* Als einen einflussreichen Mann dieser Partei, der zugleich als Hauptführer einer in Schweden und in Finnland verbreiteten Fraction derselben anzusehen ist, nennen wir einen finnländischen Geistlichen, Hedberg, der sich besonders durch eine sehr heftige Polemik gegen den Pietismus bekannt gemacht hat, der aber in seinem Eifer nicht nur Spener, Schar-tau u. dgl. Männer, sondern überhaupt alle solche Kirchenlehrer als Pietisten bekämpft, welche in ihren Predigten in irgend einer Weise die Nothwendigkeit der Buße hervorheben und die herkömmliche Lehre von der Heilsordnung vortragen.

einer zu schnellen Tröstung durch das Evangelium und einem voreiligen falschen Glauben warnt und überhaupt einen ernsten, warnenden und züchtigenden Charakter hat, so zeichnet sich die evangelische Richtung dadurch aus, daß sie, aus Furcht, daß ein geängsteter und betrübter Sünder ohne Trost und Hilfe in seiner Noth verschmachten möchte und die ihm bestimmte und im Evangelium enthaltene Tröstung ihm entzogen werde, die Menschen vorzüglich tröstet und aufrichtet und überhaupt einen fröhlicheren und liebevolleren Charakter hat, wobei es aber mitunter geschieht, daß manche* die Tröstung so weit treiben, daß sie die Nothwendigkeit der Buße übersehen und sich in dieser Weise des Antinomismus schuldig machen.

Auch in Bezug auf die äußere Bethätigung des Christenthums ist die evangelische Richtung in manchen Beziehungen der grade Gegensatz des Schar-tanismus. Sie erlaubt sich in der Regel eine weit größere Freiheit und Unabhängigkeit in Bezug auf das Lesen religiöser Bücher und Schriften. Die Mitglieder dieser Richtung lesen gern alles, wodurch sie sich in irgend einer Weise geistlich erleuchtet und gefördert glauben. Nur die Schriften von Schar-tau u. dergl. können sie natürlicher Weise nicht lieb gewinnen und empfehlen, obgleich einzelne Personen auch von diesen Schriften Kenntniß nehmen.—Im Verkehr mit Anderen sind „die Evangelischen“ heiterer und fröhlicher, als die Schar-tauaner, und sehen es als eine theure und liebe Pflicht an, vor allen Menschen von der Liebe Gottes und der ihnen zu Theil gewordenen Gnade zu zeugen; und finden sie irgendwo Jemanden, der in der Hauptsache mit ihnen einig zu seyn und die Gnade Gottes erfahren zu haben scheint, so sind sie mit den liebevollsten und bedeutungsvollsten Anreden, wie z. B. „lieber Bruder in Christo“ u. dergl., nicht sparsam, da die Schar-tauaner dagegen, aus Furcht, möglicherweise einen Heuchler als Bruder in Christo zu begrüßen und ihn dadurch in seiner Heuchelei zu bestärken, sich fast niemals eine solche Anrede erlauben.—„Die Evangelischen“ lieben und besuchen fleißig die Conventikel, die unter ihnen in fast allen Theilen des Landes gehalten werden. Sie interessieren sich sehr für christliche Vereinswirksamkeit und bilden an manchen Orten die Hauptstütze der jetzt in Schweden bestehenden christlichen Vereine.

* Zu der Zahl dieser gehört der obengenannte Hedberg. Er läugnet zwar theoretisch die Nothwendigkeit der Buße nicht, giebt sich aber überhaupt in seiner praktischen Wirksamkeit damit nicht ab, durch die Predigt des Gesetzes Buße und Reue hervorzurufen, sondern scheint fast die ganze Welt als lauter bußfertige und reuige Sünder, als lauter heängstete und zerbrochene Gewissen anzusehen, die man nur zu trösten und zu beruhigen und zum freimüthigen Glauben zu ermuntern hat. Mehrere seiner Anhänger, besonders unter den Angelehrten, gehen noch weiter, und scheinen ganz und gar die Buße zu verwerfen. In der Provinz Helsingland in Schweden gab es vor einigen Jahren eine kleine Partei (und es giebt wahrscheinlich noch einzelne), bei welcher diese antinomistische Gesinnung in einer eigenthümlichen Weise hervortrat. Sie behaupteten nämlich, daß ein Christ nicht beten soll, weil dies etwas Geseßliches sey und nur denen zusiehe, die die Gnade Gottes nicht empfangen haben. Ein Christ dagegen, der schon die Gnade und die Seligkeit hat, solle nur danken, loben und frohlocken.

Es leuchtet ein, daß diese beiden so eben beschriebenen Richtungen, welche in Schweden eine bedeutende Ausbreitung gewonnen haben, in manchen Beziehungen mit dem Methodismus und Herrnhutismus verglichen werden können. — Die Schartauische Richtung hat sich, wie der Einfluß Schartau's überhaupt, am meisten in den westlichen Provinzen Schweden's verbreitet. Die evangelische Richtung dagegen ist unter den Erweckten in den nördlichen Theilen des Landes besonders vorherrschend geworden. Es sind aber jetzt diese beiden Richtungen in fast allen Provinzen Schweden's verbreitet. Wo sie an einem Orte neben einander bestehen, treten sie oft ziemlich schroff und abstoßend gegen einander auf. An anderen Orten werden sie durch die gegenseitige Berührung abgeschwächt, nähern sich einander und bilden in dieser Weise eine vermittelnde Richtung. — Es sind in Schweden und in Finnland, wo dieser Streit besonders lebhaft geführt ist, mehrere Schriften erschienen, welche entweder eine der streitenden Parteien vertreten oder einen vermittelnden und versöhnenden Standpunkt einnehmen.

Von anderen unbedeutenderen religiösen Richtungen in der schwedischen Kirche nennen wir nur im Vorbeigehen den Hoosianismus und einen von Jacob Böhme stammenden Mysticismus. Bei dem Hoosianismus, der unter den Bauern in einer Provinz vorkommt und durch den heftigen und erschütternden Bussprediger Hoop seit den ersten Decennien dieses Jahrhunderts hervorgerufen ist, finden wir geringere Gemüthstiefe und ein ziemlich einseitiges Betonen von Außerlichkeit (Tracht, Gebährden u. dergl.), sonst aber keine besondere Eigenthümlichkeiten. Der Mysticismus stammt aus älterer Zeit her und steht mit den neueren Bewegungen überhaupt in keinem anderen Zusammenhang, als daß er an einigen Orten sich ihnen angeschlossen, aber auch durch sie einige seiner übrigens nicht zahlreichen Mitglieder verloren hat.

Wir gehen nun zu denjenigen Parteien über, die sich außerhalb der schwedischen Landeskirche befinden. Wir können uns über diese kürzer fassen, da es eigentlich nur bekannte Parteien sind, die in Schweden keine andere Eigenthümlichkeiten haben, als daß sie mit den obengenannten religiösen Erweckungen und Bewegungen in Verbindung stehen.

Unter diesen nennen wir zuerst die Separatisten, die, ohne von der lutherischen Lehre abzufallen, sich von der Landeskirche getrennt haben, entweder wegen vorgeblicher Irrthümer in der Agende und dem Katechismus der schwedischen Kirche oder weil die Kirche zu viel Gottlosigkeit in sich duldet. Die Zahl dieser Separatisten, die man besonders in Dalecarlien, und einigen nördlichen Provinzen findet, ist nicht so bedeutend, und da man damit beschäftigt ist, diejenigen Gebrechen, über welche sie sich mit einigem Rechte beklagen konnten, abzustellen, so werden sie wahrscheinlich nicht lange als eine getrennte Partei bestehen können. Viele von ihnen sind auch bereits durch den Einfluß ausgezeichneten Prediger zur Landeskirche zurückgetreten. Der größte Schaden, den sie der Kirche gethan haben, besteht darin, daß sie dem Baptismus den Weg bahnten.

Der Baptismus hat sich in den letzten Jahren ziemlich schnell in Schweden verbreitet, hauptsächlich an denjenigen Orten, wo vorher Separatismus entstanden war. Da die Separatisten, die meist Bauern sind, wegen der Separation sich der Hülfe der Kirche oder ihrer Geistlichen zur Vertheidigung und zur Widerlegung der baptistischen Lehrsätze nicht mehr bedienen konnten oder wollten, sondern ohne tiefere Kenntnisse, ohne theologisches Wissen sehr vereinzelt da standen, wurden sie in der Regel den Baptisten eine leichte Beute. Diese haben es auch nicht unterlassen, sich dieser Gelegenheit zu bedienen, sondern vorzüglich an solche Orte ihre Missionare gesandt, wo zwischen der Kirche und einzelnen ihrer Glieder in irgend einer Weise Zwiespalt entstanden war. Ohne diese ihnen so günstige Lage würden sie nie eine solche Ausbreitung gefunden haben. Da die Baptisten noch nicht öffentlich aufgetreten sind, sondern sich noch als eine heimliche Secte im Lande verbreiten, können wir ihre Zahl nicht näher bestimmen. Die Angabe eines Baptisten, daß die Zahl bereits 1000 Personen betrage, scheint übertrieben zu seyn.

Den Mormonismus, der auch in Schweden Eingang gefunden hat, finden wir nur in Stockholm und in der Provinz Schonen. Diese Secte ist durch eine Mission aus Dänemark nach Schweden verbreitet und bildet eine besondere, von den obengenannten Erweckungen ganz unabhängige religiöse Erscheinung. Die Zahl der Mormonen ist in Schweden unbedeutend, und manche von ihnen, wenigstens in Stockholm, wissen von den mormonischen Lehrsätzen nichts mehr, als daß sie Buße thun sollen und sich wieder taufen lassen.

Da die übrigen Confessionen Secten und Religionen, die in Schweden sind (Katholiken, Reformirte, Swedenborgianer, Herrnhuter, Juden), nicht mit den hier auseinandergesetzten Bewegungen in Berührung stehen und sonst nichts Neues und Eigenthümliches darbieten, brauchen wir von ihnen hier nicht zu reden.

Zur Pädagogik.

(Aus einem kleinen vor 7 Jahren in Deutschland erschienenen pädagog. Büchlein.)

Es ist viel darüber gestritten worden, ob die Noth in der Schulstube zu entbehren sei, und man hat ganze Abhandlungen geschrieben, um ihre Nothwendigkeit zu beweisen. Die richtige Antwort ist jedoch meines Erachtens alsbald gefunden, wenn wir nicht bei unserer Erwägung nach einer Entscheidung hinsteuern, welche wir uns schon vorweg als die wahre und wünschenswerthe zum Ziele gesetzt haben.

Ich möchte statt allen Streitens jeden Lehrer fragen, ob er nicht die Schule für die beste halte, in welcher körperliche Züchtigungen selten oder gar

nicht vorkommen, und ob er es wünsche, daß man ihm bei seinen körperlichen Strafen zuschäue, oder daß ihn ein Revisor dabei überrasche. Ich möchte fragen, ob der Lehrer an Tagen, wo er die Ruthe vielfach gebraucht hat, seine Schule mit wahrer Herzensfreude schließen kann, und ob es ihm nicht innerlich viel wohler ist, wenn er sagen darf: Heute habe ich einmal kein Kind mit Schlägen gezüchtigt.—Giebt es einen jämmerlicheren Schluß als den: Weil die Kinder zu Hause von ihren Eltern geprügelt werden, so müssen sie auch in der Schule die Gewalt des Stodes empfinden!—Auch in diesem Stücke macht der Glaube selig und thut Wunder. Hat der Lehrer den festen Glauben, daß es möglich sey, auch ohne den Stock zu unterrichten und zu erziehen, so wird die Erfüllung diesem Glauben entsprechen; hat er aber den Glauben nicht, so wird auch seine Schule fort und fort vom Wehgeschrei mißhandelter Kinder wiederhallen.

So weit sind doch die meisten gekommen, daß sie in der Religionsstunde den Stock ruhen lassen. Ich aber denke, daß wir jede Stunde als Religionsstunde betrachten und so benutzen sollen, daß sie uns mit Gott verbinde. (Religion, religo = ich verbinde.)

Das Wort „Schule“, welches aus dem Griechischen stammt, bedeutet ursprünglich soviel als: Ruhe, Feier von körperlicher Arbeit, und die freisinnigen Athener hatten ein Gesetz, welches dem die Todesstrafe zuerkannte, der durch frechen, unberufenen Eintritt eine Schule störte und entweihete.

Das giebt uns viel zu denken. Mit dem Eintritt des Kindes in die Schule beginnt eine neue Lebensperiode, denn von nun ab wird thatsächlich erkannt, daß es geistiger Natur ist, daß die Bildung des Geistes ihm als Menschen nothwendig gehöre, und was ihm früher ursprünglich und unbewußt innewohnte, Sprache, Elternliebe, Gehorsam, es wird ihm gegenständlich zur bildenden Betrachtung und Erkenntniß vorgeführt oder planmäßig gepflegt. Diese Bildung und Pflege des Geistes setzt jene Ruhe und Sabbathstille voraus, auf welche ursprünglich der Name „Schule“ hinführt, und die Übung der Geistesfähigkeiten kann nur gedeihen, wenn das alltägliche Treiben der Außenwelt vor der Schulküre bleibt. Dringt es jedoch hinein und behauptet es die Herrschaft im Ungehorsam der Kleinen, in Spielereien, Zerstreuung oder frechem Gezänke, und wird diesem Eindringen durch Ungeacht, Trägheit und rohes Wesen des Lehrers selbst die Pforte geöffnet, dann darf's uns nicht wundern, wenn die Schule ihrem Namen widerspricht und ihren Zweck unerfüllt läßt.

Aber wie soll man den Lehrer strafen, der selbst an jedem Tage durch seinen Eintritt die Schule entweihet, dessen Walten und äußere Erscheinung deutlich Zeugniß giebt, wie weit sein Herz von gottinniger Sabbathruhe entfernt ist und wie nahe es dagegen dem sinnlichen Treiben der Welt steht?

Es giebt verhältnißmäßig wohl nur wenige Menschen, die sich selbst nicht gerne sprechen hören, und das Vielplaudern ist ein so allgemeiner Fehler, daß man in einer größeren Gesellschaft gewiß immer Mehrere findet, welche kaum einen Andern zu Worte kommen lassen möchten. Insbesondere hat das Sprechen vor Vielen und zu Vielen einen ganz anzüglichen Reiz und schmeichelt der Eitelkeit nicht wenig. Es giebt den privilegierten Sprechern ein gewisses Selbstgefühl, welches in dem Bewußtsein der durch die Sprache ausgeübten geistigen Herrschaft beruht und nicht selten auf die ganze Haltung und äußere Erscheinung seinen Einfluß erstreckt.

Wer zu viel spricht und Andere nicht zum Worte kommen läßt, ist jedoch in sofern stets im Nachtheil, als er sich hingiebt, ohne dafür zu erfahren, was Andere denken, und ohne von ihnen zu lernen.

Wer spricht, und wer besonders zu Vielen redet, dessen Geist sitzt oft in solchem Grade auf und in der Zunge, daß er Ohren hat und während des Sprechens nicht hört, daß er Augen hat und nicht sieht. Brauchte der Redner namentlich die letztern mehr, so würde er besser wissen, wenn es Zeit ist zu schweigen. Nur wenige, begabte Menschen erlangen es durch Übung und ernste Willenskraft, daß sie reden und doch zugleich hören und scharf sehen.

Der Lehrer mag in dieser Hinsicht auf sich selbst Acht haben. Wohl ist es sein Beruf zu sprechen, aber er möge sich nicht verleiten lassen, vor der Kinderschaar als Prediger aufzutreten und mit Selbstgefälligkeit seiner eignen glatten Rede zu lauschen. Er möge bedenken, daß sein Sprechen den Zweck haben muß, die Kinder zum Sprechen zu bringen, und daß er den geistigen Standpunkt derselben, ihr Gemüths- und Seelenleben, nur dann vollkommen kennen lernt, wenn sein Wort das ihrige weckt. „Sie habe ich zum Ueberdruß kennen gelernt, nicht aber die stummen Kinder,“ sagte einst ein Revisor zum sprechseligen Lehrer!—Man lasse die Kinder reden, um sich zu überzeugen, ob sie begriffen haben, was sie doch begreifen sollten.

Der sprechende Lehrer lerne aber auch neben und mit der Zunge noch Augen und Ohren gebrauchen, damit er den Eindruck seiner Worte aus den Gesichtern lese, den Stumpfsinn und die Unaufmerksamkeit wahrnehme und den Muthwillen höre.

Die Wuth, mit welcher früher das Katechisiren empfohlen und betrieben wurde, hat uns auch mit so vielen sprechwüthigen Lehrern beglückt!

Kinder haben als solche ihr Gewissen noch außer sich, d. h. in den Erwachsenen. Wie sie von diesen leiblich hoch überragt und an Kräften weit übertroffen werden, so stellen sie ihr sittliches Urtheil auch dem der Erwachsenen unter. Wie sollte und könnte es anders sein? Täglich und stündlich muß das Kind die Hilfe des Vaters oder der Mutter in allem Irdischen beanspruchen, und wie es dadurch gezwungen wird, sein leibliches und geistiges Unvermögen anzuerkennen, so wird es zugleich gedrängt, sein sittliches Urtheil nach dem der Erwachsenen auszubilden. Auch im Kinde lebt und strebt der Trieb, geachtet

zu werden, und zwar zunächst nicht von Seinesgleichen, sondern von Denen, die ihm selbst als höhere Wesen vorkommen, von den Eltern insbesondere, und von den Erwachsenen überhaupt. Was diese loben oder tadeln, scheint und ist ihm Lob- oder tadelnswerth, und in dem Maße, in welchem diese mit ihm zufrieden sind, ist es auch mit sich selbst zufrieden. Darum will das Kind in seinem Thun und Lassen von den Erwachsenen, zunächst von den Eltern, bemerkt sein; darum beobachtet es aber auch mit aufmerksamen Blicken Alles, was die großen Erdengötter wirken, schaffen und reden. Insbesondere ist es der Vater, als ernstes Haupt der ganzen Familie, nach dessen Beifall die Kinder streben, dessen Urtheil ihnen untrüglich ist, dessen Worte und Thaten kopirt werden. Alle wollen von ihm Beachtung, und sein Lob, sein Tadel giebt allen Dingen größeren oder geringeren Werth. So wird die Jugend in ihrem sittlichen Urtheile durch uns bestimmt, so bildet sich das Gewissen nach dem Wort und Beispiel der Erwachsenen, jeder Mensch ist somit ein Erzieher, und die Erziehung hat diese Thatsache so zu benutzen, daß endlich der Heranwachsende zur Selbstständigkeit gelangt, und somit den Maßstab, wonach er Thaten und Dinge schätzt, nicht bloß in Anderen finde, sondern auch in sich selbst, und die Achtung oder den Beifall Anderer nur dann als wünschenswerth erstrebt, insofern ihm diese Anderen selbst achtungswürdig erscheinen. Das Kind will vorerst nur von Denen gelobt und geachtet sein, welche hoch über seinem Urtheil stehen und ihm als absolut vollkommen erscheinen; diese sind der Spiegel, in dem es die Welt und die Handlungen erblickt,—und so tritt es mit erschreckender Klarheit vor unsere Seele, daß Alles, was wir Erwachsene in Gegenwart der Kinder thun, eine folgenreiche Ausfaat ist.

Bücherschau.

Das Büchlein von des Menschen Sohne. Eine moralisch=metaphysische Dogmatik des Christenthums. Braunschweig, in Commission bei C. A. Schwetschke und Sohn. 1856.

Wir wollen nicht zweifeln an der guten Absicht des Verf., aus rein philosophischen Principien die Wahrheit des Glaubens an Christus als den Menschensohn zu erweisen. Wir sind auch nicht Verächter eines ernstlichen, gewissen Forschens über die Geheimnisse der Offenbarung und lassen der christlichen Theosophie, wie ihr im Unterschiede von einem principlosen Philosophiren und Speculiren auch N. Nothe das Wort reden, ihr Recht als einem eigentlichen Nachdenken, das dem Wort der Offenbarung als den Spuren Gottes sinnend, forschend nachwandelt, in sie sich vertiefend, aus der unmittelbar erkannten Wahrheit erlebenden Glaubens heraus nach Vermittlung zwischen dem Wort der Offenbarung und unserem Denken anstrebt. Aber Klarheit, Verständlichkeit und Unzweideutigkeit des Ausdrucks bleibt auch für die wissenschaftliche Forschung in diesem Gebiete erste und

unabweisbare Forderung. Ihr aber genügt diese Schrift keineswegs. Es scheint uns, so weit wir in der oft nicht leichten Arbeit, den Sinn der Worte des Verf. zu erfassen, kamen, daß sich, was er eigentlich sagen will, unendlich einfacher sagen ließe. Das Buch steht sich um dieser Ursache willen selbst im Wege und wird sehr Wenigen besonders in der Neuen Welt als literarisches Product genießbar erscheinen. Wir sehen uns veranlaßt, hierauf aufmerksam zu machen, da der Titel desselben vielleicht Manchen locken möchte. Doch fehlt es auch nicht an Stellen in demselben, die klar und schlagend genug sind und in's praktische Gebiet eingreifend aller Beherzigung werth sind, wie z. B. p. 90 ff. die Schilderung des geistlichen und ungeistlichen Menschen. Da sind viele tiefe und fruchtbare Gedanken.

Leiden und Freuden rheinischer Missionäre, von J. C. Wallmann, Inspector der rheinischen Missionsanstalt. Halle, Verlag von Julius Friede. 1856.

Nicht Phantasien, Theorien, Kritiken und Antikritiken über Mission und Missionäre, sondern Mittheilungen aus der Wirklichkeit und dem Erleben enthält dies Buch und eben darum giebt es klare Blicke und Einsichten in das Arbeitsfeld und die Arbeit, davon es redet. Da ist viel Belehrendes, Erbauliches und Ermunterndes von Borneo, vom Cap und den Hottentotten, von China und von andern Ländern her zu vernehmen und an den vor der Welt klein geachteten Dingen aus dem stillen Wirkungsfelde des Evangeliums ist oft mehr zu lernen, als an den weit getragenen Berichten von Weltuhndeln. Darum sey das Buch allen Missionsfreunden empfohlen. Pastoren, die Missionsstunden halten, werden es ohnehin zu schätzen wissen.

Die bedeutendsten Kanzelredner der ältern Luther'schen Kirche in Biographien und einer Auswahl ihrer Predigten dargestellt von Wilhelm Beste, Pastor an der Hauptkirche zu Wolfenbüttel und ordentlichem Mitgliede der historisch=theologischen Gesellschaft zu Leipzig. 1ste-5te Lieferung. Leipzig, Verlag von Gustav Mayer. 1856.

Der erste Band dieses Werkes ist hiemit vollständig, zwei andere werden folgen, wenn der Verfasser die nöthige Theilnahme findet. Jetzt, wo man so viel mehr als vor Jahren nach dem Glauben der evangelischen Kirchenväter fragt, will man auch mehr von dem Kanzelbekenntniß ihres Glaubens wissen. Und es ist wahr, daß selbst so manche lutherische Pastoren nicht einmal mit Luther's Predigten bekannt sind, geschweige mit denen der andern hervorragenden Männer seines Glaubens und seiner Zeit. Hier in diesem Werke werden uns nun Beispiele der Predigtweise aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert in der lutherischen Kirche vorgehalten. Dieser erste Band geht nicht viel über die Mitte des 16ten Jahrhunderts hinaus. Da lernt man eine neue Seite an der Reformationsgeschichte kennen; da sieht man die evangelischen Theologen nicht als Kämpfer im gelehrten Streite, auch nicht als Schriftsteller, sondern als Pastoren vor ihren Gemeinden. Wie Einem die dreihundert Jahre so schwer auf's Herz fallen, wenn man sieht, wie die Leute damals bedurften, daß ihnen gepredigt werde und was man dagegen jetzt auch noch Gemeinde heißt, die auch noch eine Predigt, ja, viele will! Was die Sammlung anbetrifft, so hat der Sammler gewiß allen Fleiß und sorgfältige Erwägung angewendet. Nur scheint, daß die Sache durch die große Beschränkung im Raum, die er sich zur Pflicht gemacht, da und dort gelitten hat. Aus so Vielem auszuwählen Weniges als repräsentirend die Totalität—und das ist doch der Nerv eines solchen Werkes—, das ist sehr schwer. Wir rechnen mit dem Geschmack des Sammlers nicht. Uns aber wäre z. B. aus den Predigten eines Matthäus noch ein oder das andere Stück, in welchem die geniale Popularität dieses Originals recht an's Licht gekommen wäre und man den Glanz dieses vom heil. Geist bestrahlten Juwels noch

herrlicher gesehen hätte, z. B. aus der „Bergpostilla oder Sarepta 2c.“, eine sehr erwünschte Zugabe gewesen. Besonders dankbar aber sind wir für die beigelegten Lebensabriffe der hier zusammengestellten Männer, und namentlich für die um ihrer Beziehung auf die Kanzelthätigkeit des Reformators willen interessante Skizze über Luther, so wie für die sehr lehrreiche Einleitung. Es wird dem Werke an freudiger Theilnahme zur Ermunterung des Verf. gewiß nicht fehlen.

Dr. A. Neander's christliche Dogmengeschichte. Herausgegeben von Dr. J. C. Jacobi, ordentlichem Professor der Theologie zu Halle. Erster Theil. Berlin, 1857.

Den vielen Verehrern Neander's muß die Veröffentlichung jener Vorlesungen des großen theologischen Lehrers, in welchen Disciplinen des theologischen Gebietes behandelt sind, die er selbst nicht mehr für die Oeffentlichkeit bearbeitete, sehr erwünscht seyn. Der Anfang dazu ist mit diesem Bande, dem ersten Theil der Dogmengeschichte gemacht. Daß der Styl nicht der Neander's ist, fühlt wohl alsobald jeder, der die Mühe nicht scheute, sich in des Seligen Kirchengeschichte hineinzulesen. Dagegen hat der Herausgeber mehrere der besten unter Neander's Vortrag entstandenen Manuscripte zu benützen Gelegenheit gehabt, dieselben vergleichend zu Rathe gezogen, dabei aber, so weit in Folge neuer Quellenentdeckungen und sonstiger Forschungen die wissenschaftliche Anschauung in einzelnen Punkten seit Neander's Hintritt wesentliche Aenderungen erlitt, diejenigen Zusätze gemacht, die zur Vervollständigung des Werkes als eines Compendiums dieser Disciplin der historischen Theologie unerläßlich notwendig waren, z. B. über Hippolytus. Die Arbeit hat unter den Händen Jacobi's als Herausgebers an Gehalt und Form gewiß gewonnen, ohne daß jene, Neander eigenthümliche Auffassungsweise historischer Objecte, diese nicht durch eine philosophische oder dogmatische Schulvoraussetzung beinträchtigte, aber durch seine Individualität bedingte Darstellung dabei verloren gegangen wäre.

Kirchenchronik.

Deutschland.—Protestantismus. Der Großherzog von Baden hat endlich den wenigen, mit ein Paar Predigern aus der unirten Kirche Baden's ausgetretenen Gemeinden lutherischen Bekenntnisses Religionsfreiheit in der Weise zugestanden, daß sie das jus exercitii religionis privati haben, ohne daß ihnen eigentliche Corporationsrechte eingeräumt sind. Auch ist ihnen gestattet, gemeinschaftliche Gottesdienste für ihre in verschiedenen Dörfern wohnenden Glieder zu halten. Die aus der unirten Landeskirche ausgetretenen Pastoren Eichhorn und Ludwig sind als lutherische Geistliche anerkannt worden.—In Schlesien scheinen sich die Uebertritte von der römischen zur evangelischen Kirche auffallend zu vermehren; im Laufe eines Jahres betrug die Zahl 894 Personen, während in gleicher Frist nur 29 Personen aus der evangelischen in die römische Kirche eintraten. Auch wurden in gleicher Zeit 546 Kinder römisch-kirchlicher Väter zu evangelischen Geistlichen zur Taufe gebracht. Auch kamen innerhalb 12 Dörfern im Laufe eines Jahres 34 Judentausen vor.—Ein Priester des Dominicaner-Ordens, Franz Köck, Professor zu Salzburg, trat vor Kurzem bei Prälat von Kapff in Stuttgart in die evangelische Kirche über; er meldete sich sodann beim evangelischen Consistorium zu

Koblenz um eine Pfarrstelle, legte die besten Zeugnisse seiner früheren Thätigkeit vor und wurde in Folge eines Colloquiums mit drei dazu ernannten Doctoren der evangel. Theologie und einer vortrefflichen Predigt, die er vor der Examinationscommitter hielt, zur Uebernahme eines evangelischen Pastorates befähigt erklärt.—Eine Conferenz reformirter Prediger und Candidaten des Königreichs Hannover richtete vor wenigen Monaten eine Denkschrift an die Kirchenregierung, welche folgende Punkte enthielt: Bitte um die Gestattung einer gesonderten Constatuirung reformirter Gemeinden neben der lutherischen Landeskirche; Anerkennung des Heidelberger Katechismus als gemeinschaftlicher Lehrnorm für die reformirten Gemeinden; Errichtung von Presbyterien in diesen Gemeinden; jährliche Classenversammlungen sämmtlicher Geistlichen und je eines Ältesten aus jeder Gemeinde unter Beivohnung eines commissarii regis, Theilung der reformirten Kirche des Landes in vier Classes oder Provincialsynoden; je vier Geistliche und vier Ältesten der vier Classes jährlich zusammentretend, sollten die reformirte Landesynode bilden.—In Berlin bemühen sich die Freunde der Evangelischen Allianz, die dort im September Generalversammlung halten wird, das christliche Publicum über den Zweck der Sache aufzuhellen und Krummacher hat in einem öffentlichen Vortrag die Allianz und ihre Gegner darzustellen versucht. Die Gegner, welche dieselbe in Berlin hat, mögen an sich schon Manche veranlassen, ihr eine freundliche Hand zu bieten, und wiederum wird die königliche Gunst, der die Allianz sich freut, ihr bei manchen, sonst Gleichgültigen zu statten kommen.—Die Conferenz evangelischer Prediger aus Frankfurt a. M. und umliegenden Bezirken, die sich jährlich zweimal auf dem Sandhof versammelt und Anlaß zum Werden des deutsch-evangel. Kirchentages gab, hatte bei ihrer diesjährigen Frühlingerversammlung vor sich die Besprechung des Dogmas von der unsichtbaren Kirche. Basis dafür waren folgende, vom Metropolitan Pastor Richter in Prunheim aufgestellte acht Thesen: 1. die äußere oder sichtbare Kirche ist die Gemeinschaft aller Derjenigen, welche zum Evangelium von Christo sich bekennen und theilhaben an der Predigt und an den Sacramenten; die unsichtbare Kirche ist die Gemeinschaft der im Glauben Wiedergeborenen, die Gemeinde der Heiligen; 2. die unsichtbare Kirche ist nicht eine neben oder über der sichtbaren Kirche stehende Kirche, sondern sie kann nur gedacht werden innerhalb der sichtbaren Kirche; 3. die unsichtbare Kirche ist nicht unbedingte unsichtbar ihrem Wesen nach, sondern sie ist unsichtbar, weil ihre innerlichen Merkmale, Glaube und Heiligkeit ihre verborgene Stätte im Innern des Herzens haben und sich unserer Wahrnehmung entziehen; Predigt und Sacrament bedingen ebenso notwendig das Daseyn der unsichtbaren Kirche, als sie die notwendigen Merkmale der sichtbaren Kirche sind; 4. das Reich Gottes in seiner Vollenbung ist die Sichtbarkeit der unsichtbaren Kirche; 5. das Reich Gottes in seiner Vollenbung ist die Sichtbarkeit der unsichtbaren Kirche; 6. die unsichtbare Kirche ermangelt ihrem Wesen nach des in die Sichtbarkeit tretenden Organismus und somit des Begriffes „Kirche“ im strengeren Sinn. Die Zugehörigkeit zu ihr ist daher weder durch Verfassungsformen noch durch Sündenbekenntnisse der einzelnen Fractionen der sichtbaren Kirche bedingt, sondern ihre Glieder können sich in allen Sonderkirchen und Secten befinden, wofern diese die notwendigen Merkmale der sichtbaren Kirche, Predigt und Sacrament, anerkennen; 7. ohne Anerkennung des Dogmas von der unsichtbaren Kirche ist weder ein gemeinsames Wirken der Glaubigen möglich, noch eine wahre Duldung denkbar; 8. Gegner des Dogmas von der unsichtbaren Kirche sind vorzüglich der Romanismus und der Byzantinismus; daher bei jenem Unbuddsamkeit und Härte, bei diesem Indifferenz gegen die Kirche überhaupt.

Aus dem einundvierzigsten Jahresberichte der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel geht hervor, daß deren Arbeitsfeld noch immer sich erweitert. Die Einnahmen betragen im lezten Etatsjahre 481,314 Francs, die Ausgaben 372,386, so daß diesmal die Mehreinnahme 108,927 Francs. Die Zahl der im Dienst der Baseler Gesellschaft selbst stehenden Missionare beläuft sich auf 49, die der als Katechisten verwendeten Ratio-

nalgehülften auf 50. Viele in Basel gebildete Missionäre sind in den Dienst anderer Gesellschaften übergegangen. Vierzehn von ihnen dienen immer noch deutschen Gemeinden im südlichen Rußland; 39 stehen als Prediger an deutschen Gemeinden in Nord-Amerika; 54 verkündigen das Evangelium als Missionäre der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in West-Afrika, um das Mittelmeer, in Ost-Afrika, in Ostindien, in Neuseeland; 14 stehen im Dienst anderweitiger Missionsgesellschaften in und außer Europa; 85 sind gestorben.

Römische Kirche. Aus dem Großherzogthum Posen wird gemeldet, daß die Jesuiten dort gegenwärtig eine äußerst lebendige Thätigkeit entwickeln. Vom Missionshause in Posen werden fortwährend in fünf Diözesen jene Missionen gehalten, die seit einer Reihe von Jahren in den Händen der Jesuiten und Ligorianer ein Hauptmittel geworden sind, einen vorübergehenden fanatischen Eifer unter der römisch-kirchlichen Bevölkerung anzuregen und wobei die Predigt, oft in bekannter Kapuzinerpredigtweise, eine große Rolle spielt, weil sie, sonst im Gottesdienste hintangesezt, hier als außerordentliches Reizmittel angewendet wird. Es kommen dabei oft Scenen vor, die höchst auffallend an das bei manchen methodistischen Erweckungsversammlungen je und je Vorkommende erinnern, wie dies vor einiger Zeit besonders aus Tyrol gemeldet wurde. Römische Missionspredigten solcher Art ziehen durch die Neuheit der Sache, natürlich vorübergehend, auch in manchen Gegenden die Aufmerksamkeit mancher Protestanten auf sich, nachhaltig scheint ihre Wirkung in keiner Hinsicht zu seyn. Indessen fehlt es auch gar nicht an manchen römischen Priestern, die das Eindringen der jesuitischen Missionäre in ihre Sprengel und Gemeinden keineswegs lieben und mehr Schaden von der künstlichen Erregung fürchten, als Nutzen für ihre Beichtkinder hoffen. In Bayern hat sich das Kultusministerium gegen diese Missionen erklärt, gleichwohl ordnete der Erzbischof von München eine solche an und die Regierung scheint offenen Conflict in der Sache lieber vermeiden zu wollen. Einen bedeutenden Namen als Missionsprediger im angeedeuteten Sinne haben sich zwei Brüder, Grafen Klinowström, erworben.—Aus dem Badiſchen kommt die Nachricht, daß dort der Mangel an Candidaten des römischen Priesteramtes noch immer sehr groß sey, trotz der reichen Unterstützungen, welche den Studirenden der römischen Theologie zufließen, ja, manche junge Männer, die bereits dieses Studium begonnen haben, sehen sich nach Kurzem veranlaßt, auszutreten, um ein anderes Fach zu ergreifen. Auch der Erzbischof von Prag erließ vor Kurzem einen Hirtenbrief, worin die Wichtigkeit des Alerus gehörig hervorgehoben und den Priestern nahegelegt wird, nach Kräften für die Heranbildung junger Männer zum Priesterstande Sorge zu tragen. Auch aus Westphalen wird berichtet, daß die Jesuiten daselbst immer mehr Eingang zu gewinnen suchen, besonders seit dem Eintritt des neuen Bischofs von Paderborn. Im Collegium zu Münster befinden sich 80 Jesuitenzüglinge, und eine prachtvolle Jesuitenkirche ist im Bau begriffen. Von hier aus wird über Mangel an Studirenden der römischen Theologie nicht zu klagen seyn.—Aus Würtemberg wird berichtet, daß in Folge Ministerialbeschlusses fernerhin an der Universität Tübingen römisch-kirchliche Professoren der Philosophie und der Geschichte für die ihrer Confession angehörigen Studenten angestellt werden sollen. Dieselben Professoren hatten bisher für Protestanten und Römische in jenen Fächern Vorlesungen gehalten.—In Freiburg in der Schweiz, bekannt als der Siz eines Jesuitencollegiums und überhaupt als Bollwerk jesuitischer Tendenzen, denen für eine Zeit politische Maßregeln in den Weg traten, hat der große Rath das Klosteraufhebungsdecret einer Revision unter Zuziehung kirchlicher Behörden zu unterwerfen, die Wiederaufnahme von Novizen zu gestatten und den Verkauf römischer Kirchengüter einzustellen beschloßen.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang X.

October 1857.

No. 10.

Pastoral-Conferenzen.

Es ist ein Wunsch, den wir auf Synodalversammlungen und auf ähnlichen andern amtlichen Zusammenkünften der kirchlichen Repräsentanten oft vernommen haben, daß doch bei solchen Anlässen auch dafür gesorgt würde, dem Theologen und dem Pastor eine feinen besonders Bedürfnissen entsprechende Förderung und Anregung zu geben, damit er innerlich bereichert und gestärkt aus der Versammlung der Brüder wieder in seinen lokalen Amtskreis zurückkehre.

In Abrede wird nicht gestellt, daß die amtlichen Zusammenkünfte, wie sie bei Synoden jährlich, bei kleineren, den Synoden untergeordneten Districtsversammlungen vielleicht halbjährlich stattfinden, allerdings auch viel theologisches, pastorales und erbauliches Interesse darbieten. Denn Alles, was hier amtlich zur Sprache kommt, bietet eine theologische Seite dar, und gar oft nicht bloß die rein praktische, betreffend den Kirchendienst und das Kirchenregiment, sondern viele Fragen greifen in das dogmatische, ethische, historische, vielleicht sogar in das ergetische Gebiet hinein und sind nur auf der Basis biblischer und kirchlicher Wissenschaft zu entscheiden. Besonders aber wird immer Vieles in Berührung kommen, was der Pastoraltheologie unmittelbar zugehört. Viele Erfahrungen werden mitgetheilt, schwierige Punkte erörtert, wo es immer darauf ankommen wird, allgemeine Grundsätze mit Klarheit niederzulegen, nach welchen die einzelnen Fälle beurtheilt werden müssen. Es wird auf solchen Versammlungen gewöhnlich öfters gepredigt, man betet vereint und mit den einzelnen Familien, die den Gästen ihre Wohnungen freundlich öffnen, und so wird des Erbaulichen bei solchen Anlässen meistens genug geboten, ja, oft mehr als das Bedürfnis durchschnittlich hierin fordern mag. Wo, wie das oft der Fall ist, die Prüfungen der Predigtamts-Candidaten öffentlich vorgenommen werden, da sollte man erwarten, daß manches Feld des theologischen Wissens durchmessen werde in Frage und Antwort und daß Jeder, der an der Wissenschaft Interesse nimmt, lebendig dabei sich theilnehmen würde.

Wir erinnern betreffend das Letztere, die öffentlichen Candidatenprüfungen, nur daran, daß sie gerade um des Umfangs ihres Gebietes willen selten auf irgend eine Gründlichkeit Anspruch machen können, obwohl sie dazu dienen mögen, Manchen zu zeigen, wie viel sie wieder vergessen, Andern, wie viel sie noch gar nie gewußt, Allen, wie viel sie noch zu lernen haben. Indessen zeigt sich auch an vielen Orten eine nicht ungegründete Abneigung gegen Prüfungen vor größern und oft gemischten Versammlungen. Was aber die amtlichen übrigen Verhandlungen, besonders der Synoden betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß sie doch nur nebenher dem wissenschaftlichen theologischen Bedürfnisse ein Genüge leisten. Ihm zu dienen ist ja auch gar nicht ihr eigentlicher Zweck. Meistens handelt es sich um Geschäfte, die in constitutionellem Wege aufgenommen und erledigt werden müssen. Fragen aber, die mehr theoretisches und praktisches theologisches Gewicht haben und wo es sich um Statuirung der richtigen wissenschaftlichen Grundanschauungen und Grundsätze handelt, werden meistens an Comiteen verwiesen und kommen oft nur hier zu einer gründlicheren Besprechung, da auch der Mangel an Zeit die weilkäufe öffentliche Besprechung an vielen Orten nicht gestattet. Immer aber haben wir beobachtet, daß, wenn Principienfragen, die nach den Grundsätzen irgend einer Disciplin der Theologie erörtert seyn wollten, besprochen wurden, das Interesse sich in hohem Grade steigerte und daß keineswegs nur Theologen vom Fach, sondern gerade auch denkende Laien die höchste Theilnahme zeigten.

Daß ein Theologe, dem sein Amt nicht blos „eine Ruh ist, die ihn mit Butter versorgt,“ der wissenschaftlichen Anregung und Förderung bedarf, das bedarf keines Beweises. Das gelehrte Wissen macht allerdings keinen guten Pastor, ja nicht einmal einen rechten Theologen. Dazu gehört mehr als Fülle des Gedächtnisses und Schärfe des Urtheils. Aber deshalb, weil Jemand zwar äußerlich seinem Amte nachkommt, aber nach Förderung in der Erkenntniß der Geheimnisse, über die ihn sein Amt setzt, nicht fragt, ist er gerade auch noch nicht ein guter Pastor. Gerade unser Amt, als Dienst am Wort und an der Kirche, ist überall mit Wissenschaft verkettet; wir wurzeln in der Erklärung des Schriftwortes, wir haben es zu entfalten als Lehre unseres Glaubens und Lebens, wir sind unserer Kirche dabei verbunden und haben in ihrem Sinne gewissenhaft zu fördern die Erkenntniß der Jungen und Alten, wir sind mit der Vergangenheit von Jahrtausenden und Jahrhunderten somit in steter innerer Verbindung, wir haben Kämpfe in der Gegenwart zu bestehen gegen Irrlehren der verschiedensten Art, wir müssen darauf hinstreben, den Seelen die absolute Größe des von uns gepredigten Evangeliums möglichst klar zu machen, daß sie es fühlen und erkennen, damit kann sich in weiter Welt nichts Anderes messen. Uns selbst muß daran liegen, unserer Sache gewiß zu seyn und hier sind überall so viele Punkte, wo man nicht in die Länge damit auskommt, eben zu statuiren oder sich statuiren zu lassen, sondern wo man suchen und forschen muß, um Ueberzeugung zu gewinnen und wieder zu geben. Der bloßen Praktiker, die sich gar noch etwas darauf einbilden, daß sie von der theologischen

Gelehrsamkeit nicht angesteckt seyn, haben wir genug. Aber wir wissen auch, was Bibel und Christenthum gar oft unter ihren Händen wird und—was würde aus der Kirche Christi, wenn diese Leute sie nach ihren Vorstellungen zu modelliren hätten? Wo kein ächtes theologisches Forschen, Weiterkommen, Sammeln stattfindet, da tritt Stagnation ein. Das beweist die Kirchengeschichte auf tausend Punkten, das beweist das Leben und Treiben vieler Pastoren. Da dreht man sich in unendlicher Repetition auf einem armseligen Flecke herum, und kommt man einmal darüber hinaus, so ist man verloren. Das ist die Geschichte der meisten Secten, die schwärmerisch in eine Einseitigkeit, die sie aus dem Totalbegriff der Heilslehre in ihrer Weise herausreißen und zuschneiden, verliebt werden und dies Steckenpferd reiten, bis es ganz—tobt ist, könnte es je erst sterben. Bei Vielen herrscht eine gewisse Gleichgültigkeit gegen theologische Studien, weil sie nie nur auch in die Vorhöfe derselben eingetreten sind und das Interesse daran nie recht erwachen, nie zu einem bleibenden Bedürfnisse werden konnte; bei Andern, weil sie keine Frucht für ihr pastorales Wirken davon erwarten. Jenes ist ein Mangel an Vorbildung, der je länger je weniger entschuldigt werden kann. Manche alte Pastoren unter uns bedauern es schmerzlich, daß sie in ihrer Jugend keine besseren Mittel der theologischen Bildung genießen konnten. Und doch fehlt es nicht an jungen Leuten, die meinen, wenn sie „predigen“ können und das Volk zufrieden ist, da brauchen sie sonst Nichts zu lernen, und Andere kommen aus Seminarien und schließen ihre Studien ab, obwohl sie nicht einmal gehörig in die Lehre und Beweisführung ihrer eigenen Kirche, deren Geschichte und Genius eingeweiht sind. Unter solcher Ueberwachung muß jeder Kirche ihr eigenes Fundament unter den Füßen entweichen und sie wird auf einem Standpunkt ankommen, der kaum entfernt und mehr durch den Contrast an ihren Ausgangspunkt erinnert. Daran aber ist nicht zu zweifeln, daß jedes Weiterschreiten in wahrhaft theologischer Bildung, jedes Erweitern der religiösen Erkenntniß und Einsicht, jedes Ablegen eines Irrthums, jede Aufhellung auch eine Wirkung für die Praxis hat. Daß aber das Studium der Pastoren sich besonders den Gebieten zuwenden soll, die in die amtliche seelsorgerische Wirkung unmittelbar einen Segen bringen können, wer wird dagegen Einwendung machen? Wer wird es nicht für Recht und Pflicht halten, gehörige eregetische Gründlichkeit zu zeigen, um einen Predigttext zu erörtern, seinen Zusammenhang, Sinn, Bedeutung recht zu ermitteln? Thäten die, die so viel Verächtliches gegen theologisches Wissen vorbringen, nur wenigstens dies, wir würden mehr von ihrer Gewissenhaftigkeit halten und der enge Zusammenhang von Theorie und Praxis würde bald an's Licht kommen. Du brauchst dabei deinen wissenschaftlichen Apparat gar nicht auf der Kanzel zur Schau zu tragen; die Locomotive zieht auch, ohne daß man den Dampf und die Ventile und Kolben sieht. Aber geht dein Prediger aus tüchtiger Schriftkenntniß hervor, so ist das ein Hintergrund, den Keiner so leicht übersehen kann, der Reichthum in dein Dienen am Wort bringen, die Gemeinde fördern und seine gute praktische Wirkung haben wird.

Es ist ein Elend, daß man es über so manche Prediger sagen hört, wenn man drei oder vier von ihren Predigten gehört habe, so habe man Alles gehört, was sie je auf die Kanzel bringen. Wenn Gemeinden sich daran gewöhnen—und leider daß die menschliche Natur sich an so Vieles gewöhnen kann—, was kann da Gutes herauskommen? Entweder wird eine traurige Erstorbenheit einkehren oder über kurz oder lang irgend eine Schwärmerei Raum gewinnen. Der Bildungsstandpunkt der Pastoren ist im Ganzen in Proportion zur Volksbildung. Ueberschreitet aber diese einmal jene, dann muß der eigentliche Lehrstand vollends seine Achtung und Bedeutung verlieren. Reißt sich aber die Volksbildung vom religiösen Elemente, von der kirchlichen Leitung vollends los, was muß die Folge davon für die Kirche und für die Welt seyn?

Man möchte etwa sagen, den billigen Anforderungen an Weiterbildung der Pastoren komme die unendlich ausgebreitete theologische Litteratur unserer Zeit vortrefflich zu statten. Allerdings genießen wir in unserem Jahrhunderte Vorzüge auch in dieser Hinsicht, die mit Dank anerkannt werden müssen. Der engere und erleichterte Verkehr zwischen Ländern und Völkern gehört hierher. Sehr viele Werke werden alsobald aus der Originalsprache in andere Sprachen übertragen. Auch sind manche wissenschaftlichen Werke jetzt um einen verhältnißmäßig wohlfeilen Preis zu beziehen und zwar gerade solche, die für die Studien der Pastoren werthvoll sind. Die Theologie wird auf allen ihren Punkten dermalen lebhaft gefördert. Besonders auf dem großen Felde der deutschen evangelischen theologischen Wissenschaft ist seit einer Reihe von Jahren eine sehr große und heilsame Umgestaltung eingetreten. Sie hat sich von den beengenden, lähmenden Delikatabanden der falschberühmten Kunst wesentlich freigemacht, sie ist nüchterner geworden, mehr zu sich selbst und in ihre wahre Heiligkeit, die heilige Schrift, die Kirche und ihr Glauben und Leben, gekommen und sie hat eben damit, ohne ihren wissenschaftlichen Charakter zu verlieren, eine entschieden praktische Richtung genommen. Sich von ihrem Object, dem christlich-religiösen Leben, losreißend, hatte sie in dieser ihrer Einseitigkeit nur sich selbst geschadet und um das Leben, die Wirklichkeit sich nicht mehr bekümmern, mußte sie mehr und mehr aufhören, eine Macht für die Wirklichkeit und das Leben zu seyn. Jede Einseitigkeit rächt sich, sie finde auf theoretischem oder praktischem Gebiete statt.

Es scheint, daß es völlig genügen würde, wenn jeder einzelne Pastor nach Maaßgabe seiner Mittel, Gelegenheit und sonstigen Verhältnisse sich des Privatstudiums befleißigen würde. Die Litteratur in ihrer unendlichen Ausdehnung in unserer Zeit ist der große Sprechsaal, wo Gedanken und wissenschaftliche Resultate, wo verschiedene Ansichten mögen vernommen werden. Hier ist der Kampfplatz für die Geister. Da mag jede Frage mit der Würde und Ruhe streng wissenschaftlicher Beweisführung verhandelt werden. Und du, der du in der Stille deines Studierzimmers liesest und forschest, wirst zu verstehen suchen, was du liesest, wirst „Alles prüfen und das Gute behalten.“ Du wirst auch gehörig zu wählen wissen, was dir besonders Bedürfnis ist und zusagt. Und

es ist ja kaum eine Frage aus theoretischem oder praktischem Gebiete zu erdenken, die nicht in diesem oder jenem Werke ihre gehörige und gründliche Erledigung fände.

Gleichwohl müssen wir sagen, daß neben all' diesen massenhaft vorhandenen Förderungsmitteln des theologischen Privatstudiums Pastoral-Conferenzen in ihrem guten Rechte, ja ein Bedürfnis sind.

Sie sind es um des uns angeborenen Triebes willen, uns über das, was unser Gemüth bewegt, was uns selbst wichtig ist, auch gegen Andere auszusprechen und Gedanken darüber auszutauschen. Wer vor der Welt als Theologe gelten will, wenn aber die Theologie eine ganz gleichgültige Sache ist, der wird viel lieber von Anderem reden, als von dem, womit doch gerade sein Amt auf's Engste verkettert ist, nämlich Theologie. Weß das Herz voll ist, davon gehet der Mund über. Man wird auch meistens finden, daß wo Theologen, denen ihre heilige Wissenschaft lieb und werth ist, zusammenkommen, da lenkt sich das Gespräch meistens und auf ganz ungefundene Weise auf wissenschaftliche Fragen, die mit Lebhaftigkeit verhandelt werden. Hier schon ist oft Gelegenheit, zu sehen, wie der Eine über diesen, der Andere über jenen Punkt besser berichtet ist. Sie lernen von einander, sie lernen Jeder seine schwächere Seite kennen. Und doch ist da nur ganz gelegentlich Anlaß zum Gedankenaustausch gegeben. Nun mag aber Jemand irgend einem Gegenstande besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben. Vielleicht es gelang ihm, sich bis zu einem wünschenswerthen Grade zu unterrichten. Da taugt er am besten, in geordneter Weise und condensirter Form die Resultate, zu denen er kam, vor Andern auszusprechen. Oder mag er zu der Erkenntniß gekommen seyn, daß er den Gegenstand nicht bemeistern, sich keine rechte Klarheit verschaffen konnte, und da mag er nicht ohne Grund von der vereinten Anstrengung und Beihülfe Mehrerer sich mehr Licht versprechen. Auch entstehen auf jedem Punkte des kirchlichen Arbeitsfeldes je und je oft durch äußerliche Vorgänge und Erscheinungen des kirchlichen und religiösen Lebens Fragen, die einer gemeinsamen Besprechung bedürfen, zum Theil um sich über sie klar zu werden, zum Theil um für die Handlungsweise die rechten Grundsätze auszusprechen. Eben durch solche Besprechungen wird der officiellen Verhandlung etwa in synodaler Versammlung vorgearbeitet. Die Einzelnen werden sich klarer über die Fragen an sich, das Urtheil wird reifer und man kann einen heilsameren Erfolg der etwaigen Beschlusnahme erwarten. Kaum ist es nöthig, daran zu erinnern, daß jede Zeit ihre besondere Schwierigkeiten für die kirchliche Einwirkung darbietet und auch durch gerade ihr eigenthümliche theologische Fragen charakterisirt ist. Die Pastoral-Conferenz bietet da die rechte Gelegenheit, Wichtiges, Nütliches zu hören, mitzutheilen und zu lernen. Sie kann auch in manchen Fällen und Angelegenheiten das Beste rathen, wo weder eine gemischte Versammlung am Orte wäre, oder wo eine officielle Beschlusnahme nicht statthaft erscheinen möchte.

• Wir wissen, daß solche Conferenzen in kleinerem oder größerem Umfange zu allen Zeiten stattgefunden haben. Sie sind auch in Deutschland in einzelnen

Landeskirchen sogar amtlich angeordnet, um das wissenschaftliche Interesse und Streben namentlich unter den Pastoren dadurch rege zu erhalten. Oder auch finden sie statt als freie Vereine und dann haben sie das Gute, daß eine größere innere Gleichartigkeit und Geisteseinheit vielen Schwierigkeiten vorbeugt und man nicht in Erörterungen über Principienfragen sich und die Zeit verliert, da gewöhnlich, wo es sich um Verschiedenheit der ersten Grundvoraussetzungen handelt, kein Theil so leicht zum Nachgeben bereit ist. Solche Conferenzen haben viel Segen in Deutschland gestiftet und stiften ihn noch. Sie finden sich auch auf dem Felde der protestantischen Kirche in Frankreich. Ebenso bei den vielen Sectionen des englischen evangelischen Christenthums in der alten und neuen Welt. Wie weit hier neben dem erbaulichen ein wissenschaftliches Interesse mitgeht, vermögen wir nicht zu sagen. In der lutherischen Kirche dieses Landes gehörten Pastoral-Conferenzen im vorigen Jahrhunderte zu den Lebenszeichen der Kirche in jener Zeit. Was jetzt in Deutschland die Pastoral-Conferenzen, die ja doch nur berathen und besprechen, aber nicht amtlich handeln können, als ihr eigenthümliches Gebiet und als ihren Zweck ansehen, das war in der Ministerialordnung der sogen. „alten pennsylvanischen Synode“ zu einem besondern Punkt der Geschäftsordnung der jährlichen Ministerial-Versammlung gemacht, weshalb es dort heißt (Cap. 10 § 14): „Alle diese Geschäfte sollen wo möglich so verhandelt werden, daß wenigstens zwei Stunden zu gemeinschaftlicher Erbauung angewendet werden können, damit Einer durch den Andern in der Erkenntniß gefördert, zur Treue ermuntert und im Glauben möge gestärkt werden. Diese Uebung mag darin bestehen, daß die Glieder einander wichtige Erfahrungen in der Amtsführung mittheilen; oder daß sie sich mit solchen Wahrheiten der Bibel beschäftigen, deren Erwägung die jedesmaligen Auftritte und Bedürfnisse in der Kirche heischen mögen; oder es mag auch das Ministerium einem seiner Glieder die kurz gedrängte Beantwortung einer wichtigen Frage übertragen, welche dann im künftigen Jahre den Stoff zu brüderlicher Besprechung darbietet.“ Der Ausführung dieser Anordnung stehen gegenwärtig bei der Menge der unabweisbaren, Erledigung fordernden Synodalgeschäfte und bei dem Mangel an Zeit sehr bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Aber jene Bestimmung, die auch für die Districts-Conferenzen gilt, enthält im Wesentlichen das, was wir den freien Pastoral-Conferenzen zuweisen würden.

Vorerst muß gewiß an diese mit Strenge die Forderung gemacht werden, daß sie erbaulich seyn sollen, d. h. sie sollen die christliche Erkenntniß und das christliche Leben fördern und ein wahrhaft evangelischer Geist der brüderlichen Liebe und der Liebe zum Herrn soll sie durchdringen. Sie sollen keine Kampfplätze eiteln Ehrgeizes, keine Schaubühnen theologischer Disputirfsucht werden. Eben daher müssen allerdings Fragen, die höchstens den Wenigsten besonders Interesse darbieten, specielle, monographische Studien voraussetzen und von der Praxis fern abliegen, möglichst fern gehalten werden. Wer würde sich irgend ein Gutes davon versprechen können? So wenig daher die mehr theo-

retischen Gegenstände schlechthin abgewiesen seyn sollen, so treten allerdings Fragen von kirchlich-praktischer Bedeutung in den Vordergrund. Hier aber mag auf eine gewisse Gründlichkeit der Behandlung mit Recht gedrungen werden. Es gilt, die ächt evangelischen Gesichtspunkte aufzuzeigen, unter denen solche Fragen zu betrachten sind. Eine gehörige, tüchtige Praxis ruht immer auf einer klar erkannten, richtigen Theorie. Das Leben soll durch ächte Erkenntniß erhellt und geleitet werden. Es hängt mit dem Gegebenen enge zusammen, daß wir bei den Gliedern einer freien Pastoral-Conferenz eine Uebereinstimmung in allen den Punkten fordern, die überhaupt im Lauf der Entwicklung der Kirche die Einen von den Andern getrennt und Anlaß zur Bildung von sog. Particularkirchen gegeben haben. Fehlt diese wesentliche Uebereinstimmung, die darum noch lange nicht in dogmatische Haarspalterei, noch weniger in ein stolzes Ueberheben über Andere und in Verdammungssucht ausarten muß, so ist vornherein ein bedenkliches Element in die Versammlung eingetreten und nur zu leicht werden die Principfragen auftauchen, die Meinungen sich schroff scheiden und es ist Ursache da, daß die Erkenntniß wenig, das christliche Leben gar nicht dabei gewinne. Solche Fragen selbst sind zwar nicht unnütz, aber das Streiten über sie bleibt meistens nutzlos oder bringt Schaden. Neues bringt da ohnehin kaum noch Jemand vor; denn die Punkte sind längst von allen Seiten gründlich beleuchtet. Allein wie unendlich viele Gegenstände aus dem ganzen Gebiet der Theologie bieten sich der Besprechung dar, ja sollten um der Zeitverhältnisse willen und um ihrer Bedeutung für die Praxis willen besprochen werden.

Diese Besprechung darf aber, wenn irgend eine Frucht geschafft werden soll, nicht den Charakter der Zufälligkeit an sich tragen, sonst wird Dies und Jenes beigebracht, wie es Jedem gerade der Augenblick eingiebt, und es wird an wissenschaftlicher Ordnung und Klarheit bedeutend mangeln. Was je auf einer Versammlung zur Sprache kommen sollte, das muß von uns festgesetzt werden und alle Theilnehmer sollten sich darüber zu orientiren suchen, um nicht unvorbereitet urtheilen oder behaupten zu müssen. Besonders wo die Conferenz sich mit Eregese beschäftigen würde, wäre vorhergehende Präparation der Einzelnen nöthig. Indessen wird das nicht eben oft der Fall seyn und wird meistens nur beim Zusammenseyn von ein Paar Theilnehmern fruchtbar. Für andere Gegenstände aber scheint es angemessen zu seyn, voraus einem Gliede der Conferenz es als Aufgabe zu stellen, sich mit dem Gegenstande, der in einer Versammlung verhandelt werden soll, vertraut zu machen und sodann in der Conferenz einen geordneten Vortrag darüber zu halten oder, was oft noch besser erscheinen möchte, Thesen aufzustellen, welche als Leitend für den Gang der Discussion dienen können.

Wir zweifeln nicht, daß Conferenzen, auf solche Weise gehalten, eine heilsame Wirkung haben können. De bellis miles, de tauris narrat arator— warum sollten denn Pastoren nicht auch gerne das besprechen, was ihnen An- gelegenheit des Herzens und Geistes, Sache ihres Lebens und Amtes, ihres

Wirrens und Erfahrens ist, nämlich theologische Fragen? Gewiß das ist ihrer viel würdiger, als wenn Herz und Mund immer voll von weltlichen und äußerlichen Dingen wäre. Jeder aber braucht der Anregung, der Ermunterung; die wird auf brüderlichen Conferenzen gegeben und da sie frei sind, nicht amtlich, so fällt Manches hinweg, was immer den amtlichen Versammlungen eine Schranke anlegt, die sich mit wissenschaftlicher und brüderlicher Freiheit kaum vertragen will. Diese Freiheit aber muß wiederum an der Selbstsucht, Liebe zur Wahrheit, und in der Willigkeit, von einander zu lernen, ihre unerläßliche Schranke haben.

Daher kommt Alles darauf an, daß der wahre Spiritus rector den Vorsitz führt. Sonst ist's auch gar keine Pastoral-Conferenz.

Philadelphia.

W. J. M.

Johann Calvin's Leben und Wirken.

(Fortsetzung.)

Ego bona conscientia fretus nullum impetum reformido. Quid enim pejus morte intentare poterunt?
Calv. Farello.

7) Calvin's Kämpfe zur Erhaltung seiner kirchlichen Einrichtungen:—Das Genfer Antichristenthum. Mich. Servet. Sturz der Libertiner.

Während Calvin auf diese Weise gegen den äußern Feind, das hierarchisch-päpstliche Antichristenthum, ankämpfte, hatte er es im Innern mit einem noch viel gefährlicheren Feinde zu thun. In Genf nämlich erhob sich ein viel fürchterlicheres Antichristenthum, das nicht bloß, wie das päpstliche, die evangelisch-christliche Wahrheit entstellte und verdunkelte, sondern mit aller Macht darauf hinwirkte, dieselbe gänzlich zu zerstören. Es war dies der anabaptistisch-pantheistische Libertinismus, eine wahre Ausgeburt der Hölle. Wir wissen aus der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden, daß jeder neue Sieg der göttlichen Wahrheit in der Welt neue und außerordentliche Anstrengungen des Reiches der Finsterniß hervorruft; es darf uns deshalb nicht befremden, wenn in jener gewaltig aufgeregten Zeit, da das Evangelium Tausende der edelsten Gemüther mächtig ergriffen hatte, riesenmäßige Irrthümer auftauchten, und der Satan bemüht war, neben den herrlichen Neubau der evangelisch-reformirten Genfer-Kirche eine Capelle der Hölle zu setzen. Dadurch mußten auch in Genf wie überall die Rechtschaffenen offenbar werden.

Der Libertinismus in Genf ist aus dem gleichen Geiste hervorgegangen, dem der krasse Anabaptismus Deutschland's sein Daseyn verdankte. Der erstere ist nur eine weitere Entfaltung des letztern in einer mehr speculativen, weniger rohen, aber desto verführerischen Gestalt. Schon im Jahre 1534 schrieb Calvin, wie wir gesehen haben, ein Werk gegen die Schwärmerei der Wiedertäufer, und nun im Jahre 1544 gab er seine *Instructio adversus Libertinos* heraus, in welcher er die abscheulichen Grundsätze dieser Partei enthüllte. Es stehe hier eine gedrängte Zusammenfassung derselben aus der „*Real-Encyclopädie*“ von Dr. Herzog, III, p. 40: „Es giebt überall nur ein reales Wesen, einen einzigen allverbreiteten Geist, nämlich Gott, derselbe im Himmel, derselbe als ein Anderer in der Welt. Außer ihm ist Nichts; Welt, Teufel, Sünde sind allzumal nichts und Wahn. Dasselbe ist auch ein jeder, den der Geist Gottes noch nicht umgebildet hat. Der Geist Gottes vollbringt Alles, was irgend geschieht, selber und unmittelbar. Auch Christus bestand aus dem Einen, allwirksamen Geist und aus Welt oder Wahn. Aber nur der letztere ward an's Kreuz gefestet, und Christus vollbrachte dadurch unsere Erlösung, daß er uns vom Wahn befreite und uns ein Typus dessen wurde, was in der Schrift zu unserer Erlösung erfordert wird. Jeder von uns ist daher auch selbst ein Christus. Denn was an diesem geschah, das ist auch in uns geschehen. Wir sind bereits mit ihm frei geworden von Leiden, Kreuz, Sünde und dem Gesetze der guten Werke, wir sind nämlich ein Geist mit ihm und er selber hat alles für uns vollendet. Der Wiedergeborene oder Geistliche ist geworden, wie Adam vor dem Falle. Für ihn besteht nicht mehr der Unterschied zwischen gut und böse; denn eben in diesem Unterschied bestand die Sünde Adam's. Frei ist er von jedem Gesetze; er hat sich über nichts ein Gewissen zu machen. Denn der Geist ist's, der ihn treibt, und seine Begierden und Thaten sind Gottes Begierden und Thaten. Wer darf ihm wehren und ihn tadeln? Alles ist erlaubt dem, der nicht zweifelt; folge nur ein jeder getrost dem Zuge des Geistes in ihm selber. Der Geistliche ist endlich bereits mit Christo vom Tode zum Leben und zum vollkommenen Genuße der Seligkeit hindurchgedrungen, und es ist daher thöricht, eine andere Auferstehung, zumal des Fleisches, zu erwarten, da der Geist in Gott zurückkehrt und alles Uebrige, weil Wahn, zu nichts wird.“ Aus diesen abscheulichen Lehrsätzen der Libertiner floß das schamloseste Leben. Die zahlreichen Proceße, die vor dem Sittengericht geführt wurden, enthüllten eine wahrhaft dämonische Unsitlichkeit. So gab sich z. B. die Frau Benoitte Ameaux nicht nur der Unzucht hin, sondern hielt sich sogar verpflichtet, „ihren Leib allen Gläubigen preiszugeben.“ „Dies,“ sagte sie, „sey der Sinn der Gemeinschaft der Heiligen, von welcher das apostolische Symbolum spricht, da diese Gemeinschaft nur vollkommen seyn könne, wenn alle Dinge gemein seyen, Güter, Häuser und der Leib. Die Gläubigen haben nur den höchsten Grad der Liebe erreicht, wenn sie dies verstehen. Diese Gemeinschaft könne Niemand verboten werden, auch nicht den nächsten Blutsverwandten. Eine solche Verbindung sey auch heilig zwischen einem Reformirten und einem Katholiken.“

da nach Paulus der gläubige Theil den ungläubigen heilige, und wenn Mann oder Frau diese Vereinigung wünschten, so könne ihr Wunsch nicht ohne Frevel verworfen werden, da das erste Gebot, welches Gott dem Menschen gegeben; sey: wachset und mehret euch auf Erden, und Mann und Weib nur ein Fleisch nach der Schrift wären, und daß es eben so hart wäre, diejenigen zurückzuweisen, für welche sie angeklagt wurde, zu viel Gefälligkeit zu haben, als einem Armen das Essen und Trinken zu verweigern.“ Das Consistorium und der Rath erkannten ihrem Manne die Scheidung zu, die er verlangte. Der Frau wurde lebenslängliches Gefängniß auferlegt.—Raoul Monnet, ein anderer Repräsentant dieses Antichristenthums, rühmte sich ungeachtet des fleischlichen Umgangs mit den Genfer Frauen der ersten Familien, vornehmlich mit der Gemahlin des ersten Syndicus Perrini. Zudem hatte er eine Sammlung obseürer Bilder malen lassen, welche er höhrend sein Neues Testament nannte; auch hatte er aufrührerische Reden gegen den Staat ausgestoßen. Er wurde enthauptet und seine Bilder Sammlung durch den Henker öffentlich verbrannt.

Mit dieser schamlosen Unzucht ging ein frecher Lastergeist Hand in Hand. Alles Heilige wurde frech verhöhnt und verspottet.* Ein gewisser Gruet schrieb ein dreizehn Bogen starkes Buch, in welchem er zu zeigen suchte, daß die Stifter des Judenthums und Christenthums Frevel wären und Christus mit Recht gekreuziget sey. Eine christliche Feder sträubt sich mit Recht, solche entsetzliche Lasterungen niederzuschreiben. † Außerdem hatte Gruet ein aufrührerisches Libell an Calvin's Kanzel angeheftet, worin er ihm und seinen Mitarbeiter mit Ermordung drohete, wenn sie sich nicht freiwillig aus Genf entfernten, und auch gegen den Rath ähnliche Aeußerungen gewagt. Er wurde deshalb am 26. Juli 1547 als boshafter Lasterer der heiligen christlichen Religion und als Empörer gegen die Consistorialordnung und den Rath mit dem Schwerdt hingerichtet, und sein Buch vor seinem Hause durch den Henker verbrannt.

Noch grauenhafter zeigte sich das sittliche Verderben der Stadt in der geheimen Verbindung der sogenannten *Werpester*. Eine verheerende Seuche,

* So z. B. gaben sie den Aposteln Epithnamen: “St. Paul leur estoit pot cassé; St. Pierre, renonceur de Dieu; St. Jean, jouvenceau et follet; St. Mathieu, usurier” &c.

† Wir geben hier einige derselben im Original:—jusqu'à dire de Notre Seign. J. C. le fils de Dieu et roy de gloire, devant la majesté duquel les diables sont contraints de s'humilier, qu'il a été un Belitre, un menteur, un fol, un seducteur, un mechant et miserable, malheureux fantastique, un Rustre, plein de presumption glorieuse et maligne, qui a bon droit a été crucifié, que les miracles, qu'il a fait, no sont quo sorcelleries et singeries &c.—Des prophètes que ce n'ont été que fols, reveurs, phantastiques; des Apôtres qu'ils ont été des Maraudeurs et Coquins, Apostates, Lourdeaux, Ecerveléz. De la vierge Marie, qu'il est plus a presumer, qu'elle fut une Paillarde. De la loy de Dieu, quelle ne vaut rien, ny ceux qui l'ont fait; de l'Evangile, que ce n'est que menterie, que toute l'écriture est fausse et mechante et qu'il y a moins de sens qu'aux fables d'Esopé” &c. S. Calvin's Gutachten über Gruet's Buch bei P. Henry II, Beilage 16.

die Pest, grassirte mehrere Jahre in Genf und raffte von den 20,000 Einwohnern der Stadt 2,000 dahin. Endlich wurde eine satanische Bande von Frevelern entdeckt, die insgeheim eine mit Pestgift versetzte Salbe gebrauchten, um die Klippen und Niegel der Thüren der Häuser, sowie die Stricke an den abwärts gehenden Straßen zu bestreichen, und dadurch die Ansteckung immer weiter zu verbreiten. Ihre Absicht ging dahin, nicht eher einzuhalten, als bis Genf mit einem einzigen Maas Getreide, wie sie sich ausdrückten, ernährt werden könne, um sich dann in die Nachlassenschaft der Verstorbenen zu theilen und von der ganzen Stadt Besitz zu nehmen. Diese Verpester trieben ihr grauenvolles Handwerk mit solcher Wuth und mit solcher Beharrlichkeit, daß das Verbrennen von dreißig Schuldigen die Bande noch nicht ganz vernichten konnte, denn im Jahre 1568 machten sie einen neuen Versuch, ihr teuflisches Vorhaben auszuführen. Die ganze Erscheinung ist eine diabolische, wie auch ihre Geständnisse zeigen, daß sie selber glaubten, sich durch ein Bündniß mit dem Teufel gegen die Krankheit geschützt zu haben. Daß ein schwärmerisch exaltirter Aberglaube mit der grausenhaften Gottlosigkeit des Libertinismus in Verbindung stand, zeigen auch die vielen Herenproceffe, die in jener Zeit vorkamen. Sehr häufig nämlich erschienen in den Häusern des Nachts schwarz verlarvte Männer, die sich bei Frauen für den Teufel ausgaben, um dieselben schon durch ihre Verkleidung zu exaltiren und durch Furcht ihrem Willen zu unterwerfen. Kein Wunder, daß der sittlich ernste Calvin von dieser Zeit an verschärfte Strafen gegen Hurerei und Ehebruch verlangte, ja daß er für den wiederholten Ehebruch die Todesstrafe beantragte, weil dieser Frevel gewöhnlich mit der Gottlosigkeit des Libertinismus in Verbindung stand, also ein Ausfluß des Antichristenthums jener Zeit war. Will man Calvin's Strenge und die harten Gesetze des Rath's richtig beurtheilen, so darf man alle diese Dinge keinen Augenblick außer Auge lassen. Diese abscheulichen Menschen wollten nicht nur die christliche Religion umstürzen, sondern auch alle staatliche und bürgerliche Ordnung vernichten. Hatte man schon vorher in Deutschland die aufrührerischen Anabaptisten am Leben gestraft, so konnte es damals Niemanden auffallen, wenn der Genfer Rath ähnlich verfuhr. Daß übrigens Calvin sowohl als die Genfer Behörden geisteschwache und verrückte Leute von wirklichen Frevelern unterschieden, und nur die letztern strafte, zeigt P. Henry II, p. 416, 417 sehr gut und vollkommen genügend.

Neben den geistlichen Libertinern finden wir um diese Zeit in Genf noch eine andere Partei, welche die Grundsätze der genannten Secte nicht theilten, aber die strenge Kirchenzucht Calvin's nicht leiden mochten, und deshalb gleicherweise auf Tod und Leben gegen ihn kämpften. Es waren dies die sogenannten politischen Libertiner, die durch Calvin und die zahlreich in Genf ansässigen Refugiés die Volksfreiheit gefährdet sahen. Von allen Seiten nämlich strömten Flüchtlinge, die sich ihres evangelischen Glaubens wegen in päpstlichen Ländern mit dem Tode bedroht sahen, nach Genf; Franzosen, Stalkener, Holländer und Spanier, lauter treue, redliche Christen, denen das

Evangelium mehr galt, als ein ruhiges Leben im Vaterlande. Alle diese Leute hielten fest zu Calvin, und durch sie behauptete er eine Mehrheit der Stimmen in den Versammlungen. Ohne dieses neue, glaubenskräftige Element hätte Calvin unfehlbar den Machinationen und Wuthausbrüchen der gegen ihn einigen Factionen der Libertiner erliegen müssen. Daher wandte sich auch vornehmlich ihr Haß gegen diese neuen Bürger, deren der Rath einst auf einmal 300 aufnahm, die meist Franzosen waren. „Diese Hunde von Franzosen,“ sagte deshalb einst einer der Libertiner, „sind Ursache, daß wir Sklaven sind, und vor Calvin Bücklinge machen und die Sünden bekennen müssen. Zum Teufel mögen die Prediger und ihre Anhänger fahren.“

Zu der Zeit, als die Partei der freisinnigen Libertiner am mächtigsten war, war Calvin allen möglichen Beschimpfungen auf der Straße und selbst in den Rathversammlungen ausgesetzt. Den Hunden gab man seinen Namen, der falschen Lehre wurde er angeklagt und Mordversuche wurden gegen ihn unternommen. Bei alledem blieb er festen, getrosten Muthes. „Ruhig erwarte ich, was die Feinde thun werden,“ schrieb er an Biret. „Sie versuchen alles, um mich hinaus zu werfen; ich will es theilweise nicht merken, theils gelte ich frei, daß alle ihre Anstrengungen mir nur zum Spotte dienen. Denn sie würden glauben besetzt zu haben, wenn sie nur ein Zeichen der Furcht an mir wahrnähmen. Gewiß giebt es nichts, was ihren Angriff mehr bricht und die Guten anfeuernt, ihre Sache zu vertheidigen, als ein gutes Vertrauen.“ Der Rath aber stand ihm treulich zur Seite, wo es galt, die Ehre Gottes und die Ordnung der Kirche aufrecht zu erhalten. Davon nur einige schlagende Beispiele:

Der Rathsherr P. Ameaux, dessen Frau, wie wir gesehen, wegen libertinischen Grundfähen und wiederholten ehebrecherischen Vergehungen bereits im Gefängniß war, wurde überwiesen, in Gemeinschaft mit schlechten Predigern die Lehre des Heils und die Person des Calvin verhöhnt zu haben. Anfangs blos zu einer Geldbuße von 60 Thalern verurtheilt, wurde auf Betrieb Calvin's dies Urtheil cassirt, und Ameaux mußte nun nach einem zweiten Spruch im Hemde und barfuß, mit entblößtem Haupte und eine niedergesenkte Fackel in der Hand haltend, in Begleitung von Gerichtsdienern durch die Stadt ziehen, und knieend, auf einem öffentlichen Plage, mit lauter Stimme um Vergebung seines Fehlers bitten. Das hieß man damals—faire amende honorable—öffentliche Abbitte thun. Das Volk in dem Stadttheile St. Gervais machte Miene, sich gegen das Erkenntniß des Raths aufzulehnen, und die Vollziehung desselben zu hintertreiben. Doch der Rath blieb fest und behauptete sein Ansehen. Er begab sich in das aufrührerische Stadtviertel und ließ daselbst einen Galgen errichten. Diese Drohung wirkte, und Ameaux erlitt in der angegebenen Weise seine Strafe. Es könnte scheinen, Calvin habe hier aus persönlicher Nachsicht gehandelt. Allein es ist leicht nachzuweisen, daß das nicht der Fall war. Nie verfolgte er persönliche Feinde. Es war seine feste Ueberzeugung, daß der Angriff Ameaux's nicht eigentlich seiner Person, sondern

seiner Lehre gegolten, und daß die Partei desselben das Christenthum in ihm haßte und vernichten wollte. Daher seine Strenge. „Mit Recht,“ schreibt er 10 Jahre später (Ms. g. vom 4. Juli 1558), „kann ich mich rühmen, daß, wenn auch die Bösen mich unverföhnlich nennen, es keinen Menschen giebt, dem ich Feind gewesen sey für Privatbeleidigungen. Obgleich grausam verfolgt, so ist keiner gefunden worden, dem ich dasselbe hätte wieder vergelten wollen, wenn es gleich in meiner Hand gewesen wäre.“

Keiner machte aber dem Calvin mehr zu schaffen, als Amynd Perrini, einer der ersten Theilnehmer an der Reformation, und um diese Zeit das militärische Oberhaupt der Republik. „Ehrgeizig, leichtsinnig, kühn, bald hochtrabend schwülstig, bald komisch lustig in seiner Beredsamkeit, gewandt, glühend für die alte Freiheit, die er für sich zu benutzen verstand, um die erste Rolle zu spielen, ein Catilina in der kleinen Republik, verwandt mit der alten Familie des Herrn Faber, dessen ausschweifende Tochter er zur Frau hatte,“ war er wohl der gefährlichste Gegner Calvin's. Das Consistorium hatte, wie bekannt, strenge Gesetze gegen lustige Gesellschaften, namentlich gegen die damals höchst unsittlichen Tänze, erlassen. Auf einmal verlautete es, daß die Fabers mit mehreren andern vornehmen Familien bei einer Hochzeit sehr lustig gewesen und getanzt hätten. Vor das Consistorium gefordert, suchten sie sich durch Längnen durchzubringen. Aber Calvin erklärte, er werde bei Gefahr seines Lebens die Wahrheit an's Licht ziehen. Die Androhung eines Eides trieb sie zum Geständniß, und da sie in ihren Verhören nicht nur keine Neue, sondern den lebhaftesten Haß gegen die kirchliche Ordnung gezeigt hatten, so strafte sie der Rath mit mehrwöchentlichem Gefängniß. Calvin hatte ihnen schließlich erklärt, sie möchten sich eine neue Stadt bauen, in welcher sie für sich leben könnten, wenn sie sich nicht unter das Joch Christi beugen wollten; so lange sie aber in Genf lebten, würden sie sich nutzlos abmühen, den Gesetzen nicht zu gehorchen. „Denn wenn auch so viele Diademe im Hause der Faber wären, als wüthende Köpfe, so würde doch dies nicht verhindern, daß Gott der Herr bleibe.“ Vergebens suchte nun Calvin den Perrini zu beruhigen und für sich zu gewinnen. Im Herzen schon längst ein Gegner der strengen Kirchenordnung, und nun durch die Demüthigung seiner Angehörigen auf's tiefste beleidigt, erschien er jetzt mit Drohungen vor dem kleinen Rath, dessen Mitglied er war. Sofort wurde ein Proceß gegen ihn eingeleitet, was eine ziemliche Aufregung in der Stadt hervorrief. Der Rath der Zweihundert versammelte sich; Calvin und die Geistlichen ließen wissen, daß sie in der Rathversammlung erscheinen werden. Vor der Thüre des Rathssaales angekommen, entsteht draußen ein Tumult, eine Empörung war zum Ausbruch gekommen, die Degen entblößt. Furchtbar war der Anblick. Calvin warf sich furchtlos in die dicksten Haufen, und forderte die Empörer auf, bei ihm anzufangen, wenn sie Blut vergießen wollten. Durch eine lange und heftige Rede, die er nun nach den Zeitumständen hielt, erschütterte er alle, und schlug die Empörung nieder. Auch die Feinde mußten es lobend anerkennen, daß durch ihn großes Unheil

und Blutvergießen verhindert worden. An Viret schrieb er aber nach diesem Vorfall (17. September 1547): „Soweit ist die Schlechtigkeit vorgebrungen, daß ich vorzüglich durch meinen Dienst den Zustand der Kirche kaum länger aufrecht zu halten hoffe. Meine Kraft ist gebrochen, glaube mir, wenn Gott nicht seine Hand ausstreckt.“

Perrini's Proceß begann den 20. September und wurde am 5. November geschlossen. „Gegen ihn stand der redliche Bonivard* auf, der kein anderes Interesse als die wahre Freiheit der Bürger Genf's und den Sieg der protestantischen Kirche hatte. Lächerlich ist's, wenn die Feinde Calvin's wiederum diesen ganzen Proceß ihm allein aufbürden, wie alles Uebrige, als ob kein anderer Bürger, kein kräftiger Mann dagewesen wäre, kein Bonivard!“ P. H. kl. Ausg. p. 211. Die Anklage-Punkte gegen Perrini waren: Daß er die Edicte der Kirche verachte, die Reformation und die Disciplin, welche die Vorsehung Gottes bei ihnen eingeführt und das Volk angenommen habe; sodann, daß er mit Anmaßung in den Rath eingebrungen, ohne berufen zu seyn, daß er ferner erklärt habe, Rache ausüben zu wollen, wenn man Faber und sein Weib in's Gefängniß führen würde, daß er gedroht habe, alle Rätthe in ihren Häusern zu tödten, daß er endlich mit Frankreich in Verbindung stehe und viel andere aufrührerische Thaten verübt habe. Er wurde schuldig befunden, jedoch mit großer Schonung bloß seiner Aemter entsetzt. Er söhnte sich scheinbar mit Calvin aus, und sah sich bald wieder durch seine Partei zu Macht und Ansehen erhoben. Ueber diesen raschen Wechsel der Politik schrieb Calvin vom Novbr. 1548 an Viret: „Hier giebt es nichts Neues, als daß unser Comicus Cäsar (auch Cäsar tragicus nannte Calvin spottweise den Perrini) auf einmal wieder auf seine Bühne gestellt worden ist, von welcher er vertrieben war. Seine Freunde benutzten die Abwesenheit einer großen Anzahl der Mitglieder, als kaum zwanzig im Rathe anwesend waren, und es siegte die Mehrzahl derer, die ihn einzusetzen strebten.“ Perrini sann nun auf neue Mittel, den Reformator zu stürzen. Um seinen Zweck zu erreichen, bediente er sich eines gewissen Berthelier, der auch Libertiner war, und dem das Consistorium wegen seines schamlosen Lebens den Zutritt zum heiligen Abendmahl verboten hatte. Auf Perrini's Anstiften erschien er vor dem Rathe und forderte, man solle das Consistorium zwingen, seinen Ausspruch zurückzunehmen. Die ganze libertinische Partei unterstützte diese Forderung Berthelier's (er war der unwürdige Sohn des ältern Berthelier, der sein Leben im Kampfe gegen Savoyen geopfert hatte); und im Rathe siegte diesmal die Ansicht derer, welche die letzte Entscheidung über den Kirchenbann dem Rathe

* Der Herzog von Savoyen hatte ihn vor der Befreiung Genf's sechs Jahre in dem Kerker des Schlosses Chillon in politischer Haft gehalten. Zwei seiner Brüder theilten seine Gefangenschaft. Er mußte sie sterben sehen, ehe die Stunde der Freiheit geschlagen. Dieser edle Märtyrer der Freiheit hielt es nun gegen seine früheren Genossen mit Calvin, eben weil er ächte Freiheit und nicht Zügellosigkeit wollte.

übertragen haben wollten. Aus eigener Machtvollkommenheit erklärte diese höchste bürgerliche Behörde Berthelier für entzündigt, gab ihm ein absolutorisches Document mit dem Siegel des Staates, und ermächtigte ihn darin, zu dem heiligen Abendmahl zu kommen. Dem Consistorium wurde seine frühere Macht entzogen. Dadurch hatte die Calvinische Disciplin einen tödtlichen Streich erhalten; denn nun waren die Prediger in der Hand des Staates, und konnten gezwungen werden, das Heilige dem Unheiligen zu reichen. Wenn Calvin nun nicht gehorchte, konnte er als ein Revolutionär gegen die Obrigkeit angeklagt und verbannt werden; gehorchte er aber, so war die Kraft der Gesetze über die Kirchenzucht gebrochen. Was that nun unser Reformator? Am Freitage vor der Communion hatte er diese Verrätherei erfahren und sie den Geistlichen so klar entwickelt, daß sie sämmtlich am andern Tage vor dem Rathe dagegen protestirten, und Calvin besonders mit seiner ganzen Macht erklärte, er wolle lieber sterben, als das Mahl des Herrn schänden. Der Rath blieb bei dem einmal gefaßten Beschluß. Was geschah nun? An dem verhängnißvollen Abendmahlstage (3. September 1553) bestieg Calvin die Kanzel zu St. Peter, hielt eine gewaltige Predigt gegen die Schänder des Sacraments, und erklärte endlich mit großem Zeugenmuth: „Dem Chrysostomus folge ich; Gewalt werde ich nicht brauchen; aber eher will ich hier sterben, als daß diese meine Hand dem Unwürdigen das heilige Mahl reiche.“ So gewaltig war der Eindruck dieser Predigt, daß Perrini, damals zum zweiten Male Synodus, dem Berthelier heimlich sagen ließ, sich zu entfernen. Nachher wurde, wie Beza erzählt, das heilige Abendmahl in tiefer Stille mit heiliger Scheu als vor Gottes Augen gefeiert. Die ganze Angelegenheit wurde nun vertagt, bis man die Gutachten der Schweizer-Cantone in Händen habe. Aber noch zwei Jahre lang wogte der Streit über den Kirchenbann unentschieden dahin. Es schien oft, als müsse Calvin zum zweiten Male seine Gemeinde verlassen, ein Gedanke, der ihn mit Trauer erfüllte, weil er wußte, daß sie dann sich auflösen werde. „Was können wir,“ sagte er „um diese Zeit anders thun, als unter dem Schutze der göttlichen Vorsehung unsere Pflicht bis auf das Aeußerste erfüllen.“

In diese für Calvin so äußerst kritische Zeit fiel auch der berüchtigte Proceß und die Hinrichtung des Michael Servet. Die Feinde Calvin's bemächtigten sich von vorne herein dieser ganzen Sache, und verwandelten „eine rein theologische Frage in eine staatl. kirchl.“ um wo möglich durch Servet Calvin zu stürzen. Servet nämlich ließ sich durch die Libertiner verleiten, diesen „auf Leib und Leben anzuklagen, als falschen Ankläger, als einen wegen seines Verfolgungsgeistes unwürdigen Diener Christi, als Feind Christi und als Keger,“ und wollte ihn aus Genf einzunehmen, oder ließ sich wenigstens durch die Libertiner diese Hoffnung vormalen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet war der Ausgang des Servet'schen Processes, abgesehen von allen andern daran sich knüpfenden Consequenzen, für Calvin und seine kirchlichen Institutionen von der größten Wichtigkeit, man kann sagen, eine wahre Lebensfrage.

(Fortsetzung folgt.)

J. G. D.

Gedanken zur Lehre von der Kirche.

Die folgenden Sätze machen durchaus keinen Anspruch darauf, die Lehre von der Kirche nach Inhalt oder Umfang irgend erörtert zu haben. Sie wurden zu diesem Zwecke auch gar nicht niedergeschrieben. Aber sie beziehen sich auf einige Punkte, welche mit der Lehre von der Kirche nicht nur überhaupt enge verbunden sind, sondern auch der Erörterung gerade jetzt besonders bedürfen. Namentlich die Abgrenzung der Begriffe Reich Gottes und Kirche, Kirche und Secte, das Verhältniß der Einzelnen zur Kirche und wiederum zur Bedingung der Seligkeit, der Begriff der sichtbaren und unsichtbaren Kirche—das Alles will zuvor gehörig geschieden und klar bestimmt seyn, ehe man andere damit verwandte Punkte sicher zu fassen fähig seyn wird. Nur als Versuch, zu Jenem einen Beitrag zu geben, wollen die nachstehenden Sätze angesehen seyn.

1.

Zwei Begriffe sind es, welche gehörig gesondert, aber auch in ihrer engen Verwandtschaft erkannt seyn wollen, nämlich der des „Reiches Gottes“ und der der „Kirche“.

2.

„Reich Gottes“, βασιλεία Θεοῦ, βασιλεία τῶν οὐρανῶν, meint im N. T., „die von Gott gewirkte Ordnung der Dinge, umfassend Menschen und Engel, diesseits und jenseits in heiliger und seliger Gemeinschaft, verwirklicht in einem Entwicklungsgange, angebahnt im Alten, vollendet im Neuen Bunde durch Epochen bis zur Entfaltung in glorreicher Vollkommenheit.“

3.

Als solches unterscheidet sich das Reich Gottes von dem Reiche der Natur überhaupt, aber auch besonders vom (nur) natürlichen, sündlichen, vom göttlichen Leben entfremdeten Zustand der Geister, vom κόσμος, Welt, nach neutestamentlichem Sprachgebrauch.

4.

In der zeitlichen Erscheinungsform ist „Welt“ und „Reich Gottes“ nicht in völliger Geschiedenheit. Aber in der „zukünftigen Welt“ wird der „principielle Unterschied“ als völliges äußeres Geschiedenseyn hervortreten.

5.

Das Reich Gottes im Unterschiede vom Naturreich ist ein Reich der Gnade. Sein Quell ist Gnade, seine Stiftung auf Erden Gnadenwerk, seine Erhaltung fortwährende Gnadenmittheilung. Es ist eine neue Schöpfung, etwas aus dem Naturleben gar nicht abzuleitendes. Es zielt auf eine Umwandlung des Naturlebens und wird in seiner Vollendung im besondern Sinne ein Reich der Herrlichkeit.

6.

Alles, was durch die göttliche Gnade in Christo in der Welt von der Sünde und dem Fluche losgemacht wird, alle Mittel, die sie dazu anwendet, alle Wirkung, die sie in den Herzen ausübt, alle Frucht, die sie dadurch in die Welt und in alle Verhältnisse des Lebens der Einzelnen und der Gesamtheiten hinein schafft, das Alles gehört zum Reiche Gottes.

7.

Sofern das Reich Gottes als eine besondere Organisation, die sich äußerlich wie innerlich von andern Organisationen scheidet, auf Erden und unter der Menschheit existirt auf Grundlage göttlicher Offenbarung, göttlicher Geseze und Ordnungen, heißt es die Kirche. Die Stiftung des Reiches Gottes auf Erden schloß in sich die Stiftung der Kirche; die Stiftung der Kirche und die Erhaltung der Kirche ist die Bedingung der Förderung des Reiches Gottes unter den Menschen.

8.

Im weitesten Sinne wendet man oft das Wort „Kirche“ an für das ganze Feld, auf welchem der Glaube an Christus als religiöses Bekenntniß gilt. Da meint man christliche Kirche im Unterschiede von Judaismus, Mohammedanismus u. s. f.

9.

In engerem Sinne ist aber „Kirche“ nur diejenige Organisation oder „Versammlung aller Gläubigen“, bei welchen, wie Augs. Conf. Art. VII lehrt, „das Evangelium lauter gepredigt und die Sacramente der Einsetzung Christi gemäß verwaltet werden.“ Hiermit wird der rechte Begriff der Kirche nach ihren wesentlichen Merkmalen gegeben.

10.

In historischer Wirklichkeit finden wir eine Mannigfaltigkeit von „Kirchen“. Hier ist der Name „Kirche“ auf Organisationen, die jenem wahren Begriffe nicht entsprechen, in uneigentlicher Weise angewandt. Die einen von ihnen kommen ihm näher, die andern stehen ihm fern. Je mehr menschliche Willkürlichkeit an die Stelle des lauteren Wortes und der reinen Sacramente tritt, desto mehr wird „Secte“ statt „Kirche“.

11.

Die wahre Kirche meint die jenen wesentlichen Merkmalen entsprechende. Sie hat die rechte Theorie. Die vollkommene Kirche aber, die in der Zeitlichkeit nicht vorhanden ist, wäre diejenige, in welcher diese rechte Theorie ihrem Zwecke gemäß in die volle Praxis, in Leben umgesetzt wäre, wo also durch reine Predigt und Sacramente die Sünde und ihr Fluch völlig von der Menschheit genommen wäre.

12.

Die wahre Kirche lehrt den Heilsgelhalt der Schrift in seiner Lauterkeit und nach seiner Totalität. Das Seligwerden des Einzelnen hat aber Gott Kirchenfreund. Jahrg. X. No. 10.

nicht abhängig gemacht von einem besondern Grade des religiösen Verständnisses nach Inhalt oder Umfang, aber von einem wahren Glauben an die freie Gnade in Christo, in welchem Inhalt und Umfang der Heilslehre implicite oder potentia begriffen sind. Keineswegs ist der Einzelne dadurch von der Pflicht freigesprochen, zu suchen, daß er in der Erkenntniß der Heilswahrheit zum vollkommenen Mannesalter heranwache. (Ephes. 4, 13. Philem. B. 6.)

13.

Alle diejenigen, in denen dieser, bald mehr bald minder entwickelte wahre Glaube sich findet, nennt man die unsichtbare Kirche, eine Versammlung, deren Zahl und Glieder uns Menschen nicht erkennbar, sondern verborgen, unsichtbar sind. Sie mögen sich aber (nach These 12) nicht allein in der wahren Kirche finden. Dagegen aber doch nur da, wo jener (These 12 genannte) Glaube noch sich findet.

14.

Das Unsichtbare ist das unserer äußeren, sinnlichen Wahrnehmung sich entziehende. Unsichtbar ist die Kraft im göttlichen Wort und Sacrament, die Einwirkung des heil. Geistes in ihnen auf den geistlichen Zustand der Menschen. Wir Menschen vermögen nicht, uns über diesen Zustand untrügliche Gewißheit bei den Einzelnen oder bei irgend Einem zu verschaffen. Aber wir wissen, daß der Herr sein Volk hat und die „Seinen kennt“. Darum ist die „unsichtbare Kirche“ ein Gegenstand unseres Glaubens.

15.

Sofern die Kirche mit Predigt, Sacramenten, Bekenntniß und andern Ordnungen etwas Sinnlichwahrnehmbares ist, ist sie der Natur der Sache nach sichtbar. Aber die bloße Theilnahme an der sichtbaren Kirche ohne das Erleben jener unsichtbaren Kraftäußerung der sichtbaren Gnadengüter wäre ein bloßes Theilnehmen an der Form ohne des Inhaltes, des Lebens selbst theilhaftig zu werden. Zur äußern Gliedschaft am Leibe Christi muß hinzukommen, daß das Leben Christi an uns offenbar werde. Die sichtbare Kirche will uns führen in die unsichtbare. Aber die innere That an uns soll zur That durch uns und das innerlich erlebte Heil soll Heiligung auch des äußeren Lebens werden. So wird das Unsichtbare sichtbar und durch die Kirche kommt so das Reich Gottes.

Philadelphia.

W. J. M.

(Aus der protestantischen Kirchenzeitung.)

Fenelon, der Schwan von Cambrai.

Ein Lebensbild aus der gallicanischen Kirche

von

Dr. C. A. Wilkens,

Vicar Ven. Minist. in Bremen.

Il ne sera jamais le mien.

Louis XIV.

Als sich die gallicanische Kirche im Glanze der Regierung Ludwig's XIV. sonnte, herrlich in Allem, womit ein Despot die Anstalt beglücken kann, die seine Sünden tilgt, seinem Ruhme dient, seiner Tyrannei sich beugt, vermochte dieser theuer erkaufte Schimmer ein tiefer sehendes Auge nicht über das innere Verderben zu täuschen; drohend erschienen Zeichen nahender Stürme, schwere Wolken verdunkelten auf Augenblicke das bestechende Licht, im bitteren Kampfe hatten fromme Hände die Waffen bereitet, die ein anderes Geschlecht zweischneidig gebrauchen konnte gegen die Priester und ihr Heiligthum. In dieser Zeit äußerer Siege und inneren Absterbens ging die pastorale Thätigkeit der meisten Oberhirten in Hofintriguen und Rebertabalen auf, der Einfluß auf die Gemeinden ward freudig auch nur der geringsten Geltung am Hofe geopfert, man mochte sich weit umsehen nach Prälaten, die mehr als Stolaträger waren; stolz erhob sich das Gebäude des Staatskirchentums, beladen mit modigem beliebten Zierrath, aber die Grundfesten wichen. Da erschien noch einmal für lange, lange Zeit zuletzt das Ideal eines katholischen Priesters; den Schwan von Cambrai nannte die erstaunte Mitwelt den Mann, der es darstellte. Es ist Francois Salignac de la Mothe Fenelon, den nicht die Kirche, aber die Menschheit kanonisiert hat, von dem Herder ausrief: „Wenn ein Sterblicher Gaben des Herzens und des Verstandes in Einfalt, Würde und Lieblichkeit zu vereinigen, und alle unter das strenge Gesetz der reinen Hingabe seiner selbst zu bringen wußte, so war es Fenelon, dieser Himmelsgenius unter den Menschen, hoch über dem Geschlechte seiner ganzen Zeit, von dem er keinen Dank will und keinen Ruhm.“*

Fenelon ist am 6. August 1651 im Schlosse Fenelon zu Perigord geboren, in einer altadeligen frommen Familie, nach Condé gleich tüchtig im Kriege, im Cabinet und in der Gesellschaft. Des Knaben zarter, kränklicher Körper wies ihm früh seine Bahn an, nicht wie seine Vorfahren im Felde mit dem Ruhme Frankreich's den eigenen zu mehren, sondern der Wissenschaft und der Kirche zu dienen. Sehr jung in das Verständniß des klassischen Alterthums

* Abraffa p. 26.

eingeführt, das immer seine Liebe blieb, studirte er in Cahors Philosophie und Theologie; sechszehn Jahre alt, predigte er schon mit großem Beifall. Die Gefahr dieses frühen Erfolgs hat er später so geschildert: „der Augenblick, der uns zuerst vor den versammelten Christen von den göttlichen Dingen reden läßt, deren Erkenntniß wir unser Leben weiheten, ist von einem Hervortreten aller Kräfte begleitet, solche Momente übersüßeln unsere Fähigkeiten und verathen uns und andern vielleicht, was mit der Zeit aus uns werden kann; aber ihr vorgeifen durch den frühzeitigen Verbrauch dieser Stimmung, ihre Dauer verlangen, würde uns in äußerliche Bestrebungen ziehen, die von der Entwicklung unseres Innern ablenken müßten.“ Sein Oheim hat Fenelon dieser Gefahr entzogen. Der Marquis Anton von Fenelon leitete seine weitere Bildung, ein Held im Kriege, von dem Voltaire gesagt hat: eine Armee aus Männern wie der sey unüberwindlich; dabei voll tiefer, innerlicher Frömmigkeit. Er hatte zuerst „das Eis der allgemeinen Duellslicht gebrochen“ und was Richelieu's Edicte nur durch blutige Strafen vermochten, durch Stiftung eines Heldenbundes auszuführen versucht. Die Glieder desselben, durch kühne Kriegsthaten über jeden Verdacht persönlicher Feigheit erhaben, hatten am ersten Pfingsttage 1651 in der Hauscapelle von Saint Sulpice eine Urkunde niedergelegt, das Gelübde enthaltend, nie eine Herausforderung zu thun oder anzunehmen, denn das sey gegen Gottes Wort.

Der Marquis wies seinen Neffen in das Seminar von Saint Sulpice. Dies war begründet, um durch einen wahrhaft gebildeten Klerus den Protestanten als ebenbürtige Macht auch geistig entgegenzutreten, da nur durch der Priester fürchtbare sittliche und wissenschaftliche Versunkenheit die Kirchenspaltung möglich geworden sey und nur mit ihrer Hebung gehoben werden könne. Als die Hugenotten bekehrt werden sollten, schrieb der Herzog von Noailles: „Conferenzen zwischen katholischen Priestern und protestantischen Geistlichen finden nicht statt, weil man keine katholische Lehrer findet, die gelehrt genug sind, die Sache Gottes zu führen; der Eifer der Bekehrer, der in den Provinzen weder durch Wissenhaft noch durch Sitten des Klerus unterstützt wird, gleicht weniger einem wahren Eifer, als dem Geiste des Hasses und der Rache; Bischöfe und Priester versäumen die Mittel der Bekehrung, indem die Laster des Klerus die größten Verweise verdienen, und eine Kathedrale mit Collegiaten und Priestern den Katholiken nur eine Predigt monatlich bietet, während die Calvinisten täglich gut predigen.“

St. Sulpice, obwohl Feind dem dogmatischen System der Jansenisten, das eben in seinem unerbittlichen Augustinismus antikatholisch war, verdammte doch die Moral der Jesuiten so scharf wie Pascal, und suchte der Außerlichkeit des Ordens gegenüber den christlichen Inhalt des tridentinisch-römischen Katholizismus durch eine innige Pflege des religiösen Gefühles in seinen Jünglingen fließend und lebendig zu machen. Ich kenne kein würdigeres, kein dem Geiste der Apostel angemesseneres Institut, als das von St. Sulpice, hat sein größter Schüler sterbend von ihm geurtheilt.

Unter Tronçon's Leitung, vor dem sein Herz offen lag wie vor Gott, studirte Fenelon neben den Mystikern, wir würden sagen, practische Theologie, und der bestimmt war, Höfe zu bilden und Könige zu erziehen, hatte nur den Wunsch, als Missionär in die Wälder Canada's zu wandern. Als sein Oheim ihn unbedingt abweist, waltet er als Priester und Prediger die kirchlichen Uebungsjahre hindurch. Aber wieder bricht die Sehnsucht sich Bahn, klassische und kirchliche Erinnerungen zeigen ihm Griechenland als das Ziel seiner Wünsche; er sah den Aeropag, wo Paulus den Weltweisen den unbekanntem Gott verkündete, den Piraeus, wo Socrates den Plan seiner Republik entwarf; mit Horaz ruft er aus: arva, beata, petamus arva, divites et insulas; aber auch auf dem glückseligen Patmos will er des Apostels Fußspuren küssen und glauben den Himmel offen zu sehen. Die Pietät gegen seinen Oheim ließ ihn gern auch dieser Hoffnung entsagen; der Erzbischof von Paris übertrug dem jugendlichen Apostel die Seelsorge der neubekehrten Katholikinnen, und allerdings war er besonders geeignet, die innere Ueberzeugung mit einem Schritte auszuführen, den oft äußere Dinge veranlaßten, indem sein tiefes Gemüth die Dogmen und den Cultus der katholischen Kirche in ihren Beziehungen zur Frömmigkeit anschauen lehrte; hat er auch nicht wie Franz von Sales seine Bekehrten nach Tausenden gezählt, so ist doch manchem zerrissenen Herzen durch seine milde Mystik der Friede wiedergefchenkt.

Mit der Frische der Jugend schloß er sich an den geistvollen Bischof von Meaux, und selbst der Preis, vom Pariser Erzbischof vergessen zu seyn, schien ihm für diese Freundschaft nicht zu hoch; denn um irdische Größe hat er nie gebuhlt; fern bleibe mir, du trügerisches Glück, fern bleibe mir, du überlästige Günst, nichts ist in meinen Augen die Welt. Die einzige Pfürnde, ein Priorat von Carnac, brachte ihm 4000 Livr. ein; es gehörte zum Styl von St. Sulpice, in apostolischer Armuth zu leben. Ein Pfarrer der Congregation vertheilte jährlich eine Million Livr. Almosen aus seinem Eigenthum, er für sich hatte ein Bett und zwei Strohbindel zum Sitzen. So hat Fenelon auch später als Erzieher des Herzogs von Burgund, wo er von geliebtem Silbergeschirr speiste und die Buchhändlerrechnungen ihn sehr ängsteten, wo er jeden angemessenen Luxus sich versagte, doch lieber buchstäblich von trockenem Brode leben oder darben wollen, als die Armen seines Priorates leiden sehen. Einst verzehrten die Flammen seinen Pallast in Cambray mit allem Inventar, der Abbe von Langeron eilte nach Versailles, um ihm die Nachricht zu bringen; Fenelon trat ihm ruhig mit den Worten entgegen: „ich wußte es schon, mein lieber Abbe, aber besser ist, daß der Brand mein Haus, nicht die Hütten meiner Bauern getroffen hat.“

In seinem Verhältniß zu den weiblichen Convertiten fand er Gelegenheit, die Tiefen des weiblichen Herzens zu durchschauen. Seine Bemerkungen darüber legt er für die Herzogin von Beauvilliar in dem inhaltreichen Werke über weibliche Erziehung nieder, das ihn zum Mitgliede der französischen Akademie gemacht hat. Lamartine hat dieses Buch, noch immer eine Perle der pädago-

gischen Litteratur, hoch über Rousseau's Emil gestellt.* Mit psychologischer Meisterschaft verfolgt er die menschlichen Tugenden und Sünden bis in ihre ersten Fasern, groß auch im Kleinsten, voll sittlichen Ernstes, eben so zart als wahr. Er beginnt mit dem Spielzeug und schließt die Mittel zur höchsten Bildung eröffnend. Auch die Toilette hat Fenelon nicht vergessen, er empfiehlt den Damen die Einfachheit des antiken Costüms, „sie würden finden, wie schön und majestätisch das im Nacken nachlässig gebundene Haar und ein in langen Falten am Körper frei hinfließendes Gewand ihnen stände.“ Er hat gewiß Recht, wenn man an den Reifrock denkt.—Was der Telemach den Fürsten, soll diese Schrift den Frauen seyn, sie erzieht die Eltern, ehe sie die Kinder erzieht, ihr Ziel ist eine freie, auf den Glauben gegründete, an Auctorität früh gewöhnte vornehme Bildung, der scharfe Gegensatz der jesuitischen Dressur, der herrschenden oberflächlichen Schöngesterei und der lächerlichen weiblichen Gelehrsamkeit.—Daneben beschäftigten ihn ernste dogmatische Studien, der Freund Bossuet's führte dessen Polemik gegen Malebranche und die Reformirten fort; da trat durch die Aufhebung des Edictes von Nantes, welche die Majintanon und der Klerus dem in seiner Frömmigkeit eiteln König entriß, das Schwert an die Stelle der Feder. „In diesem Acte, sagt Ranke, war Ludwig's Bigotterie mit seinem politischen Fundamentalsatz eins: einem Reiche sey vor allen Dingen Einheit nöthig, das am strengsten geschlossene sey das mächtigste, jede innere Differenz sey eine Gefahr; in Ludwig's Staate, wo jede Selbstständigkeit von der höchsten Gewalt gebeugt war oder sich ihr unterworfen hatte, erschien die auf ihrem eigenen Principe ruhende reformirte Genossenschaft als eine Anomalie. Nicht den Anstrengungen und dem Eifer des allgemeinen Katholizismus, sondern der Idee der gallicanischen Kirche, der französischen Einheit, sind die Protestanten in Frankreich zum Opfer gefallen.“† Diese unförmliche That sollte ihr Verlegendes dadurch verklären, daß den Häretikern, über deren Haupte von neuem das Henkerbeil schwebte, die gründlichste Belehrung geboten würde über die Liebesfülle der Kirche, als deren gehorsamer Sohn der allerchristlichste König von Frankreich Tausende treuer Bürger von ihren Altären und Gräbern losriß. Der Pabst wollte nichts wissen von den Dragonaden, das sey nicht Christi Methode gewesen, man müsse die Menschen in den Tempel führen, nicht hineinschleifen. § Zu diesem Hineinführen schlug Bossuet, dessen Maxime: Gott dienen, heißt in gewissem Sinne auch dem Staate dienen, und dem Staate dienen, Gott dienen, ihn zum Vermittler besonders geschickt machte zwischen absolutistischem Königthum und Priestertum, dem Könige vor, Fenelon nach Poitou zu senden. Er sollte dort erfüllen, was Ludwig den Intendanten des Reiches schrieb: ich empfehle euch vor Allem, die Gemüther der dieser Religion zugethanen Menschen zu schonen

* Lamartine: Fenelon 1851.

† Ranke: Französische Geschichte III, 504.

§ Ranke: Päpste III, 166.

und sie mit Sanftmuth zu behandeln. An apostolischer Milde hat es dem Gesandten nicht gefehlt, er wollte nur Herzen gewinnen durch's Wort, nichts war ihm widerwärtiger als jeder Zwang: „nie, schrieb er später an Jakob III., zwingt man ein Volk, seinen Glauben zu ändern, denn keine menschliche Macht kann die undurchdringlichen Verschanzungen der Geistesfreiheit stürmen; Gewalt kann nie Ueberzeugung schaffen, nur Heuchler; sobald Könige sich in Sachen des Glaubens mischen, gewähren sie ihm keinen Schutz, sondern machen ihn zum Sklaven.“ Als er nach Poitou kam, fand er die Gemeinden in solchem Zustande, daß er meinte: wollte man diese Leute dahin bringen, das Christenthum abzuschwören und den Koran anzunehmen, so brauchte man nur die Dragoner vor ihnen aufmarschiren zu lassen. Sein Wirken ist auch durch sehr greifbare Gründe, nämlich wohlfeile Getreidelieferungen, unterstützt, es hat indeß die Frucht getragen, daß ein Jahrhundert später, als die ganze katholische Welt abgefallen war oder abzufallen drohte, in den von ihm bekehrten Provinzen der alte Glaube Märtyrer gefunden hat.

Es liegt uns fern, die Polemik Fenelon's eingehender zu prüfen; nur um zu ersehen, wie er sie gerade gegen das geistliche Amt der Reformirten richtet, genüge Folgendes. Die neue Kirche mußte, war die Schrift Norm und Quell des Glaubens, auch einen bestimmten Lehrgehalt in ihr erkennen, und that nicht bloß dies, sondern gestand auch eine gewisse Fortbildung dieses Lehrgehaltes in den ökumenischen Symbolen zu, sie verlangte nur das Recht für sich, wo sie die kirchliche Fortbildung für irrig erkenne, dieselbe aus der Schrift zu rectificiren, die Frage war nur: wer hat diese Aenderung auszusprechen? Theologen hatten ihre Nothwendigkeit verkündet, Theologen die Symbole erfaßt, Theologen die wiedergewonnene Wahrheit vertheidigt. Nun konnte leicht der Gedanke sich eindrängen, auch in der reformirten Kirche vollzögen die Geistlichen die Lehrentscheidung, wie bei den Katholiken der Klerus. Und was befähigt ihn dazu? Der in der Ordination empfangene göttliche Geist. Fenelon geht nun davon aus, daß die reformirten Geistlichen eine solche Macht über die Lehre besitzen, sie bestimmen, was der Schrift gemäß ist, das könnten sie nur, wenn sie rechte d. h. katholische durch den Bischof geweihte Geistliche wären; das sind sie nicht, folglich ist in ihnen nicht der Geist der Wahrheit, folglich legen sie die Schrift irrig aus, folglich gründen die Gemeinden ihr Heil auf Menschenfahrungen, die jeder höhern Bürgschaft ermangeln; ihr habt kein ächtes geistliches Amt, ihr habt keine sichere christliche Wahrheit. In diesen Sätzen ist Irrthum, daß ein Zufälliges zum Nothwendigen erhoben, den reformirten Pfarrern eine Stelle angewiesen wird, die sie nicht beanspruchten, da sie nicht dem Diener des Wortes an sich, sondern als Repräsentanten der Gemeinde und der ganzen Gemeinde der Gläubigen die Macht zusprachen, auf Grund der Schrift und des den Christen erfüllenden göttlichen Geistes eine Lehre der Kirche zu bejahen oder zu negiren.—Diese Methode der Gründe und ernster theologischer Erwägung führte die Jesuiten nicht rasch genug zu

glänzenden Triumpfen; ihre steten Reden vom Heimweh der Keßer nach der wahren Kirche, konnte Ludwig XIV. nur durch große Erfolge bestätigt sehen. Der Beichtvater la Chaise forderte Fenelon auf, die Befehrten sogleich zur Anrufung der Heiligen zu gewöhnen, aber er ließ großgedruckte neue Testamente austheilen und vertheidigte gelegentlich den Protestantismus; nur so schien ihm möglich, Menschen zu gewinnen, „die gegen alles, was heilig ist, durch den befohlenen Glauben und die Meineide so fühllos geworden, daß fast kein Merkmal bleibe, die Aufrichtigen zu erkennen.“ Nach Paris zurückgerufen, trat er in das alte Amt zurück, fern vom Hofe durch Intriguen von drei Bischofsstühlen verdrängt. Ludwig XIV. hatte nach der ersten Audienz, in der er Fenelon empfing, gegen die Maintenon geäußert: *votre homme parle bien, Madame, mais je vous avoue, il ne sera jamais le mien.* Damit hat er ihm das höchste Lob, wie er meinte, entzogen, aber wahrhaft verliehen, es wäre des Getadelten schönste Grabchrift. Während die so viel beneideten goldenen Pforten des Hofes sich dem Abbé für immer zu schließen schienen, wählte der Herzog von Beauvilliers, Erzieher des Herzogs von Burgund, den Abbé Fenelon zum Gehülfen in seinem schweren Werk. Dieser trat damit auf den Boden, wo, wie er sagt, das Evangelium Jesu Christi wenig bekannt war, und selbst die es kannten, es nur benutzten, um sich Ehre bei den Menschen zu verschaffen. Sein alter Lehrer Tronçon mahnte ihn „stark zu bleiben gegen die große Lüge des Hoflebens, und die furchtbare Todesstunde nie aus den Augen zu verlieren, in der alle Herrlichkeit der Welt wie ein Traum verschwinde, alle Geschöpfe, auf die er sich verlassen könne, wie morsche Stützen unter seinen Füßen in Trümmer gingen, er wolle für ihn zu Gott beten, daß er mit der unauslöschlichen Flamme seiner Liebe ihn durchbringe, so daß die aus der Gottesliebe in ihm geborne Frömmigkeit durch keine Versuchung geändert oder geschwächt werden könne.“

Ludwig, Herzog von Burgund, war geistig glänzend begabt, aber leidenschaftlich in jeder Weise wild und „entsetzlich vom Mutterleibe an.“ Durch Fenelon und Beauvilliers ist er ein menschenfreundlicher, sanfter, geduldiger Fürst geworden, vorher nur von der Größe seiner Rechte, jetzt auch von der seiner Pflichten erfüllt. Zwei Gaben machten Fenelon zum gebornen Erzieher des Prinzen, sagt Herder, die zu imponiren und die zu gefallen; es ist, als ob seine Seele den Zögling nicht aufgeweckt, sondern erfüllt habe, den Germanicus Frankreich's, den auch das Schicksal der Erde nur zeigen wollte. Mit catonischem Ernste warf Fenelon die Leidenschaftlichkeit des Prinzen nieder, auf seine Ehre versprach ihm Ludwig Gehorsam und Besserung. Es sind noch Willets vorhanden folgenden Inhalts: ich verspreche, so wahr ich Prinz bin, dem Herrn Abbé Fenelon auf der Stelle zu thun, was er mir befehlen wird, und ihm in dem Augenblicke zu gehorchen, wo er mir etwas verbietet; und halte ich hierin nicht Wort, so unterwerfe ich mich allen Arten von Strafen und Unehren. Geschehen zu Versailles am 29. November 1698. Ludwig. Der Prinz ließ den Herzog von Burgund draußen und war nichts als der kleine Ludwig. Gelegentlich meinte der kleine Ludwig freilich, Fenelon vergesse, wer sie bethe

seyen, aber dieser hat ihm dann ganz unbedenklich deutlich gemacht, daß der Prinz nichts sey.

Seit der Herzog von Beauvilliers den König aufgefordert hatte, ihm irgend einen Prinzen zu nennen, der so fromm und so wissenschaftlich ausgebildet sey als Fenelon's Zögling, sammelte sich am Hofe eine Partei, die angeschlossen an das Königliche: *il ne sera jamais le mien*, den Erzieher zu stürzen suchte. Als ihr Versuch, sich hinter Bossuet's Ruhm zu verstecken, an der Nebligkeit des Bischofs gescheitert war, wagte sie sich doch an den Mann, von dem die Maintenon schrieb: er hat viel Geist, aber noch mehr Frömmigkeit, und die suche ich. Diese Frau, „eine arme Amerikanerin, im Kerker geboren, an Frankreich's Küste geworfen, hat einen Roman durchlebt, der tragisch endet; eine bekehrte Hugenotkin ging sie streng in den Fesseln des Katholizismus einher,“* — in einem Zustande, „wo Schwermuth zum Sterben sie erfüllte, denn keine Stunde von dem Tage an, wo ihr vermeintes Glück begonnen, sey ohne immer steigende Bitterkeit verlossen, sie sey jung und schön gewesen, hätte Freuden aller Art gefunden und eine furchtbare Leere sey die einzige Frucht“ — dachte sie, Fenelon zum Gewissensrath zu wählen. Diese peinliche Aufgabe hat ihm ein freilich bitteres Geschick erspart, denn es begann nun der dogmatische Streit, der so schwer auf seinem Herzen und Leben drückte, und in Folge dessen die Maintenon die Gnade Gottes pries, die sie vor den gräßlichen Irthümern des Erzbischofs von Cambrai bewahrt habe.

Johanna Maria Bouvieres de la Mothe, in ihrem acht und zwanzigsten Jahre Wittwe des Herrn von Guyon, ist durch das Kreuz des Hauses zum Kreuze Christi geführt. Die Erziehung ihrer Kinder übergab sie der Familie, um nur einsam und arm der Befehrung protestantischer Mädchen zu leben. In der Nähe von Grenoble zogen die Felsen und Wälder der großen Carthause sie an, sie erschien wie die Sibylle dieser Einöden. Predigend und ermahnend zum geistigen Leben der Seele zog sie jahrelang in Piemont und Lyon umher. In ihrer Auslegung des Hohen Liedes forderte sie eine so tiefgehende, so in Gott aufgelöste Betrachtung, daß die Seele, wie der Strom in das Weltmeer, in den Ocean göttlicher Wesenheit sich ergießend, die Sündlosigkeit des reinen Geistes gewinne, den Leib wie ein abgelöstes Kleid für sich lasse, das Ziel der Frömmigkeit Vergottung durch Wesensmischung mit Gott. Für diese Forderung fand die Quietistin einen Kerker in Paris, aus dem die Maintenon sie zur Lehrerin von St. Cyr berief. Fenelon hat das Ziel der Guyon, Vergottung des Menschen, stets verworfen, weshalb sie auch meinte, viele Stufen höher in der englischen Vollkommenheit zu stehen; Fenelon sey ihr Sohn, der aber noch lange gebildet werden müsse. Aber er verstand ihre Sprache; in den seltsamen Bildern ihrer Schriften achtete er das Ringen, die Geheimnisse der Frömmigkeit auszusprechen; Ludwig XIV. wies sie als eine Närrin zurück. Ihre Frömmigkeit glich den Bergströmen (*les torrens*), jedes

* Herder. *Abraha* p. 28.

Sinderntiß überfluthend, was sich zwischen sie und ihren Gott drängt, die Kirchlichkeit des Hofes, den künstlich sprudelnden Fontainen von Versailles und Trianon.

Von dem Urtheil ihres irdischen Königs appellirte Frau von Guyon an den Spruch des Orakels der französischen Kirche. Sie sandte ihm ihr Leben und ihre Schriften, die verschüchterte Taube sucht Schutz bei dem Adler von Meaur. In dieser Wahl offenbart sich ihre Unkenntniß der Menschen und Verhältnisse. Bossuet's Bedeutung liegt in seinem klaren durchdringenden Verstande; Bestimmtheit, Maß, Schärfe sind die Elemente, in denen er sich bewegt; mit diesem Verstande hat er den Pragmatismus der Weltgeschichte dargelegt, den Katechismus in ein Epos gebracht,* in den Irrwegen menschlicher Thaten den großen Pfad Gottes und seines Reiches entdeckt, die Räthsfel der Geschichte durch kühne Combinationen gelöst. Allein einem solchen Manne mußte das ausschließliche Gefühlsleben der Guyon, das bloß sich selbst vertrauend ohne Steuer und Compaß dem innern Lichte folgte und jedes andere Kriterium von sich wies, als eine krankhafte Einseitigkeit erscheinen. Ein nicht minder scheidender Differenzpunkt lag in Bossuet's strengem Katholizismus, in seinem Halten an der äußeren Kirche, über die diese Mystik sich erhob. Wenn alle Religion nichts ist, als ein Liebesbund der Seele mit dem Heiland, der sie sucht, der sich ihr naht, erst selten—dann öfter und öfter sie die ganze Stufenfolge der Entzückungen genießen läßt, bis er ihr endlich in der geistigen Vermählung die höchste Fülle des Liebesgenusses spendet, so reducirt sich alles auf diese beiden, daß die Seele suche, schwache und seufze, daß der Heiland sich finden lasse, nahe, gebe; darauf kommt im Leben des Gläubigen Alles an, die äußeren Dinge können dies Eine nicht geben noch nehmen, alle äußere Vermittelungen vermögen da nicht zu helfen, ich bin sein und er ist mein, der unter den Lilien weidet, das kann Niemand für uns sagen. Wozu, der Schluß liegt so nahe, der ganze Cultus mit seiner Herrlichkeit, wozu dann die Kirche; sie zerfällt in eine unzählige Menge einzelner Liebespaare, von denen jedes an sich volle Genüge hat; wozu ein so fest gegliedertes Gemeinwesen, wie die katholische Kirche? Ihr Grundgedanke, daß sie das Heil ausschließlich vermittelt, findet hier keinen rechten Anknüpfungspunkt, gar nichts soll uns beunruhigen, uns selbst müssen wir verlieren, auf uns selbst nie zurückkommen; die Freiheit der Kinder Gottes kann man nur dann genießen, wenn man sich durch gar nichts mehr binden läßt; und mit welchen Banden fesselt die katholische Kirche die Seele um den Preis des Heils! Wo findet die Lehre und der Glaube als Führgewährhalten der Lehre seine Stätte? Den geistlichen Liebeskuß, den kann doch Niemand lehren. Was Bossuet sein ganzes Leben hindurch vertheidigt, was er kaum aus furchtbaren Stürmen erstanden sah, das wurde hier mit Waffen angegriffen, die deshalb so gefährlich werden konnten, weil ihre Spitzen in einen Stoff getaucht waren, der, ohne Gift zu seyn, die Wirkung von Gift übte.

* Bunsen Sippolyt. 1, 262.

Dazu kam noch ein Anderes. Man kann von der Guyon sagen, was Leo* den einzigen Irrthum des heiligen Franziskus nennt, daß er einen Zustand, in dem ihm die höchste Befriedigung geworden, seine Bedingtheit durch sehr individuelle Anlagen verkennend für allgemein erreichbar achtete durch bestimmte Mittel. Der Monarchismus des Gefühls in der Guyon war naturwüchsig und individuell, eben deshalb trotz seiner Einseitigkeit doch erträglich; ihn von Allen fordern, hätte geschraubte Caricaturen hervorgerufen; Bossuet wußte, die Kirche soll Allen Alles seyn; die Bedingung aller Geisterherrschaft ist, daß sie dem ganzen Geiste nicht mit Aufopferung der Harmonie einer Geisteskraft einseitig genügt.—Das Dilemma trat an ihn: entweder der Weg, den diese Mystik zum Heile zeigt, ist der rechte, dann irrt die Kirche, oder die unfehlbare Kirche hat Recht, dann muß jene ausgeschlossen werden. Er hatte gewählt, sobald er zu bemerken glaubte, daß manche Töne, die von Port-Royal aus die französische Kirche erschütterten hatten, hier modulirt wiederhallten. In langen Conferenzen suchte er die Guyon zu überzeugen; sein System vermochte nichts gegen ihre Gefühle. Sie forderte vom Könige Commissionäre zur Untersuchung ihrer Lehre, er gab ihr Bossuet, Noailles und Trongon. In den Conferenzen von Issy, die man durch genaues Studium der Mystiker vorbereitet abhielt, wurde ohne Leidenschaft Wahrheit gesucht. Bossuet hatte Fenelon's Auszüge aus den Werken des Franz von Sales, des Johannes vom Kreuze gelesen, sich aber von den verlebtesten Abenteuern abgewandt, und schon begann das Bedenken gegen den Freund selbst in ihm, den Montanus der neuen Priscilla, obwohl er schrieb: ich bin unter ihren Händen wie ein Kind. Ein besonders interessanter Streitpunkt zwischen Bossuet und der Guyon war die Lehre von der reinen Liebe; jener fragte mit seinem klaren Verstande nach dem Zwecke der Liebe zu Gott und fand ihn in der Seligkeit; diese behauptete mit Fenelon, der Mensch, der rein Gott liebt, liebt ihn nur um seiner selbst willen, er sucht nichts als Gott selbst. Fenelon fordert seinen Freund auf, ihn durch eine Stelle der Kirchenlehre zu überzeugen, daß er im Irrthum sey; sogleich werde er widerrufen, und sey er auch von der Wahrheit seiner Auffassung so gewiß überzeugt, als daß zwei mal zwei vier seyen; Bossuet konnte es nicht, weil die Kirche sich nie darüber erklärt hatte, ob man Gott liebe um der Seligkeit willen oder um seiner selbst willen, so sehr sie auch immer die Verbindung von Gottesliebe und Seligkeit festgehalten hat. Der Streitpunkt war ein ganz besonders häßlicher bei der Schwierigkeit, einander zu verstehen und der Gefahr der Mißdeutungen. Von der allgemein menschlichen Erfahrung aus behauptet Bossuet mit Recht, des Menschen Liebe zu Gott geht aus, obwohl sie frei ist, vom Bedürfniß nach göttlichem Leben und nach Seligkeit, die ihm nur werden kann durch sie: denn nach dir hast du uns geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in dir! Fenelon, das keinesweges leugnend, erklärt hat der Mensch die Stufen der knechtischen, begehrlischen, hoffenden, eigennütigen Liebe hinter sich, so erhebt

* Geschichte des Mittelalters 1, 360.

er sich zu einer Stufe der Gottesliebe, welche so ganz nur Gott sucht, daß sie in sich selbst die Gewißheit trägt, auch wenn Gott lieben dem Menschen nicht Göttlichkeit und Seligkeit gäbe, sondern das Gegentheil, wenn ihm aus dieser Hingebung an Gott und aus dieser Gemeinschaft durch die Hingabe auch keine Göttlichkeit und Seligkeit, sondern Verdammniß würde, er würde doch Gott eben so mächtig lieben, sich ihm ganz und unbedingt hingeben. Damit ist eine Ueberzeugung der ächten Liebe aus tiefster Erfahrung heraus ausgesprochen. Nun aber könnte dies bei dem beliebten Zuge der Mystik zur Vergottung des Menschen leicht dahin verstanden werden, als habe der Mensch jemals eine Gottesliebe in sich, die nicht mehr vom Bedürfniß nach höherer Seligkeit ausgehe, eben weil im Menschen das Bedürfniß nach Erhöhung der Seligkeit nicht mehr sey, und darum nicht mehr sey, weil der Mensch eine Göttlichkeit und Seligkeit besäße, die gar keiner Steigerung mehr fähig sey; besitzt er die, so ist er vollkommen, er ist Gott.

(Schluß folgt.)

Hymnologische Mittheilungen.

(Aus Ed. C. Koch, mit Abkürzungen und Zusätzen.)

(Fortsetzung.)

39) Welch' eine Stund' im ganzen Leben.

Der edle Carl Heinrich v. Bogazky dichtete dieses Bereitschaftslied in der Zeit seines Ehestandes 1726—1734 aus einer besondern Veranlassung, die er selbst also beschreibt: „Ich wurde nämlich krank am Leibe und kam darüber auch in eine Krankheit des Gemüths und in große Todesfurcht. Ich hatte vorher keine Todesfurcht gehabt. Bei dieser Krankheit aber besorgte ich einen Steckfluß und kam darüber in große Furcht vor dem Ersticken. Bei solcher Todesfurcht setzte ich dieses Lied auf, das ich auch nach der Zeit oft gebetet habe, und der Herr hat es auch an mir nicht ungesegnet gelassen und sodann auch an Andern gesegnet. Alle Abend hielt ich mit meinen Leuten eine Betstunde, und meine Frau hielt sie früh. In meinem ganzen Ehestande ist mir das gemeinschaftliche Gebet mit ihr immer das Liebste und Gefegnetste gewesen.“ Bogazky sang schon als junger Mensch von zwanzig Jahren am liebsten Sterbelieder, und als er in den besten Jahren stand, ging er, behaftet mit körperlicher Schwachheit, mit lauter Sterbebedanken um und setzte bereits 1. Tm. 1, 15 als seinen Leichentext fest. Das berichtet er namentlich auch von dem J. 1726, dem Jahre seiner Verheirathung. So ging er von Jugend an bis in's Greisenalter († 1774) einher auf dem

Pilgerwege, das Gebet Moses, Psalm 90, 12, im Herzen tragend. Das Lied erschien zum erstenmal gedruckt im J. 1749 in seiner „Uebung der Gottseligkeit“.

40) Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du.

Friedrich Gottlieb Klopstock, der diese Ode gedichtet, ward sie auch in's Grab nachgesungen, als seine irdische Hülle unter feierlicher Begleitung vieler Hunderte am 16. März 1803 zu Ottensee bei Altona der Erde übergeben wurde. Hier ward er an die Seite seiner schon im J. 1758 zur Ewigkeit vorangegangenen ersten Frau, Meta, geb. Moller, gebettet. Er hatte in ihr Grabdenkmal die Inschrift eingraben lassen: „Saät, von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen. Margaretha Klopstock erwartet da, wo der Tod nicht ist, ihren Freund, ihren Geliebten, ihren Mann, den sie so sehr liebt und von dem sie so sehr geliebt wird. Aber hier aus diesem Grabe wollen wir mit einander auferstehen, du, mein Klopstock, und ich und unser Sohn, den ich dir nicht gebären konnte. Betet den an, der auch gestorben, begraben und auferstanden ist.“ Mit Bezug darauf dichtete er auch 1758 diese Ode.

Die Melodie aus C Dur, e c d e f g a h c d g, ist von C. Kocher schon im W. Ch. von 1828, das er besorgte, mitgetheilt. Vor ihr sind schon manche Weisen hiesfür erfunden worden—von C. Ph. Em. Bach, mitgetheilt in den neuen Melodien zum Hamburger Gesangbuch vom J. 1787 (d c e s d c b a b e); von Knecht, mit pathetischem Charakter (e e g c a e f a a g) und von Pfarrer Christmann, mit lieblichen Klängen (d c h d e d c h)—beide im J. 1793 entstanden und im W. Ch. von 1798 mitgetheilt. Die schönste Composition hiesfür ist aber die gleich nach dem ersten Erscheinen der Klopstock'schen Ode im Jahre 1759 von Graun, nicht lange vor seinem Tode, erfundene Arie, die überall bekannt ist und schon an vielen hundert Gräbern mit ihren sanften, weichen Klängen gar tröstlich ertönte.

41) Nach einer Prüfung kurzer Tage.

Aus Gellert's „geistlichen Oden und Liedern“ vom J. 1757, das letzte Lied mit dem Titel: „Trost des ewigen Lebens.“

Beim 3ten Verse ist zu beachten, wie Gellert stets eine schwächliche Gesundheit hatte und von solch' stechem Körper aus eine unüberwindliche Dunkelheit und Schwermuth auf sein Gemüth drückte, so daß Cramer von ihm sagt, es werde selten Jemand so viel traurige Tage gehabt haben, als Gellert. Bis an's Ende seines Lebens mußte er klagen über seinen schwachen Glauben, über die Dunkelheit seines Geistes und die Erstorbeneheit seines Herzens zu frohen Empfindungen.

Dem 10ten Verse ist ein Brief Gellert's an den Grafen Brühl beizufügen, worin er schreibt: „Ich habe vor wenig Tagen einen lieben Freund an dem jungen Herrn v. Häfeler verloren, der in der Osterwoche zu Halle gestorben ist an einer Auszehrung. Er hat mir noch auf seinem Sterbebette einen Brief geschrieben, der mehr Ruhm für ihn ist, als ein ganzes Buch. Er ist lange

mein Zuhörer gewesen—von vortrefflichem Herzen und großer Geschicklichkeit—und sein Brief schließt mit der Stelle: „Da will ich dem den Dank bezahlen—ihn mir war.“ Welche Belohnung ist so ein Dank, mein liebster Graf!“

Der 11te Vers stöß Gellert recht aus der Seele und bewahrheitete sich wiederum an ihm selbst auf die schönste Weise. Viele Seelen wies er durch Lehre und Schriften auf den guten Weg, viele studirende Jünglinge namentlich lehrte er durch seine moralischen Vorlesungen, die er mit dem größten Segen hielt, den Pfad der Tugend, manchem verirrtten Jüngling ging er liebevoll nach, bis er ihn wieder zurückgebracht. Schon in diesem Leben hat ihm deshalb Mancher dankbar zugerufen: „Heil sey dir, denn du hast mein Leben, die Seele mir gerettet du.“ So kam einst ein preussischer Feldwebel zu ihm nach Leipzig und sagt ihm: „Nach 33 Jahren Kriegsdienst kehre ich jetzt heim nach Plesland und bin fünf Meilen umgegangen, Ihnen mein dankbares Herz zu zeigen, denn Sie haben mich durch Ihre Schriften oft vom Bösen abgehalten und zum Guten ermuntert. Gott segne Sie dafür mit langem und ewigem Leben!“—Einst lernte Gellert in Leipzig einen verführten Jüngling kennen, der von der Wollust zur Freigeisterei und allen möglichsten Ausschweifungen hingerissen, unter einer schmerzlichen und eckelhaften Krankheit ohne Gemüthsruhe und Trost, der Verzweiflung preisgegeben, dem Tode entgegenreichte. Da drang es ihn, ein Werkzeug seiner Rettung zu werden. Er suchte ihn zuerst seines Mitleids zu versichern und that mit großen Opfern von Zeit und Liebe Alles, was zur Erleichterung seiner Schmerzen dienen konnte. Er saß an seinem Bette, so oft es ihm nur möglich war. So erweichte er das Herz des Unglücklichen, der am Glauben Schiffbruch gelitten, und brachte es dahin, daß er sich nach christlichem Unterricht und Trost aus Gottes Wort sehnte und allmählig in der Gnade wuchs. Eines Tags nun betete Gellert ganz allein mit diesem seinem geistlichen Sohne, als derselbe plötzlich schwächer ward, die Hand des väterlichen Freundes ergriff, ihm herzlich dankte und dann starb. Darauf entfernte sich Gellert mit zitternder Freude voll Lobens und Dankens für die Hoffnung, die er hatte, durch die Gnade Gottes etwas zur Rettung einer Seele beigetragen zu haben. (Dorpat'sche Blätter, 1832. S. 244–246.)

In einer seiner moralischen Vorlesungen (2te Abth. 7te Vorles. 4te Regel) rief Gellert einmal seinen Schülern zu: „Möchte ich doch in dieser Stunde auch nur Einen frühen Verehrer gewonnen haben—wie glücklich wollte ich mich preisen! Diese einzige That, wäre sie nicht schon eines ganzen Lebens werth? Ja, ich, theuerste Jünglinge, ich trete menschlichem Ansehen nach bald um viel eher von dem Schauplatz dieses Lebens ab, als Sie; allein in wenig Jahren (denn was sind dreißig und fünfzig flüchtige Jahre) vereint und Alle die Ewigkeit wieder. Da dankt mir vielleicht einer unter Ihnen, so wie ich dem Freunde danken werde, der mich den Weg der Weisheit geleitet:

Da ruft, o möchte Gott es geben!
Auch mir vielleicht ein Jüngling zu:
Heil sey dir ic.“

Eine Tochter Dr. Johann Andreas Cramer's, Kanzlers zu Kiel, der Gellert's Leben schrieb, ließ sich im J. 1777 auf ihrem Sterbebette, auf dem sie in großer Glaubensfreudigkeit lag, „Gellert's letzte Stunden“ vorlesen, betete dann dieses Lied mit großer Inbrunst und sprach: „Nun werde ich auch Gellert in seiner Herrlichkeit und Seligkeit bald sehen!“ (Feddersen, Nachrichten. 2c. Thl. I. p. 262.)

Zur Melodie vgl. Nr. 50 dieser Mittheilungen. Im J. 1797 fertigte Schulmeister N. F. Auberlen in Fellbach bei Cannstatt hiefür eine eigene Melodie aus G Dur, h o d e o h e h, welche zuerst im W. Ch. von 1798 und dann auch in dem von 1828 erschien. Sie wurde an manchen Orten sehr beliebt.

42) Herr, lehre du mich deinen Willen.

Aus dem ersten „Hundert christlicher Lieder“ Lavater's vom J. 1776. Ein festes Siegel drückt diesem Liede Lavater's eigener Sinn und Wandel auf. Er that unglaublich viel für die armen Brüder. Kein Opfer war ihm zu groß, das er nicht gerne mit Freuden gebracht hätte, und sein Herz fühlte nicht das Mindeste von Anhänglichkeit an irdische Güter, wenn er Jemand wußte, dem er seine Lasten erleichtern oder Freude machen konnte. In jeder dringenden Noth suchte man bei ihm Rath und Hülfe—und das nie vergebens. Viele seiner Gemeindegengenossen sind Zeugen davon, mit welcher Anstrengung er ihnen aus Verlegenheiten und Nöthen half. Er gab, wo er immer geben konnte, selbst wo es seine Kräfte überstieg, und wenn er selbst nicht hatte zu helfen, so machte er den unermüdlischen Fürbitter bei seinen vermöglichere Freunden, um Gaben für die Armuth zu erhalten. Als im Winter von 1770 auf 1771 eine schreckliche Theuerung das Züricher- und das ganze Schweizerland drückte, forderte er nicht nur in seinen Predigten kräftig zur Wohlthätigkeit auf, sondern that selbst auch, was er konnte für die Armen. Haufenweise kamen die elenden Hungerigen in sein Haus, das um diese Zeit einem Armenamte glich; Manchen, der vor Schwäche oder Alter nicht mehr recht gehen konnte, führte Lavater selbst die Treppe hinauf zu seiner Frau, die immer einen Topf voll kräftiger Suppe am Feuer hatte. (Lavater's Leben von G. Gessner. 2r Bd. p. 280.)

Es wird nicht leicht ein Mann gefunden werden, dem mehr durchaus falsche, grundlose Dinge zur Last gelegt wurden, als Lavater'n. Dennoch war er gegen solche Lästerer stets veröhnlichen Sinnes, und das bittere Leiden über solche Lügen machte ihn nie menschenfeindlich. Der schöne Gedanke trat immer wie ein Engel des Lichts mitten in die Empfindlichkeit über Beleidigungen vor seine Seele: „Sieh' in jedem deiner bittersten Feinde und in jedem Unschuldigen oder Schuldigen, den du hassst, einen künftigen Freund und Verehrer.“ Ja, er sagte einmal ganz veröhnlichen Sinnes in den letzten Monaten seines Lebens: „Alle Leiden, die mir meine Feinde gemacht, kommen in kein Gleichgewicht mit denen, die mir meine Freunde gemacht“ (W. 3). Ihm ward

eigentlich angst und bange, wenn er nur von ferne bemerkte, daß sich irgendwo Zwist erheben wollte; er stellte sich immer dazwischen, und es war ihm nichts zu schwer, was er thun konnte, um Alles zum Besten zu kehren und in ein gut Geleis zu bringen. (Lavater's Leben von G. Gessner. 2r Bd. p. 313–354.)

Als der selige Israel Hartmann, der treue fromme Lehrer am Waisenhanse zu Ludwigsburg, in den Jahren 1777 und 1778 viele verborgene Leiden zu tragen hatte und es bei ihm manchen trüben, düstern Tag, manche traurige Nacht gab über häusliche Mißverständnisse, schmerzliche Erfahrungen in der Kinderzucht, Betrübniße und Entzweigungen, waffnete er sich alle Tage beim Aufstehen zu freundlicher Geduld und demüthiger Liebe durch das Gebet des 5ten und 6ten Verses. (Basl. Samml. 1842 p. 337.)

43) Fortgekämpft und fortgerungen.

Aus Lavater's „Liedern für Leidende. Tübingen 1787.“—Von dem Bezeugen Lavater's auf dem Krankenbette, auf dem er in Folge der gefährlichen Schußwunde, die ihm der französische Grenadier bei Besetzung Zürich's im J. 1799 beigebracht hatte, unter großen Leidenkämpfen lag, erzählt sein Tochtermann, Georg Gessner: Man hörte ihn oft und nie ohne tiefe Nührung seinen Gott mit Thränen für die Leiden danken, die er ihm zusende. Er nahm sie ganz aus der Hand Gottes an und glaubte an deren beseligende, ihn läuternde Zwecke so fest, wie an sein eigenes Daseyn, zum Theil sah er sie wirklich schon.—„O Schmerzensbette meines ersten, väterlichen Freundes“ ruft Gessner aus, „dich werde ich nie vergessen, eine Schule der Geduld, der Gott ergebenen, der christlichen Leidensertragung, des heitern Muthes, des nie wankenden Vertrauens bei allergrößter Empfindlichkeit für körperliche Schmerzen!“ (3r Bd. der Lebensbeschr. Lavater's p. 488.)

Den 5ten Vers singt Lavater aus eigener Lebenserfahrung. Als er einst in seinen jüngern Jahren auf dem Züricher See fuhr, brach plötzlich ein wilder Föhn herein, der den Mast des Schiffes, auf dem er war, zersplitterte, also daß das Schiff mit jedem Augenblicke unterzusinken drohete. Lavater aber rang auf den Knien, am Boden des Schiffes liegend, in brünstigem Gebet mit Gott, und Gott half.

Lavater gehört der Klopstock'schen Dichterschule an, bei welcher ein rührender, pathetischer Ton, dessen Zweck höchste Erregung des religiösen Gefühls ist, vorherrscht. Doch strebt Lavater über Klopstock hinaus, wie er auch Gellert an tief christlicher Erfahrung weit übertrifft. In seiner Vorrede zu seinen „Funfzig christlichen Liedern“ stellt er folgenden Canon für einen christlichen Dichter auf: „Ein christliches Lied setzt voraus mehr als Klopstock's Schwung oder seinen Triumphton, noch mehr als Gellert's Deutlichkeit, Einfachheit und moralische Empfindsamkeit, auch mehr als Cramer's Kühnheit und Fleiß:—Erleuchtung, eigene Empfindung, Erfahrung, Selbsterkenntniß und himmlische Salbung.“—Die Zahl seiner Lieder ist ca. 250.

44) Die ihr den Heiland kennt und liebt.

Den köstlichen Leidenssinn, welcher der Grundton dieses Liedes ist, bewährte sein Dichter, der selige Dr. Gottfried Menken, Prediger in Bremen, in seinen eigenen Leidensstunden, vornämlich in den letzten Monaten seines Lebens, im J. 1831, als er in tiefem Schmerz- und Elendsgeduld weder liegen noch sitzen und fast nichts mehr genießen konnte. Als ihn da ein Freund an die Stelle 1. Petr. 4, 12. 13 erinnerte, erwiderte er: „Ja, das ist die wahre Orthodoxie, daß man auch in großen Leiden festhalte an Allem, was Gott bezeugt und verheißt hat.“ Eines Morgens rief er aus: „Ich habe diese Nacht schrecklich gelitten—o welche Herrlichkeit wird darauf folgen!“ (vergl. B. 3). Ueberhaupt hatte ihn die Erkenntniß der Liebe Gottes so tief durchdrungen, daß die Leiden ihn im Glauben an die Verheißungen nur noch gewisser machten, und die Erfahrung, wie schwer es sey, darin auszuharren, wurde ihm immer wieder ein neues Unterpfand der zukünftigen großen Seligkeit. Einige Stunden vor seinem Tode überzog auch wirklich, als er vom Schlaf aufgewacht war, sein Angesicht, besonders seine hohe Stirne, ein freudiges Glänzen, das aus den Sterbenszügen wunderhehr leuchtete und die Fülle des Friedens und des ewigen Lebens offenbarte, welche sein inwendiger Mensch erlangt hatte. So bezeugt von ihm sein Herzensfreund C. H. G. Hasenkamp in der gedruckten Rede, die er am 6. Juni 1831 an Menken's Grab hielt.

45) Himmelan, nur Himmelan.

Zuerst gedruckt in den „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit. Basel, 1806. 7s Stück“ mit der Ueberschrift: „Unser Wandel ist im Himmel. Phil. 3, 20. Aufruf an alle Christen. Im Ton: Was ist schöner's wohl.“ Der Dichter desselben, der sel. Stadtpfarrer J. Gottfried Schöner zu Nürnberg, war eines der Hauptmitglieder der ascetischen Gesellschaft zu Basel, welche jene Sammlungen herausgibt.

In diesem köstlichen Himmelsliede, das schon Vielen im Volke zum Lieblingsliede geworden ist, spiegelt sich der in der Kreuzschule gebildete Himmelsinn recht klar und helle ab.

Neben die Worte des 2ten Verses ist das Zeugniß Schubert's über Schöner zu halten: „Der hat es auch an sich selber erfahren, daß das Gebet in Christo des Christenthums Anfang, Mitte und Ende sey. Darum ermahnte er auch immer so dringend und so oft in seinen Gesprächen wie in seinen Predigten zum Gebet. Nicht lange vor seinem Tode noch schrieb er einer Freundin die Worte in's Stammbuch: „„Betet ohne Unterlaß—wer beten kann, ist selig d'ran;““—und ich habe kaum einen Andern kennen gelernt, der das Beten ohne Unterlaß so vermochte und übte, als der selige Schöner, und dem man die Seligkeit, die Ruhe des Herzens, welche ein beständiges Gebet giebt, so durch und durch anmerken konnte, als ihm. Diese Ruhe und Seligkeit ergriff auch andere Seelen, wenn sie beunruhigt und gebeugt von allerhand Schmerz und Noth zu dem Greise kamen“ (B. 4). (Altes und Neues. 3r Bd. S. 254.)

Neben die Worte von V. 6–8 — Schubert's Zeugniß von Schöner's Geduld und Sanftmuth in allen Leiden, und allermeist in seinen letzten: „Da harrete er von einer Morgenwoche zur andern auf Gott, der da hilft, und war stille zu seinem Herrn Herrn, der vom Tode errettet; nur der einzige Seufzer entquoll oft seinem Herzen: „Ach, wär' ich dort oben!““ Man sah keine verdrießliche Miene in seinem Gesicht und vernahm keine Klage über seine Leiden. Er stimmte in seliger Hoffnung dem Worte Pauli Röm. 8, 18 bei.“

46) Gekreuzigter! zu deinen Füßen.

Von dem seligen C. A. Dann, dem ehrwürdigen Zeugen Christi in Stuttgart, der in seinem Leben durch viele äußere und innere Anfechtungen ging und dieses Lied sich selbst als Gebets- und Stärkungslied gedichtet hat.

Von diesem tief empfundenen, kostbaren Liebes, das schon vielen Seelen Trost und Erquickung gebracht hat, sagt A. Knapp in dem Leben Dann's in der Christoterpe. 1847. S. 288–308: „Es ist eine der getreuesten Abstrahlungen seines innigen Gemüths, seines vielgeprüften Geistes, ja eigentlich sein geistliches Portrait. Man kann daraus vernehmen, wie er mit seinem Gott und Heiland redete, dessen vermenschlichtes Bild in tiefster Ehrfurcht unablässig beschaute, dessen Liebe in sein Herz ausgegossen war durch den heil. Geist und für den er arbeitete, ohne müde zu werden.“

Der Gekreuzigte war und blieb auch Todessonne, seine einzige und letzte Lebenshoffnung; Ihn und nichts Anderes wollte er bis zum letzten Hauch. In diesen letzten Leidenswochen zu Anfang des Jahres 1837 sprach er einmal bei heftigen Schmerzen, als er am ganzen Leibe zitterte und laute Jammertöne ausstoßen mußte: „Das ist nicht geduldig! Der Heiland hat am Kreuze nicht geschrien! — Gekreuzigter Jesu, schenke du mir Kraft, mein Leiden zu tragen! O, wenn ich nur auf die untersten Stufen der Seligkeit komme.“ — Ein andermal sprach er zu den um sein Lager versammelten Enkeln: „Ich bin ein alter, kranker Mann, ein großer Sünder, und müßte stets in Todesfurcht schweben, wenn ich den gekreuzigten Heiland nicht hätte!“ und darauf erzählte er ihnen dann in väterlichem Tone von dem Leiden des Heilandes, wie seine große Liebe uns recht tief zu Herzen gehen solle. — Als er aber in seiner letzten Stunde sprachlos da lag, weil ein stets heftigeres Halsübel ihm die Stimme geraubt hatte, machte er noch mit sanften Bewegungen der Hand und leisen Lippen seinen letzten Sinn verständlich: „O! was wären wir ohne Jesum!“ „So blieb ihm,“ setzt Knapp hinzu, der davon Augenzeuge war, „am Ende nichts als Christus, aber Er blieb ihm auch.“ (Christoterpe. 1847. S. 294, 298, 301.)

„Hoffnung, Lieb' und Glaube“ (V. 6) — diese drei Cardinaltugenden des Christen, waren in all' seinen Schriften und Predigten die Cardinalpunkte, um die sich all' sein Lehren und Ermahnen, all' sein Trösten dreht. So ist unter seinen edlen, auf Hoffnung ausgebreiteten „evangelisch christlichen Blättern. Stuttgart, 1821“ ein Passionsblatt zu finden mit der Ueberschrift: „Glaube, Hoffnung, Liebe etc.“ „Dies ist das edle, vom himmlischen Vater selbst auf

unsere Erde verpflanzte Kleeblatt! Man möchte es einen Ersatz nennen für den uns mit dem Paradiese verloren gegangenen Baum des Lebens. Aber nur da, wo Gottes Pilger wandeln nur auf dem schmalen Wege, und am schönsten und reifsten, trifft man diese himmlische Pflanze an den schmalsten, steilsten, steinigsten und dornigsten Stellen dieses Weges an. Wohl, ewig wohl dem Herzen, dem es tief eingepflanzt ist! Es besitzt an ihm den köstlichsten und bleibendsten Schmuck, — und am Schlusse des Blattes ruft er aus: „Was könnte doch unser ganzes Wesen so gewiß reinigen, bessern, heiligen und veredeln, als die vom Herrn, dem Glaubendsten, Liebendsten und Hoffendsten, erbetenen Früchte des Geistes: Glaube, Hoffnung und Liebe. Was kann uns über Erde und Zeit, über Weltlast und Weltlust schneller erheben, als diese vortrefflichen Drei? — und unter ihnen vornämlich die Liebe?“

Für Prediger besonders stehe noch folgender überaus rührende und erschütternde Zug aus Dann's Leben, den A. Knapp a. a. O. mittheilt. Auf seinem Sterbelager nahm er nämlich oft sein ganzes Leben in Einen schmerzlichen Ueberblick und erklärte es für ein verfehltes, sich selbst für eine unzeitige Geburt — überall Halbschmerz und Zurückbleiben, überall etwas Verkommenes und Unreifes und das meist aus eigener Schuld. Es wäre, setzte er in einer einzelnen schweren Stunde hinzu, vielleicht rathsamer für mich gewesen, ein einfacher Tuchmacher geworden zu seyn, als ein Prediger des hohen Evangeliums, dann hätte ich keine so schwere Last der Verantwortung auf meiner Seele und könnte ruhiger von hinnen scheiden, als jetzt, da so viele tausende unsterbliche Seelen auf meinem Gewissen liegen. Wie werde ich für alle Rechenschaft ablegen können? Wie anders — setzte er betend hinzu — als mit den Worten: „Schau her, hier steh' ich armer etc.“ So erfüllte es sich auch an Dann auf rührende Weise, was der sel. G. C. Nieger in einer Predigt sagt, daß ein evangel. Prediger, auf dessen Herz und Gewissen so viele unsterbliche Seelen gelegt sind, zwar getrost, aber nicht wohl freudenvoll sterben könne.

47) Der Himmel hängt voll Wolken schwer.

Aus „Dr. Heinrich Möwes' Gedichten. Magdeburg, 1836,“ mit der Ueberschrift: „Gebet in Noth und Tod.“ — Möwes dichtete dieses Lied im Oct. 1831 unter ganz besondern Zeiten schwerer Heimsuchung und tiefer Todesnoth. Er hatte nämlich ein Jahr zuvor sein Predigtamt niederlegen müssen, an dem sein Herz hing, weil er wegen heftiger Blutungen und Brustleiden zu schwach zum Predigen geworden war, und nun lebte er in Magdeburg ohne gehörige Mittel, sich und seine Familie recht zu versorgen. Da bestelen ihn nach einigen Monaten der Besserung plötzlich Schmerzen und Kämpfe, die über alle Beschreibung fürchtbar waren und wirklichen Todesleiden glichen. Daneben lag auch seine älteste Tochter Maria auf den Tod krank. Diese Lage, in der er das Lied dichtete, schildert er selbst in einem Briefe an einen Freund also: „Ich bin durch ein dunkles Thal geführt, ein Ausgang voll Licht war hier nicht zu

erwarten, aber, wenn Er will, so muß der Todte auferstehen. Die Zeit des Sterbens für mich schien gekommen. Es war nicht eine kurze, schnelle Stunde, da der Tod und Leben mit einander stritten. Es war eine lange Woche, in der des Todes Gewalt sich an mir versuchte. Der Tod stürmte mit wilden Schmerzen auf mich ein, meinen Glauben und meine Treue zu prüfen. Meine Seele rang mit aller Kraft, um sich dem gefolterten Körper zu entswingen, und zerriß mit ihren Gebeten die Wolken, um von dem Herrn droben den Befehl zum Ausbruch zu erflehen. Er könne nicht ausbleiben, dieser Befehl, so schien es Jedem. Während aber mein Leib erliegen wollte, schwang sich meine Seele auf, sie sang, was ich Ihnen hiermit mittheile: „Der Himmel hängt von Wolken schwer.“ — „Nun aber,“ setzte Möwes hinzu — (er schrieb den Brief acht Wochen nach seiner Wiebergenesung), „siehe ich auf die Zeit der Noth nicht mit weinenden, sondern mit frohlockendem Gefühl, rechne nicht, was ich gelitten; sondern freue mich, daß ich gestritten — gestritten mit den Waffen und in der Rüstung, die uns der reicht, der die Welt für uns überwunden hat. O! es sind unschätzbare Proben des Glaubens, solche Leidensstunden. Darum sagt die Schrift: selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet. Diese dunkle Zeit war eine große Zeit für mich und ich danke dem Herrn, der sie hereinbrechen ließ. Der Mensch muß durch viele Trübsale in das Reich Gottes eingehen. Wie es dem Menschen geht, der am Tage in einen dunkeln, tiefen Schacht steigt, er sieht, was zu der Zeit keiner sieht, die freundlichen Sterne des Himmels: so habe ich auch, als der Herr mich in der Tiefe der Noth und des Weh's fallen ließ, mitten in der Finsterniß um mich, über mir die hellen Sterne der ewigen Gnade des Vaters in Christo, unserm Heilande, gesehen, und dieser Stern war mein Leitstern und ging mir nicht unter und leuchtete immer heller, und ich weiß, wo er steht; und ich kann ihn nicht aus den Augen verlieren, und wo ich bin, da ist er über mir, und wo ich gehe, da geht er vor mir her.“ (Möwes sämtliche Schriften. 2r Thl. S. 79—86. 4te Ausgabe.)

In einem andern Briefe vom 19. Novbr. 1831 äußerte er sich über diese Zeit, in der er das Lied gedichtet, also: „So manches Herz bittet den Herrn des Lebens um längeres Bleiben für mich hier unten; ich selbst, wenn er will, bleibe noch gern, aber das Weggehen hat er mir nun auch leicht gemacht (B. 6), er hat mich vertraut gemacht mit dem, was Andere sterben heißen, vertraut gemacht mit dem Leben, zu dem er den Pilger erneut, daß ich fröhlich wie ein Kind, das am Strande mit den vorübergehenden Wellen spielt, bis sein Bruder von drüben kommt, um es auf jene schöne Wiese abzuholen, — am diesseitigen Ufer sitze und wohlgemuth harre und ganz glücklich zusehe, ob er von drüben nun kommt, der Kahn, der mich einnehmen und hinüberführen soll. Also segnet der Herr, wenn er zu zürnen scheint, und darum hab' ich Ursach', mich der Zeit der Noth und des Weh's dankbar zu freuen.“ (S. 86—88.)

Die vorgezeichnete Melodie: „Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott,“ in phrygischer Tonart, um eine Terz höher gesetzt, als im Original — g g as b g as b g, auf das von Dr. Paul Eberus im J. 1560 für seine Kinder

zur Erbauung gefertigte „Vetlied um ein selig Ende“, mit dem er sich dann selbst am Ende seines Laufes auf seinen nahe bevorstehenden Tod bereitet hat:

„Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott,
Der du litt'st Marter, Angst und Spott,
Für mich am Kreuz auch endlich starbst
Und mir dein's Vaters Huld erwarbst.
Ich bitt' durch's bitter Leiden dein,
Du wöll'st mir Sünder gnädig seyn.“

ist von Martin Zeuner, dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg († 1603) zu Lieb, weil derselbe große Vorliebe für dieses Lied hatte, gefertigt, und hatte um's J. 1616 in ganz Franken bereits den allgemeinsten Anklang gefunden. Sie ist jedenfalls vor 1603 erfunden und erscheint zuerst gedruckt im J. 1610 im 8ten Theil der Sionischen Musen des Mich. Prätorius. Der Tonfuß ist vom J. 1616.

Der fromme Fürst Joachim zu Anhalt, der eine herzliche Lust und Liebe zu diesem Liede gehabt, daß er es täglich zu beten, auswendig gelernt hat, verordnete alsbald, daß man es des Sonntags auf der Kanzel nach der Predigt lesen und in seiner ganzen Landschaft Dessau alle Wochen singen solle, worauf er dann bald, schon 1561, selig starb. Es war überhaupt ein an fürstlichen Höfen beliebtes Sterbelied, mit dem sich schon manche hohe Herren getröstet, z. B. Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg, Fürst Wolfgang zu Anhalt († 1566), Christian I., Churfürst zu Sachsen († 1591).

Auch Moritz, Landgraf von Hessen, fertigte eine Melodie hiezu in herber calvinischer Weise, die sich in seinem „Christlichen Gesangbuch, Cassel, 1612“ vorfindet.

Die Zeuner'sche Weise, eine der herrlichsten und zugleich vorzüglich harmonisirt, konnte, obgleich sie auf ein Lied mit sechszelliger Strophe erfunden ist, doch ohne Anstand auf dieses vierzeilige Lied des Möwes übertragen werden, weil die zwei Stollen des Aufgesangs repetirt werden, was dann eben bei einem vierzeiligen Liede einfach unterbleibt.

(Schluß folgt.)

Bücherschau.

Böhmen und Mähren im Zeitalter der Reformation von Anton Gindely. Prag, 1857. I. Geschichte der böhmischen Brüder. Erster Band (1450—1564).

Dies ist eine reichhaltige, aus den Quellen geschöpfte Darstellung der Geschichte jener reineren Träger des Hussitenthums, die um ihrer reformatorischen Tendenzen willen, bei denen sie doch der Reformation gegenüber in abgesonderter Stellung blieben, so wie um des historischen Zusammenhangs willen, in dem sie mit der Herrnhuter Brüdergemeinde

sehen, das Interesse in hohem Grade in Anspruch nehmen. Der Verf. scheint mit unbefangenen Sinne an seine schwierige, und gewiß oft ermüdende Arbeit gegangen zu seyn. Ruhig läßt er die Zeugnisse der Geschichte für sich selbst reden und dabei diente ihm das „großartige, für Böhmen unschätzbare Herrnhuter Archiv“ als hauptsächlichste Fundgrube neben andern Bibliotheken, namentlich des östreichischen Gebietes. Die Darstellung geht sehr in's Einzelne, doch hat sie durch die Schilderung mancher hervorragenden Persönlichkeit und durch die vielen, mit der Geschichte jener Brüder verflochtenen denkwürdigen Momente mannigfachen Reiz, obwohl wir kaum glauben, daß der religiöse Geist, der die Brüder beselte, aus diesem Werke wird gehörig erkannt werden können, so viel es auch von ihren dogmatischen Ansichten und von ihrer Stellung gegenüber ultrarationalistischer und katholischer einerseits; deutsch-reformatorischer Richtung andererseits beibringt. Weitere, mit der Geschichte Böhmen's und seiner religiösen und politischen Kämpfe sich beschäftigende Arbeiten stellt der Verf. in Aussicht.

Dr. Johann Lassenius heilige und erbauliche Passions-Andachten. Auf's Neue herausgegeben und durchgesehen. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. R. F. A. Kahnis. Leipzig, 1857.

Der Vorredner, welcher sagt, daß unserer Zeit auch das Hervorbringen von wahren Erbauungsbüchern nicht beschieden sey, nennt Lassenius einen Mann, der „bewundernswürdig in der Schrift heimisch, in der Lehre fest und treu, im Herzen warm und tief, an Gedanken reich, in der Darstellung kernhaft war.“ Alle hier gegebenen Betrachtungen sind von der heiligen Siebenzahl beherrscht, kurz und ungesucht, und besonders die heilige Benennung „oft kürzeren;“ oft längeren Gebete zeichnen sich durch eine wohlthuende Sündlichkeit und Frömmigkeit aus.

Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung. Von Wilhelm Röscher. Zweite verbesserte und stark vermehrte Auflage. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlags-Buchhandlung, 1856.

So fern ab dies Buch von der Theologie liegt, so müssen wir desselben, wegen seiner nahen Beziehung zur Neuen Welt, dem größten Kolonialgebiete aller Zeiten; zur Auswanderung und zu uns Deutschen in Amerika doch erwähnen. Hat es ja doch ein Deutscher geschrieben. Es ist auch durch und durch ein Product deutschen Geistes. Man trifft da eine weitgehende Belesenheit in aller klassischer und in moderner Litteratur. Aus den zerstreuten Notizen über Einst und Jetzt zieht der Verf. Abstractionen und stellt diese auf als die stets wiederkehrenden Grundsätze, von denen Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung der Natur der Sache nach immer werden beherrscht werden. Man wird sich in den Sinn, den das Buch mit manchen Ausdrücken verbindet, vielleicht nicht immer finden können, man wird geneigt werden, es hier und da eines zu raschen, abstrahirenden Generalisirens zu beschuldigen, man wird ihm jenes schillernde geistreiche Wesen vorwerfen, welches mehr überrascht als überzeugt, man wird auch besonders leicht erkennen, daß der Titel des Buchs ein so umfangreiches, weltumfassendes Thema aufstellt, daß ihm der Inhalt keineswegs genügend entsprechen kann, und man wird namentlich einzelne wichtige Fragen bei weitem nicht in befriedigender Weise erörtert finden. Aber bei dem Allem wird man eine reiche Belehrung hier gewinnen und stößt auf zusammenstellende Ueberblicke über Auswanderungsgebiete, auf welche Aller Augen als auf die Wiege künftiger Culturvölker gerichtet sind und das Nachdenken über alle mit der gerade jetzt für das ganze Völkerverleben so wichtigen Kolonisationsfrage verknüpften Erscheinungen wird in eminentem Grade ange-regt werden. Es hat in Deutschland alsobald eine Menge Leser gefunden und wird sie auch unter den Deutschen in Amerika finden. Vielleicht geben wir einmal ein Bruchstück aus demselben als Probe des Ganzen im Kirchenfreund.

Kirchenchronik.

Aus England. — In einer interessanten Beziehung zur Kirche nicht weniger als zum Staat stehen die Verhandlungen, die kürzlich im Hause der Gemeinen und in dem der Lords über den Vorschlag, den bestehenden christlichen Eid der Parlamentsglieder dahin zu ändern, daß auch Juden künftig Glieder der großbritann. Legislatur werden können, geführt wurden. Selbst die Bischöfe des Oberhauses gaben in der Frage keine übereinstimmende Voten. Der Bischof von London hielt die Zulassung der Juden in's Parlament für billig, weil er überzeugt sey, daß die ganze Sache die Religion der gesetzgebenden Gewalten des Landes gar nicht betreffe. Er habe viel zu viel Vertrauen in den christlichen Charakter des englischen Volkes überhaupt, als daß er jüdischen Einfluß fürchtete; die Christlichkeit des Landes bestärke sich immer mehr. Die Juden aber solle man nicht als Fremde betrachten, sondern im Gegentheil sie mit den Interessen der Nation völlig zu verbinden suchen. Ihnen als einheimischen Bürgern das Recht der Mitberathung der Gesetze zu geben, sey eine Sache der einfachen Gerechtigkeit. Anders der Primas der Kirche von England, der Erzbischof von Canterbury. Er bedauert, dem Bischof von London nicht beistimmen zu können, und überhaupt ein Votum geben zu müssen, das er nur mit großem Widerwillen geben könne, auch sey er keineswegs von Verfolgungssucht geleitet. Aber die Frage schließt ein Princip ein, daß nämlich eine christliche Nation von einer christlichen Legislatur beherrscht werden soll oder daß das christliche Bekenntniß die notwendige Eigenschaft für die Gesetzgeber einer christlichen Nation seyn muß. Die Abänderung der Eide würde dieses Princip aufheben. Sie würde aber auch die Achtung vor dem Parlament selbst erschüttern, wenn es nicht mehr darauf ankommt, aus welchen Gliedern es zusammengesetzt ist. Der Bischof von Dorset widerlegt die von manchen ausgesprochene Ansicht, als ob es sich bei der den Juden günstigen Abänderung der Eide um eine Verbesserung dieser Eide überhaupt handle. Das Parlament sey eine christliche Körperschaft, und das bedeute so viel, als daß ihre Mitglieder sich zu einem christlichen Maasstabe in der Beurtheilung aller Dinge bekennen, mit denen sie sich befassen. Sind die Mitglieder einmal nicht mehr an jenen christlichen Grundfay gebunden, so könne man selbst Mohammedaner, Mormonen und Hindus nicht länger zurückweisen. Sage man, es seyen Juden doch bereits Beamte, so ist zu erwidern, daß die Ausführung eines bestehenden Gesetzes ein von der Berathung und Beschlußnahme der Gesetze ganz verschiedenes Ding ist. Dort bedarf es nur eines gewissenhaften, hier eines religiösen Mannes. Das Princip aller Christlichkeit besteht in keinem philosophischen oder moralischen Lehrgebäude, sondern im Glauben und in der Liebe zu Christus. Den Juden ist Christus, unser Heiland, ein gottloser lästlicher Uebelthäter, welcher gerechterweise zu einem schmachlichen Tode geführt wurde. Wir dürfen ein christliches Volk nicht ohne die größte Treulosigkeit gegen uns selbst und die überschwänglichste Gefahr dahin bringen, Gesetze zu empfangen von Lügnern Christi. — Lord Russell hat die Bill zur Abänderung der Parlements-eide für diesmal zurückgenommen, will sie aber bald wieder vorbringen.

Unter dem Namen Divorce bill ist ein Gesetzentwurf über Eheverhältnisse nach Abänderung einiger Punkte im Ober- und Unterhaus angenommen worden. Derselbe enthält 66 Punkte. Es ist ein „Gerichtshof für Scheidung und Ehesachen“ eingesetzt. Er kann gerichtlich Mann und Weib trennen auf Grund von Ehebruch, Grausamkeit oder wenigstens zweijähriger bewilliger Verlassung. Punkt 55 gestattet den gerichtlich und völlig Geschiedenen „wieder zu heirathen, so gut als ob die frühere Ehe durch den Tod wäre gelöst worden, jedoch mit dem Proviso, daß kein Geistlicher der Verein. Kirche von Eng-

land und Irland gezwungen seyn soll, irgend auf Grund des Ehebruchs hin Geschiedene wieder zu trauen.“ Doch sagt der nächste Punkt, daß ein eine solche Trauung der Geschiedenen verweigernder Geistlicher der Staatskirche keinem Geistlichen derselben Diözese seine Parochialkirche zur Vornahme jener Trauung verweigern dürfe.—Diese letztere Klausel wird sich mit der bestehenden kirchlichen Ordnung nicht vertragen und es ist kaum zu erwarten, daß die Bischöfe die Ausführung derselben genehmigen werden. Das Gesetz entzieht aber Ehesachen völlig einem kirchlichen Gerichte und legt dieselben ganz in die Hände bürgerlicher Richter.

Deutschland.—Aus Bayern wird berichtet, daß vor Kurzem in der Diözese Augsburg fünf Priester wegen Irvingianismus excommunicirt wurden, da sie zwar von Herzen glaubten, daß in der römisch-katholischen Kirche Heil sey, aber nicht zugeben wollten, daß außerhalb derselben keines sey. Für den Irvingianismus zeigt sich überhaupt am Lech und ostwärts von ihm viel Interesse unter Laien wie Priestern. Die letztern stimmen demselben oft im Innern bei, ohne dies zu bekennen. Andere schwanken in ihrer Ueberzeugung, wozu kommt, daß die eingewurzelte Polemik gegen den Protestantismus, woher ja auch der Irvingianismus ausgegangen ist, ihnen hinderlich wird, während wieder Andere denselben dem Katholizismus für viel verwandter erachten, als dem Protestantismus.

Nordamerika.—Am 8. September und an den folgenden Tagen hielt the Board of Foreign Missions seine 48ste Jahresversammlung. Dieselbe war durch die Anwesenheit fremder Gäste und Missionäre und deren Mittheilungen von ungewöhnlichem Interesse. Die Ausgaben des Jahres Juli 1856 bis Juli 1857 beliefen sich auf \$391,780; die Einnahmen auf \$388,932. Während desselben starben zwei Missionäre und zwei weibliche Assistenten. Ausgesandt wurden 28 Missionäre. Die Zahl der Missionen beträgt 29, die der einzelnen Stationen 127; Nebenstationen 79. In Thätigkeit sind 169 ordinierte Missionäre; wovon 8 Aerzte sind; zudem 5 nicht ordinierte Aerzte, 11 männliche, 210 weibliche Assistenten; alle von Amerika aus gesandten Arbeiter 395; förmliche Pastoren, die auf Missionsgebiet geboren sind, 18; eben solche Prediger, 103; Nationalgehülfsen 324. Der Board beschäftigt 6 Druckereien, hat 7 Seminarien, 24 sonstige Kostschulen, 673 freie Schulen; in den Seminarien Jüglinge 278, in den Kostschulen 637, in den freien Schulen 18,326. Die Zahl seiner Kirchen beträgt 144; der Kirchenglieder 26,978, der im Laufe des Jahres Hinzutretenden 1,894.—Ermuthigend waren besonders die Nachrichten über den Fortschritt der Missionsfache in der Türkei und ihrer vielartigen Bevölkerung; worüber die Missionäre Dr. Schaffler aus Constantinopel u. Dr. Schneider aus Mintab höchst interessante Mittheilungen machten. Auch die Missionen auf dem Dekan (Ostindien) haben bisher gesegnete Wirksamkeit gehabt. In China ist unter den dortigen vier Stationen die in Canton um des Krieges willen gegenwärtig völlig suspendirt.—Der Board war auch beschäftigt mit der Frage, ob ein besonderer Fond für die Unterstützung entkränkelter Missionäre und der Kinder von Missionären solle errichtet werden.—Vom der Vereinigung mit dem American Board of Foreign Missions zog sich die bisher mit ihm verbundene Holländisch reformirte Kirche förmlich zurück.

In Richmond, Virg., fand vor Kurzem eine Versammlung solcher Glieder der presbyterianischen Kirche Neuer Schule statt, die sich wegen der Sklavenfrage im letzten Frühling in Cleveland von den Brüdern im Norden getrennt hatten, oder berer, die überhaupt mit jener Trennung einverstanden waren. Es wurde der Entschluß gefaßt, daß kommenden Mai eine Versammlung in Knoxville, Tennessee, stattfinden, um eine United Synod of the Presbyterian Church in the United States of America zu organisiren. Die Hoffnung ist, viele Gemeinden presbyterianischer Alter Schule für diese neue Synode zugleich zu gewinnen. Natürlich wird in dieser neuen Synode jede Agitation über die Sklavenfrage vornweg abgeschnitten.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang X.

November 1857.

No. 11.

Der Pastor und die Kranken.

Non querit æger medicum eloquentem, sed sanantem. Sed si ita competit, ut idem ille, qui sanare potest, compte de his quae facienda sunt disserat, boni consulat. Non tamen erit, quare gratuletur sibi, quod incidit in medicum etiam disertum.

Seneca, Epist. LXXV.

In's Krankenzimmer führst du mich diesmal, bester Freund; da sollen wir Consultation halten, was mit dem Patienten zu thun sey, wie wir ihm beikommen können. Denn auf das kommt's doch an. Die Krankheit an sich ist für uns immer dieselbe und das Heilmittel nur eins. Wir können nur unser bestes versuchen, den Kranken seine Krankheit erkennen und die Arznei dankbar annehmen zu lassen. Ohnehin bin ich nicht und bist du nicht der Arzt. Aber seine Diener und Handlanger sollen wir seyn. Und es liegt doch auch Etwas daran, auf welche Weise du dem Leidenden darreichst, was er gar oft nicht gerne nimmt und doch zu nehmen hat.

Ermunternd muß uns das seyn, daß wir im Krankenzimmer gewöhnlich mehr gelten, als bei den Gesunden. Doch hätte ich besser gesagt, unser Amt werde dort gar oft mehr geschätzt, als an andern Orten. Die Gesunden bedürfen ja des Arztes nicht, sondern die Kranken. Die Welt selbst kommt uns da beim Kranken zu Hülfe. Sie ist wenigstens äußerlich fort mit ihrer Lust und ist da mit ihrer Last und Noth, ja, vielleicht der Kranke fürchtet, daß er und die Welt ganz einander lassen müssen. Anders steht das Grab aus, aus der weiten Ferne munteren Lebens betrachtet; anders das Leben, wenn man seine Wege vom Rande des Grabes aus überschaut. Es thun's nicht Viele jenem Amalekiter nach, mit Lebensverachtung auch dem Schwerte zu trogen und „also des Todes Bitterkeit zu vertreiben.“ Und Mancher ist, der oft geprahlt, daß es nach dem Sterben bei uns aus, gar aus sey, daß wir todt, ja manstodt seyen, der findet, wenn's darauf ankommt, daß ihm dazu doch Brief und Siegel fehlen und—wenn's nun nicht aus wäre? Das haben Andere zwar nie gedacht, daß Unsterblichkeit und Jenseits nur Nebenbilder seyen, aber für die große Aus-

Kirchenfreund. Jahrg. X. No. 11.

wanderung haben: sie gar keine Zubereitungen gemacht; jetzt kommt der Mahnbote, er dringt auf Eile, vielleicht nur wenige Tage, oder etliche ruhige Stunden oder gar nur wenige klare Augenblicke; da sollen wir helfen. Und auch an solchen fehlt es nicht, die meinen, Alles sey bereinigt; sie seyen für den letzten Schritt gerüstet; da finden sie noch aus, daß die Rüstung nicht Stand halten will und sie strecken die Hände auch nach Hülfe und Zuspruch aus. Oft sind's auch Freunde und Verwandte, die um der Ihrigen ewiges Heil bekümmert uns an die Sterbebetten rufen. Oft finden wir, daß wir dem guten Scheine viel mehr als dem Ernst und der Wirklichkeit da dienen sollen; oft ist's nicht sowohl Glaube, als bloßer, schaal'er Aberglaube, der da am Sterbebette dies und jenes von uns will, als ob wir nur den Segen darüber sprechen dürften und Alles wäre recht; oft sollen wir doch ja nichts Ernstes sagen und ja nichts Schweres fragen, und drängt sich uns die Frage auf, zu was wir dann auch da seyen. Wo ist der Pastor, der an Krankenbetten nie in Verlegenheit gewesen?

Das Schwere und das Wichtige unserer Stellung und Aufgabe muß uns da auf's Herz fallen. Und doch thun wir am Sterbebette eines Kranken eben nur, was wir in unserem Amte immer thun, wir helfen den Seelen sich bereiten auf Tod und Ewigkeit. Das ist unsere Aufgabe, eben auch an den Gefunden. Das ist das Große unseres Berufes, seine unendliche Bedeutung. Dagegen verschwindet alles andere Thun und Treiben auf Erden. Die ganze Welt gewinnen und mit Seelenschaden dahinfahren, heißt Alles, Alles verloren haben. Der Gedanke an den unendlichen Werth jeder einzelnen Seele, an den Preis, der auf Golgatha für ihre Erlösung bezahlt ist, an die Gefahr des ewigen Verderbens und an die Verantwortung, die wir für sie haben, begleite uns auf jede Kanzel, aber auch an jedes Krankenbettelein und an jedes Sterbelager. Das wird uns manches Schwere tragen helfen und uns bewahren, daß wir die Sache nie zu leicht nehmen, wozu Gewohnheit, Stimmung und Umstände uns gerne verleiten.

Mit Kranken umzugehen, das ist auch nicht Jedermanns Sache. Sie sind oft launisch, eigenstinnig, ungeduldig; sie leiden an Caprigen, oft besonders bei langen Krankheiten stumpft sich die Seele ab, sie verfallen in barocke Ansichten und Vorstellungen von sich und Andern, lang andauernde Schmerzen schwächen die Kräfte des Geistes und wo Alles umher ernsthaft genug aussieht, will sich oft kein recht ernstes Gespräch anknüpfen, kein ernster Gedanke in der Seele wecken lassen. Es ist oft schwer, den Unterschied zwischen manchen Zuständen der Leidenden und zwischen eigentlicher Geisteskrankheit scharf zu statuiren. Oft finden wir die Kranken unter äußern Einflüssen, die unserem Wirken direct entgegengehen. Konntest du diese Schwierigkeiten, da weißt du auch, daß es eben so Noth thut, um den Geist der Weisheit von oben zu bitten, wenn du vor das Bettelein des Kranken trittst, als wenn du vor Hunderten deine Lippen auf der Kanzel öffnen sollst.

Ist dir's auch schon begegnet, daß der Kranke auf seinem Lager sich von dir wegkehrte, wenn du in's Zimmer tratest und er dich erkannte? Er hat dich

nicht gerufen und nicht rufen lassen, aber Andere, die Setzen wollten, daß du mit ihm redest. Da könntest du nun keinen größern Fehler machen, als wenn du zornig würdest. Viel lieber bitte ihn um Entschuldigung, daß du ihn störtest und schüttele nicht den Staub so bald von deinen Füßen, wenn du auch ohne einen freundlichen Blick zu gewinnen von danen ziehen müßtest. Vielleicht du kannst's erleben, daß er noch für dich sendet. Aber hüte dich, daß es kein Ende dahin nimmt, daß der Mann mit einer Höflichkeit meint, eine Unhöflichkeit an dir gut machen zu müssen. Da wäre das Messer um all' seine Schärfe gekommen. Schwer ist's, hier eine Regel aufzustellen, wie du zur Hauptsache kommen solltest bei Jemand, dem das Christenthum bisher nicht nur Nebensache, sondern gar Nichts, vielleicht ein Gegenstand der Verachtung, des Spottes, der Bitterkeit gewesen ist, der vielleicht an keinen Gott und kein Jenseits zu glauben öffentlich oft und viel gesagt und bei Jedermann für einen Blödsüßter gegolten hat. Aber gewiß ist Eines: zur Hauptsache zu kommen mußst du versuchen: der Mann muß merken, daß es dir Ernst ist mit deinem Amt und seiner Seele, zudecken seine Frevel taugt nicht, er muß erkennen und bekennen Lerner und nun scheint's, der Weg von ihm zum Glauben an Christ Blut und Gerechtigkeit sey nicht zu ermessen. Und doch ist vielleicht seine Lage kritisch sein Ende bald zu erwarten. Sey nicht gar zu delicat, gar zu bedenklich. Je bedenklicher seine Lage, desto weniger bedenklich sey du. Mit der Thüre in's Haus fallen, wie man sagt, taugt Nichts; es ist auch nicht nöthig, nur sie öffnen, denn dazu ist sie da. Ein Paar kurze Fragen nach Befinden und Empfinden, vielleicht ob Hoffnung der Besserung noch den Kranken trägt, und wenn du siehst, daß er sich am letzten Faden hält, um nur sich selbst zu täuschen, dann laß ihn merken, daß du und Andere gerne dieselbe Hoffnung hegen, aber daß die Umstände kaum und gar nicht dazu berechtigen, daß du das gar nicht sagest, um ihn zu schrecken; aber daß es deine heilige Pflicht sey und du es gut mit ihm meinst. Und willst du jetzt etwa anfangen, ihm das Daseyn Gottes zu demonstriren, um ihn regelrecht zum Glauben zu bringen? Periculum in mora! Weg damit; sag ihm rund heraus, die Bittest ihm in aller Liebe, daß er sich unter des Allmächtigen und heiligen Gottes Hand demüthigen soll und sich auf Gnade und Ungnade ergeben und alles Andere wegwerfen und zum Kreuz kriechen. Sey ruhig, daß Nichts besser für ihn ist, als wenn er merkt, daß seine Seele an seiner Seele freien, wahren Antheil nimmt, stell dich nicht hinauf über ihn, aber zelge ihm auch, daß du an seine vorherige vermeinte Höhe gar keinen Glauben hast und dich nicht darauf einlässest. Nimm ihn ohne Umschweife zu dir herunter und denn es hat Eile—bete recht aus deiner eigenen Tiefe für ihn. Aber beten, nicht eine Straßpredigt halten. Meln, nur so beten, daß der Mann merkt, du kämpfst für seine Seele mit deinem und seinem Gott, und mach's nicht zu lange, er ist vielleicht schon todezmatt genug. Ob der Mann sich jetzt noch bekehren könne? Wer wird's streiten wollen oder—wer wird denn behaupten wollen nicht, daß er sich noch bekehren habe? Hoffentlich du nicht; nicht einmal, wenn lauter günstige Zeichen in den letzten Augenblicken dagewesen sind? Es

ist gewiß wenig, was wir in solchen extremen Fällen leisten können. Aber was wir können, das sollen wir thun und dem Wort nicht zweifeln, daß der Herr das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen und das glimmende Docht nicht auslöschten wird (Jes. 42, 3). Es wird doch auch von Manchen, der auf dem Sterbelager zur Erkenntniß kam, die Frage zutreffen: Ist dieser nicht ein Brand, der aus dem Feuer errettet ist? (Sach. 3, 2.) Also verzweifle du nicht, sondern geh' im Namen Gottes an die Arbeit. Man hat guten Grund, gegen den Unglauben unserer Antichristen ungläubig zu seyn; es sind viele Prahlhanss unter diesen „Mittern vom freien Geiste“ und sie haben oft selbst die größte Mühe, an ihren eigenen Unglauben zu glauben. Der lebendige Gott hat auch seine Winkeladvokaten, ja, der gesunde Menschenverstand kommt sogar dem defensor fidei im Herzenswinkel noch zu Hülfe.

Zu denen, die als Kranke der pastoralen Behandlung scheinbar gar oft am wenigsten Schwierigkeiten bieten, gehören Leute von warmem Blut und lebhaftem Gefühl. Sie nehmen das Leben gewöhnlich leicht; leicht erregbar werden sie von Liebe und Haß, von Scherz und Ernst, Freude und Trauer, Lachen und Zürnen in raschem Wechsel heimgesucht. Aber es geht meistens nicht sehr tief. Es sind durchschnittlich heitere Leute, die doch mehr fröhliche als traurige Stunden haben, leicht vergessen und das Bedürfniß steter Erregung mächtig fühlen, wenn ihnen das Leben entsprechen soll. Man sollte denken, daß sie sehr ungeduldige Kranke seyen und oft mögen sie es auch seyn. Aber gerade bei solchen Leuten trifft sich's nicht selten, daß sie sehr gelassen sind in Tagen der Trübsal und Krankheit. Sie fühlen ihre Kraft gebrochen und bedürfen Aenderer, und das vorher schon weiche Gemüth wird durch das Gefühl der Schwachheit noch weicher. Eine Nahrung unter solchen Umständen hervorbringen, ist allerdings nicht schwer. Aber das ist eben auch das Gefährliche. Solche Leute haben es oft vorher leicht genommen, in den Spott der Spötter einzustimmen, von Andern sich hinreißen zu lassen, im Leichtsinne zu thun, was von Sünde und Frevel die Versuchung und Gelegenheit nahelegte; in wilder Lust den rechten Genuß des Lebens zu suchen; es hat ihnen aller tiefere, sittliche Ernst gefehlt, über die unendliche Bedeutung der heiligsten Grundsätze für das Leben denken sie nicht nach, weder Glaube noch Unglaube ruht bei solchen Menschen des Augenblicks auf einer Stärke der Ueberzeugung, sie thun das Gute ohne innern Kampf, unter der Anregung des vorübergehenden bessern Gefühls, und das Böse thun sie ebenso, aber unter der flüchtigen Bewegung ihrer Lust, sie wollen vielleicht nicht böse seyn wie mancher Andere; wenn sie es wirklich sind; aber sie können auch nicht gut seyn ein andermal, wenn sie es wohl wollten, das entgegengesetzte Gefühl ist jetzt der Meister. Solche Leute mit ihrer Weichheit legen uns gefährliche Schlingen. Wir freuen uns oft über ihre Zugänglichkeit und Willigkeit, über die Zerknirschung, die ein lebhaftes Vorhalten ihrer Sünden und der Gefahr, in der sie schweben, an ihnen leicht hervorbringt; wir würden auch sehr irren, das Alles für pure Heuchelei zu nehmen. Jetzt sind sie wirklich, was sie scheinen. Wir möchten ihnen wün-

sehen, daß sie von diesem Krankenlager hinweg, in diesem bessern Zustand ihres Herzens aller fernern Versuchung durch ein gutes Ende überhoben würden. Es fehlt nicht an solchen unter ihnen, die sich gerade, weil sie sich selbst kennen, in solchem bessern Zustand das Ende wünschen, und die gar oft später, da Alles wieder anders wurde, sagen, wären sie nur damals gestorben—wie Viele sich das im Blick auf ihre Kindheitstage sagen. Da ist's oft schwer zu sagen, was an solchen Krankenbetteu thun. Es scheint, der evangelische Trost thut Noth und das Aufrichten und Heilen. Aber laß die Leute vielleicht wider Erwarten auf die Beine kommen, da werfen sie oft das Heilige und Gute, das ihnen doch so lieb und theuer zu seyn schien, weg, wie ein Lahmer, der wieder gehen kann mit eigenen Füßen, mit einer gewissen Verachtung Krücken wegwirft, die ihm zuvor gut genug gewesen. Da zeigt sich, was an solchen Leuten die Züchtigung ausrichtet, wenn sie da ist; aber auch, daß ohne sie an ihnen Nichts auszurichten ist. Es fehlt an der rechten Umwandlung im tiefen Seelengrund, an der durch wahre Erleuchtung in steter Buße und Glauben zu gewinnenden Kraft der Heiligung. Darum ist auch so wenig Vertrauen in solchen Fällen auf Zeichen zu setzen, die eine Erneuerung des Sinnes anzudeuten scheinen.

Viel schwerer wird für den Prediger, der auf wahrhaft evangelischem Grunde steht, der Umgang mit Kranken, die sich in geistlicher Hinsicht für gesund halten und meinen, daß sie Nichts bedürfen. Und wie muß man da oft inne werden, was für ein Geist der Selbstgerechtigkeit unter den Leuten herrscht und wie wenig sie Glauben an das Blut Christi haben, aber wie viel sie von ihrer eigenen Tugend und Ehrbarkeit hoffen. Oft hören wir, ehe wir nur an's Krankenbett kommen; schon einen ganzen Katalog von vortrefflichen Eigenschaften, die der dem Tode nahe Bruder alle hatte. Man kann oft kaum etwas Besseres thun, als daß man den kürzesten Weg einschlägt und ihm sagt, man habe allerlei Gutes von ihm gehört, aber man hoffe, daß er auch das Beste aus Herzentiefe bekennen werde, daß er ein armer Sünder sey, der aus Gnaden hoffe selig zu werden. Da hat man oft Gelegenheit, auszufinden, wie fremd den Leuten der alte evangelische Glaubensgrund geworden ist. Ist's ja einem Seelsorger begnügt, daß ein Schneider, mit dem er über sein Seelenheil reden wollte und den er auf die Nothwendigkeit der Demüthigung unter Gottes gewaltige Hand hinwies, ihm erwiderte, er werde von sich nie sagen: „Ich armer Sünder, bekenne vor Gott u. s. w.“; welchem der Pastor sehr treffend sagte: „Ei, so sagen Sie nur: „Ich hochmüthiger Schneider u. s. f.“ Eine in der Kunstwelt berühmte Dame, die mit Gliederschmerzen stark geplagt war, sagte in einem Kreis von Freunden, sie wisse gar nicht, warum sie so viel leiden müsse, sie habe keinem Hühnchen etwas zu Leide gethan. Aber dieselbe Dame stand in einer Verbindung, die nach menschlichen sowohl wie göttlichen Gesetzen durchaus verwerflich war. Jeder Prediger, der viele Kranke zu besuchen hat, weiß, daß Nichts die Geduld an Krankenbetten mehr auf die Probe stellt, als wenn es scheint, die Leute können vor ganzen Haufen guter Werke, die sie gethan, den Weg zu ihrem eigenen Gewissen gar nicht mehr finden. Sie machen sich einen Gott

nach ihrem eigenen Bild und hoffen mit ihrer eigenen Heiligenlegende am Himmelsthor nicht fehl gehen zu können. Da wird uns gesagt, daß sie mit Jedermann im Frieden gelebt, Niemand je betrogen, vielleicht auch, daß sie gerne und gewöhnlich zur Kirche gegangen, immer in der Bibel gelesen haben. Wir müssen uns nur wundern, daß sie nicht mit Schrecken auf die Bibelwahrheit gestoßen sind, daß sie um ihrer Gerechtigkeit willen verlorene Leute sind und Sünder werden müssen, um durch die freie Gnade Gottes in Christo selig zu werden. Da hilft aber Alles nicht, das müssen sie wissen, und du hast eine schwere Schuld für ihre Seele auf deiner Seele, wenn du sie das nicht wissen lässest. Hier thut freilich Weisheit Noth und rechte brüderliche Liebe, aber eben darum auch ein fester Ernst und ein offenes Bekenntniß ohne Menschengefälligkeit oder Menschenfurcht, und es gilt, ja keine Umschweife zu machen, um so weniger, wo die Augenblicke, wie das gerade bei solchen Fällen häufig ist, kostbar sind; denn das sind gar oft eben die Leute, die den Dienst des Seelforgers am leichtesten meinen entbehren zu können. Darum ist zu rathen, daß du vornweg mit dem Kern des Evangeliums herausrückst, damit die Leute wissen, wie sie mit dir daran sind. Das ist für dein Gewissen selbst das Unerläßliche und das Weitere überlasse dem lieben Gott. Merkst du, daß viel pelagianischer Unrath da ist, da liegt Alles daran, daß du Gedanken, Wahrheiten des Evangeliums aussprichst, die so unzweideutig sind, daß der Kranke betroffen werden muß, weil er augenblicklich merkt, die Gedanken passen gar nicht in seinen bisherigen Kram. Zeige ihm das Bistir, aber als Freund, nicht als Feind; in's Streiten laß dich nicht ein, bleibe nur bei der Schrift; gilt die nicht, dann natürlich ist Nichts zu hoffen. Aber dem feinen Unglauben, der sich gar noch für christlich hält und an der Dreieinigkeit von „mein Ich, meine Tugend und mein Lohn“ hängt, dem mache kein Compliment. Da im Krankenzimmer hat man die beste Gelegenheit, zu finden, wie weit sich bei den Leuten in unserer Zeit die ächte evangelische Heilserkenntniß verloren hat, wie viel fremdes unbiblisches Wesen eingedrungen ist; da ist viel für die Kanzel zu lernen. Man darf oft nur die Krankenstuden-Bibliotheken etwas beschauen und man sieht genug. Besonders bei Leuten, die meinen, etwas Bildung zu haben und die auf guten Geschmack Anspruch machen, findet man tausendmal statt des Bessern die Stunden der Andacht von Zschokke, oder Witschel's Morgen- und Abendopfer und Aehnliches. Das nehmen die Leute dann bei großem Mangel evangelischer Erkenntniß für ächtes Christenthum, die Sprache zieht sie an, es ist Alles so geföhlig, so erhaben und es trifft recht zu, daß man meint, der Pelz werde gewaschen, auch ohne daß er naß wird. Seltsamer Weise liegt oft die Bibel daneben oder andere im Geist der Bibel verfaßte Erbauungsschriften. Die Leute lesen oft Dieses und Jenes, oft, wie es scheint, nur, daß gelesen ist, ohne den Unterschied zu merken. Man muß der Schwachheit mit gebührender Schonung begegnen, aber ernstlich und weise die Erkenntniß zu fördern suchen.

Es wird manchem Prediger schwer, mit Leuten, die man gewöhnlich zu den Gebildeten, den Höheren Ständen Angehörigen zählt, umzugehen und diese

Schwierigkeit findet sich besonders beim Krankenbesuch solcher Leute. Man denkt an gewisse höhere Ansprüche des Umgangs, den solche Leute machen, fühlt sich leicht befangen, will nicht für ungezogen und grob bei ihnen gelten und gar oft setzt man bei ihnen gröbern oder feinem Unglauben als das Gewöhnliche voraus. Besonders unter den Deutschen ist allerdings der Unglaube oder doch die Zweifelsucht namentlich in den gebildeteren Ständen weit verbreitet. Ja gewisse populäre Einwürfe gegen das geoffenbarte Wort, so wenig sie innern Werth haben, sind beinahe unter allen Klassen heimisch geworden und haben mächtigen Einfluß. Laß dir nun solche Dinge nur nicht imponiren, es ist nicht der Mühe werth. Statt auf bloße Voraussetzungen hin zu handeln fühle dem Patienten vorerst ein wenig den Puls, natürlich im geistlichen Sinne. Du bist gerufen, du kommst als Diener Gottes, als Träger des Amtes. Kein Mensch wundert sich, wenn du thust, was deines Amtes ist. Oft lassen dich ein Paar schickliche Fragen, die du anbringst, bald das Nöthige erfahren. Du erfährst Etwas über den Erziehungsgang, Lebensweg, Verhältniß zur Kirche und kirchlichen Sitte und hast vielleicht bald ein Geständniß, daß dir die Denkweise und die Gesinnung des Kranken in den nöthigen Zügen kundthut. Da wirst du ferner nicht auf's Ungewisse gehen. Und denke nur nicht, daß dem Gebildeten ein anderes Evangelium noththue als dem Ungebildeten. Sprich nur mit ihm die schlichte, einfältige Sprache der Schrift. Sey nur nicht gesucht und gespreizt, wolle dich nur nicht zeigen als belesen oder gelehrt oder originell. Merkt der Patient es nicht, daß du auf Stelzen gehst, dann kauschest du ihn und dich; merkt er es aber, dann wirst du ihm widerwärtig und verächtlich. Wer die Realität der Realitäten vor sich hat, nämlich die Ewigkeit und den Tod, der will nichts Unreelles an seinem Sterbelager haben, er will einfachen Ernst, schlichte Worte, Wahrheiten, zu denen Gewissen und Herz Ja und Amen sagen; da will gerade auch der Gebildete nichts Absonderliches, sondern er braucht eben auch die eine, gemeinsame, Allen heilsame Arznei. Oft klingt ein Bibelspruch im Herzen eines Menschen, der vielleicht in vielen Jahren wenig Bibelsprüche gehört, lieblicher, kräftiger an, als das gewürzteste Wort, daß du ihm sonst sagen könntest und wer weiß, wie viel aus längst vergangenen Zeiten beim Klang des Bibelwortes in dem Menschenherzen wieder aufwacht. Du bist jedenfalls in einfältiger evangelischer Sprache auf deinem rechten Territorium. Du sollst ja Evangelium bringen. Es giebt Prediger, die es oft zu decken wollen, daß sie Prediger sind. Das ist weit gefehlt, ist Sünde und die größte Thorheit.

Man hat oft bei Kranken Noth, nur auch ein Wörtchen aus ihnen herauszubringen. Kaum, daß sie ein schwaches Ja oder Nein vernehmen lassen. Daran ist nicht immer der körperliche Leidenszustand schuld. Gar oft werden sie durch den Zuspruch des Predigers auf ein Gebiet versetzt, auf dem sie sich eben gar nicht heimisch fühlen. Der Pastor kommt in Verlegenheit und es ist auch wahr, daß sich die absichtliche Mundsperrre solcher Stummen bisweilen zur Unart gestaltet. Man urtheile aber nicht voreilig. Manche Menschen sind

ihrem Naturell nach verschlossen, schüchtern, fürchten etwas Ungeschicktes etwa zu sagen. Es wird sich aber vielleicht die Schwierigkeit heben durch das Vertrauen, das sie zu uns gewinnen lernen, besonders wenn die Besuche sich wiederholen. Doch kommt's ja wahrlich auf das Reden nicht an. Man hat viele andere Zeichen, die uns die Theilnahme des Kranken an dem, was wir ihm zu sagen haben, kund thun, aus denen man mit etwas Beobachtungsgabe abnehmen kann, ob er sich das Wort der Ermahnung, Ermunterung, des Trostes aneignet oder nicht. Lieber stille Kranke, als solche, die den Geistlichen durchaus gar nicht zum Wort kommen lassen, die ihre Bibellenntniß auskramen oder einen ganzen tüchtigen Schulsack von Kirchenliedern ausleeren, sich auch nicht wenig darauf einbilden und leider selbst das Beste, das sie wissen, nicht erkennen. So billig nun auch der Wunsch ist, ein Zeugniß in klaren Worten vom Kranken über seinen innern Zustand zu erhalten, so fordere man doch ja nicht zu viel hinein. Die zur Seligkeit nöthige Erkenntniß läßt sich in's Kürzeste, in ein Sprüchlein fassen. Manchem Gesunden wird es schwer, nur auch ein Paar Gedanken in klarem Zusammenhang auszusprechen, geschweige einem Kranken. Also ein explicites Bekenntniß ist da gar oft nicht zu erwarten. Der einfältige Glaube, ein kindliches Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes in Christo ist doch vielleicht im Grund des Herzens und wenn mir Jemand gar zu viel von seiner Armesünderschaft vorplaudert, gar zu viel von der Demuth perorirt, mit frommen Floskeln um sich wirft, dem traue ich vornehmlich nicht recht. Es ist sehr oft eben oberflächliches Gerede und steckt der geistliche Hochmuth den Kopf deutlich genug dahinter vor. Bleiben uns die Patienten still und stumm mehr als uns lieb ist, dann ist die Frage noch, ob wir auch den rechten Ton angestimmt haben. Bisweilen mag dir's begegnen, daß ein Kranker lange Nichts sagt, da hörst du auf einmal, wie er dir einen Kernspruch, den du anführst, aus Herzentiefe nachspricht oder wie gern er dir das Sündenbekenntniß nachbetet—und thue ihm die Wohlthat und sag's ganz langsam vor—oder wie er an einem schönen Vers aus einem Paul Gerhard und andern seines edeln Geschlechtes Halt nimmt. Du merkst, da ist jetzt das rechte Register gezogen, da erbaust du ihn und wahrlich, er erbaust wieder dich. Was wolltest du denn aber auch besonders ohne Bibelsprüche?

Sterben geht wider die Natur, trotzdem daß wir von Natur todt sind. Bei manchen Kranken äußert sich das auf besonders lebhaftere Weise. Das Leben selbst kann ihnen oft unter dem Drucke sehr schwerer Leiden keinen Genuß mehr bieten und doch beben sie vor dem Tode. Das findet sich nicht etwa nur bei jungen Leuten, sondern auch bei alten. Andere fürchten sich gerade nicht so sehr vor dem Sterben, aber das Leben bietet ihnen noch manches Liebliche oder Wichtige. Sie möchten gerne noch länger bei den Thrigen bleiben oder sie haben für Kinder und deren Erziehung zu sorgen. Es ist gewöhnlich leichter, diese lehren auf die rechte Spur zu leiten, als jene andere Gattung. Wer den rechten Trost für die Todesnoth annimmt oder kennt, der weiß auch sonst den Rath und Willen Gottes zu ehren und verzweifelt nicht, weil er von den Sei-

nigen hinweg gehen muß, oder selbst nicht mehr für sie sorgen kann. Aber das angstvolle Grauen, das mancher Mensch vor dem Tode in sich trägt, das positive Nichtsterbenwollen, das sich bei manchen Leuten kund giebt, das steht der seelsorgerischen Einwirkung oft höchst bedenklich im Wege. Dadurch wird manchem rettungslos Erkrankten sein Krankenzimmer zur Folterkammer. Hier hat der Geistliche oft einen schweren Stand. Bisweilen wehrt der Arzt jeden Gedanken an einen Todesausgang der Krankheit ab, er fürchtet eine störende Einwirkung des Schreckens gegen sein Heilverfahren. Oft auch macht die Familie, obwohl nicht die kleinste Hoffnung auf Genesung da ist, die Zumuthung, den Kranken von der Gefahr ja Nichts merken zu lassen. Und doch mag Nichts dringendere Eile haben, als daß er hört, daß seine Seele vielleicht diese Nacht wird von ihm gefordert werden. Sollten wir da um seine Gefahr unbekümmert den weichlichen Anforderungen einer falschen Liebe nachgeben? Gewiß nicht; können wir unser Amt nicht thun, sind wir außer Wirksamkeit gesetzt, so sind wir auch nicht am rechten Orte. Aber so lange wir noch im Rechte sind, so wollen wir auch mit aller billigen und zu verantwortenden Liebe und Milde zu Werke gehen. Wir wollen nicht vergessen, daß wir die Wahrheit sagen müssen, aber daß viel darauf ankommt, wie wir sie sagen. Ich kann mich nicht entsinnen, daß mir je ein Kranker feind geworden, dem ich, weil die Umstände es forderten, sagte, daß ich gerne die Hoffnung seiner Wiedergenesung theilte, wenn ich könnte, daß ich wohl wisse, daß Gott Nichts unmöglich sey, aber seine Pflicht sey es, sich ernstlich auf den Abschied zu richten, man sey ja ohnehin auch am Besten für's Leben bereit, wenn man gehörig auf den Eintritt in die Ewigkeit bereit sey. Es ist Pflicht, den Kranken wissen zu lassen, wie es um ihn steht, und es ist ein schweres Unrecht, ihn gar in einer Täuschung, der er sich gerne hingiebt und die so verderblich werden kann, noch zu bestärken.

Mit manchen Kranken wird der Gedanke ihrer Wiedergenesung beinahe zu einer fixen Idee. Bekanntlich ist das sehr oft durch die Natur der Krankheit selbst und ein gewisses mit ihr verbundene Nervenaufrregung veranlaßt. Der Kranke leidet vielleicht keine Schmerzen, und wenn auch bisweilen große Schwachheit eintritt, so verdeckt eine schnelle, scheinbare Erholung mit einer großen Munterkeit ihm die Gefahr seines Zustandes. Aber die heftige Röthe der Wangen und das fieberische Glänzen der Augen sprechen deutlich genug, wenn auch der Arzt und die Freunde uns und den Kranken täuschen wollten. Ich habe Fälle erlebt, wo wider mein Erwarten das Ende wochenlang, ja monatelang ausblieb, aber die überreizte Lebendigkeit der Leidenden ging auch lange vor ihrer Auflösung in ein totales Irrewerden ihrer Gedanken über, wo ich keine ruhige, ernste Unterredung ferner mit ihnen halten konnte. Bei Andern aber kam der Ausgange unerwartet schnell, daß ich es kaum glauben konnte, wenn ich zur Beerdigung von Solchen gerufen wurde, für die ich selbst noch vor wenigen Tagen Hoffnung der Wiedergenesung gehegt hatte. Jenes und Dieses hat mich manchmal noch, obwohl ich vielleicht schon sehr müde gewesen,

getrieben, Kranke zu besuchen, um das Heute zu benützen, da das Morgen so unsicher ist. Es ist aber nicht nur in der eben angedeuteten Hinsicht, sondern um vieler Gründe willen sehr wichtig, auf die Einflüsse zu merken, welche körperliche Zustände auf das Gemüth besonders der Kranken äußern. Auch ist es freilich immer wichtig, so viel wie möglich vom früheren Leben und Wandel eines Kranken Kunde zu erhalten. Es würde uns manche Erscheinung an ihm erklärbar und wir blieben vor mancher Täuschung bewahrt. Dst würden wir uns veranlaßt sehen, das Mitleid, das wir dem Körper schenken, mehr auf die Seele überzutragen und ebenso, Zeichen eines seelischen, inneren Zustandes auf die körperliche Ursache zurückzuführen, der freilich wiederum Schaden und Noth der Seele zu Grunde liegen mag.

Es fehlt nicht an Kranken, die sehr ungeduldig sind. Und wer will sich darüber wundern? Das sind ja Tage, die nicht leicht Einem gefallen. Man weiß auch, wie schmerzvoll manche Krankheiten und Wunden an sich sind, wie schmerzvoll andere nach und nach durch ihre lange Dauer werden. Man weiß auch, in welchen Verhältnissen sich viele Kranke befinden. Da wünschen sie sich oft den Tod wie ein Jonas, und doch sind sie gar nicht gehörig darauf vorbereitet. Sie machen aber oft den Ihrigen und auch dem Arzte die Behandlung sehr schwer, sie sind mürrisch, widerwärtig, wollen sich den Anordnungen nicht fügen. Da kann der Geistliche manches Gute wirken und allen Betheiligten die Last erleichtern, wenn er des Kranken Achtung und Zutrauen besitzt. Welche Ruhe ist in manches Herz gekommen durch den Blick auf die Geduld Jesu Christi! Dst aber kommt die Ungeduld bei Kranken daher, daß sie nicht mehr selbst in ihren Berufspflichten sich umthun können, daß ihnen die Hände gebunden sind und sie die Dinge gehen lassen müssen, wie sie gehen. Solchen Seelen ist die Leidenschule besonders heilsam, aber der Zuspruch wird besonders da Noth thun, damit sie auf den kranken Punkt an der Seele hingeführt werden. Denn dieses Sorgenwollen in den Angelegenheiten des Standes und Berufs nimmt so gern den Titel der Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit an sich und doch steckt viel vom alten Adam darin. Was aber kann uns Prediger des Wortes selbst erbaulicher seyn, als das Beispiel der Geduld und Ergebung in den ernstern Willen Gottes, das uns manche schwer und lange leidende Brüder und Schwestern geben? Da sieht man manchen Sieg des Geistes über die Schmerzen des Körpers, manche Offenbarungen der herrlichen Kraft des Wortes Gottes an solchen, bei denen es zutrifft: wäre dein Wort nicht mein Trost gewesen, ich wäre vergangen in meinem Elend. Und wie ermunternd ist da die willige Aufnahme, die der tröstende Zuspruch findet, und der herzliche Dank für ein Gebet, in das der Kranke aus ganzer Seele einstimmen konnte.

(Schluß folgt.)

Johann Calvin's Leben und Wirken.

(Fortsetzung.)

Michael Servet, der verwegenste Antitrinitarier des Reformationszeitalters, wurde zu Villa nueva, einer Stadt Aragonien's in Spanien, in welcher sein Vater Advokat war, im gleichen Jahre mit Calvin (1509) geboren. Man vermutet, er habe seine Erziehung in einem Dominicanerkloster erhalten. Er war von schwächlicher Leibesbeschaffenheit, aber in seinem Aeußern von angenehmer Erscheinung. Er besaß ausgezeichnete Gaben, war aber sonst ein leichter, unsteter und schwärmerischer Geist, der frühzeitig sich mit dem Gedanken trug, die ganze Christenheit, die evangelische sowohl, als die römisch-katholische, nach seinem anabaptistisch-schwärmerischen und antitrinitarischen Grundsätzen zu reformiren. In Italien, Frankreich, Deutschland und der Schweiz trieb er sich abwechselungsweise umher, studirte die Rechte, spielte den Reformator, wurde Corrector in einer Druckerei, dann Magister der freien Künste in Paris, hielt Vorlesungen daselbst über Mathematik und Sternkunde, widmete sich der Naturwissenschaft und wurde zuletzt praktischer Arzt. Dst wechselte er seinen Namen. Anfangs nannte er sich oft Nevez, später Villeneuve; noch später, um die Gerichte über seine Person zu täuschen, gab er sich bald den einen, bald den andern Namen. Nach vielen Irrfahrten seines unsteten, wechselvollen, unruhigen Lebens fand er bei seinem Gönner, dem Erzbischof Palmier zu Vienne, in der Dauphiné, Aufnahme und einen zwölfjährigen, ruhigen Aufenthalt. In dieser Zeit trieb er auch theologische Studien und gab die Bibelübersetzung des gelehrten Mönchs Vaginus mit eigenen Anmerkungen heraus. Im Uebrigen lebte er hier als römischer Katholik, accomodirte sich allen Formen und Gebräuchen der päpstlichen Kirche, ob er wohl schon bei zehn Jahr zuvor in Deutschland und der Schweiz den Reformator gespielt hatte. Im Jahre 1531 hatte er zu Hagenau sein erstes Werk gegen die Trinitätslehre (*de trinitatis erroribus*) herausgegeben, und in demselben schon sehr lästerlich über diese Lehre gesprochen.* Zwingli, Decolompab, Bucer und Capito, hatten schon früher vor ihm gewarnt und Melancthon schrieb um diese Zeit an Camerarius: „Dieser Fanaticus Servet spielt mit dem Worte Person und meint, das Wort habe bei den Lateinern eine Verschiedenheit des Amtes bedeutet, wie man sagt, Roscius spiele bald die Person des Achill, bald die des Ulysses—und dieser Betrüger wendet diese Bedeutung auf die heilige Dreieinigkeit an. Wir aber wollen solche gottlose Irrthümer verfluchen und fliehen. Guter Gott, was werden die Fragen, ob der Logos und der

* Er nennt sie *torrentissima pestis, philosophica pestis*, und die drei Personen: *Dii novi recentequo*.

heilige Geist Personen; für Tragödien bei den Nachkommen erwecken!“ Von den Baslern gedrängt, widerrief er in seinen Dialogen über die Dreieinigkeit alles, was er in seinem ersten Werk geschrieben, nicht „weil es falsch sey, sondern weil es unvollkommen und wie von einem Kinde geschrieben.“ Also durfte man noch fürchtbarere und giftigere Productionen von ihm erwarten! Ueber solche brütete er in der That während seines langen Aufenthalts zu Bienné, und im Jahre 1546 hatte er ein Werk vollendet, von welchem er in seiner Verblendung eine große Veränderung der Welt, eine eigentliche Reformation, hoffte. Das Werk führt den Titel: Christianismi Restitutio &c.; sollte aber seinem Inhalte nach nicht Wiederherstellung, sondern Zerstörung des Christenthums heißen. Ein frecher, diabolischer Zerstörungs- und Lastergeist, vor dem jedes Christenherz erzittert, spricht aus dem ganzen Buche. Daneben finden sich viele anabaptistisch-schwärmerische Träumereien in demselben, aber doch auch wirklich gute und gentale Gedanken, die von einer ungewöhnlichen geistigen Begabung dieses Mannes zeugen. Seit 1540 correspondirte Servet mit Calvin, er wollte sich mit dem stärksten Geiste der protestantischen Kirche messen; denn, sollten seine Pläne gelingen, so mußte vor allen Dingen zuerst Calvin gewonnen werden. Durch den berühmten Buchhändler Trellon zu Lyon, der diese Correspondenz besorgte, schickte nun Servet seine Restitutio zur Beurtheilung an Calvin, der sie ganz entrüstet über die losse Lehre des Spaniers, seinen Freunden mittheilte. Servet eröffnete nun, er wolle in eigener Person nach Genf kommen, wenn sich Calvin für seine Sicherheit verbürgen wollte; darauf ging aber dieser nicht ein, denn es herrschte bereits eine allgemeine Entrüstung über ihn in dieser Stadt. Ueber einen Lasterer, wie Servet, war nach den damaligen Begriffen der Zeit der Stab schon gebrochen, und Calvin wollte ihn nicht verderben, sondern befehren, also ihn nicht in die Falle locken. Noch zwei Jahre hielt Calvin die Correspondenz mit ihm aufrecht; endlich wies er ihn an seine Institutio, in welcher er seine Lehre hinreichend klar entwickelt habe. An Biret aber schrieb er: „Ich habe nicht länger mit diesem verzweifelt-hartnäckigen, feyersüchtigen Menschen streiten wollen, und gewiß war es gut, der Meinung des Apostels hier zu folgen; jetzt greift er dich an. Du magst zusehen, wie weit es für dich rathsam seyn wird, seinen Wahnsinn zu widerlegen. Von mir wird er fortan nichts mehr erzwingen.“

Da Servet von Calvin keine Antwort mehr erhalten konnte, schrieb er mehremal an den Genfer Prediger Pepin, und verlangte das Manuscript seines Werkes zurück. Es war in Biret's Händen, der es zurückhielt. In seinem dritten Schreiben an Pepin redet er unter anderm die Genfer folgendermaßen an: „Sehet nun, was ihr für ein Evangelium habt; durch das Gesetz ganz verwirret. Euer Evangelium ist ohne den einen Gott, ohne den wahren Glauben, ohne gute Werke. An der Stelle des einen Gottes habt ihr einen dreiköpfigen Höllenhund;*

* Pro uno Deo habetis tricipitem cerberum &c.

an der Stelle des wahren Glaubens; habt ihr eine unselige Trümmerei, und die guten Werke achtet ihr nicht mehr als eitle Vorstellungen: Wehe, Wehe, Wehe über euch!“—Dem Melancthon ruft er zu (Christ. Restit. p. 675): „Du sagst, daß Juden und Türken Gott nicht recht anbeten: Aber welche Vorstellung hast du selbst von dem Höllenhunde? Welch' ein Ungeheuer betest du an?—Betrunken ist Calvin, denn da lehrt, daß der Mensch nicht frei handelt; und will doch, daß er frei handle. Betrunken bist du, der du die wahre Liebe Gottes befehlst und sagest, daß sie nirgends sey.—Gänzlich getäuscht und trunken seyd ihr am meisten in eurem Glauben an die Trinität, in dem Trugschlusse der Mittheilung der beiden Naturen, was euch so in die Enge treibt, daß ihr eingestehen müßet, der heilige Geist könne in einem Mauseste sterben, sowie jeder unsichtbarer Gottessohn in einem Menschen gestorben ist.“ Folgende Stellen aus dem ersten Buche seiner Restitutio. (p. 15 und 43), in welchen er über die Menschwerdung Gottes spottet, mögen als ein weiteres Beispiel seiner vielen Lästerungen im Originale hier stehen: „Negant (sine) Begner, hominem esse hominem; et concedunt, Deum esse asinum.—Si verbum, assumpsisset, fominam; tunc ipsum verbum dixissent: filium Dei; et ipsam (feminam) filium hominis: quae res duos filios palam ostendet. Ipse filius Dei esset tunc mulier, androgynos, masculino-femineus. Si corpus asinum angeli ad eum modum induant, concedunt ipsi angelos esse asinos, angelos in asinia pelle mori, angelos esse quadrupedes, et angelo shabere longas caures: Eadem ratione concedunt, ipsum Deum esse asinum, spiritum sanctum esse mulum, et spiritum sanctum osso mortuum, si moriatur mulus. O pecora stolidissima! Non mirum profecto, si Turcae nos plus quam asinos et mulos rident: Facti enim sumus sicut equus et mulus, quibus non est intellectus.“—Mit Recht sagt P. Henry III, 275: „Es fehlt diesem Dämon die Erkenntniß seines Sünden-Elendes, daher die Erhebung gegen das, was er nicht versteht, und eine schamlose Sprache, wie sie die Kirchengeschichte der alten und neuen Zeit nicht zum zweitenmale aufzuweisen hat.—Hätte er seine Hirngespinnste wissenschaftlich entwickelt, oder für sich gesucht, wie es auch in andern Zeiten geschehen ist, so würde man ihn ignoriren können; da er aber Anstatt traf, seine Lehre an die Stelle der evangelischen und katholischen zu begründen, und die geistigen Libertiner, sowie die Anabaptisten ihm zur Seite standen, um gegen die Reformation aufzutreten, so mußte dieses Unwesen beseitigt werden, oder die Reformation im Sünden, die sich in den Convulsionen der Zeit nur mit äußerster Anstrengung hielt, hätte sich, wie es in Polen geschah, zersplittert und aufgelöst, was nicht ohne Rückwirkung auf das Lutherthum und den Gang der Welt geblieben wäre.“

Erst im Jahre 1552 gelang es dem Servet durch Bestechung, sein Werk in Vienne in geheim drucken zu lassen. Im Januar 1553 wurde dasselbe nach allen Richtungen hin versandt. Man lebte zu Genf ein vornehmer

Refugie, Namens Trie aus Lyon. Arneys, sein Anverwandter, ein eifriger Katholik, bemühte sich, ihn wieder in den Schoos der römischen Kirche zurückzuführen; er aber ermahnte diesen, nach Genf zu kommen und schrie ihm u. a.: Er müsse sich wundern, von ihm den Vorwurf zu hören, daß die Evangelischen keine Kirchenordnung und Disciplin hätten, da doch in Genf die Laster gestraft würden, und bei aller Freiheit, die man in dieser Stadt genösse, doch kein Gotteslästerer geduldet würde, wie sie in ihrer Kirche einen Kezer und Lasterer duldeten, der alle Grundlagen des Glaubens umreisse, während sie treue Befenner des Evangeliums auf den Scheiterhaufen führten u. — „Ein Spanier ist's, Servet, der sich Villeneuve nennt.“ Arneys zeigte nun die ganze Sache dem Inquisitor Matth. Dry an, und sogleich wurde Servet festgenommen und verhört. Trie, der keinen Gedanken daran gehabt hatte, daß die Sache so weit kommen werde, wurde nun aufgefordert, die nöthigen Beweise zu liefern, was er pflichtgemäß auch that. Servet suchte sich anfänglich mit Lügen herauszuhelfen, unterwarf sich auch demüthigt dem Urtheile der Kirche, bereit, alles zu widerrufen, was er gegen den Sinn derselben geschrieben. Da er sich aber ganz entlarvt und der größten Gefahr preisgegeben sah, entfloh er, und unbegreiflicher Weise schlug er seinen Weg nach Genf ein, obwohl ihm gut bekannt seyn mußte, daß in dieser Stadt für ihn keine Sicherheit zu finden war. Sein Proceß wurde indeß in seiner Abwesenheit fortgeführt, und das Resultat desselben war seine Verurtheilung zum langsamen Feuertode.* Vorläufig wurde er mit fünf Ballen seiner Bücher zu Vienne auf dem Plage Charneve in effigie verbrannt, bis man seiner selbst habhaft werden würde. Sein Werk aber wurde überall zerstört, wo man es antraf.

In Genf wurde Servet erkannt. Calvin benachrichtete das Consistorium von dessen Aufenthalt in der Stadt; dieses machte dem Rath Anzeige davon, und sogleich wurde Servet verhaftet und ihm den Proceß gemacht. Die Verhöre fanden in Gegenwart des Rathes statt. Die Geistlichen wurden zugezogen, um über den theologischen Standpunkt Klarheit zu verbreiten. Auch die Gegner Calvin's, die (damals) an der Spitze der Regierung standen, waren zugegen. Calvin stand sehr schlecht mit der Regierung und jetzt, da

* „Et illec ostre bruslé tout vif à petit-feu, tellement, que son corps soit mis en cendre.“

† Von Calvin in die Enge getrieben, behauptete er in den ersten Verhören, daß die Gottheit auch in den Teufeln wöhne, daß in allen Dingen mehrere Götter, weil die Gottheit wesentlich in allen Dingen sey, daß alles von Göttern angefüllt wäre. Auf die Frage Calvin's: wenn ein Mensch, diesen gepflasterten Fußboden mit Füßen tretend, die sagte, daß er beinem Gott mit Füßen tritt, würdest du dich nicht einer so großen Ungereimtheit schämen? antwortete Servet: „Ich zweifle nicht, daß dieser Fußschemel oder was du mir zeigen wirst, die Substanz Gottes sey.“ Calvin: „Also wird der Teufel wesentlich Gott seyn?“ Servet mit schallendem Gelächter: „Nun, zweifelt Ihr daran?“ — Servet theilte also mit den geistlichen Libertinern den crassesten Pantheismus, der allen Unterschied zwischen Gutem und Bösem, zwischen Gott und Teufel aufhebt und gegen die sittliche Weltordnung in Kirche und Staat ankämpft und alles Bestehende umzuwerfen droht.

die alten Proceßakten* wieder aufgefunden sind, ist es auf das Bündigste erwiesen worden, daß Calvin gar keinen Einfluß auf den Proceß ausüben konnte. Calvin erklärt es ausdrücklich, daß nachdem Servet überführt, er nie auf seinen Tod gedrungen und forderte seine Feinde auf, gegen ihn zu zeugen, wenn sie es könnten. Die Regierung war mißtrauisch gegen ihn, forderte durchaus keinen Rath und ließ das Gesetz walten. Jaser spielte so wenig eine Rolle in dem Proceße, daß er die Hauptdocumente erst nach dem Tode Servet's in die Hände bekam.“ P. Henry, II. Ausgabe p. 333. Die Einzelheiten des Proceßes finden sich bei P. Henry III, 152. ff. u. Beil. 3.

Als Gotteslästerer war Servet verhaftet worden, und als solcher stand er vor Gericht, bis er durch seine Auflage gegen Calvin sich den politischen Libertinern in die Arme warf, um in der Person Calvin's die bürgerliche und kirchliche Ordnung in Genf umzustürzen. So machte er sich eines neuen Verbrechens gegen den Staat schuldig, was gewiß sein Verderben noch beschleunigt hat. Am 28. August war der Proceß fast entschieden. Drei Tage nachher traf der Aufseher des Justizpalastes zu Vienne in Genf ein, und verlangte die Auslieferung des entflohenen Kezers, damit sie das über ihn gefällte Urtheil an ihm vollziehen könnten. Der Rath überließ dem Servet die Wahl des Gerichtes, wdrauf er unter vielen Thränen bat, die Herren in Genf sollen seine Richter bleiben und mit ihm machen was sie wollten; nur dem Gericht in Vienne sollten sie ihn nicht übergeben. Immer noch hoffte man, er werde zu einem Widerruf zu bewegen seyn. Calvin correspondirte mit ihm, um ihn schriftlich von seinen Irrthümern zu überzeugen. Servet gerieth darüber in eine wahre Wuth, und nannte Calvin einen Simon Magus (Zauberer), cacodæmon (bösen Geist), Impostor (Betrüger), Sycophanta (falschen Angeber), Nebulo perfidus (treulosen Schurken), Homocida (Todtschläger) u. a. m. Erst appellirte er an die Schweizerkirchen, dann an den Rath der Zweihundert; ersteres wurde ihm gewährt, letzteres aber abgeschlagen. Die Gutachten der Züricher, Schaffhäuser, Basler und Berner lauteten alle auf strenge Bestrafung und Unschädlichmachung des verstockten Lästerers, und nach dreitägiger schließlicher Berathung, nachdem der Proceß mehrere Monate gedauert hatte, wurde er nach dem alten Gesetze zum Feuertode verurtheilt. Calvin bot nun alles auf, eine Milde rung dieser grausamen Todesstrafe zu bewirken; allein der Rath blieb unbeweglich. Am 27. October 1553 wurde das erschütternde Urtheil an ihm vollstreckt. Jaser begleitete ihn zur Richtstätte. Vorher bat er noch Calvin um Verzeihung. Sein Troß war gewichen, sein Hochmuth war gebrochen, sein Zorn gezähmt. Nicht freudig und Siegeslieder im Munde, wie viele reformirte Märtyrer in Frankreich um jene Zeit gethan, wanderte er dem Richtplatze zu, sondern in der größten Verzagttheit. Doch bat er Gott und Christum um Vergebung; seine Lästerungen aber widerrief er nicht, obwohl er

* „Relation du procès criminel intenté à Genève à 1553 contro M. Servet, rédigé d'après documons originaux par Alb. Kalliet. Genève 1844.“

insändig und dringend dazu ermahnt wurde. Mit den Worten: „Jesu, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich mein!“ protestirte er noch aus den Flammen der ganzen christlichen Welt gegenüber gegen die Trinitätslehre.—

Der Anblick von Servet's Scheiterhaufen erweckt in uns die Frage: in welchem Verhältnisse steht der alte Protestantismus überhaupt zum modernen Princip unbegrenzter Duldung?—

Luther verwarf zwar alle Bestrafung der Ketzer als solcher. So sagt er z. B. in seiner Kirchenpostille am 5ten Sonntag nach Epiphan. über Matth. 13, 24—30: „Auf's andere (lehret uns dies Evangelium), wie wir uns halten sollen gegen dieselbigen Ketzer und falsche Lehrer. Nicht sollen wir sie ausröten, noch vertilgen. Er spricht öffentlich allhier, man solle es lassen miteinander wachsen. Mit Gottes Wort soll man hier allein handeln: denn es gehet also zu in dieser Sache, das wer heute irret, kann morgen zurecht kommen. Wer weiß, wann das Wort Gottes sein Herz rühren wird?“ Dennoch sprach er sich an andern Orten für Bestrafung der rebellischen Ketzer und der öffentlichen Lästerey sehr stark und entschieden aus, weil das Leute seyen, die ein christliches Gemeinwesen umstürzen oder in Verwirrung bringen. So findet sich u. a. folgende interessante Stelle in seiner Auslegung des 82sten Psalms zu V. 4 bei Walch. v, 1055: „Ersichtlich sind etliche Ketzer aufrührerisch, die öffentlich lehren, daß man keine Obrigkeit leiden soll. Item daß kein Christ möge im Stande der Obrigkeit sitzen. Item daß man soll nichts Eigenes haben, sondern von Weib und Kind laufen, Haus und Hof lassen, oder alle Dinge gemein halten und haben. Diese sind straks und ohne allen Zweifel zu strafen von der Obrigkeit als die da öffentlich wider die weltlichen Rechte und Obrigkeit streben, Röm. 13, 2. Denn sie sind nicht schlecht allein Ketzer, sondern als die Aufrührer greifen sie die Obrigkeit und ihr Regiment und Ordnung an, gleichwie ein Dieb fremdes Gut, ein Mörder fremden Leib, und ein Ehebrecher fremdes Gemahl antastet, welches alles nicht zu leiden ist. Zum Andern, wo etliche wollten lehren wider einen öffentlichen Artikel, des Glaubens, der klärllich in der Schrift gegründet und in aller Welt gegläubet ist von der ganzen Christenheit, gleichwie die, so man die Kinder lehret im Credo: als wo jemand lehren wollte, daß Christus nicht Gott sey, sondern ein schlechter (bloßer) Mensch, und gleich wie ein anderer Prophet, wie die Türken und die Wiedertäufer halten; die soll man auch nicht leiden, sondern als die öffentlichen Lästerey strafen: denn sie sind auch schlecht nicht allein Ketzer, sondern öffentliche Lästerey. Nun ist ja die Obrigkeit schuldig, die öffentlichen Lästerey zu strafen, als man die strafet, so sonst fluchen, schwören, schmähen, lästern, schänden, verläumdern.—Denn hiermit wird niemand zum Glauben gedrungen, denn er kann dennoch wohl gläuben, was er will. Allein das Lehren und Lästern wird ihm verboten, damit er will Gott und den Christen ihre Lehre und Wort nehmen und will solches dennoch unter derselben eigenen Schutz und Gemeinschaft aller weltlichen

Nutzung zu ihrem Schaden thun. Er gehe dahin, da nicht Christen sind, und thue es daselbst. Denn, wie ich mehr gesagt, wer bei Bürgern sich nähren will, der soll das Stadtrecht halten, und dasselbe nicht schänden und schmähen, oder soll sich trollen.“—

Ein Gutachten der Wittenberger Theologen, „ob man die Wiedertäufer mit dem Schwerdt richten möge“, das diese Frage entschieden bejaht, unterschrieb Luther mit den Worten: placet mihi Luthero. Doch wollte er im allgemeinen nicht, daß man Irrelchrer am Leben strafe; weil man leicht große Mißgriffe in dieser Sache thun könne, wie im Papstthum geschehen sey, da man zu Ketzern gemacht habe, welche man verderben wollte. Nur unschädlich solle man sie machen. Daß man aber hartnäckige Ketzer mit gutem Recht am Leben strafen könne, hat er in einem, auch von Melanchthon, Bugenhagen und Cruciger unterschriebenen Gutachten an Philipp von Hessen behauptet. Es ist also wahrscheinlich, daß auch Luther, wie Melanchthon gethan hat, die Verurtheilung Servet's gebilligt haben würde, wäre er damals noch am Leben gewesen. Der sanfte, leidenschaftslose Melanchthon billigte nämlich entschieden das über Servet ausgesprochene und an ihm vollzogene Todesurtheil. Vid. f. Briefe an Calvin vom 14. Oct. 1554; an Bullinger vom 20. Aug. 1555; so wie f. Bedenken über das an Servet vollzogene Urtheil bei Pezel II, p. 223. u. P. H. III, 216 ff.

Wie es um das Princip der Duldung in der lutherischen Kirche Deutschlands ausah, zeigt unter andern die Thatfache, daß sieben Jahre nach Luther's Tod; englisch-reformirte Christen, die um ihres Glaubens willen aus England flüchten mußten, und die in Dänemark, Hamburg u. a. D. eine Zufluchtsstätte suchten, mitten im Winter mit Gewalt zurückgetrieben wurden, blos weil sie von der lutherischen Abendmahllehre abwichen. Das zeigt ferner das Geschrei gegen die Cryptocalvinisten in Sachsen und die Hinrichtung des Nicolaus Krell, Kanzler des Churfürsten Christian I. von Sachsen, dem man im Grunde nichts anderes nachweisen konnte, als sogenannte calvinische Irrthümer verbreitet zu haben. Die andern Beschuldigungen, er habe für den König von Navarra Truppen nach Frankreich geschickt etc., fielen auf den Churfürsten selbst zurück. Auf dem Schwerdt, womit er hingerichtet wurde, und das noch in der Rüstkammer zu Dresden zu sehen ist, sind die Worte zu lesen: „Cavo Calviniano: D. N. C.“—Noch empörender ist die Hinrichtung des Schlosser gefellen Peter Günther aus Preußen, den seine Mitgesellen anklagten, daß er die Dreieinigkeit Gottes und die Gottheit Christi läugne. Zu Lübeck saß er gefangen, und daselbst wurde er nach eingeholten Gutachten der Unterversitäten Kiel und Wittenberg mit dem Schwerdt hingerichtet.*

Daß man hartnäckige Ketzer und besonders unverbesserliche Lästerey mit dem Tode zu bestrafen habe, galt damals in Deutschland so gut, als in der

* Man sehe Leben W. Petersen's p. 66; Arnold's Ketzerhistorie II, p. 484 und P. Henry III, p. 230 ff.

Schweiz; und keine Confession hat. hierin der andern Vorwürfe zu machen. Es war das so sehr Princip der Zeit, und nicht bloß einzelner Männer, daß wir überall denselben Erscheinungen begegnen. Calvin nicht allein, sondern auch Beza, Bullinger, P. Martyr, ja sogar Melancthon und deutsche Universitäten stellten in eigenen Schriften und Gutachten diesen Grundsatz auf, und suchten in ihnen denselben gegen freisinnigere Stimmen der Zeit aus dem alten Testamente zu erweisen. Die Kaisergesetze, wornach muthwillige Keger zu verbrennen waren, bestanden in Genf und den andern Schweizerstädten, wie im ganzen deutschen Reiche vollkommen ungeschwächt. „Eine so gottvergeffene Toleranz, wie sie in unserer Zeit im Namen eines abstracten Wahngeschöpfes, fälschlich Humanität genannt, verlangt wird, kannte jene gesunde Zeit nur etwa in socinianischen Umgebungen.“ Leo, Allg. Gesch., III, 219. Uebrigens wollte Calvin, wie alle Häupter des Protestantismus in jener Zeit dieses Gesetz nur auf aufrührerische Keger und öffentliche Lasterer, die dem Gemeinwohl schädlich waren, angewendet wissen. Gegen solche, die mehr aus Unkenntniß und Schwachheit irren, so wie auch gegen Juden, Türken und andere Feinde des christlichen Glaubens, predigten sie christliche Toleranz. (S. mehrere Stellen von Calvin über Toleranz in P. Henry I, p. 122–124 u. 458–459.) Am wenigsten hätten römisch-katholische Schriftsteller über Calvin und den Genfer Rath klagen sollen, denn es sind ja die päpstlichen Grundsätze, die das ganze Mittelalter hindurch in dieser Kirche herrschend waren und noch herrschen, wornach Calvin und der Genfer Rath gehandelt haben. Gerade das Uevangelische dieser Grundsätze, das der evangelischen Kirche noch geraume Zeit anhing, stammte ja aus der römisch-katholischen Kirche, die nicht bloß aufrührerische Keger und öffentliche Lasterer am Leben strafte, sondern alle, die von ihrem Lehrbegriff abwichen, sie mochten sonst noch so fromm und rechtschaffen seyn. Wenn die Hinrichtung Servet's eine Sünde war, so war es, wie P. Henry bemerkt, eine papistische Sünde auf protestantischem Boden, die auch nach Calvin noch mehrmals in evangelischen Ländern begangen worden ist. Das ganze Wirken Calvin's in dieser Hinsicht (seine theokratische Thätigkeit) war nichts anderes, als „das Feststellen der Reformation mit den Waffen seines Jahrhunderts.“

Servet's Hinrichtung war eine neue Niederlage für die Libertiner gewesen. Ihr Haß steigerte sich nur noch mehr. Neue Unordnungen fanden Statt. Das Papstthum war in England wiederhergestellt worden; in Frankreich wüthete die Verfolgung ununterbrochen fort: die Zahl der Flüchtigen, die sich nach Genf wandten, wuchs immer mehr an. Die Libertiner schwuren ihnen und dem Calvin den Tod. Der Zwiespalt der Parteien wurde so groß, daß man fürchtete, der kleine Staat würde gesprengt werden. Die Libertiner drohten den alten Farel, der sie in einer Gastpredigt abgestraft hatte, in die Rhone zu werfen. In Spottprocessionen parodirten sie in obscönen Liedern die Gesänge der Kirche. Die Disciplinar-Angelegenheit wurde endlich vom Rathe zu Gun-

sten der Kirche entschieden. Das Consistorium, nicht der Rath, sollte fortan über Lasterhafte und Ungläubige die Ausschliefung vom heil. Abendmahl verhängen. Nur rafften die politischen Libertiner (die geistlichen waren schon längst unterdrückt) ihre letzten Kräfte zusammen, um zu siegen oder unterzugehen. „Keine Predigt mehr, und keine Bibelcommentare; nur noch zwei Prediger, die das Volk das Credo, das Unser Vater und die zehn Gebote lehren“—das war ihr Feldgeschrei. Ein Aufruhr wurde erregt, in der Absicht, während desselben Calvin und alle Franzosen zu ermorden. Nur war die Sache der Empörer zur Reife gediehen, die Geduld des Rathes zur Ende. Verhaftungen wurden vorgenommen und die Aufrührer den Gerichten überliefert. Perrini, Berthelier, Baudel, Philibert u. a. entflohen. Vier Empörer wurden enthauptet. Auch die Entflohenen wurden am 3. Juni 1555 als Rebellen verurtheilt, das Haupt zu verlieren und die Sentenz in effigie vollstreckt.

So endete diese gewaltige Partei, welche seit 18 Jahren dem reformatorischen Wirken Calvin's bald offen, bald im Geheimen entgegenwirkte. Erst jetzt war Calvin's Macht in Genf sicher gestellt. Nun war Friede in Genf. Nun erst zeigte sich die schöne und vortreffliche Organisation der Kirche und des Staates in dieser kleinen Republik. Jetzt blüheten auch wissenschaftliche Anstalten auf, und Genf wurde zum hellleuchtenden Crempel für die ganze protestantische Welt.

(Fortsetzung folgt.)

J. G. B.

Fenelon, der Schwan von Cambray.

Ein Lebensbild aus der gallicanischen Kirche

von

Dr. G. A. Wilkens,
Vicar Ven. Minist. in Bremen.

(Fortsetzung.)

Welches Talent ist schöner als das, apostolisch zu predigen, und welchem Verdienste gebührt würdiger ein Bisthum? fragten die Zeitgenossen. * Fenelon bestieg den Stuhl von Cambray. Auf den Wunsch der Maintenon nahm er an den Conferenzen Theil; als Bossuet in den Streitfragen völlig mit sich abgeschlossen hatte, in dreißig Artikeln seine Ansicht scharf und klar darlegte, unterzeichnete sie Fenelon aus Liebe zum Frieden. Der Streit schien beendet mit der Verdamming der Schriften der Guyon, von ihr selbst mit den Worten

* La Bruyère's Characteres II, p. 188.

bestätigt: sie habe nie die Absicht gehabt, etwas zu behaupten, was dem Geiste der apostolisch-römisch-katholischen Kirche entgegenstehe, indem sie mit Gottes Hülfe bis zum letzten Hauche ihres Lebens sich derselben unterwerfe; stets habe sie die Absicht gehabt, in ächt katholischem Sinne zu schreiben, und nie daran gedacht, daß man ihren Worten einen andern unterlegen könne.

Die Hofpartei wollte die Verhaftung des Guyon benutzen, um den neuen Montanus, dessen gefährliche Macht mit seinem Högling zu wachsen schien und der Thron Frankreichs mit ihm zu besteigen drohte, zu stürzen; die ängstlich gemachte Maintenon glaubt Gott einen Dienst zu thun, wenn sie den Erzbischof von Cambrai ächtet.

Man fordert von ihm die Verdamnung der Schriften seiner Freundin; ich will nicht eine Person mit Füßen treten, die ich für eine heilige halte, auf die schon viele andere losgeschlagen, meine Ehre und mein Gewissen erlauben mir nicht, die Schritte des Bischofs von Meaux gut zu heißen; soll ich Jemanden angreifen, den ich für unschuldig halte, oder Schriften meine Censur beisehen, die Andere verdammen, so wird mir auferlegt, was auch die Inquisition nicht fordert; ich bin der Erste, der mit seinem Blute unterzeichnet, wenn die Kirche wie im jansenistischen Streite entschieden hat. Man muß auf die ganze Person sehen, sich aber nicht an Uebertreibungen in Redensarten stoßen. Die selige Anglika von Fallisry, die Franz von Sales bewundert, Catharina von Siena, Catharina von Genua haben viele Menschen mit der gehörigen Unterordnung unter die Kirche geleitet und von der Erhabenheit ihres Zustandes außerordentliche Dinge gesagt; wüßte man nicht, daß ihre Worte canonisirt sind, so würde man sich noch mehr darüber ärgern, als über Frau von Guyon; auch Franz von Assisi braucht Ausdrücke, die sehr anstößig scheinen könnten. Gegen Bossuet's Systematisiren und Consequenzsuchen setzt er die Macht der geschichtlichen Erfahrung in den größten kirchlichen Persönlichkeiten. Die Verdamnung, die Fenelon ablehnte, sollte ihm dadurch abgelistet werden, daß man ihn auffordert, Bossuet's Schrift über die Zustände des Gebets zu unterzeichnen, seine Gründe dagegen, wie er sie Tronçon und Noailles vorlegt, führte er aus in dem Buche, „Auslegungen der Grundsätze der Heiligen über das innere Leben,“* der sinnvollsten Rechtfertigung der wahren Mystik, im Gegensatz zur falschen, dem Quietismus, die unbeeirrt durch Ueberschwinglichkeiten des Ausdrucks die ächt religiösen Anschauungen derselben auch bei den gefeiertsten Kirchenlehrern und Heiligen nachweist. Unser Schöpfer hat trotz seiner Antipathie gegen die Mystik diesem klarsten und gefälligsten Handbuch derselben mehr Licht und Zusammenhang, größere Annäherung an die biblischen Begriffe christlicher Frömmigkeit, als sich in den meisten ähnlichen Werken fänden, zugesprochen. † Der Censor der Sorbonne rühmte die Schrift als ein goldenes Buch; Bossuet, ohne es gelesen zu haben, erklärte: es könne nur Aergerniß erregen, und das dürfe er gewissenhalber nicht dul-

den; er sey vor Gott verpflichtet, darzuthun, daß man Schriften in Schutz nehmen wolle, deren Lehre alle Gottseligkeit untergrabe; er sey überzeugt, sie würde Artikel in Zweifel oder erwünschter Dunkelheit lassen, die gerade jetzt in ihr vollstes Licht gerückt werden sollten, er müsse diese Verstellung entlarven und koste es sein Leben; Fenelon's Schrift fand, wie er erwartet, nur Beifall in dem kleinen Kreise sehr reiner und sehr abgetödteter Seelen, an denen das Fleisch seit lange dem Geiste unterworfen war, nur wenige sprachen das Wort nach: mein Gott, wenn du mich auch zur ewigen Höllestrafe verdammtest, ohne deine Liebe zu verlieren, ich würde dich doch nicht weniger lieben.

Die Maintenon weckte den König aus seiner Apathie; er solle das seit langer Zeit ruhende Schwert zur Vertheidigung des Glaubens ziehen. Bossuet hat knieend den Aengstlichen, den auch der Fenelon geneigte la Chaise nicht zu beruhigen vermochte, um Verzeihung, seine Majestät nicht eher von den fanatischen Lehren eines Collegen benachrichtigt zu haben. Am Hofe ward geflüstert: Fenelon habe den Plan, Politik und Mystik zu verbinden, in der Stille durch eine geheimnißvolle Sprache eine mächtige Cabale zu bilden, an deren Spitze er durch seinen gewaltigen Geist sich behaupten könne, um jedes Gewissen zu beherrschen und so noch bei Lebzeiten des angebeteten Königs, oder doch sicher unter seinem Nachfolger die erste Rolle am Hofe zu spielen. Damit war die Parole zum Kampfe gegeben gegen den Vollbringer eines Sacrilegiums an der königlichen Majestät. Bossuet vernichtete in scharfer Polemik manches glänzende Phantasiestück der Schrift Fenelon's, aus St. Cyr wurden die Anhängerinnen der Maximen vertrieben; für furchtbar galt es; die Prinzen in Händen von Menschen zu lassen, die der neuen Religion anhängen. Fenelon erklärte: Doppelsinnigkeit und furchtsame Politik sey nie seine Sache gewesen; fürchte er gleich Alles, was Hochmuth verrathe, wie den Tod, so liebe er doch der Hoffnung, Gott werde ihn nicht verlassen, und so zwar demüthig und geduldig, doch mit der geziemenden Festigkeit seinen Gang fortsetzend, werde er nie eine Schwachheit oder Niederträchtigkeit begehen.—Die Antwort Bossuet's darauf war, daß er 48 Sätze der Maximen für wirkliche Glaubensirrhümer erklärt, andere führen zum Quietismus, zu abscheulichen Greneln, zu empörenden Folgerungen, die der Verfasser zwar nicht zugebe, deren Principien er aber aufstelle; man dürfe eine Lehre nicht bemänteln, die böse an sich, gehässig, schauerlich sey. In dieser Consequenzmacherei liegt das Widerwärtige der Polemik Bossuet's, und schon hier muß man Innocenz XII. Recht geben, wenigstens in Beziehung auf die letzte Hälfte seines Urtheils: der Erzbischof von Cambrai habe gefehlt durch das Uebermaaß der Liebe Gottes, der Bischof von Meaux aber durch großen Mangel der Liebe zum Nächsten.

Jener konnte die allgemeine Anklage nicht gelten lassen, sah seine Meinung entstellt, seine Sache verdreht. Bossuet, von dem Wahne, daß er die Kirche sey, und der von Fenelon der Kirche verheißene Widerruf auf seine Entscheidung erfolgen müsse, unheilbar, nannte ihn den lieben Autor, den er im

* Paris 1697. † S. Geschichte f. d. Reform. VII, p. 463.

Herzen trage, um ihn mit Molinos in den Abgrund des Quietismus zu stürzen. Ueberall seufzte er um ihn, und seufzend zerriß er ihn, er beweinte ihn; und ließ doch das Wesentliche aus seinen Worten weg, stellte ohne Weiteres Getrenntes zusammen, die gezwungensten Folgerungen bürdete er ihm als bestimmte Dogmen auf; trotz alles Widerspruchs mit dem Texte. Immer wiederholte er die Worte; ob es denn einem Christen, einem Menschen, einem Bischof schwer fallen sollte, sich zu demüthigen; während Fenelon sagt, soll es einem Menschen, einem Christen, einem Bischof so schwer fallen, Uebertreibungen im Eifer zu gestehen, obwohl uns die Kirche an Heiligen und Vätern ein solches Versehen zeigt. Bossuet rügte, daß die neue Geistigkeit die Kirche mit einer Fluth von blendenden Büchern und irrthumsvollen Werken überschwemme; mit welchem Rechte, erwiederte der Angellagte, nehmen Sie das Wort Kirche in den Mund, die Kirche hat noch gar nicht gesprochen, wir wollen vor ihr sprechen. Nicht die neue, die alte Geistigkeit vertheidige ich; Sie sind aufgebracht darüber, daß ich nicht schweigen will, wenn Sie mir die grausamsten Vorwürfe machen, und es dauert Ihnen zu lange, bis die Kirche entschieden hat. Bossuet wollte deshalb streng und unbeugsam gewesen seyn, weil er es habe seyn müssen; denn die heiligen Wahrheiten des Glaubens vertragen sich nicht mit der Weichheit und nichtigen Gefälligkeit des Welttons. Man muß gestehen, die Welt wäre glücklich, wenn Fenelon's Ton zum Weltton würde.

Der Erzbischof von Cambray bat den König, nach Rom reisen zu dürfen; es ward ver sagt: er möge den Hof meiden und in seine Diöcese gehen, die betreffenden Schriften könnten ihm da geschickt werden. Er that es, zufrieden, daß man ihn immer tiefer in den Staub trete.

Der König sandte ein von ihm copirtes Schreiben Bossuet's an Innocenz XII., in dem die Maximen als böse, gefährlich von Bischöfen, Doctoren, Geistlichen verworfen bezeichnet wurden; er, der König, werde seine ganze Macht brauchen, um die Entscheidung des heiligen Stuhles geltend zu machen; diese Clausel sollte dem Selbstgefühl des Papstes schmeicheln und in dieser unbedingte anzunehmende Entscheidung ihm eine Entschädigung für alle Verletzungen werden, die die cäsareo-papstlichen Gewaltstreiche des allerchristlichsten Königs dem heiligen Stuhle zugefügt.

Der Herzog von Burgund warf sich seinem Großvater zu Füßen, um sich den geliebten Lehrer zu erhalten; mein Sohn, erwiederte Ludwig, es steht nicht bei mir, diese Sache als Gnadensache zu behandeln, es gilt die Reinheit des Glaubens, und die kennt der Bischof von Meaux doch wohl besser, als Sie und ich.

Ohne Groll im Herzen war Fenelon geschieden, ihn verlangte nach dem stillen, kleinen Arbeitsfelde, sein innerer Friede war kein Moment zerstört. Noch eine kleine Weile, schrieb er damals, und der trugvolle Traum dieses Lebens ist vorüber; wir werden dann auf immer in dem Reiche verbunden seyn, wo es keinen Irrthum, keinen Zwist, kein Aergerniß mehr giebt, nur die Liebe zu Gott wird dann ganz in uns leben, und wir seines ewigen Friedens genießen; bis

dahin wollen wir dulden, schweigen, uns mit Füßen treten lassen, damit wir Theil haben an der Schmach Christi, selig,—wenn unsere Schmach ihn verherrlicht.

Die Verhandlungen in Rom bieten trotz des persönlichen Getreibes ein höheres geschichtliches Interesse. Innocenz war mild, sanftmüthig und fromm; nie, sagt sein Beichtvater, habe er etwas an ihm wahrgenommen, was seine Seele von Gott entfernen könne, streng gegen den Nepotismus, seine Nepoten waren die Armen, und streng gegen den Absolutismus Frankreich's; * als er vergebens gestrebt, die Sache ohne jede Untersuchung beizulegen, ernannte er auf die ausdrückliche Forderung des Königs von Frankreich zehn Consultatoren, die sich Zeit nahmen zu ihrem Werke; durch die unwürdigsten Mittel, Spionagen, Briefsauffangen suchte die Hofpartei einen günstigen Spruch von ihnen zu erlangen; rasch drängten sich die Streitschriften, ohne die vorsichtige Besonnenheit der Curie stören zu können; Bossuet rieth ihr, deutlich zu machen, daß das Buch des Erzbischofs von Cambray schon in den Werken des Molinos und der Guyon verdammt und Alles zum Spruche reif sei. In Frankreich ward ausgestreut: man werde mit vieler Schonung zu Werke gehen, um nicht einen Erzbischof zu beschimpfen; sogleich schrieb Bossuet nach Rom, das könne er nicht glauben, denn es heiße alles verderben; je höher der Mann stehe, von dem ein so gefährlicher Irrthum ausgegangen, umso mehr müsse man sein Ansehen zerschmettern. Ludwig spielte geduldig die Theologenrolle, sandte an den Papst, der nur Gerechtigkeit wollte, eine Druckschrift, die einen baldigen Spruch für dem Reiche sehr nothwendig ausgab.

In Streitsachen, die selbst seinem großen Gegner das Bekenntniß entzogen: wahrlich, der Erzbischof von Cambray hat ungeheuer viel Geist! sprach Fenelon: mag der Papst mein Buch verdammen, mag meine Person für immer in der Kirche gebrandmarkt und gehässig werden, ich hoffe durch die Gottes Gnade schweigen, gehorchen und mein Kreuz bis an's Ende tragen zu können; so lange aber der heilige Stuhl mir erlaubt, meine Unschuld darzuthun, und noch ein Funke Leben in mir bleibt, will ich Himmel und Erde in Bewegung setzen gegen die Ungerechtigkeit dieser Anklagen. Wir beide, Sie und ich, dienen den Gottvergessenen zum Gelächter; allen Redlichen pressen wir Seufzer aus; wenn andere Menschen Menschen sind, so kann man sich darüber nicht viel wundern, aber daß die Diener Jesu Christi vor dem profanen Haufen solche Scenen aufführen, das fordert blutige Thränen. Hätten wir doch statt dieser Fehde in unsern Sprengeln fleißig catechisirt und die armen Bauern in der Liebe und Furcht des Herren unterwiesen.

Die päpstlichen Consultatoren hielten zur Prüfung der Maximen 64 siebenstündige Sitzungen; 37 Sätze wurden herausgehoben. Innocenz sagte: die Sache sey doch so klar nicht, wie der Bischof von Meaux vorgebe; da hoffte dieser die Augen des Papstes durch Intriguen zu schärfen. Sogar das Zeugniß des anglicanischen Bischofs Burnet ward nicht verschmäht, der 1688, als Fenelon

* Ranke: Pöppe. III.

nur sein Buch über Erziehung herausgegeben, hatte drucken lassen: „Den Quietisten ist der römische Aberglauben ein Greuel, sie suchen ihn dadurch in Vergessenheit zu bringen, daß sie ihn weder lehren noch üben, dies ist auch der Zweck des Abbé Fenelon.“ In Erwartung einer furchtbaren Wirkung sandte Bossuet diesen Fund nach Rom; unglücklicherweise hatte er übersehen, daß in demselben Buche stand: „Der Cardinal Camuz, der berühmte Abbé Fleury und Bossuet sind dem römischen Aberglauben so feind, wie Fenelon und die Quietisten.“

Als dieses Manoeuvre mißlungen, sollte ein Freund der Guyon schmachvolle Geständnisse über sie gemacht haben; sie werden mehr Eindruck machen, schrieb Bossuet's Geschäftsträger in Rom, als zwanzig theologische Demonstrationen; das sind Argumente, die wir nöthig haben; aber bald ließ sich nicht mehr verbergen, daß der Berichterstatter Bewohner des Irrenhauses in Charanton sey. Die Maschinerie der Hofcabalen ward in Bewegung gesetzt, der König verweist die Verwandten Fenelon's vom Hofe. Man hätte uns keine köstlicheren Aktenstücke mittheilen können, äußerte der oben Erwähnte; nur diese Vorträge werden den hiesigen Hof überzeugen, daß das Uebel groß und nicht eingebildet ist. Innocenz war empört über die Lügen, die Fenelon's Verhältniß zur Guyon grauenvoll lästerten; in Rom verlautete: die Verdammung der Maximen könne nichts weniger als garantirt werden; da griff Bossuet zu den schärfsten Waffen; er schrieb den Bericht über den Quietismus; denn es sind die gefährlichen Zeiten eingetreten, beginnt er wie mit Selbstironie, wo Cabalen und Factionen ihr Spiel treiben, Leidenschaften und Eigennutz die Welt entzweien, wo große Corporationen und höhere Gewaltthaber in Bewegung gerathen, die Schwachen von der Beredsamkeit geblendet, von der Dialectik in Nege verstrickt, wo eine überspannte Metaphysik die Köpfe an unbekanntes Land verschlägt, mehrere weil sie nicht mehr wissen; was sie glauben sollen, und alles für gleichgültig halten, ohne Auswahl und Sachkunde, nur aus Laune sich hier und dahin wenden. Der Bericht enthält die mit der höchsten Indiscretion veröffentlichten Manuscripte der Guyon und die Briefe Fenelon's aus einer andern Zeit; eine Biographie, mit großer Kunst aus Wahrheit und Dichtung zusammengefügt; Aechtes und Apokryphisches, Consequenzen und Vorderfälle in geistreichster Weise durch einander gewebt. Mit Entzücken nahm der Hof ein Werk auf, das speculirend auf die französische Angst vor dem Lächerlichen, die tiefen Ahnungen, die kühnen Phantasiebilder und die kindlichen Träume eines frommen Herzens treulos dem Hohne des Unglaubens Preis gab. Er schloß dann mit der in ihrer Zweideutigkeit fast diabolischen Verheißung: die Zeit ist gekommen, wo nach Gottes Rathschlusse die enge Verbindung zwischen der Guyon und ihrem Freunde aufgedeckt werden soll. — Fenelon schwieg; der Widerwille des Königs gegen ihn sey so groß, daß das Geschick aller seiner Freunde, des köstlichsten Kleinodes auf Erden, nur noch an einem Haare hänge. „Es zerschneidet mein Herz, daß ich, ohne meine Freunde unglücklich zu machen, nicht antworten darf; aber Allen muß man absterben können, auch

dem Troste seinen Glauben zu verteidigen; in Demuth erwarte ich Gottes Stunde!“

Die Verdammung in Rom hing an der Widerlegung des Berichtes über den Quietismus; so zarte Rücksichten auf die Freunde konnten die Consultoren nicht bestimmen. Ihre Feinde, schrieb der Abbé von Chanterac, sagen: wir werden ihn kennen lernen diesen großen Erzbischof, diesen frommen Prälaten; seine Aufführung wird an den Tag kommen, all' sein Geist kann ihn nicht retten; von allen Seiten heißt es, Ihre Sache sey verloren, ich aber sage: Domine salva nos, perimus. Am 30. August gelangte Fenelon's Antwort nach Rom, alle Beschuldigungen in Nichts auflösend. Am König, an der Matritenon glitt sie vorsichtig vorüber, um Bossuet's rhetorisches Kunstwerk zu zertrümmern. Dieser hatte gesagt: ich, der einfachste Mann von der Welt, der jeder Verstellung, jedes Kunstgriffs unfähig ist, ich sollte durch geheime Springfedern aus einem Winkel meines Zimmers unter Papieren und Büchern den König, den Hof, Paris, Frankreich, Europa, Rom in Bewegung setzen können, um den Erzbischof von Cambray zu stürzen? Fenelon ließ doch in der schonendsten Weise diese verborgenen Springfedern sehen; er schloß mit den Worten: ich kann nicht unterlassen, den zum Zeugen aufzurufen, dessen Auge die tiefsten Finsternisse durchdringt und vor dem wir bald erscheinen werden; er, der in meinem Herzen liebt, weiß, daß ich an keiner Person, an keinem Buche hänge, nur ihm und seiner Kirche ergeben ohne Unterlaß bete, er möge Frieden geben und die Tage des Aergernisses verkürzen, den Heerden ihre Hirten wieder zuführen und sie in seinem Hause vereinen, endlich auf den Bischof von Meaux so viel Segen kommen lassen, als er mir Kreuz und Trübsal gesandt hat.

Der Eindruck der Schrift in Rom war günstig; eine Freude hätte er über sie, äußerte ein Cardinal, als sähe er Fenelon aus der Tiefe des Meeres, das ihn schon verschlungen, glücklich aufsteigen und das Ufer erreichen!

Bossuet bot Alles auf, ihn wieder in die Tiefe zu stoßen; in einem maasslosen Briefe schilderte er Fenelon als einen Mann, dessen Frömmigkeit er einst allgemein gepriesen; den sein feines Rednertalent aufgeblasen, dem die schlechteste Sache lieber sey als die beste, weil sie seinen vor der Welt bewundernswürdigen Wendungen weit mehr Raum biete; er warnte die Christenheit vor einem Rhetor, der den von Socrates gebrandmarkten Sophisten ähnlich, Alles was ihm einfalle, beweise oder leugne, Alles bestreite und mit unbegreiflicher Schlauchheit die Wahrheit, die sich soeben gezeigt, aus den Augen zu rücken vermöge. Der Agent Bossuet's in Rom schrieb: das ist eine wilde Bestie, die man zur Ehre des bischöflichen Amtes und der Wahrheit so lange verfolgen muß, bis sie ganz nieder geschmettert und unschädlich gemacht ist; hat nicht Augustin den Julian bis auf den Tod verfolgt? Man muß die Kirche von dem größten Feinde, den sie je hatte, befreien; der König, die Bischöfe sind in ihrem Gewissen verbunden, den Erzbischof von Cambray nicht eine Stunde in Ruhe zu lassen.

So war aus dem Streit um die reine Liebe ein Streit um das Papstthum Bossuet's in der gallicanischen Kirche geworden.

Am Schluß der Congregationen erklärten fünf Consultoren: die Maximen verdienten keine Censur, fünf andere, sie enthielten Irrthümer. Statt der Klagabweisung, die in diesem Falle Rechtens gewesen, — denn auch ein Buch kann nur durch Majorität verdammt werden in der Kirche der Auctorität — übertrug Innocenz, gegen seinen Willen von Ludwig XIV. gedrängt, das Definitiv-Urtheil den Cardinälen der Congregation des heiligen Officiums.

Der heilige Stuhl war in der schwierigsten Lage. Als sich einst der Sturm der Reformation erhob, hatte eine Partei der Cardinäle, die paulinisch-augustinischen Lehren vertheidigt; sie war unterlegen. Das Concil von Trient hatte das Kunststück ausgeführt, den Bischof von Hippo zu preisen und die Lehren seines Todfeindes zu sanctioniren. Von dem Streit um Port-Royal lönte noch immer die bedenkliche Frage durch die Kirche, ob der Papst ex cathedra die Sache Jansen's als Behauptungen dieses oder Augustin's verdammt habe. Jetzt lag eine Frage vor, wo man in Gefahr kam, die Lehren der größten Heiligen, und zwar Franz von Assisi an der Spitze, über das innere Leben zu verdammen. Innocenz wollte noch einmal ohne Censur den Hader beilegen, als Bossuet die Sorbonne zur Verdammung von zwölf Sätzen der Maximen und Ludwig XIV. zu folgendem Schreiben bewog: „Zu der Zeit, wo ich von der Freundschaft und dem Eifer Ew. Heiligkeit eine rasche Entscheidung über die Maximen erwartete, kann ich nicht ohne Schmerzen vernehmen, daß dies dem Kirchenfrieden so nöthige Urtheil noch immer durch die Ränke von Leuten gehindert wird, die in der Verzögerung ihr Heil suchen. Die nachtheiligen Folgen stehen mir so lebhaft vor Augen, daß ich den Titel des erstgeborenen Sohnes der Kirche nicht mit Würde behaupten zu können glaube, wenn ich nicht die dringendsten Vorstellungen wiederholen und Ew. Heiligkeit ersuchen würde, die Unruhen zu stillen, die dies Buch so vielen Gewissen erregt; jetzt läßt sich die Ruhe nicht mehr erwarten als von dem endlichen Ausspruche, den der heilige Vater klar, bestimmt und so erteilt, daß er keine schiefe Auslegung zuläßt, wie eine Entscheidung seyn muß, wenn sie keinen Zweifel über die Lehre gestatten und das Uebel mit der Wurzel tilgen soll. Ich bitte um die Entscheidung bloß wegen des Wohles der Kirche, der Beruhigung der Gewissen und des Ruhmes Ew. Heiligkeit.“

Um dies Schreiben zu bekräftigen, strich Ludwig eigenhändig den Namen Fenelon's auf der Liste des Hofpersonales und entzog ihm seinen Gehalt. Ruhig erwartete der Verfolgte die Zukunft. „Mag Gott die Wahrheit durch mich retten oder mich demüthigen und in meiner Demüthigung die Wahrheit aufrecht halten wollen, auf Niemand traue ich als auf ihn allein.“ Er will bis an's Ende in Einfachheit ausharren und durch die Schatten des Todes an der Hand dessen wandeln, der sein Führer ist, es entstehe was da wolle, er vermöge nichts, als den anzubeten und zu lieben, für den allein er sein Kreuz trage.

Der Papst war in beständigem Schwanken; als die Cardinäle in den Maximen 23 irrige Sätze fanden und eine Censur nöthig wurde, sann er nur auf die feinste, mildeste Form. Den Cardinälen Noris, Ferrari und Albani die Ausarbeitung des Decretes übertragend, bat der Papst alle Mitglieder des Officiums, den Erzbischof von Cambrai ehrfurchtsvoll zu behandeln und Alles, was nicht durchaus zur Sache gehöre, bei Seite zu lassen. Den entschiedensten Gegner Fenelon's, den Cardinal Casanate, ermahnte er, ernst vor Gottes Augen über die Gefahr nachzudenken, in die er die römische Kirche verwickeln könne, wohl sein Gewissen zu Rathe zu ziehen und keine Nebenabsichten zu haben. Als der sich nicht fügen wollte, ward vorgeschlagen, zwölf antimolinistische Sätze aufzustellen, die würde Fenelon gern unterzeichnen, dann bräuche man ihn gar nicht zu verdammen, nur sein Buch zu verbieten und Alles komme zur Ruhe. Freudig ergriff Innocenz diese Auskunft; im Consistorium waren die Verhandlungen eröffnet; nun ließ die Partei Bossuet's, die so ihr Werk vereitelt sah, dem päpstlichen Hofe durch den König die furchtbarsten Folgen androhen, wenn Fenelon nicht verdammt würde. Ludwig nannte den beliebten Ausweg eine unnöthige Weilkünstigkeit, das fürchtbare Uebel fordere die raschesten Mittel; statt daß ein Spruch die Streitigkeiten ende, die das ganze Reich in Flammen setzten, sehe er sie täglich wachsen; und der Papst, zu dem er in kindlicher Ehrfurcht seine Zuflucht genommen; schaffe keine Hülfe. Er, der König, werde in seinem Reiche nichts annehmen und bestätigen; als was er gefordert und was ihm versprochen: ein bestimmtes Urtheil über die Maximen. Endlich die Drohung: tief schmerze es ihn, wenn unter den Unterthanen gerade zu der Zeit, wo die calvinische Trennung aufzuheben gelingen, eine neue ausbreche; und sollte durch eine unbegreifliche Schonung die Sache, die ihrer Entscheidung so nahe gewesen, hinausgeschoben werden, so wisse der König, was er zu thun habe, er werde unverzüglich die nöthigen Entschlüsse fassen und hoffe nur, daß der Papst ihn nicht in die Nothwendigkeit verseze, die äußersten Mittel zu ergreifen!

Dieser Brief spricht die Erhebung des absoluten Königthums auch über den Statthalter Gottes auf Erden aus, das offen sagt: *L'eglise c'est moi!* Innocenz hat dem Geschäftsträger Fenelon's erklärt, er halte den Prälaten für *piissimo, dottissimo, santissimo arcivescovo*; daß er ihn nicht retten konnte als um den unmöglichen Preis eines Schisma, hat ihn so tief erschüttert, daß man ihn fast nicht wiedererkannte.

Almosen wurden vertheilt, öffentliche Gebete um Erleuchtung des heiligen Geistes angestellt. Am 12. März 1699 unterzeichnete der Papst in der Capelle des Pallastes von Monte-Cavallo das Decret, Eilboten brachten es nach Frankreich. In der Form eines Breve werden 23 Sätze der Maximen verurtheilt, ohne das Wort *kezerisch* oder „der Kezerei nahekommend;“ dagegen hatte Innocenz sich entschieden erklärt, ohne die übliche Klausel, die solche censurirte Bücher zum Feuer verdammt; Seine Heiligkeit verdamme das Buch, da die Gläubigen dadurch unmerklicher Weise zu Irrthümern verleitet werden könnten, die

die katholische Kirche verdammt hätte, und weil es Sätze enthalte, die nach Wortsinne und Gedankenverbindung erwogen, übellautend, Aergernisse gebend und beziehungsweise irrig wären.

Fühlbar ist die Milde in dieser die Spitzen möglichst umbiegenden Form; und sieht man auf die Sache, so sind einige dunkle, leicht mißverständliche, überschwengliche Ausdrücke mit Recht als ungehörig abgewiesen. Bossuet war verstimmt. „Endlich,“ schrieb ein Feind Fenelon's an Noailles, „sende ich euch die Haut des Löwen, der uns so viel zu schaffen macht und länger als zwanzig Monate durch unaufhörliches Brüllen die ganze Welt erschreckt hat.“

Fenelon empfing das Breve durch seinen Bruder, als er die Kanzel bestiegen wollte; er sammelte sich, änderte die Predigt; nachdem er vom Gehorsam gegen die Obrigkeit gesprochen, verlas er es, ermahnte die Zuhörer, sich darnach zu richten, mit dem Zusatz: das Wort des heiligen Vaters ist mir eine Stimme vom Himmel, der auch unverstanden ich mich unterwerfe.

Ehe der König die Entscheidung hatte einregistriren und damit für Frankreich legalistren lassen, schrieb der Verurtheilte an den Papst: Heiliger Vater! Nachdem ich das Urtheil Ew. Heiligkeit über mein Buch vernommen, so sind zwar meine Worte voll Schmerz, aber meine Unterwerfung und Folgsamkeit sind noch größer als mein Schmerz. Ich rede nicht von meiner Unschuld, von so vielen mir zugefügten Beleidigungen, ich rede nicht mehr vom Vergangenen. Das Ausschreiben für mein Bisthum liegt bereit, in ihm verdamme ich mein Buch, demüthig der apostolischen Censur beiflichtend; ich werde dies Zeugniß der innigsten, vollkommensten Unterwerfung in allen Kirchen selbst unter den Ketzern verbreiten, denn nie werde ich mich schämen, vom Nachfolger des heil. Petrus zurechtgewiesen zu werden.

Die Cardinäle wünschten, daß auf diese Worte dem Erzbischof eine ehrenvolle Antwort werde; trotz aller Machinationen, die der Abbé Bossuet dagegen in Bewegung setzte, trotz der Drohung, Fenelon das Erzbisthum zu nehmen, trotz der Versicherung des Betreffenden, er brauche für seinen guten Namen kein Breve, und wenn seine Geduld, seine Lehren, sein Beispiel ihn nicht bei der Herde aufrecht halten könnten, vermöchten es eitle Lobsprüche gar nicht, erhielt er folgende Aufschrift: Mit großer Freude erhielten wir Deinen Brief an uns mit dem Ausschreiben. Durch diesen neuen Beweis Deiner aufrichtigen Ergebenheit und des uns und der Kirche schuldigen Gehorsams hast Du vollkommen die Meinung bestätigt, die wir so lange von deiner Bruderliebe haben. Nichts Geringeres versprochen wir uns von Dir, indem Du uns Deine gute Gesinnung schon zu der Zeit zu erkennen gabst, als Du demüthig bei dieser Kirche, der Mutter und Lehrerin aller andern, um Zurechtweisung, anhieltest und Deine Bereitwilligkeit zeigtest, die Sprache der Wahrheit von uns zu nehmen und durch unsern Ausspruch das zu erkennen, was Du und Andere von Deinem Buche und der in ihm enthaltenen Lehre zu denken hättest. Nachdem wir Dir wegen des Eifers, mit dem Du Dich so willig unserer päpstlichen Entscheidung unterworfen hast, das verdiente Lob im Herrn ertheilt haben, bitten wir Gott, er möge Dir seine Gnade verleihen, Dich bei den Arbeiten für Deine Herde schützen und Deine Wünsche erfüllen!—

So endet dieser Streit, der Bossuet um den Cardinalschut gebracht und Fenelon zum unsterblichen Vorbilde eines katholischen Priesters erhoben hat, das noch in unsern Tagen Gregor XVI. tief bekümmert dem unbeugsamen Lammenais vorhielt.

(Schluß folgt.)

Kirchenchronik.

Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins am 1. und 2. September zu Cassel.—Die fünfzehnte Hauptversammlung der evangelischen Gustav-Adolph-Stiftung tagte am 1. und 2. September in Cassel. Wir feierten das 25jährige Bestehen der Stiftung mit lebendigem Dank gegen Gott, der dem evangelischen Volke durch sie so reichen Segen verliehen; wir erinnerten uns mit freudiger Erhebung Philipp's des Großmüthigen und seines Wirkens im Dienste der Reformation, als uns die Martinskirche aufnahm, deren Gewölbe sein Gebein umschließt; wir gedachten trauernd des Mannes, dem der Verein Stiftung, Befestigung und langjährige weise und sichere Leitung verdankt, der nun schmerzlich an der Spitze der Versammlung vermisst wurde. Durch alle Verhandlungen zog sich die wehmüthige Erinnerung an unsern Großmann hindurch; hatten doch Alle so viel in ihm verloren: die Mitglieder des Central-Vorstandes den gewichtigen und bewährten Mitarbeiter, der in hervorragender Weise das ganze und volle Bild der Bedürfnisse evangelischer Gemeinden und der durch den Verein zu gewährenden Hilfe in der Seele trug; so zahlreiche Gemeinden den treuen väterlichen Freund, bei dem sie für ihre Klagen und Bitten ein williges Ohr und eine unermüdete Thätigkeit fanden; alle Mitglieder und Freunde der Stiftung den Mann, bei dem Verein lebend und sterbend mit reicher und starker Liebe auf dem Herzen getragen—wie hätten da nicht die mannigfaltigsten Aeußerungen verehrender Liebe und dankbarer Anhänglichkeit laut werden sollen! Dem Sohne des Geschiedenen, Sup. Dr. Großmann in Grimma, war es vorbehalten, das Vermächtniß des Vaters der Versammlung zu überbringen: den Wunsch, der Verein möge festhalten am Glauben, er möge sich stets als einen Diener der Kirche betrachten, ohne je Kirche machen zu wollen, er möge dauernd Reformirte, Lutheraner, Unirte innig verbinden; er möge gewürdigt werden, in Segen weiter zu wirken und reiche Frucht zu schaffen zum ewigen Leben! Wer hätte zu dem Vermächtniß nicht ein freudiges Amen gesprochen! Kirchenrath Dr. Hoffmann sprach es aus, was die Empfindung Aller war, das Gefühl der Verwaisung müsse nur zu treuerem Zusammenhalten, zu muthigerer Hingebung an die Sache des Vereins führen, unsere Jubelfeier müsse so ein bleibendes Ehren-denkmal für den Entschlafenen werden!

Statt Seiner die Leitung der Verhandlungen zu übernehmen, ward in der Vorversammlung am Abend des 31. August Prälat Dr. Zimmermann, der zweite Stifter und unermüdete Förderer des Vereins, durch Acclamation der Abgeordneten berufen; noch an eben dem Abend fand derselbe Gelegenheit, kräftige und erhebende Worte über unsern Verein zu der Bevölkerung Cassel's zu sprechen, die sich auf dem Plage vor der Martinskirche versammelt hatte, um dem Gesange zuzuhören, mit dem die Güte kunstliebender Freunde der Stiftung die zahlreich vereinigten Abgeordneten und Gäste erfreute. „Ein feste Burg ist unser Gott,“ von allen Anwesenden gesungen, schloß die Rede Dr. Zimmermann's. Dasselbe Lied ging am folgenden Morgen seiner Predigt voran, in der er an der Hand des Textes: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen etc.“ (Matth. 7, 16 ff.) vor den Mitgliedern, Gegnern und Pfleglingen des Vereins, auf diese 25 Jahre zurückschauend, eine Rechenschaft darüber zu geben unternahm, welcher Art der Baum unserer Stiftung sey. Die Mitglieder des Vereins wurden hingewiesen auf die Thaten, die er gethan, die Kirchen, die er gebaut, das Band, das er um die evangelische Christenheit geschlungen, die Schranken, die er durchbrochen, die Liebe zur Kirche, die er in so vielen

neu geweckt, den Glauben, dessen Flamme er in so manchen Herzen wieder angezündet habe. Die Gegner unserer Stiftung, die etwa nur an ihrem Namen Anstoß nehmen, wurden gemahnt, nicht um des Namens willen die Sache zu vergessen; die die Sache für unendlich gering halten, als z. B. die der Mission, wurden gebeten, in Weiden Gottes Willen und Werk zu erkennen; die dem Verein seine Bekenntnislosigkeit vorwerfen, wurden darauf hingewiesen, daß der Verein sich je und je eifriger zu dem bekannt habe und bekenne, außer dem kein anderer Grund gelegt werden kann. Aus diesem immer wieder bekannnten Glauben allein schöpfe er die Kraft zu seinen Thaten, die Möglichkeit seiner Erfolge, die Weitzigkeit, die ihn in so großen Kreisen zu helfen befähige, an ihm festhaltend, habe er für immer mit jeglicher Form des Unglaubens gebrochen. Die Pflege der des Vereins, die Hunderte von Gemeinden, in denen sein Name dankend genannt wird, sehen in ihm ihren Wohlthäter, den Wecker aus geistlichem Schlaf und Tod, den Helfenden Samariter für ihre brennenden Wunden, den Sammler und Schirmer ihrer verlassenen Kinder, ein aus-erwähltes Rüstzeug Gottes im Dienste seines Reiches. Kaum bedurfte es einer besondern Antwort auf die Frage, ob ein solcher Verein ein guter oder ein fauler Baum sey—sie war in der Darstellung selbst enthalten, aber gerade der gewonnene Segen mahnt seine Glieder, sich vor dem Herrn Rechenschaft zu geben, wie viel sie gesiebt, wie viel versäumt—so schloß der Redner seine ergreifenden Worte mit innigem, demüthigendem Gebet. Die zahlreiche Versammlung der evangelischen Bevölkerung Cassel's bei dem Gottesdienste, die trefflich ausgeführten und begleiteten Gesänge, mit denen er geschmückt war, zeugten von der Theilnahme, die auch hier die G.-M.-Sache gewonnen, mit andern Zeichen dienen sie, das Wort eines Redners zu bewahren, der aus genauer Kenntniß der Verhältnisse heraus-urtheilend versicherte, daß der Geist Philipp's an den Stätten seiner Thätigkeit lebendig fortwirke und fortwirken werde.

Die Verhandlungen wurden in der festlich geschmückten lutherischen Kirche gehalten: Begrüßende Briefe wurden mitgetheilt; Geschenke angemeldet. Prediger Howard gab den Jahresbericht, ein erfreutes Zeugniß von der segensreichen Entwicklung des Vereins bei dem Abschluß seiner ersten, vierthundertjährigen Lebensperiode. Die Zahl der Zweigvereine unserer Stiftung hat sich um zwanzig und etliche vermehrt, einige erstorbene Hauptvereine sind neu belebt und nur einer läßt noch alle Lebenszeichen vermissen, eine Anzahl von Frauenvereinen ist neu gebildet, die Vereins-Versammlungen wachsen an Theilnahme des evangelischen Volkes, die Colleen an Entfagen, die Vereinsblätter an Lesern und Gehalt, die Vorträge an der Zahl der Hörer; die Verdächtigungen, die Mißverständnisse nehmen Gott sey Dank an nicht wenigen Stellen ein Ende. Um so mehr ist über die Macht des Vorurtheils, über die Enge des Blickes zu staunen und die Unbekanntheit mit dem Vereine zu bedauern, die selbst in sonst gut unterrichteten Kreisen die freundliche Theilnahme an ihm verhindern. Die außerordentlichen Gaben und Vermächtnisse haben sich gemehrt, die regelmäßigen Beiträge sind gestiegen; so daß mit Hinzurechnung der demnächst ihrer Bestimmung zu überweisenden Gaben die diesjährige Gesamtausgabe 101,798 Thlr. betragen hat. Der Grund dieser seit den letzten sieben Jahren stetig fortschreitenden Steigerung ist allerdings in der belebten Thätigkeit tüchtiger Männer, in dem geweckten Interesse der Gemeinden; in der fleißigen Benutzung der Sammelblätter und anderer zweckdienlicher Mittel zu suchen; gleichwohl ist die erfreuliche Erscheinung wesentlich auf tiefere Gründe zurückzuführen, die in den innersten Gründen des Lebens der Gegenwart verborgen sich bis jetzt einer völlig klaren Erfassung entziehen. Von der genannten Summe sind im Ganzen 380 Gemeinden und zwar 242 deutsche, 138 außer-deutsche, 56 mehr als im vorigen Jahre unterstützt; während seines ganzen Bestehens hat der Verein 900,000 Thlr. an 850 Gemeinden verwendet und mehr als 100 Kirchen und Schulen gebaut. Trotz dieser bedeutenden Leistungen gilt es auch noch jetzt, daß die Erkenntniß der Schwächen leidet in viel höherem Grade wächst als die Mittel der Hilfe, daß nach einem ungefähren Ueberschlag mehrere Millionen dazu gehören würden, um den anerkannt dringenden kirchlichen Bedürfnissen evangelischer Gemeinden zu genügen; wie viel Arbeit, wie viel aufopfernde Thätigkeit ist daher nöthig, um überall das evangelische Bewußtsein zur helfenden Liebe zu wecken, wie sehr ist es zu beklagen, wenn Männer wie Großmann, Schmid, Hülsmann den Reichen der arbeitenden evangelischen Brüder entziehen werden; wie viel ist zu thun, um auch nur einigermaßen ihre Arbeit zu ersetzen!

Soweit der Bericht. Ihm folgten die Vorträge der Gäste, der Abgeordneten, die reiche Blicke in das Leben der evangelischen Einzel- und Provinzial-Gemeinden gestalten, denen wir diesmal wie jedesmal alles evangelische Volk zu Höhrern gewünscht hätten, damit die Begeisterung der helfenden Liebe mit ihrer freudigen Thatkraft immer größere Kreise ergreife.

Zuerst wurde H. Prebit aus Gothenburg in Schweden zum Worte berufen. Er erklärte die verhältnismäßig geringe Theilnahme des schwedischen Volkes an der G.-M.-Sache aus seiner bedeutenden Mitarbeit an der Dedung inländischer kirchlicher Bedürfnisse, doch seyen in Gothenburg und in Stockholm Zweigvereine unserer Stiftung entstanden, die eine fröhliche Entwicklung versprächen.—Decan Wolff aus Zürich brachte die Grüße des schweizerischen, insbesondere des zürcherischen Hilfsvereins mit Geschenken, die in einer reformirten, in der Stadt Landgraf Philipp's, mit besonderer Freude übergeben wurden.—Mehrere Brüder aus Ungarn schilderten die dortigen Verhältnisse, die Bedrängniß der verstreuten evangelischen Familien, die nur durch die Aussendung von Reisepredigern der Kirche erhalten und im lebendigen Zusammenhang mit ihr bewahrt werden könnten, die Noth der Gemeinden, denen es an Schullehrern, an Geistlichen geredete; die Schwierigkeiten, mit denen Gymnasien, Seminare, höhere Lehranstalten überhaupt zu kämpfen hätten; was der Verein, was Großmann's Liebe insonderheit für sie gethan, wußten sie nicht freudig und dankbar genug anzuerkennen; Frankreich war durch zwei deutsche Pastoren aus Paris und Lyon vertreten; jener schilderte die mächtigen Erfolge des Pariser Evangelisationswerkes, seine Wirksamkeit u. A. an den belgischen Gastenlehrern; dieser entwarf ein Frauen erregendes Bild von der Armuth, dem Elend der Verlorenheit eines großen Theiles der dortigen deutschen evangelischen Bevölkerung, die überdies den Angriffen der dortigen Propaganda ausgesetzt ein hohes Recht habe; die Hilfe des evangelischen Deutschland's zu fordern. Für den Elsaß sprach Pf. Cuz aus Straßburg; unsere Sache gewinne dort lebendige Theilnahme, kräftige, brüderliche und schnelle Hilfe sey besonders der evangelischen Gemeinde zu Sagenau noth, die einst 11,000 Mitglieder gezählt habe; die französischen Verfolgungen katholischen Sie und jetzt—haben die dortigen evangelischen Familien durch kaiserliches Decret die Erlaubniß zum Bau einer Kirche erhalten—aber nur durch uns kann sie gebaut werden. Pred. Scheele bringt die Grüße der evangelischen Gesellschaft in Belgien, die seit 18 Jahren der Katholiken das Evangelium predigt, ihrer 7—8000 zur evangelischen Kirche übergeführt und an mehr als an dreißig Orten Kirchen gegründet hat. Für Algier ergreift Sup. Dr. Großmann das Wort: Dür, der Apostel Afrika's muß kräftig unterstützt werden, zwei neue Gemeinden hat er im Laufe des letzten Jahres begründet, eine dritte ist bei dem kräftigen Volksstamme der Tuareks im Entstehen begriffen. In Drau und Bildach sind sieben neue Schulen eröffnet, das lange gefährdete Waisen-Institut in Algier ist gerettet, aber Armuth verhindert den Mann, seine Thätigkeit in dem Umfange zu üben, zu dem sie berufen scheint. Zur kräftigen Hilfe wurde wiederholt gemahnt.

Andere Redner wandten die Blicke auf das eigene Vaterland.—Wogdt aus Königsberg berichtet, daß nun am 21. Mai d. J. der Grundstein zur Kirche in Rowalewo gelegt sey, der zum Pfarrhaus solle nächstens eingeseut werden, mit dem Bau von Steinen erbebe sich dort der Aufbau der Herzen; neben den alten fänden sich leider auch augenblickliche Nothstände: Montau bedarf einer neuen Schule, da die Wechsel ihm die alte hinweggerissen; Gruppe kann weder Pfarre noch Kirche bauen, da es zur Abwehr der Ueberschwemmung 130,000 Thlr. aufwenden muß; Groß-Wittenberg, eine eingewanderte Sachsen-Colonie, leidet an Allem Mangel, aber ein Wort Großmann's wird sich auch hier bewähren: Getrost, Euch soll geholfen werden. Die Zustände der Provinz Posen schildert Divisions-Prediger Borf: Noch 141 evangelische Kirchen und 111 evangelische Geistliche seyen nöthig, wenn die Evangelischen nur annähernd wie die Katholiken versorgt seyn sollten. Die Thätigkeit der Behörden sey nicht bloß dankenswerth, sie sey außerordentlich, aber dem schnellen Anwachs deutscher evangelischer Bevölkerung von 130 auf 440 Tausende sey eben nicht gleich schnell mit Begründung von Pfarrsystemen, Bau von Kirchen, Dotierung von Schulen nachzukommen. Am 14. December 1856 ist die Kirche von Schafen eingeweiht, andere Kirchen sind im Bau, die Bevölkerung ist großentheils rege zur Selbsthilfe; aber sie bedarf unserer Unterstützung. Oberpräsident v. Pottkammer weist ergänzend auf die Noth hin, die der Stadt Bosanowo durch das Abrennen von 294 Gebäuden (nur 58 sind stehen geblieben) bereitet ist—wie lange werden die Obdachlosen ihren Gottesdienst in dem ihnen eingeräumten Schloßsaale halten müssen, wenn wir ihnen nicht zu Hilfe kommen!—Consistorialrath Schickedanz aus Münster dankt für die reichen Unterstützungen, die dreißig und mehr Gemeinden Westfalen's von den Vereinen unserer Stiftung erfahren haben, mächtig sey dadurch gegenüber der angestregten Arbeit des

Katholizismus das evangelische Bewußtseyn gestärkt, ein Erfolg, der namentlich auch den zahlreich verbreiteten fliegenden Blättern zu danken sey, die der Central-Verein ausgegeben habe. Auf ausdrückliche Bitte wird versprochen, es solle in der Verbreitung derselben fortgefahren werden. Propst Schmidler aus Breslau stellt Schlessen als ein Lieblingskind der G.-A.-Stiftung dar. Er weist hin auf die zahlreichen Kirchen, die hier gebaut sind, 43 Zweigvereine, mehrere Frauenvereine sind in Thätigkeit. Eine durch den Redner vertheilte Karte Schlessen's von Sup. Anders stellt die confessionellen Verhältnisse Schlessen's in ihrer geschichtlichen Entwicklung dar. Einst 1600 evangelische Kirchen, davon 1300 den Protestanten genommen, seitdem 200 neue gebaut. Zahlen können auch bitten, mahnen! Pred. Tannheimer von Kaiserslautern preiset den Segen, den der G.-A.-Verein der Pfalz gebracht, er ist ihr ein Votum des Friedens, ein Mahner zum Christenthume der That geworden; der Redner dankt für das, was an St. Ingbert gechehen, er bittet die Kirche von Speier zu bauen. Pred. Schneider von Hörter bittet des Paderborner Landes eingedenk zu seyn, wo neue Gemeinden in der Bildung begriffen, große Anforderungen, namentlich an die evangelische Erziehung der Jugend, zu machen berechtigt sind. Prediger Dr. Jonas aus Berlin schildert die Thätigkeit des dort bestehenden Frauenvereins unserer Stiftung, er bittet die Frauen Cassel's, des Hessenlandes, zur Bildung gleicher Vereine zusammenzutreten; zugleich vertheilt er eine Ansprache, die die Verwerthung der bekannnten Kette durch eine große Verloosung von werthvollen, theils vorhandenen, theils einzusammelnden Kleinodien betrifft. Voigt unterstützt seine Bitte, indem er auf die Erfolge hinweist, die die Liebe der Frauen sich in Wäslack, Larnowig und sonst erworben, Prof. Friede aus Kiel schließt sich der Bitte um derartige Schmucksachen an—mögen die Weibetage des Hauses zugleich der Kirche Weibgeschenke bringen! Die Erfüllung dieses Wunsches wird in Holstein bereits zur Sitte, der Kieler Verein hat noch geschenkte Kirchengewächse an Gemeinden zu vertheilen, die deren bedürftig sind.

Wir haben in unserm Bericht die Gränzen der Verhandlungen des ersten Tages weit überschritten und bereits einen großen Theil derer berührt, die dem zweiten angehörten. Das Festmahl, zu dem man sich am ersten Tage gegen 5 Uhr versammelte, ließ alte Verbindungen erneuen, neue knüpfen; am zweiten Tage begannen die Verhandlungen bald nach 8 Uhr und es folgte auf die bezeichneten Berathungen zuvörderst die statutenmäßige Wahl eines Mitgliedes des Central-Vorstandes, die auf den Ober-Katecheten Herrn Raumann in Leipzig fiel. Dann war zu entscheiden, welcher Gemeinde die große Liebesgabe der tagenden Haupt-Versammlung (4950 Thlr., oder 8662½ Fl.) zu fallen solle. Sup. Dr. Großmann setzte in eben so lichtvollem als ergreifendem Vortrage die Gründe auseinander, die den Central-Vorstand bewogen, der Versammlung die evangelischen Gemeinden in Prag, Meppen und Deuß zur Empfangnahme dieses Geschenkes zu empfehlen, für jede der drei Gemeinden traten noch andere Redner auf, die Versammlung entschied sich für Deuß. Besonders erfreulich war es den Anwesenden, als gegen das Ende der Versammlungen Sir Collin Carlिंग Smith, Baronet, der auf der Reise nach Berlin zu den Tagen der Evangelical Alliance begriffen, nach Cassel gekommen war, um Art und That unsers Vereins kennen zu lernen; das Wort ergriff und seine Freunde an dem, was er gesehen und gehört, aussprach, als er seine Hoffnung bezeugte, daß eine nähere Verbindung England's und Deutschland's dem Protestantismus sein stationäres Wesen nehmen, seinen Glauben, daß der sich kräftig aufraffende Protestantismus die Welt überwinden werde, seinen herzlichsten Wunsch, englische und deutsche Protestanten möchten sich mehr kennen, lieben, helfen lernen! Gott gebe es!

Es wurde beschlossen, daß die nächste Hauptversammlung in Leipzig stattfinden soll. Dr. Mallet von Bremen beschloß die Verhandlungen durch eine Ansprache, wie sie von einem Mallet und wohl nur von ihm zu erwarten war, reich an sinnigen Rückblicken in die Geschichte des göttlichen Reiches, an hoffnungsvoller Auschau in die Zukunft, an feinen, freien und treffenden Gedanken über Wesen und Gegenwart unsrer Kirche, unsres Vereins. Der Nachmittags vereinte die Freunde der Stiftung unter den Buchen, an den Wasserfällen der Wilhelmshöhe, er gab ihnen Gelegenheit, dem Fürsten des Landes, den Bewohnern Cassel's den Dank für ihre freigebige Gastfreundschaft auszusprechen, die die Scheidenden dauernd im Sinne bewahren.

(Aus der „Protestantischen Kirchenzeitung.“)

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang X.

December 1857.

No. 12.

Johann Calvin's Leben und Wirken.

(Fortsetzung.)

Cuperem inter omnes Christi Ecclesias tantum esse consensionis in hoc mundo, ut nobis Angeli e Coelo concinerent.

Ep. Calv. Mess. Gen.

8) Calvin's Verhältniß zu Melancthon und Luther. Die Abendmahlstreitigkeiten. Der Züricher Vergleich. Streit mit Westphal und Heshus.

Durch Bucer trat Calvin schon von Straßburg aus mit Melancthon in schriftliche Verbindung, und auf dem Frankfurter Religionsgespräch (1539) lernten sie einander persönlich kennen. So verschieden auch im Ganzen ihre Charaktere waren, so fühlten beide sich doch mächtig zu einander hingezogen, und ein inniger Freundschaftsbund, der ihr zeitliches Leben überdauerte, war die Folge dieser Zusammenkunft. Als Diener der Straßburger Kirche, die der Augsburger Confession beigetreten war, wurde Calvin um diese Zeit für einen lutherischen Theologen gehalten, zumal er selbst bei seinem Amtsantritt in Straßburg die genannte Confession unterschrieben hatte, und, wie schon gemeldet, als Deputirter auf den Conventen wirkte. Wenn aber lutherische Theologen behauptet haben, Calvin habe bis zum Züricher Vergleich (1549) in der Abendmahllehre mit Luther übereingestimmt, oder sich doch öffentlich nie anders vernehmen lassen, so ist dies offenbar unrichtig. Die Straßburger hatten, trotzdem sie die Augustana unterschrieben, nie alle lutherischen Bestimmungen angenommen, sondern nur gegen die Züricher behauptet, daß Leib und Blut Christi im Abendmahl wirklich gegenwärtig sey. Bald nach dem Augsburger Reichstag hatte auch Melancthon angefangen, sich mehr und mehr der vermittelnden Ansicht der Straßburger hinzugeben, und ließ solches nicht undeutlich in vertraulichen Briefen an seine Freunde merken. In gleichem

Kirchenfreund. Jahrg. X. No. 12.

28

Sinne nun hat Calvin das Augsburger Bekenntniß unterschrieben,* ohne sich damit zu allen Lehrbestimmungen Luther's zu bekennen. Schon in der ersten Ausgabe seiner *Institutio*, wie in der zweiten, und in der Schrift über das heilige Abendmahl, spricht er zwar von einem wirklichen Genuß des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahle, aber wie er sich gegen die bloß symbolische Ansicht Zwingli's erklärt, so, und noch viel stärker, spricht er sich gegen die räumliche Gegenwart Luther's aus. Die Materie oder Substanz des Sacramentes ist ihm Christus, der Gekreuzigte; Kraft, Erfolg und Frucht des heiligen Mahles alles, was aus Christi Tod Befehlendes den Erlösten zufließt: Versöhnung, Stärkung und Nahrung des innern Menschen, immer völlige Gemeinschaft mit Christo und himmlische Glückseligkeit. Die Einsetzungsworte faßt er tropisch; aber in Kraft der Verheißung Christi wird dem Gläubigen mitgetheilt, was die Zeichen abbilden. Diese sind also zugleich Unterpfänder. Die Mittheilung des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle ist aber keine Mittheilung oder Eingießung der Substanz, sondern eine geistlich belebende Kraft, die von dem verklärten Leibe Christi in unsere Seelen überströmt. Diese Mittheilung, oder dieses Ueberströmen, wird vermittelt durch den heiligen Geist, der in Christo und zugleich in seinen Gläubigen wohnt; ist und bleibt aber für unsere Vernunft ein Geheimniß. Sie ist Sache des Glaubens, und nur für den Glauben; die Ungläubigen empfangen bloß die Zeichen, sich selber zum Gericht. Calvin war nicht wenig erfreut, als ihm Melanchthon auf dem Frankfurter Convent erklärte, daß er in der Abendmahlslehre nichts anderes meine, als was er, Calvin, in seinen Worten ausgesprochen habe. Als ihre Unterhaltung auf Einführung einer Kirchenordnung sich hinlenkte, seufzte Melanchthon auf, weil sich der Zustand der Kirche eher beweinen als bessern ließe: die Kirche sey in der Hand des Staates, auch verstehen viele noch nichts von dem Joche Christi und meinen, daß durch die Disciplin eine päpstliche Tyrannei eingeführt werde. In Betreff der Ceremonien behauptete Melanchthon gegen Calvin den Satz, daß Luther und er selbst die gezwungen beibehaltenen Ceremonien nicht mehr billigen als die Nüchternheit der Reformirten. Auch Calvin sah in diesen Aeußerlichkeiten keinen Grund zur Trennung, obwohl ihm ein einfacher Gottesdienst Bedürfniß war und blieb. Es ist lehrreich und rührend, diese zwei großen Männer inmitten des großen Zwiespalts der damaligen Zeit von Herzen einig zu sehen. Ihre Uebereinstimmung in der Lehre vom heiligen Abendmahle verdient besonders als ein sehr wichtiger Umstand hervorgehoben zu werden; denn in der Folgezeit gingen sehr wichtige Bewegungen aus dieser Uebereinstimmung hervor. Zu diesen gehören: die kryptocalvinischen Streitigkeiten, die Entstehung und Ausbildung der reformirten Kirche in Deutschland, namentlich in der Pfalz. Der Grundgedanke der evangelisch-unirten Kirche ist ebenfalls

* Nec vero Augustanam Confessionem repudio, cui pridem volens ac libens subscripsi, sicut eam auctor ipse interpretatus. Epist. 236. Ed. Laus.

kein anderer, als der calvinisch-melanchthonische Gedanke einer realen Gegenwart im heiligen Abendmahle, ohne das Geheimniß der Art und Weise dieser Gegenwart näher erklären zu wollen.

In den bald wieder heftig ausbrechenden und sich lange fortspinnenden Abendmahlsstreitigkeiten tabelte es Calvin oft nachdrücklich, daß Melanchthon durch keine offene Erklärung seine gewonnene Ueberzeugung darlegen wollte. Calvin glaubte, Melanchthon könnte dadurch den Sieg ihrer versöhnenden Mittelanficht vom heiligen Abendmahle entscheiden. Melanchthon, der seine Leute besser kannte, hielt es für das Gerathenste, zu schweigen, und sehnte sich nach der Stunde, die ihn von „der Wuth der Theologen“ erlösen werde. Er hielt sich auch kälter und vorsichtiger gegen Calvin, obwohl er ihm noch um diese Zeit seine gänzliche Uebereinstimmung in der Servetischen Angelegenheit bezeugte. Gerne hätte Calvin seinen theuren Freund Melanchthon für seine Prädestinationslehre gewonnen. Allein wie Melanchthon in der Lehre vom heiligen Abendmahle milderer Ansicht geworden war, so hatte er auch seine anfängliche Lehransicht von der göttlichen Ursächlichkeit und absoluten Vorbestimmung alles Geschehenden bedeutend modificirt und das vermittelnde System des Synergismus aufgestellt. Im November 1552 schrieb Calvin an Melanchthon: „Wollte Gott, wir könnten zusammen sprechen; Deine Redlichkeit, Wahrheitsliebe und Sanftmuth sind mir bekannt, und von Deiner Frömmigkeit geben die Engel und die ganze Welt Zeugniß; also zweifle ich nicht, daß wir bald über dies Alles einig würden. Ich wünschte zu Dir zu kommen, und Dich noch einmal zu umarmen, ehe wir aus dieser Welt gehen.“ Und als Melanchthon wegen der Vorwürfe Calvin's empfindlich geworden, schrieb ihm dieser, daß ihre Verbindung, die aus einem gleichen Gefühle der Frömmigkeit hervorgegangen, ewig und unverändert bleiben müsse, zumal da der Vortheil der Kirche davon abhängt.

„Melanchthon ging früher aus diesem Leben des Streites zur Ruhe, die er so sehr gewünscht, und da Calvin in jener Zeit allein dastand, von allen Seiten angegriffen, so überließ er sich, mitten im bitteren Kampfe, einem Gefühle der Wehmuth, und rief dem Melanchthon die gemüthvollen Worte nach, welche es uns auch möglich machen, einen Blick in die Innigkeit ihres damaligen Verhältnisses auf den Reichstagen zu thun: „O Philipp Melanchthon, ich richte meine Worte an dich, der du jetzt vor Gott mit Jesu Christo lebst und uns dort erwartest, bis der Tod uns wird vereinigen haben in dem Genuß dieses glücklichen Friedens. Hundertmal hast du mir gesagt, wenn du, ermüdet von so viel Arbeit und niedergedrückt von so viel Beschwerden, freundschaftlich dein Haupt an meinen Busen legtest: Gott gebe, Gott gebe, daß ich hier fürbe! Ich aber von meiner Seite habe tausendmal gewünscht, daß wir das Glück hätten, zusammen zu leben; unser Zusammenseyn hätte dich gewiß tapferer und muthiger gemacht im Kampfe gegen die Bosheit und den Neid, du hättest mit mehr Beharrlichkeit und Kraft die Angriffe der

Lüge zurückgewiesen; so wäre die Bosheit vieler in Schranken gehalten worden, welche von deiner großen Güte, die sie Schwachheit nannten, die Kühnheit gewonnen haben, übermüthig zu triumphiren.““ De vera partic. carnis et sanguinis Chr. in sacra coena ad discutiendas Heshusii nebulas &c. 724. Bei P. H. I, 375. Kleine Ausg. p. 122 ff.

Man sieht aus diesem Verhältniß zu Melanchthon, und besonders aus den eben angeführten Worten, wie der sonst so strenge und ernste Calvin doch ein für wahre Freundschaft empfängliches Herz hatte, und nicht jener gefühllose, zornfüchtige und finstere Genius war, als den ihn seine Feinde dargestellt haben. Ein Donnerkind war er allerdings gegen die Antichristen seiner Zeit; aber dennoch eben so sehr ein theilnehmender, liebender Johannes gegen alle seine Brüder, besonders die durch Kampf und Verfolgung niedergedrückten.

„Zu Luther stand Calvin damals wie ein Jüngling zu seinem Vater, mit höchster Ehrfurcht vor ihm, aber mit kräftigem Urtheil über die bekannte damalige Heftigkeit des großen Mannes.“—Calvin hat nur einmal an Luther geschrieben; Melanchthon aber hatte nicht das Herz, diesem den Brief zu überreichen. Von Straßburg aus hörte Luther viel von Calvin, ließ sich dessen kleinen Werke geben und las sie mit Fleiß, die Institutio mit Vorrede, den Seelenschlaf, die zwei Schreiben aus Italien; auch die Schrift gegen Sadolet. Im Herbst 1539 brachte ein Kupferstecher aus Wittenberg einen Brief von Luther an Bucer, in welchem folgende Stelle vorkam: „Grüße mir achtungsvoll den Sturm und Calvin, deren kleine Schriften ich mit besonderem Vergnügen gelesen habe.“* Mit besonderer Freude äußert sich Calvin hierüber in einem Briefe an Farel: „Nun erinnere Dich, was ich daselbst über das Abendmahl sage. Bedenke auch Luther's Freimüthigkeit. Leicht wird es seyn, einzusehen, was für Gründe diejenigen haben, die so hartnäckig von ihm abweichen. † Philippus aber schrieb also: Luther und Pommeranus haben Calvin und Sturm grüßen lassen. Calvin steht sehr hoch in Gnaden. Folgendes aber ließ Philipp durch den Boten sagen: Einige, um den Martin aufzureizen, hätten ihm angezeigt, er würde mit den Seinen von mir sehr gehässig bezeichnet. Er habe daher die Stelle durchgelesen und ohne Zweifel gefühlt, daß er hier angegriffen würde. Endlich habe er also gesprochen: „Ich hoffe, er selbst wird einst besser von uns denken; aber es ist billig, daß wir von einem so trefflichen Geiste Etwas ertragen.““ Diese Stelle haben wir in der lateinischen Ausgabe der Institutio vom Jahre 1536 zu suchen, denn Calvin's Werk über das heilige Abendmahl war um diese Zeit noch nicht erschienen. Merkwürdig ist es jedenfalls, daß Luther, der Calvin's abweichende Abendmahllehre genau kennen mußte, nicht gegen dieselbe geschrieben hat.

* „Saluta mihi Sturmium et Calvinum reverenter, quorum libellos singulari cum voluptate legi.“ S. diesen Brief Luther's an Bucer bei De Wette v, p. 210.

† Die drei voranstehenden Sätze stehen in Parenthese, die Calvin durchstrichen.

Wir sehen daraus, daß Luther eigentlich nur an der rein symbolischen Ansicht Zwingli's so gewaltigen Anstoß nahm, die Lehrweise Calvin's aber gerne dulden wollte, bis der Herr der Kirche selbst eine völlige Vereinigung herbeiführen werde.

Ueber Calvin's Antwort auf Sadolet's Schreiben soll sich Luther nach Christoph Pezel's wahrh. u. beständ. Erzähl. vom Sacramentsstr. p. 125–127 gegen Cruciger also geäußert haben: „Diese Schrift hat Hände und Füße, und ich freue mich, daß Gott solche Leute erwecket; die, ob Gott will, dem Papstthume vollends den Stoß geben, und was ich gegen den Antichrist angefangen, mit Gottes Hülfe hinausführen werden.“ Merkwürdiger noch ist folgende Erzählung Pezel's a. a. O. p. 137–139, die sich auch in Hering's Brandenburgischer Kirchengeschichte findet: „So ferne Calvin's Buch durch Gelasio lateinisch gemacht, auf's neue 1545 in den Druck ausgegangen und nach Wittenberg gebracht worden, da ist Montags nach Quasimodogeniti Dr. Luther nach gehaltenener Lection, die er über Genesis damals noch that, für des Buchführers Moriz Goltzsch's Buchladen gegangen, hat den Buchführer, weil der von der Fastenmeh erst heimgekommen, willkommen geheißen und mit diesen Worten ferner angesprochen: Moriz, was sagen sie gutes neues zu Frankfurt, wollen sie den Erzkeger Luther schier verbrennen? Darauf Moriz Goltzsch diese Antwort gegeben: Davon höre ich nichts, Ehrwürdiger Herr! Ein Büchlein aber habe ich mit herein gebracht, welches Joh. Calvinus vom Abendmahl des Herrn hiebervorn französisch geschrieben, jezo aber auf's neue lateinisch ausgegangen ist. Sie reden draußen von Calvino, daß er zwar ein junger, doch ein frommer und gelehrter Mann seyn soll. In solchem Büchlein soll derselbe Calvinus anzeigen, worein Euer Ehrwürden, worein auch Zwinglius und Decolampadius im Streit vom heiligen Abendmahl sollen zu weit gegangen seyn. Da solches Moriz Goltzsch nicht recht ausgeredet, hat Dr. Luther alsobald geantwortet: Lieber, gebet mir das Büchlein her. Darauf ihm der Buchführer eins in Riemen gefaßte Exemplar in Octavo gegeben, welches Dr. Luther in die Hände genommen, sich niedergesetzt, und die ersten drei Blätter nach dem Titel gelesen, nachmals die letzte fünftehalb am Ende zu lesen angefangen, die er mit sonderlichem Fleiß durchlesen, und endlich also gesaget: „Moriz, es ist gewiß ein gelehrter und frommer Mann, dem hätte ich anfänglich wohl dörrffen die ganze Sache von diesem Streit heimstellen. Ich bekenne aufrichtig meinen Theil, wenn das Gegentheil dergleichen gethan hätte, weren wir balde Anfangs vertragen worden, denn so Decolampadius und Zwinglius sich zum ersten also erkläret hetten, weren wir nimmer in so weitleufftige Disputation gerathen.““ Solches hat neben vielen andern Studenten, die um Dr. Luther der Zeit gestanden, auch Matthias Stovius, der damals Dr. Luther's Tischgenosß gewesen, nachmals aber der Arzney Doctor, und des alten Herzogen von Preussen Leibmedicus worden ist, mit angehört, der es in beiseyn vieler fürnehmer vom Adel hochgedachtem Herzogen in Preussen, Marggrafen Albrechten,

vielmals erzehlet hat.“ Diese von Pezel* mitgetheilten angeblichen Aeußerungen Luther's über Calvin tragen alle innern Kennzeichen der Wahrheit an sich, und sind durchaus glaubwürdig, obwohl die äußern Zeugnisse dafür nicht über allen kritischen Zweifel erhaben seyn mögen. Der umsichtige, gelehrte Gieseler, dem gewiß Niemand Mangel an kritischem Tact vorwerfen kann, findet beide Erzählungen Pezel's sehr glaublich; s. R. G. III, 2. p. 171. Ebenso Prof. Herzog in der Real-Encyclopädie für prot. Theol. u. Kirche II, p. 533. J. Müller, der die historische Wahrheit der zweiten Erzählung Pezel's bezweifelt, findet dennoch „den wahren Sachverhalt im Wesentlichen“ darin ausgedrückt. Die bekannte Angabe des Dr. Meßius, Luther's und Melancthon's Freund und Professor zu Leipzig, wornach Luther vor seiner Abreise nach Eislingen, wo er gestorben, dem Melancthon gesagt haben soll: „Ich bekenne es, daß der Sach vom Sakrament zu viel gethan ist,“ aber Bedenken getragen habe, seine veränderte Meinung öffentlich und schriftlich ausgehen zu lassen, weil dadurch ein Verdacht auf seine ganze Lehre fallen würde, unterliegt stärkerem kritischen Verdacht, und ist wohl nur eine unbegründete Sage.

Hören wir nun auch, wie Calvin über Luther urtheilt. In dem einen Briefe, den derselbe an diesen geschrieben, nennt er ihn seinen „allezeit zu verehrenden Vater.“ Als die Züricher durch Luther's heftige Schrift: „Kurzes Bekenntniß vom heiligen Sakrament wider die Schwärmer,“ sich tief gekränkt fühlten, und zu befürchten stand, daß sie gleichermaßen die Schranken der christlichen Mäßigung überschreiten werden, beschwor Calvin Bullinger in einem Briefe vom 25. November 1544, den großen Mann mit Nachsicht zu behandeln. „Ich wünsche aber,“ heißt es darin, „daß Folgendes euch recht einleuchte. Erstlich, was Luther für ein großer Mann ist; welcher außerordentliche Gaben ihn auszeichnen, und mit welcher Seelenkraft und Beharrlichkeit, mit welcher Geschicklichkeit er bis auf diesen Tag durch seine Lehre so glücklich gekämpft hat, um das Reich des Antichrist's zu stürzen, und zugleich bemüht gewesen ist, die Lehre des Heils zu verbreiten. Ich habe schon oft gesagt, daß wenn er mich auch einen Teufel schelten sollte, ich ihn doch immer ehrenvoll als einen ordentlichen Diener Gottes anerkennen würde, der freilich, so wie er mit außerordentlichen Tugenden begabt ist, auch große Fehler an sich trägt. Wollte Gott, daß er sich mehr bemüht hätte, jene Stürme seiner Hitze, die beständig in ihm aufbrausen, zu beherrschen. Wollte Gott, daß er den ihm natürlichen Ungeßüm nur gegen die Feinde der Wahrheit gebraucht, und nicht gegen die Diener Gottes geschleudert hätte. Wollte Gott, daß er mehr Fleiß

* Christoph Pezel, geboren 1539 in Planen im Voglande, wurde 1574 Professor der Theologie und Prediger zu Wittenberg, in Folge der kryptocalvinischen Händel Gefangener auf der Pleißenburg; nach seiner Befreiung Prediger zu Herborn, zuletzt Professor und Superintendent zu Bremen.

angewendet, seine eigenen Fehler zu erkennen; zu häufig waren auch Schmeichler um ihn, welche die zu große Selbstgefälligkeit, die ihm eigen ist, gesteigert haben. Unsere Pflicht aber ist, seine Fehler also anzugreifen, daß wir seinen großen Gaben doch auch einige Nachsicht schenken. Das also bedenke, bitte ich, mit Deinen Freunden, daß wir es mit einem der ersten Diener Christi zu thun haben, dem wir alle viel verdanken u.“ Und an Melancthon schrieb Calvin im Jahre 1545 u. A.: „Von welchem Ungeßüm läßt sich euer Perikles zu diesem Donner hinreißen! da doch seine Sache um nichts besser ist, als die ihrige. Wir alle verdanken ihm viel, ich gestehe es, und würde es gerne leiden, daß ihm das höchste Ansehen bleibe, wenn er sich nur selbst zu beherrschen wüßte, obgleich man in kirchlichen Sachen immer sehen muß, wie weit wir uns Menschen unterwerfen können. Es ist alles verloren, wenn Einer mehr vermag, als alle Andere, vorzüglich wenn er Gebrauch von seiner ganzen Macht machen will.“—So hoch demnach auch Calvin den Luther stellte, so war er dennoch nicht blind gegen seine Fehler, und war keineswegs geneigt, sich ihm in Sachen des Glaubens zu unterwerfen. Wie gut er aber Luther's großartigen Beruf erkannte und ehrte, geht aus folgenden seiner Worte hervor: „Wenn man mit Umsicht den Stand jener Zeit genau betrachtet, in welcher Luther aufgestanden ist, wird man sehen, daß er fast alle Schwierigkeiten mit den Aposteln gemein hatte. Von einer Seite betrachtet aber ist seine Lage härter und schlimmer gewesen, als die jener, weil zur Apostelzeit in der Welt kein Reich war, kein Fürstenthum, welchem jene (die Apostel) den Krieg zu erklären hatten. Luther aber konnte auf keine Weise aufkommen, als durch den Fall und Untergang jenes päpstlichen Reiches, welches damals nicht nur das allermächtigste war, sondern auch alle andern sich so zu sagen unterworfen hielt.“ An Farel schrieb er unterm 26. Februar 1540: „Wird Luther und Zwingli verglichen, so weißt Du, um wie Vieles Luther höher steht.“*

Von beiden Männern sagt P. H. Ausg. p. 264 ff.: „Es lag durch die weise Vorsehung des Herrn ein Gegensatz in ihrem Gemüthe, damit sie sich gegenseitig ergänzten. Welch' ein frischer, kecker, hochherziger Geist wurde dem Einen zu Theil, welche Tiefe des Gedankens, Feinheit des Gefühls und Verstandes dem Andern! Wie stürmt der Eine an gegen den (römischen) Antichrist, seiner Sache so gewiß, daß es wie Posauenschall in den Himmel und in die Hölle hineinschallte u. Mit welcher Treue und Seelengröße führt der Andere den Kampf nach ihm fort; sein hoher, gewissenhafter Geist prüft die Evangelien und reißt Alles nieder, was nicht damit übereinstimmt u. Diese Männer gehören zu den Besten unter den Menschen, und doch bestätigen sie durch ihren eigenen innern Seufzer, daß alles Irdische mit Sünde durchweht—

* Im Original lautet die Stelle im Zusammenhang also: Urnatur boni viri (die Züricher) si quis Lutherum audet præferre Zwinglio. Quasi Evangelium nobis pereat, si quid Zwinglio decedit. Neque tamen in eo sit ulla Zwinglio injuria. Nam si inter se comparantur, scis ipso quanto intervallo Lutherus excellat &c. Bei P. H. II, 365.

ist, und dies gerade ist ihre Größe, daß sie sich demüthig als Sünder erkannt haben vor dem Einen, der allein heilig ist.*

Noch haben wir über den Antheil zu reden, den Calvin an den Abendmahlstreitigkeiten genommen. In dieser ganzen wichtigen Angelegenheit nahm er durchweg eine vermittelnde Stellung ein. Sehr bezeichnend hierfür ist seine schon vermeldete Schrift de coena vom Jahre 1540. Zur nähern Charakterisirung Calvin's, in dieser Beziehung, theilen wir hier einige Stellen daraus mit. Ueber das Wesen des heiligen Abendmahles sagt er: „Wenn man nun fragt, ob das Brod der Leib sey und der Wein das Blut, so antworte ich, daß Brod und Wein sichtbare Zeichen sind, Fleisch und Blut genannt, weil sie Werkzeuge sind, durch welche der Herr Jesus uns diese mittheilt.“ Diese Art zu reden stimmt mit der Sache überein; denn obgleich wir weder mit den Augen noch mit dem Geiste die Gemeinschaft begreifen können, die wir mit dem Leibe Christi haben, so wird diese doch deutlich hier dem Auge gezeigt. Wir können ein faßliches Beispiel* anführen. Da Gott wollte, daß sein Geist bei der Taufe Christi durch Johannes erscheinen sollte; zeigte er ihn unter der Gestalt einer Taube. Johannes erzählt, er habe den Geist Gottes gesehen herabfahren. Wenn wir es genau untersuchen, werden wir aber einsehen, daß er nichts anderes gesehen als eine Taube, denn die Essenz des heiligen Geistes ist unsichtbar. Da er aber wußte, daß diese Erscheinung nicht eine bloße Form; sondern das sicherste Zeichen der Gegenwart des heiligen Geistes sey, so verkündigte er fest, er habe ihn gesehen, welche s. so gesehen, wie er es in der Gegenwart konnte. So auch muß man sagen, daß in der Gemeinschaft, die wir mit dem Fleische und Blute Christi haben, ein geistiges Geheimniß enthalten sey, welches weder mit den Augen gesehen, noch mit dem Geiste des Menschen aufgefaßt werden kann. Siehe Calvin's vollständig entwickelte Abendmahlslehre in seiner Institutio im IV. Buche.

Ueber den Abendmahlstreit äußert er sich folgendermaßen: „Dieser Streit, den ich, weil er unglücklich und ohne Zweifel vom Teufel angerichtet ist, um den Gang des Evangeliums zu hemmen oder ganz zu verhindern, durch ewige Vergessenheit peritilgt, wünschte! Auch bin ich weit entfernt, gern davon zu sprechen. Weil ich aber sehr viele fromme Seelen sehe, die nicht wissen wohin, so will ich kurz das Nothwendige sagen, um zu zeigen, was sie zu thun haben. Zuvörderst bitte ich, flehe ich im Namen Gottes alle Gläubigen an, kein Aergerniß daran zu nehmen, daß gerade diejenigen, welche die evangelische Lehre aufgerichtet haben, und unsere Anführer in der Rückkehr zur Wahrheit gewesen sind, diesen Streit begonnen haben. Es ist ja nichts Neues, daß der Herr erlaubt, daß seine Diener, etwas nicht wissen und unter sich in Streit seyen, nicht daß er sie auf immer im Irrthum lassen wird, sondern nur eine Zeitlang, um sie zu demüthigen. Wenn man betrachtet, welche dunkle Schatten die Welt bedeckten,

* S. auch seine Erklärung des Isten Briefes an die Corinthier zu Cap. 11, 24, wo er das gleiche Beispiel noch klarer und weitläufiger entwickelt.

als diese Streiter uns das Licht wieder zuführten, so werden wir uns weniger wundern, daß ihnen nicht alle Wahrheit von Anfang an offenbar worden ist. Erstaunlich ist es vielmehr, daß sie aus dieser Fluth von Irrthümern sich selbst und Andere herausziehen können. Die Geschichte wird zeigen, daß hier zu keinem Aergerniß Ursache ist. Als Luther zu lehren anfing, behandelte er die Lehre vom Abendmahl so, daß er die Ansicht der körperlichen Gegenwart Christi stehen ließ, so wie es damals Alle verstanden. Indem er die Transsubstantiation verwarf, nahm er das Brod als den Leib Christi an, weil es mit ihm verbunden, und gebrauchte harte Vergleiche, wie es nicht anders möglich war, um seinen Gedanken klar zu machen. Darauf standen Zwingli und Decolampadius auf, und da sie diese fleischliche Gegenwart für einen Betrug des Teufels erkannten, eine solche 600 Jahr alte Lüge nicht feststellen und eine so wichtige Sache nicht mit Stillschweigen übergehen zu können glaubten, so erklärten sie diese Lehre, vorzüglich, da Christus wie im Brode verborgen angebetet wurde, für eine schändliche Abgötterei. Weil es aber schwer war, diese tief eingewurzelte Meinung aus dem Herzen der Menschen zu reißen, so wendeten sie alle ihre Kraft an, sie zu bekämpfen.—Er sey, sagten sie, nach der Schrift leibhaftig in den Himmel gestiegen. Aber hier vergaßen* sie zu erklären, wie wir im Abendmahl seines Leibes und Blutes theilhaftig werden, so daß Luther meinte, sie wollten nur leere Zeichen ohne alle geistige Substanz annehmen; darum hub er an, ihnen zu widerstehen, so daß er sie der Ketzerei beschuldigte. Der Streit, einmal entbrannt, brach mit der Zeit in helle Flammen aus und wurde heftiger als recht ist, 15 Jahre lang, geführt, während welcher Zeit keiner den andern mit ruhigem, gerechtem Sinn hören mochte. Obgleich sie einmal zusammen kamen, so war die Aufregung der Gemüther doch so groß, daß sie unrichteter Sache auseinander gingen. Anstatt Eintracht zu suchen, schritten sie rückwärts, nur darauf bedacht, ihre Meinung zu vertheidigen und die entgegengesetzte zu wiederlegen. Wir wissen es, worin Luther fehlte, worin Zwingli und Decolampadius. Luther hätte von Anbeginn erklären sollen, daß er die locale Gegenwart, von welcher die Papisten träumen, nicht annehmen und nicht zugeben könne, noch daß das Sacrament an Gottes Statt angebetet würde. Ferner hätte er die harten, schwer zu fassenden Gleichnisse entweder gar nicht oder doch seltener gebrauchen und in jedem Falle sie so deuten sollen, daß sie kein Aergerniß geben konnten. Endlich überschritt er alles Maas, als der Streit ausgebrochen, indem er seine Meinung aussprach und durch die zu große Bitterkeit seiner Ausdrücke Andere schmähete. Er hätte sich so ausdrücken sollen, daß seine Meinung angenommen werden konnte, aber seine gewohnte Heftigkeit riß ihn so hin, daß er sich, um andere zu bekämpfen, hyperbolischer Ausdrücke bediente,

* In einem Briefe an Biret geht Calvin so weit, Zwingli's Lehre vom Abendmahl eine profane zu nennen. „Nunquam ejus (Zwinglii) omnia legi. Fortassis sub finem vitae retractavit et correxit, quae primum invito excoiderant. Sed in scriptis prioribus memini, quam profana sicut ejus de sacramentis sententia.“ P. S. r. p. 271.

welche diejenigen nicht leicht ertragen konnten, die ohnehin schon nicht geneigt waren, seinen Glauben anzunehmen. Andere wiederum fehlten darin, daß sie sich mit solcher Hartnäckigkeit benahmen im Bekämpfen der abergläubigen und fanatischen Meinung der Papisten von der örtlichen Gegenwart und der daraus folgenden Anbetung, und ihre Kräfte verschwendeten, den Irrthum zu zerstoren, die sie hätten gebrauchen sollen, um festzustellen, was zu erkennen heilsam gewesen wäre. Denn wenn sie die Wahrheit auch nicht läugneten, so lehrten sie dieselbe doch nicht so deutlich als sie sollten. Hier meine Meinung: Da sie mit zu großer Gewalt bewiesen, daß Brod und Wein Leib und Blut Christi genannt werden, weil sie dessen Zeichen sind, so vergaßen sie, daß eine Wahrheit damit verbunden sey. Von beiden Seiten war der Fehler.—Wir aber sollen nichts desto weniger unsere Pflicht gegen sie erfüllen, nicht vergessen, was Gott ihnen für Gnaden geschenkt, und uns durch sie mitgetheilt hat zc.—Unter dessen muß es genügen, daß eine brüderliche Freundschaft und Verbindung die Kirchen vereinige, so viel es der christlichen Einheit Noth thut. Laßt uns also alle, die wir nach der Einrichtung Gottes im Glauben das Sakrament genießen, mit Einem Munde bekennen, daß wir in Wahrheit der Substanz des Leibes und Blutes Christi theilhaftig werden. Wie dies geschieht, mögen andere deutlicher auseinandersehen zc. zc.—“

Den schweizerisch-reformirten Kirchen fehlte es selbst noch an der rechten Einigkeit. Nicht nur hatten sich die Kirchen der deutschen Schweiz, namentlich Zürich und Bern, von den calvinischen Grundsätzen über Prädestination und Kirchenzucht ferne gehalten; selbst in der Lehre vom heiligen Abendmahl waren sie weit davon entfernt, mit einander zu harmoniren. In Zürich und auch in Bern (seit dem Sturze der lutheranistrenden Partei daselbst im Jahre 1548) herrschte wieder der starre Zwinglianismus, seitdem Luther im Jahre 1544 durch sein „kurzes Bekenntniß vom heiligen Sakrament wider die Schwärmer“ die ohnehin auf schwachen Füßen stehende „Wittenberger Concordie“ zerstört, und so die deutschen Schweizer aus jeder Verbindung mit den Protestanten Deutschland's gerissen hatte. Bucer, der Mann des Friedens und der Vermittelung, war in hohem Maaße bei den Zürichern und Bernern in Mißcredit gekommen, und da Calvin fortwährend dessen Freund blieb und Bullinger's Polemik gegen Luther nicht billigte, so fiel auf ihn und die Seinen der Verdacht, daß sie Lutheraner geworden seyen. Schon von Straßburg aus hatte Calvin Bullinger zu gewinnen gesucht, und nun drang er auf's Neue in ihn, zur Vereinigung der schweizerischen Kirchen die Hand zu bieten. So schrieb er an ihn vom 1. März 1548: „Obgleich ich mir einer innigern Gemeinschaft mit Christo in den Sakramenten bewusst bin, als du in deinen Worten ausdrückst, so wollen wir doch darum nicht aufhören, denselben Christus zu haben, und in ihm eines zu seyn. Einst werden wir wohl durch einen innigern Consensus zusammen verbunden werden. Ich habe immer eine große Offenheit geliebt

ich kann die Spitzfindigkeiten nicht leiden, und das Lob der Klarheit geben mir die, welche Andern Undeutlichkeit vorwerfen. Daher kann man mir die Schläuheit nicht zum Vorwurfe machen, der ich nicht hinterlistig simülire, um den Menschen zu gefallen, und meine Art zu lehren ist zu einfach, als daß sie irgend einen bösen Verdacht aufkommen lassen könnte, und zu entwickelt, als daß man sie der Dunkelheit beschuldigen dürfte zc.“ Und den 24. Juni desselben Jahres: „Was die Frage der Sakramente betrifft, so verbinden wir nicht die Gnade Gottes mit ihnen, noch übertragen wir ihnen das Amt und die Kraft des heil. Geistes und setzen auch nicht in sie die Versicherung des Heils.* Denn wir bekennen deutlich, daß Gott allein durch die Sakramente wirkt; alle Wirksamkeit bleibt dem heiligen Geiste zugeschrieben, und diese Wirksamkeit erscheint nur in den Auserwählten. Auf keine andere Weise, lehren wir, helfen uns die Sakramente, als wenn sie uns wie an der Hand zu Christo führen, damit wir in ihm die Quelle aller Güter suchen. Ich sehe wahrlich nicht, was ihr noch mehr in dieser Lehre wünscht, welche darthut, daß in Christo allein das Heil zu suchen sey, Gott allein als Vollbringer desselben annimmt und erklärt, daß das Heil allein durch die geheimnißvolle Wirkung des Geistes zu erfahren sey. Wir lehren, daß die Sakramente die Werkzeuge der Gnade Gottes sind (*Docemus, sacramenta gratia Dei esse instrumenta*) zc.“ Und weiter: „Christus ist uns auf jeden Fall gegenwärtig, wenn wir ihn auch über jenen irdischen Elementen suchen, denn es ist uns nicht erlaubt, ihn eines Betruges zu beschuldigen, was doch geschieht, wenn wir nicht fühlen, daß die Wahrheit zu gleicher Zeit mit dem Zeichen dargereicht wird, und ihr gebt auch zu, daß das Zeichen allein unnütz ist. Wenn wir nun zur deutlichen Erklärung des Inhaltes des Sakraments kurz antworten, daß wir seiner theilhaftig werden, damit er in uns wohne und wir in ihm, und wir also alle seine Güter erlangen: was ist, ich bitte, in diesen Worten Ungereimtes oder Dunkles? Vorzüglich, wenn wir mit klaren Worten jene Träumereien ausschließen, die einem in den Sinn kommen könnten,—und doch werden wir gescholten, als ob wir von der reinen einfachen Lehre des Evangelii abgefallen wären.“

Im März 1549 wurde eine große Synode zu Bern gehalten. Calvin ermähnte dieselbe schriftlich zur Einigkeit, und suchte die Prediger zu überzeugen, daß sie, wenn sie sich nur recht verstehen, unmöglich bei Zwingli's Lehrensätzen stehen bleiben können, sondern seine Lehre annehmen müssen. In 20 Artikeln zeigte er ihnen, daß die Sakramente nicht leere Zeichen seyn können. Diese Artikel bilden die Grundlage des Züricher Vergleichs, den Calvin gleich darauf in persönlicher Zusammenkunft mit Bullinger vereinbarte, und dem bald alle schweizerischen Kirchen ihre Zustimmung erteilten, auch selbst die reformirte Kirche Frankreich's beirat. Ultra-lutherische wie ultra-reformirte Schriftsteller haben gleichmäßig behauptet, Calvin habe in diesem Vergleich

* Die Züricher wädhnten, die calvinische Ansicht vom heil. Abendmahl schreibe den äußern Elementen eine magische Wirkung zu.

seine frühere Meinung vom heiligen Abendmahl aufgegeben, und den zwinglischen Lehrbegriff angenommen. Dies ist jedoch ein gewaltiger Irrthum, wie aus den Verhandlungen, die dem Vergleich vorangehten, und dem Document selbst deutlich erhellt. Um die gewaltig gereizten Züricher zu gewinnen, war Calvin allerdinge genöthigt, dem specifisch lutherischen und römischen Lehrbegriff vom heiligen Abendmahl starke Negationen entgegenzusetzen, aber daneben finden sich ebenfalls wieder Sätze, die den zwinglischen Lehrbegriff entschieden abweisen oder ausschließen, wie z. B. No. 8. und 9. des Vergleichs. (Siehe denselben lateinisch bei Niemeier, deutsch bei Böckelz, eine Analyse des selben bei Paul Henry II, 473.)

Weit und breit war große Freude über diese Vereinigung nach langer Spaltung. Bucer und Laschy wünschten von England aus der ganzen Kirche Glück dazu. Plank sagt: „Bis jetzt hatte es immer noch bezweifelt werden können, ob sich die Schweizer bei dem Genuß des Abendmahles den Leib Christi auch als wahrhaft gegenwärtig der Substanz nach denken wollten.“ Dies ward aber durch die neue Formel ganz unmöglich gemacht, und mithin jeden Verdacht fernerhin völlig gehoben. Die Formel stellte die Idee von einer wahrhaftigen Gegenwart und von einem wirklichen Genuß des Leibes Christi in diesem Sacramente fest. Nach Melancthon's und selbst Luther's oben erwähnter Denkweise war nun kein Grund zur offenen Bekämpfung der reformirten Lehre mehr vorhanden. In der Sache war man nun eins, nur das wie der Gegenwart war noch streitig, und da dieses ein Geheimniß ist und bleibt, so hätte man darüber nicht mehr streiten sollen.

Ganz anders aber wurde die Sache in Deutschland von den Männern angesehen, die sich berufen glaubten, über die ächte Lehre Luther's zu wachen, und dieselbe zu verteidigen. Diese sahen im Züricher Vergleich einen Abfall Calvin's zum nackten Zwinglianismus, und so gab jede Formel das Zeichen zu einem neuen Kampfe, der in Festigkeit die ersten Abendmahlsstreitigkeiten weit überbot. Westphal * fing 1552 den Streit an mit einer kleinen Schrift, worin er alle guten Lutheraner gegen die reformirte Abendmahlslehre zu den Waffen rief, und mit der Ausrufung hervortrat, daß die Lasterungen der Sacramentirer eher durch die Gewalt des Magistrats, als mit der Feder widerlegt werden müssen. Im Jahre 1553 trat er mit einer zweiten Streitschrift gegen die Sacramentirer zu Magdeburg hervor. Erst im Jahre 1554, als auf Westphal's Betrieb Johann Laschy mit seiner flüchtigen Gemeinde ihres reformirten Bekenntnisses wegen in Dänemark und Deutschland keine Aufnahme fand, sondern mittel im Winter in größeres Elend fortgestoßen wurde, fand sich Calvin endlich bewogen, dem Erzänker Westphal den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Ueber seine Schrift gegen Westphal sagt er: „Wenn ich an einigen

Stellen ihn etwas hart verfolge und starke Ausdrücke gebrauche, so müßet ihr nach eurer Weisheit bedenken, welche Stacheln er gegen mich geworfen, die mir diesen Zwang auslegten. Sein Buch hat seinen andern Zweck, als uns bis in die Hölle zu werfen und mit Fluchsprüchen zu vernichten, was konnte ich anders darauf thun, als mich nach dem Sprüchwort richten: „Dem argen Esel gebührt ein arger Eseltreiber, damit er sich nicht zu sehr in seiner Wuth gefalle.“

Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch nur einen gedrängten Auszug aus den drei Schriften geben, die Calvin nacheinander gegen Westphal erscheinen ließ. Calvin urgirte in dem ganzen Streite das Gemeinsame und die Verbindungspunkte der reformirten und lutherischen Abendmahlslehre, während Westphal geflissentlich die Differenzpunkte hervorhob. Der eine wollte Frieden und Einigkeit der reformatorischen Kirchen, der andere aber Streit und Zertrennung derselben. Calvin schließt mit einem Friedensvorschlag: „Was mich betrifft,“ sagt er, „der ich auf nichtswürdige Weise herausgefordert, mich heftiger, als ich gewollt, gezeigt habe, wenn man mir Ort und Stunde anzeigt, um freundlich über diese Sache zu verhandeln, so verspreche ich sogleich bereit zu seyn und zwar mit solcher Sanftmuth, daß von meiner Seite Alles geschehen wird, auf daß eine wahre und heilige Uebereinstimmung stattfinde, was ein jeder wünschen muß.“ Ich mehme Christus und alle Engel zu Zeugen, daß, sobald Westphal seine Hartnäckigkeit lassen wird, ich wahrlich nicht dagegen seyn werde, daß zwischen uns Freundschaft und brüderliche Liebe herrsche; selbst jetzt gleich, so er ein Bruderherz zu mir fassen will, bin ich auch bereit, ihn wieder als Bruder zu lieben.“ Als Westphal abermals mit einer Beantwortung der dritten Schrift Calvin's herausrückte, schwieg dieser, und überließ seine Vertheidigung seinem Freunde und Mitarbeiter Beza.

Im Jahre 1561 endlich gab Calvin eine neue Streitschrift gegen Tileman Heshuf heraus. Dieser Mann schien in theologischen Zänkereien sein Element zu finden. Siebenmal wurde er seiner Zantfucht wegen von seinen Aemtern abgesetzt und vertrieben. In seiner Eitelkeit griff er Calvin an, und schrieb später gegen Melancthon. Die lutherischen Eiferer gingen um diese Zeit ernstlich mit dem Gedanken um, den Calvin und mit ihm die reformirten Kirchen in Masse zu excommuniciren. Aber, trotz solcher Drohungen, erhob er sich getrost gegen die Ausprüche der neuen Stoa der Theologen, die nicht die reine Lehre Luther's, sondern seine Hyperbeln annahmen. Heshusen's Werk kritisiert er also: „Ich habe des Heshuf Buch gelesen, Er stellt in der Definition schon die bestrittenen Punkte fest, übergeht Pauli Erörterung (1. Cor. 11) und giebt die feinnige, die neu und unerhört ist, und verdammt auf diese Weise stillschweigend die des Paulus. Autoritäten führt er an, die für ihn nichts, sondern für seinen Gegner beweisen; er schreibt, nicht um zu lehren, sondern um zu richten und zu verdammen.“

(Fortsetzung folgt.)

J. G. B.

* Calvin nannte die lutherischen Eiferer „simias Lutheri“ z. B. Tom. viii, p. 679: O Luthere, quam paucos tuae praestantiae imitatores, quam multas vero sanctae tuae jactantiae simias reliquisti! &c.

Der Pastor und die Kranken.

(Schluß.)

Wir haben gesagt, daß manche Lebens- und Leiden müde sich den Tod wünschen. Das geht nicht immer aus unlaunteren Motiven, aus Ungebuld und Murren hervor. Hatte nicht auch der Apostel Lust, abzuschneiden und bei Christo zu seyn? Die Bitte „Mach' End', o Herr, mach' Ende an aller unsrer Noth“ ist eine gute, fromme, christliche Bitte, eine aus den sieben Bitten, Erlösung vor allem Uebel. Doch gehen nebenher auch allerlei Gedanken, gegen die man kämpfen muß. Manche besonders altersschwache, hochbetagte oder auch durch besondere Krankheitsfälle arbeitsunfähig gewordene Leute fühlen es sehr lebhaft, daß sie nur noch Andern eine Last seyen; sie klagen, daß sie doch Nichts mehr thun können und die Frage plagt sie oft, zu was sie denn auch noch in der Welt seyen. Leute in kräftigeren Jahren und doch kraftlos gemacht und vielleicht mit schmerzvoller, unheilbarer Krankheit gequält, werden oft mit Selbstmordgedanken heimgesucht, wenn kein kräftiger Glaube und kein Gottvertrauen da ist. Aber auch jene Andern, selbst wenn sie an Gott ihren Trost haben, tragen oft sehr schwer an dem Gedanken, daß sie zu Nichts mehr in der Welt seyen. Der Meinung ist zu begegnen. Sie sind nach Gottes Willen da, und der ist immer heilig, weise, vollkommen, gut. Sie sind da, daß Andere eine Uebung in der Erfüllung der Pflicht der Liebe haben, ja oft besonders des Gebotes der Elternehre, und da findet der Prediger manchmal Anlaß, auch ein Wortlein in Ernst und Weisheit zu denen zu reden, in deren Mitte alte, hülflose Leutlein ihr Kreuz tragen müssen. Aber jeder geduldig Leidende, in den Willen Gottes Ergebene, wenn er auch sonst Nichts mehr thun kann, thut viel, denn seine Geduld, darin er Christo nachgeht, und seine Hoffnung auf die Stunde seiner Erlösung und seiner Heimfahrt aus diesem Elend ist eine stete Predigt vom Segen des Evangeliums und ein Zeugniß und ermunterndes Beispiel für Andere.

Man hat bei Krankenbesuchen besonders viel Gelegenheit, zu erfahren, welche Menge von abergläubischen Vorstellungen unter den Leuten cursirt. Zunächst besteht sich solcher Aberglaube gar oft auf die Krankheit selbst. Da wird denn hinter dem Rücken des Arztes viel Segensprechen, Sympathie u. s. f. getrieben und der Prediger hat oft Gelegenheit, das wahrzunehmen. Solches Verfahren ist nun ein Unrecht am Arzte, der auf diese Weise getäuscht wird, aber oft auch am Kranken, da denn die Leute oft sich sehr betrügen mit dem Gedanken: „wenn's Nichts hilft, so schadet's auch Nichts.“ Es ist aber auch ein Unrecht an Gott, denn Aberglaube ist nicht Glaube an Gott und Vertrauen auf ihn, sondern gar oft ein Vertrauen auf ganz andere Kräfte, obwohl die

Leute damit gewöhnlich die allervagsten Vorstellungen verbinden. Es ist unter den Einflüssen des Mesmerismus, der Geistercitrerei und ähnlicher Abnormitäten des Unwesens sehr viel gerade in dieser unserer aufgeklärten Zeit und der Prediger muß sich aufgefordert fühlen, von solchen Irrwegen ernstlich abzurathen und auf Benützung der gottgeordneten Mittel unter Gebet und lebendigem Vertrauen auf die Hülfe Gottes zu verweisen. Es giebt Krankheitszustände, deren Erscheinungen so eigenthümlich sind, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Leute alsobald von Besessenseyn reden. So wenig nun die Möglichkeit und Wirklichkeit des Letztern schlechthin zu bestreiten ist, da der Herr selbst das Heilmittel für den Fall und eine besonders schwierige Art desselben setzt (Marci 9, 29), so ist doch auch gewiß, daß oft bei Zuständen, die sich ganz einfach erklären und bei einer weisen ärztlichen Behandlung bald sich heben lassen, der Aberglaube das Schlimmste thut und die Heilung unmöglich macht. Solchem Irrthum hat der Prediger mit Vorsicht zu begegnen, er spotte nicht und zürne nicht, denn er könnte völlig mißverstanden werden und sich den fernern Zugang abschneiden. Besonders aber hüte er sich, daß er nicht selbst zum Werkzeug absichtlichen Betrugens gemacht werde durch seine Leichtgläubigkeit. Denn das ist leider je und je gelungen.

Besonders muß es beklagt werden, daß mit der Feier des heil. Abendmahls an Krankenbetten nicht selten viel abergläubische Vorstellung sich verknüpft. Nicht nur daß die Leute meinen, der Genuß des heil. Mahles an sich sey das sicherste Mittel, um unfehlbar selig zu werden; vom Zustand des Empfängers wird dabei oft völlig abgesehen und zwar nicht bloß von seiner geistlichen Bereitschaft zu einem würdigen Genuß, sondern auch von vielem Andern. Es wollten mir Leute schon zumuthen, Sterbenden das Sakrament zu reichen, deren Zustand keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß sie auch meine Worte nicht mehr hören, geschweige daß sie selbst ein Wort reden konnten, ja, die nicht den Mund öffnen konnten, sondern völlig gelähmt waren. Nicht nur einmal habe ich es schon hören müssen, das heil. Abendmahl sey besonders wirksam, wenn man es einen, höchstens zwei Tage vor dem Tode gebe, nach Art der einstigen Vorstellung vom Nutzen der Taufe vor der Sterbestunde oder von der Wirkung der letzten Delung. Und wie weit verbreitet ist die Meinung, daß es ein Mittel für leibliche Besserung sey. Man muß die passende Gelegenheit nicht hingehen lassen, um auf das Unchristliche und Verderbliche solcher Meinungen ernstlich hinzuweisen. Solche Irrthümer helfen mit, daß die Krankencommunion überhaupt so oft nicht wird, was sie seyn sollte. Besonders lästig ist es auch, je und je im Zimmer des Kranken eine Schaar von Leuten, die oft nicht einmal zur Familie gehören, zu finden, die gar oft viel weniger Theilnahme als Neugierde herbeiführt. Wenn Privatbeichte zu irgend einer Zeit vom höchsten Werthe für ein geängstetes Gewissen werden kann, so ist's an einem Sterbebette. Da bedarf es oft des ernststen Zuspruchs und da ist manches Herz bereiter als je sonst, sich zu bekennen und Rath und Trost zu erhalten. Aber wie störend und hindernd ist da eine Schaar neugieriger Zuschauer, die oft noch gar sehr

empfindlich sind, wenn man sie bittet, sich ein wenig entfernen zu wollen, damit der Seelsorger seines Amtes bei dem Sterbenden warte. Störend sind oft auch gewisse Einflüsse, die nicht immer so wohl gemeint sind, als man uns glauben machen will. Da findet sich je und je an einem Krankenlager ein lutherischer Geistlicher ein, den man gerufen, aber die Sympathie führt vielleicht auch einen Methodisten, einen Baptisten und Andere herbei. Wie das dem Kranken so wohl thun muß! Es bedarf nicht der besondern Bemerkung, daß der Geistliche sich aller und jeder Einmischung in fremde, seinem Amte nicht zustehende Angelegenheiten in solchen Augenblicken bei einem Sterbenden völlig zu enthalten und daß er, was ihm etwa hier anvertraut wird, heilig als Geheimniß seines Herzens zu bewahren hat. Die Frage, warum die Seelsorger bei weitem nicht mehr in dem hohen Grade wie früher Gewissensrätthe sind, verdient eine ernste Erwägung. Der bloße, leichte Unterhaltungston, mit dem sich Manche an Krankenbetten begnügen, ist oft auch Schuld, daß der Ernst, den sie amtlich endlich doch anzunehmen suchen, keine rechte Wirkung haben will. Und verderblich ist gewiß in hohem Grade die Schwachhaftigkeit, mit welcher manche Geistliche sich in Hausangelegenheiten ergehen, nach allen möglichen Dingen, die sie gar Nichts angehen, aus purer Naseweisheit fragen, sich mit den Leuten gemein machen, oft in widerwärtige Zwischenträgerereien verwickelt werden und an Achtung verlieren, statt daß sie ihre Absicht erreichen, nämlich „recht populäre Leute“ zu werden.

Die Meinung ist nicht die, daß du in gesuchter Amtswürde und ceremoniöser Steifheit auftreten sollst. Das sey ferne von dir allermeist auch am Krankenbette. Zeige nur herzlich und natürlich deine Theilnahme auch an den äußern Umständen und thue nicht so fremd, oder man behandelt dich fremd. Aber Alles in rechtem Maaße, mit Weisheit und zarter Rücksicht. Kannst du mit gutem Rathe, vielleicht mit ärztlicher Kenntniß auch dem Leibe dienen, das mag nach Umständen, wo weit und breit kein Arzt ist, recht nützlich und heilsam seyn. Aber sey behutsam, daß dir über der Sorge für den Leib nicht die Seele entschwinde, die deines Amtes erste Aufgabe ist. In früheren Zeiten war eine gewisse Bekanntschaft mit den gewöhnlichsten Krankheiten und deren Heilung an Predigern in abgelegeneren Orten sehr hochzuschätzen, ebenso auch einige chirurgische Kenntniß. Jetzt noch mag sich's so treffen an einzelnen Orten. Aber im Ganzen hat es ja, besonders in Amerika, viel mehr Aerzte, als Pastoren. Darum greife nicht ohne dringende Noth in ein fremdes Amt und verzich nicht, daß man auch hierin nicht leicht zwei Herren dienen kann. Gute Dienste wird es leisten, den Einfluß zu beobachten, den Krankheiten auf das Gemüthsleben ausüben. Es wird uns Manches, was uns an Kranken begegnet, dadurch leichter erklärlich. Ist es wohl nöthig darum, zu erinnern, daß es uns ziemt, uns an den Anblick aller Krankheiten zu gewöhnen? Das wird dem Einen viel schwerer, als dem Andern. Manchen kostet es die größte Ueberwindung, eine offene Wunde zu sehen oder auffallende Krankheitserscheinungen, ja, es fehlt nicht an Solchen, die dabei oft kränker werden, als der Kranke. Da ist

bisweilen mit aller Gewalt Nichts zu bessern. *Naturam si furca expuleris, revertetur.* Doch vermag ein fester Wille viel. Unartig aber ist's von den Leuten, wenn sie uns zu Kranken rufen, deren Krankheit uns verschweigen und wenn nun plötzlich, ganz unerwartet ein Schreckbild von Krankheitsform vor uns liegt. Da ist mancher sonst kräftige Mann vom Schrecken und Ekel ergriffen und selbst oft auf lange Zeit krank geworden. Es ist aber gut, wenn man sich gewissermaßen abstumpfen kann gegen solche Eindrücke. Ueberhaupt ist es eine gute Sache, wenn man fähig ist, den Ekel und ähnliche unangenehme Empfindungen zu bemeistern. Selten participirt Jemand an anatomischen Versuchen am menschlichen Leibe, ohne daß er einmal und öfter krank wurde. Nach und nach verliert sich dies Gefühl. Bei ansteckenden Krankheiten mag man ja wohl einige Vorsicht gebrauchen, doch ist die Hauptsache, daß wir nicht ängstlich sind. Dazu helfen Wachholderbeeren und Essig lange nicht so gut als ein anderes Hausmittel. Ich will's nicht nennen; es kommt auch nicht aus Wald und Apotheke.

An der Kenntniß des äußern Menschen ist für uns am Krankenbette nicht so viel, aber an der des innern sehr viel gelegen. Daß man doch ein Leben an den Gesichtern ablesen könnte! Man könnte es auch, wenn man die rechten Augen hätte. Weil die fehlen, liest man oft Etwas auf den Gesichtern, was gar nicht darauf ist. Da wird denn auf ganz falsche Symptome hin gedoctert und der Kranke und Andere sind sogar bisweilen froh, daß sie uns auf eine falsche Spur geführt haben. Das ist nicht gut und hat schon zum Spott über uns und unser Amt gedient. Nun soll man gewiß keine argen Gedanken im Herzen haben, aber Vorsicht, ja Mißtrauen haben ihr Recht. So wie die Dinge stehen, kann selten ein Pastor sagen, daß er alle seine Gemeindeglieder kenne, und oft findet er aus, daß er sogar die nicht kennt, die er meinte zu kennen. Wie uns nun Menschenkenntniß vielfach Noth thut, so besonders am Krankenbette. Und hier ist wieder eine besonders günstige Gelegenheit, sie zu gewinnen, zu mehren. Man hat da oft Anlaß mehr als sonst, die Menschen auszufinden. Da hört man Vieles, was uns einen Blick in den Gedankenkreis, die Geistesart, das Leben der Leute thun läßt. Da lernt man einsehen, wo es besonders fehlt, was sie bedürfen. Darum werden Krankenbesuche noch viel mehr als Hausbesuche überhaupt für unser Amt wichtig. Sie können zu großem Segen werden nicht etwa nur für die unmittelbar Betroffenen, die Kranken und deren Angehörige, sondern für uns selbst, die wir da auf Vieles aufmerksam gemacht werden, was vielleicht sonst unserem Blicke entginge. Da lernen wir die Mängel christlicher Erkenntniß, die vielartigen herrschenden irrthümlichen Ansichten, da oft die Zustände des Familienlebens nach manchen uns sonst nicht so leicht sich offenbarenden Seiten kennen. Da, wenn wir mit den Kranken reden, lernen wir einsehen, welche Sprache ihnen taugt, was ihnen besonders nöthig ist, welche Fragen und Gedanken sie beschäftigen, was sie eigentlich vom Christenthum wissen, welche Vorstellungen sie damit verbinden, auf was für Stützen sie sich verlassen, was der Zustand der Seelen ist. Darum ist hier manches

Vorstudium zur Predigt zu machen und es wird uns selbst im Krankenzimmer oft ernstlich gepredigt. Wir werden auf manchen Irrthum aufmerksam gemacht, daran wir leiden, und es kann dienen, daß der Umgang mit den Kranken uns brauchbarer macht für die Gesunden. So wird der Krankenbesuch zum Segen für das Amt, für uns, für die Gemeinde. Er wird ein Mittel, das Band zwischen den Seelen und dem Seelsorger enger und fester zu machen; manchem Herzen können wir da noch nahe kommen mit dem Ernst und dem Trost des göttlichen Wortes. Wen der Herr besonders nahm vom Volke (Marci 7, 33), wen er gewaltfam vielleicht durch Krankheit losriß von den Verkettungen mit der Welt und ihren Kindern und Sorgen, dem will er auch in Leidensstunden, ja, noch auf der „Angstbank“ eines Sterbelagers Gutes thun und wir dienen ihm, dem Herrn, wenn wir dem Aermsten, oft von aller Welt Verlassenen die rechte Arznei im Namen des Arztes aller Aerzte bringen. Laß dich zur Treue auch hierin ermuntern. Er giebt uns selbst die rechte Weisung auf unsere Krankenbesuche und er verheißt das Höchste, wenn er uns erinnert, daß er uns gerade diese Gänge auch nicht vergessen, sondern sagen werde: Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht!

Alle Krankheit des Leibes und jedes körperliche Gebrechen ist zu betrachten im Zusammenhang mit dem Urübel, mit der Sünde. Jede Krankheit und jedes leibliche Gebrechen ist ein Stück Arbeit, die der Tod an uns macht. Wie er als leiblicher Tod dem geistlichen Todtseyn correspondirt, so ist in jeder Krankheit, in jedem leiblichen Gebrechen ein entsprechender Zustand der erkrankten Seele symbolisirt. Das Schmerzgefühl bei leiblicher Krankheit wird durch die weise Fügung der göttlichen Vorsehung zum Mittel, das zur Erforschung und Benützung des rechten Heilverfahrens und der rechten Arznei treibt, damit das Leben gerettet werde. Und gerade so findet sich's mit der Seele. Leben kann kein Arzt und keine Arznei schaffen, nur vorhandenes Leben mit dem von Gott gewiesenen Mitteln fördern. So ist's auch bei der Seele. Man beobachte Kranke und ihre Krankheitszustände und die damit verbundenen Erscheinungen nur nachdenkend und man wird staunen müssen, wie viel von göttlicher Kraft, Weisheit und Liebe sich auch an der Hemmung des Lebensprocesses offenbart. Ich mache dich schließlich auf ein Büchlein aufmerksam, welches gerade diesem letztern Gegenstande gewidmet ist und sehr viele, höchst interessante Belehrung gewährt: *God in disease, or the manifestations of design in morbid phenomena*, by James F. Duncan, M. D., Physician to Sir P. Dun's Hospital, Dublin. Philadelphia, Lindsay & Blakiston, 1852.

Du bist wohl auch schon krank gewesen. Was hast du dabei an dir selbst gelernt? Wie weiß denn Einer, der nie selbst krank gewesen, wie es den Kranken zu Muthe ist? So soll unser Krankseyn uns und Andern zum Bessern dienen. Doch wünsche ich dir von Herzen, was wir Pastoren besonders bedürfen, allezeit „einen gesunden Leib und darin eine gesunde Seele.“

Dein

†††

Jenelon, der Schwan von Cambrai.

(Fortsetzung.)

Mitten in seinen Kümernissen genoss er eines Trostes, von dem die Welt sich keinen Begriff machen kann, der aber gründlich für alle ist, die ihn suchen; dem Hauptgegner wünscht er Alles, was man denen wünschen kann, die man in Gott liebt. Als man einst Bossuet's Namen bei ihm zu nennen anstand, rief er aus: was macht man sich für einen Begriff von mir, wenn man sich scheut, den Namen eines Mannes auszusprechen, der durch sein Genie und den weiten Umfang seiner Kenntnisse seinem Jahrhundert, dem Vaterlande und der Kirche immer Ehre machen wird.

Die Hofspartei hatte Schritte gethan, sich mit dem verhassten Prälaten auszuföhnen, Versicherungen der Anhänglichkeit, der unterbrochenen Liebe fanden sich zahlreich ein; da trieb der Telemach sie auseinander; die Ungnade ward dauernd.

Ein Diener, der das Manuscript abschrieb, gab es ohne seines Herrn Wissen und Willen einem Buchdrucker; Ludwig fand es unmöglich, diese Satyre auf sich, wofür er das Buch hielt, zu vernichten. Die holländischen Pressen arbeiteten Tag und Nacht, der Nachfrage zu genügen. Als Ludwig es gelesen, urtheilte er: je savais bien par le livre des Maximes que Monsieur l'archevêque de Cambrai était un mauvais esprit, mais je ne savais pas qu'il fut un mauvais cœur. Je viens de l'apprendre en lisant Télémaque; on ne peut pousser l'ingratitude plus loin. Il a entrepris de decrier éternellement mon règne. Ganz ungerecht ist dies Wort nicht; das Staatsideal des Telemach ist allerdings eine Satyre auf das unnatürliche tyrannische Königthum Ludwig's, doch nur insofern, als die Lüge die Wahrheit immer für ihre Satyre hielt.

Hatte der König Jenelon's romanhafte Theologie durch den Papst verdammten lassen, so vollzog er jetzt das Gericht über diese romanhafte Politik. Selbst zwanzig Jahre nach des Verfassers Tode, als die ganze Welt den Telemach kannte, wagte ein Nachfolger des Erzbischofs in der Akademie in der üblichen Lobrede den Namen des Buches nicht zu nennen.

Es ist interessant, diesen Fürstenspiegel, von dem ein Zeitgenosse meinte, wenn ein Volk durch ein Buch glücklich werden könne, so durch dies, neben den Principe Machiavell's zu sehen. Beide dienen dem Königthum, beide wollen wahre Fürsten bilden, aber der kluge Florentiner will die Monarchie um des Fürsten willen, der Bischof um des Volkes willen; daher dort das Treibende eine Selbstsucht, „die die Menschheit nur als eine Linie betrachtet, die man nach Gefallen zu seinem Zwecke krümmen, schneiden, verlängern, verkürzen darf,

damit der Plan erreicht, die Aufgabe gelöst werde;“* die Mittel gleichgültig, bald Kühne Thatkraft, bald blutdürstige Grausamkeit und Nichts achtende Klugheit; es ist das Princip der Sünde angewandt auf die Politik. Dagegen im Telemach eine Staatslehre vertheidigt wird, nach der der König in all' seiner Unbeschränktheit doch nur der erste Diener des Volkes ist, die Majestät ist ihm verliehen zu des Volkes Bestem, dieses Beste kann ihm nur werden durch Gerechtigkeit. Hat Machiavell das Christenthum nur als Zügel der Volksleidenschaften benutzen gelehrt, so führt Fenelon ohne platonischen Tiefsinn, aber in der idealsten Form, die Anwendung der ethischen Principien des Christenthums auf das Staatsleben durch. Die Kinder der Welt sind freilich klüger als die Kinder des Lichtes, und wer die Welt nimmt wie sie ist, hat einen scheinbar festern Boden, als der sehnüchzig Idealen nachringt; und hätte Frankreich Herrscher gehabt, die den Telemach nicht bloß gelesen, sondern nach ihm regiert hätten, so würden die Worte des Schwans von Cambray nicht wie eine Unheilsweißagung geklungen haben und erklingen seyn.—

Ergänzend für seine politischen Ansichten schreibt Fenelon an den Sohn Jacobs II. von der englischen Verfassung: Das Parlament kann nichts ohne den König thun; ist denn der nicht mächtig genug? der König kann nichts thun ohne das Parlament; ist der König nicht glücklich, der Freiheit hat, alles Gute zu thun, und dem nur die Hände gebunden sind, wenn er Böses thun will; jeder weise Fürst muß wünschen, nur Vollstrecker der Gesetze zu seyn und einen Reichsrath zur Seite zu haben, der seine Gewalt mäßigt. Die despotische Alleinherrschaft eines Souverains ist Hochverrath an den Rechten der Menschheit: der Despotismus des Volkshaufens ist eine blinde und thörichte Gewalt, gegen sich selbst wüthend; ein Volk, das durch übertriebene Freiheit verdorben ist, wird der unerträglichste Tyrann. Jede weise Verfassung muß sich durch eine mittelst der Gesetze beschränkte Freiheit auf der Mittelstraße halten zwischen den beiden furchtbaren Abgründen, allein die Menschen voll Blindheit und Feindschaft gegen sich selbst wissen nicht in dieser Mitte zu verharren. Die Fürsten, voll Eifersucht auf ihre Macht, wollen sie stets erweitern, das Volk, leidenschaftlich seine Freiheit liebend, will sie stets mehren. Indessen ist es besser, um der Ordnung willen die Uebel zu tragen, die auch in den besteingerichteten Staaten unvermeidlich sind, als das Joch jeder Auctorität abzuwerfen und sich der Raserei der Volksmassen in die Klauen zu liefern. Alle Staatsverfassungen sind unvollkommen, weil man Menschen die höchste Gewalt anvertrauen muß, und jede ist gut, wenn die, die am Ruder sitzen, das Gute suchen. Man wird nie die Gesellschaft fördern, wenn man die Staatsreformen über den Haufen wirft, sondern wenn man die Fürsten überzeugt, daß die Sicherheit ihres Reiches vom Wohle ihrer Unterthanen abhängt, und die Völker, daß zu ihrem dauernden Glücke Unterordnung nöthig ist; Freiheit ohne Ordnung ist Zügellosigkeit, ihre Folge Despotismus; Ordnung ohne Freiheit Sclaverei, ihre Folge Anarchie!

* Herder, Abstrakt.

Als Fenelon vom Hofe entfernt war, hatte er nach der Meinung des damaligen Frankreich die Welt verlassen. In Cambray lebte er wie ein rechter Bischof. Was ihm St. Sulpice gewesen, glaubte er nicht dankbarer bewahren zu können, als wenn er in Cambray ein gleiches Institut gründete; es stand unter seiner speciellen Leitung, jeder Seminarist hatte vor der Weihe eine fünfmalige Prüfung zu bestehen. In einer Umgebung, die seinem Fürstenrange gehörte, lebte er wie der geringste Pfarrer. Spaziergänge waren seine einzige Zerstreuung; oft saß er mit den Bauern auf dem Rasen, fragte sie um ihre Verhältnisse, besuchte die ärmsten Hütten und man fand ihn manchmal am Mittagstisch eines Bauern mitten unter den Kindern. Darum haben auch diese Menschen selbst in der Alles vergessenden Revolution sein Andenken bewahrt und sein Hab wie ein Heiligthum behütet. Auf den Visitationen empfing man ihn wie einen Engel, auch in der kleinsten Dorffirche hat er gepredigt und stundenlang unermüdet katechisirt. Die Predigt war ihm das Hauptstück des geistlichen Amtes, doch sprach er nur frei nach Dispositionen, verwarf die mühselig auswendig gelernten Declamationen, und forderte bedeutenden Inhalt, einfache Form und Kürze; hinsichtlich des letzteren erzählte er wohl: oft hätten ihn die langen Nachmittagspredigten in sanften Schlummer gewiegt; das sey einst in der Hofkapelle zu Versailles geschehen, als der Vater Seraphin vor dem ganzen Hofe predigte; plötzlich rief der: wecht mir den Abbé auf, der da schläft, der ist wohl bloß hier, um dem Könige den Hof zu machen. Ueber seine Beredsamkeit sagt la Bruyère: „man fühlt die Ueberlegenheit und Stärke dieses seltenen Geistes; er mag extempore oder nach reiflicher Vorbereitung reden, ja auch nur sich unterhalten, stets ist er Herr über Ohr und Herz derer, die ihn hören, entfernt jede Anwandlung von Neid über so viel Geisteshoheit, Leichtigkeit und Zartheit, man fühlt sich glücklich, ihm nur zuzuhören zu können.“ Seine Dübese regierte er nach dem Grundsatz: man muß ohne Anstand, wo es immer die Umstände erlauben, Alles abschaffen, was sich nicht auf die heilige Schrift gründet, nicht von den Concilien eingeführt, sondern nach den verschiedenen Umständen von Zeit und Ort verschieden ist, so daß die Gründe der Einführung nicht mehr aufzufinden sind; damit fiel eine Menge abergläubischer Gebräuche.

Der Ruhm seines Namens erfüllte Europa, als der schottische Baron von Ramoay, von Glaubenszweifeln geängstet, in ihm einen sichern Führer suchte. Er hörte seine Bedenken, richtete ihn auf, aber die Geistesruhe wollte ihm nicht kommen, grundlos dünkte ihn der Glaube an die Unfehlbarkeit der Kirche; die Fenelon's Maximen der Heiligen verdammt. Er warf sich einst dem Erzbischof zu Füßen: „vergebt mir meine äußere Angst, Eure Aufrichtigkeit ist mir undenkbar, ich kann Euch nicht mehr mit Gelehrigkeit zuhören; wenn die Kirche untrüglich ist, so habt ihr durch Verdammung Eures Buches die Lehre von der reinen Liebe verdammt; thatet Ihr es nicht, so war die Unterwerfung geheuchelt und die harte Nothwendigkeit zwingt mich, in Euch einen Feind der Wahrheit oder der Liebe zu sehen.“ Freundlich richtete der Gefragte ihn auf und entgeg-

nete: als die Kirche mein Buch verwarf, verdamnte sie nicht die reine Liebe, dieser Lehre pflichteten alle katholischen Gemeinden bei. Aber die Ausdrücke, mit denen ich mich über sie zu erklären suchte, waren nicht für ein dogmatisches Werk geeignet; das Buch taugt nichts, es war eine unreife Geburt, lesen Sie es nicht. Dieses Zeugniß der Selbstdemüthigung machte das Vertrauen Ramoay's zu den Worten des Prälaten unerschütterlich, er ist, befriedigt in der katholischen Kirche, ein so würdiger Schüler desselben geworden, daß, als er bei der Doctorpromotion in Oxford seines Glaubens wegen auf Schwierigkeiten stieß, der Rector von St. Mary nur das Wort sprach: quod instar omnium est, Fenelonii magni praesulis Cameracensis alumnus praesento vobis, und jede Widerrede verstummte.

Selbst gelehrt und ein Freund der Gelehrten, hat Fenelon doch, eingedenk daß die Kirche uns heiligere Pflichten auferlegte, gern diese Freude von sich gethan. Sie müssen Geschmack finden lernen, schrieb er an den gelehrten, kunstliebenden Cardinal Quirini, an der Thorheit des Kreuzes und der Armutz der Krippe, um Menschen lehren zu können, wie sie sich selbst verleugnen und arm an Geist seyn sollen. Der Cardinal machte an dem Tage, wo er diese Warnung erhielt, mit sich selbst einen Bund, sie bei seinen Studien nie zu vergessen.

Die Ruhe, deren Fenelon sich freute, sollte ihm noch mannigfach getrübt werden; den *vir desideriorum*, wie er sich nannte, den Mann des Sehns nach Gott und seinem Frieden, traf das, was er am meisten floh, Streit, ein Nachspiel des Jansenistischen Haders.

Arnauld, St Cyran, Pascal waren geschieden, 34 Jahre hatte der mühsam geschaffene Kirchenfriede gedauert; da erschien 1702 eine Schrift, *cas de conscience*, die mit der Behauptung, daß bei Fragen über Thatsachen ehrfurchtsvolles Schweigen genüge, um den Gehorsam gegen die päpstlichen antijansenistischen Constitutionen zu erfüllen, Anlaß geben wollte, den ganzen Hader noch einmal durchzufechten. Unter der Thatsache verstanden die Jansenisten, daß Jansen den ächten Augustinismus lehre, der Papst, daß er ihn entstelle. In Glaubenssachen wollten jene sich unterwerfen, aber hier handele es sich um eine historische Thatsache, in der der heilige Stuhl nur menschliche Auctorität beanspruchen könne. Es ließ sich voraussehen, daß aus diesem ehrfurchtsvollen Schweigen ein gefährlicher Sturm werden konnte, denn die Kirche hatte die Lehre Jansen's verdammt als Verdrehung des Augustinismus; hatte sie nicht das Recht, mit göttlicher Auctorität zu entscheiden, ob Jansen den Augustinismus entstellt habe, so war der Entscheidung jeder Grund weggezogen, sie war nichts, das Besprechen des Gegenstandes völlig frei, der Scheinfriede zerrissen. Clemens XI. verdamnte den *cas de conscience*, Fenelon gab in seiner milden Weise ein gediegenes Urtheil im Pastoralunterricht über den Jansenismus, ausgearbeitet nach gründlichem Studium Augustin's. Er war fern davon, seine Ansicht für allein gültig zu erklären; jedem wolle er die volle Freiheit gönnen, die die Kirche ihren Kindern gönne. Bei der beliebten Un-

terscheidung zwischen Thatsache und Glaubenspunkt konnten alle Keher dem Fluche der Kirche ausweichen, dann konnten die Protestanten sagen, das Concil von Trident habe den Text ihrer Schriften in ganz anderm Sinne genommen, diesem andern Sinne, nicht dem ächten, gelten die Anathemen; zu bestimmen, ob das Concil den rechten Sinn getroffen, sey Urtheil über eine Thatsache, da genüge ehrfurchtsvolles Schweigen, keine Unterwerfung aus Ueberzeugung; die Kirche muß so untrüglich seyn, wenn sie Jansen verdammt, als wenn sie Augustin bestätigt, denn von wem hat er seine Auctorität? von der Kirche, und als sie ihm die verlieh, entschied sie über die Thatsache, daß er den Glauben der Kirche am tiefstinnigsten ausspreche. Fern davon, gegen Jemand loszufahren, der aus redlichem Herzen Vorliebe zum Jansenismus hegt, denke ich nur daran, wie ich sein Herz erleichtern könne und warte geduldig, bis er seinen Irrthum aufgibt, denn lieber wollte ich mich selbst vergessen, als das Wort des Apostels: die Schwachen im Glauben nehmet auf.

Diese Geduld war nicht nach dem Sinne des Königs, sein Haß gegen den Jansenismus erpreßte von Rom Bullen, die jene alte Häresie aus ihren letzten Verschauzungen werfen sollten; damit war Fenelon das Zeichen gegeben, eine Fehde, in der die Gewalt entscheiden sollte, abzuweisen; stets ist er den Jansenisten ehrwürdig geblieben, unter all' den Verfehrungen freuten sie sich einer Polemki, die das Motto trug: ich müßte kein Mensch seyn, wenn ich nicht einsehen wollte, wie leicht der Mensch sich in Irrthümer verstrickt und wie schwer er sich davon befreit. Nichts aber hat ihn gehindert, die tiefste Empörung über Port Royals Zerstörung auszusprechen, und als das fast dem Hochverrathe gleichkam, in seinem Sprengel den Jansenisten Stätten der Sicherheit und des Friedens zu gründen.

Was Fenelon an die Welt fesselte, die ihm doch nichts galt, und dem Treiben und Drängen ihrer Geschicke prüfend nachforschen ließ, war die Liebe zu seinem Zögling, dem Herzog von Burgund, der den alten Lehrer zu tief eingehender Beschäftigung mit höherer Politik veranlaßte. Das Einzelne dieser Denkschriften gehört nicht hierher, nur Einzelnes soll später angeführt werden zum Zeugniß, wie wohl ihr Verfasser die Klippen und Tiefen des Weltmeeres studirt hatte, auf denen, wie Herder sagt, das Schifflein der Kirche schwimmt.—

Als der Prinz zuerst in's Feld zog, schrieb Fenelon seinem Begleiter: Sorgen Sie noch mehr für sein Inneres als für sein Aeußeres, damit die Lebhaftigkeit seines Temperamentes ihn nicht fortreißt in den Strom der Welt. Ich rechne es ihm nicht so hoch an, die Welt, die gegen ihn war, verachtet zu haben, als ich ihm anrechnen würde, ihr den Rücken zu kehren, wenn sie ihm Beifall zuruft und nach seiner Gunst strebt; man muß Gutes für sie thun ohne Aufhören und doch nicht an ihr hängen, der eiteln Menschen Achtung ist eitel und verliert sich an einem Tage.—Die eiteln Hofleute hatten den Schmerz, zu sehen, daß der verwiesene, geächtete, dem Könige verhaßte Erzbischof das Drakel des Thronerben war.

(Schluß folgt.)

Correspondenz aus Württemberg.

(Deutsches Lutherthum—evangelische Allianz—Kirchentag.)

* * Erlauben Sie mir, zunächst auf ein Wort in meinem vorigen Briefe * und eine Bemerkung darüber in Ihrem Letzten zurückzukommen. Ich habe gesagt, daß in Deutschland beim Volke die lutherische Kirche bis auf den Namen fast verschwunden, bei den Gebildeten und Theologen aber bis auf die Wurzel abgethan sey. Trotz aller „Lehre und Wehre“ der lieben Alllutheraner jenseits und diesseits der großen Wasser muß ich diese Behauptung aufrecht erhalten und fast Alles, was ich Ihnen aus letzter Zeit zu berichten habe, hilft mir leider nur zuviel dazu. Ich sage leider, denn ich bin meines Zeichens ein lutherischer Christ mit Freuden, bin kein Freund der Union, obwohl ich liebe Freunde unter Reformirten und Unirten habe und möchte nichts mehr wünschen, als daß ich mit obiger Behauptung völlig Unrecht hätte. Aber wenn ich auch Ihrer trefflichen Bemerkung beipflichte, daß „der Zettel an der deutschen Frömmigkeit wesentlich lutherisch ist, mag der Einschlag auch fremdartig seyn, pietistisch oder rationalistisch,“ und daß, „so weit das deutsche Volk noch kirchlich ist, seine Kirchlichkeit vorherherrschend lutherisch ist,“ so bin ich durch diese Thatsache weder befriedigt noch widerlegt. Freilich hat der königliche Geist Luther's und die lange Herrschaft der von ihm erneuerten und nach ihm benannten Kirche der deutsch-protestant. Frömmigkeit ein so starkes Gepräge gegeben, daß kraft der überkommenen Lehre und Ordnung noch immer lutherischer Grundton und lutherische Grundform vorhanden ist. Allein diese ist, um mit Hegel zu reden, seit einem halben Jahrhundert fast ganz „zu Grunde gegangen“—sie ist die verfuntene Glocke, die man nur bei besonders günstigen Bedingungen klingen hört und glänzen sieht. Jenes Gepräge ist traurig abgegriffen und mit noch traurigerem Fleiße von Obenher abgeschliffen. Bei den Gebildeten und Theologen hat die falsch berühmte Wissenschaft des vulgären und speculativen Rationalismus, welcher auch unter der neuen „biblischen“ Tünche fortherrscht, die Kraft und Tiefe, die Innigkeit und Sinnigkeit der lutherischen oder besser, der apostolischen Mystik „bis auf die Wurzel“ abgefressen. Luther—ob er steht oder fällt, Luther ist wie ein anderer Mann der absoluten Kritik und dem subjektiven Belieben verfallen, er mag eine historische Größe verbleiben und auch ein Standbild in Worms haben—seine innern Kämpfe und äußern Siege, seine Schriften und die vor und nach ihm gebildeten Bekenntnisse, Kirchen- und Gottesdienstordnungen, Gebete und auch Lieder gehören allermeist in's alte Eisen der längst vollendeten Thatsachen. Er selbst und sein Standpunkt ist ein „überwundener“. Man ist so viel weiter gekommen! Luther ist ein Artikel für die theologische Encyclopädie und für das gebildete Conversationslexikon

* Siehe Kirchenfreund, Februarheft 1857, p. 66 ff.

geworden. Und wenn nun die lutherische Kirche beim Volke bis auf den Namen fast verschwunden ist, was Wunder? In Preußen hat die Union den Namen weggeschliffen und „evangelisch“ dafür hingeschrieben. In Bayern hat der Katholizismus die ebenfalls gerne sich nur „evangelisch“ nennende Kirche gezwungen, sich eine königlich „protestantische“ zu heißen, bis die gegenwärtige Oberkirchenbehörde in Erlanger Fußstapfen sie wieder „evangelisch-lutherisch“ zu taufen begonnen hat. In Baden und in der Pfalz hat die Union ebenfalls den lutherischen Namen verschlungen und der kleine Papst Erhard in Speier glaubt jetzt dafür gesorgt zu haben, daß er da nicht mehr aufstauche. In Württemberg, wo die entschiedenste lutherische Lehre zwei Jahrhunderte lang geherrscht hat, hat man in den zwanziger Jahren unseres fortgeschrittenen Jahrhunderts auch gemeint, man müsse den lutherischen Namen förmlich austragen und sich nur mehr „evangelisch“ nennen. Allerdings würde es seine Schwierigkeiten haben, wenn man probiren wollte, „den Württembergern statt des lutherischen Katechismus und der bekannten Kinderlehre den Heidelberger Katechismus, besonders in Altwürttemberg zu geben.“ Sie haben ganz Recht, aber dafür haben sie sich an vielen Orten den elenden Braunschweiger oder den Reiter'schen Katechismus viele Jahrhunderte lang geben oder auch gar keinen Katechismus mehr geben lassen, und sich hier bei Aufklärung und religiöser Unwissenheit, dort bei Detinger und „Michele“ Hahn, bei Herrnhutern und Pietismus für das abhandengekommene lutherische Bekenntniß ganz schadlos gehalten, und angeblich gut befunden. So kommt es nun, daß jedenfalls in Württemberg „Lutheraner“ ein ganz übellautender Sekten- und Schimpfname worden ist, wie anderwärts, daß die „Alllutheraner“ von Ferne angesehen werden, wie der leibhaftige Gottseybeinuß, und daß man nicht begreift, wie unlängst in einer Conferenz württembergischer Geistlicher eine Stimme laut werden konnte für die Unterstützung der separirten Lutheraner durch den Gustav-Adolph-Verein.

Es ist nun aber nicht bloß die „lutherische“, sondern die „Kirche“, selber bis auf den Namen fast in Deutschland verschwunden beim Volke und bei den Gebildeten. Die Theologen freilich sprechen viel von der Kirche, d. h. von sich selbst, und ihrer Ehre, Macht, Einkünften u. s. w. Die Leute gehen noch, oder auch wieder, „in die Kirche,“ aber nur als „Publikum“, nicht als „Gemeinde“, und daß sie selber mit die Kirche bilden und als die lebendigen Steine sich miterbauen sollen zu einer Gemeinschaft, das ist allenthalben ein Ungebanke und Unverstand geworden. Der Cäsaropapismus und noch mehr der Bureaokratismus hat im Bunde mit dem Rationalismus „die Kirche“ vollständig aufgezehrt und aus dem Sinn der politischen Gemeinden gewegewischt; der Pietismus aber hat dabei den letzten Ueberrest von Kirchen= d. h. Gemeinschaftsbegriff in seine „Gemeinschaften“ zurückgezogen. An die Stelle des objektiven kirchlichen Glaubensbekenntnisses ist allenthalben „mein subjektiver Standpunkt,“ mein souveränes Ich und der Geist meiner Zeit mit seinen Zeichen und seinen Fesseln getreten, die man lieber trägt als Christi Joch und reformatorisches Bekenntniß.

Was ist und was soll nun der „Kirchentag“, nach welchem Sie fragen? Diese Pfarrer- und Professorenversammlung giebt zwar auch einigen städtischen Publikum Anlaß zur Neugierde und zur Erbauung, wie den Zeitungen einigen Tagesstoff, dem christlichen Volke aber, der Gemeinde, der „Kirche“ bleibt er eine sehr unbekannte Größe und kann zu Grabe sinken, ohne daß irgend eine allgemeine Landesträuer darüber entsteht. Fast scheint er auch am längsten gelebt zu haben und es müssen Wunder geschehen, wenn er—wenigstens in bisheriger Zusammensetzung und Haltung fortbestehen soll. Denn nicht sowohl der Lebensodem, als der Todes Schatten des Berliner „evangelischen Allianz“-Tages kam über den letzten Stuttgarter Kirchentag und schlug ihn beinahe todt.

In der Stuttgarter Brüder-Conferenz (Mai 1857) war die evangel. Allianz ein Gegenstand eingehender Berathungen gewesen. Der edle Kapff fand in ihr die Befriedigung eines neuerdings erwachten Bedürfnisses nach einer noch weitern Einigungsform, als die bisherigen Missionsfeste und Kirchentage waren. Unbedenklich begrüßte er den Bund und den Berliner Bunde- tag als einen von lebendigen Glaubigen gemachten Versuch, Zion zu bauen und eine „wahrhaft evangelisch-katholische Union“ herzustellen. Er schlug und trug auch eine freundliche Antwort auf das freundliche Anschreiben der englischen Bundeshäupter vor, worin er Alles für dankenswerth erklärt, was zur Förderung der Einheit unter den Kindern Gottes dienen kann, „so entschieden wir die Bekenntnisse unserer evangelisch-lutherischen Kirche festhalten.“ (Freilich glaubt und predigt Kapff z. B. eine endliche allgemeine Wiederbringung, wovon bekanntlich Nichts in diesen Bekenntnissen steht!) Sehr ausgeprägte Besorgnisse und Einreden wurden dagegen laut. Der Herausgeber des Christenboten, Diak. Bürk, bedauerte es auf's tiefste und fast mit Weinen, daß durch die Allianz und ihre Adresse unter Brüder, die seit 25 Jahren sich hier bei allen Glaubens- und Meinungs-Differenzen gemeinschaftlich erbaut haben, nur ein Zankapfel geworfen werde. „Diese neue Form, sprach er, ist uns fremd, die gemachte Union bedenklich. Ich bin gegen die Allianz, weil für die Einigkeit.“ Am eingreifendsten sprach in jener Versammlung Pfarrer Hermann von Freudenthal gegen die Allianz, und er hat seine ernsten Bedenken nachher in der besondern Schrift erscheinen lassen: „Ein Beitrag zur Prüfung der evangelischen Allianz mit besonderer Rücksicht auf eine Eingabe der evangelischen Allianz an Se. Majestät den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.“ Dennoch wurde von etwa 150 gegen 10 die Absendung der Allianz-Adresse und damit die unumwundene Billigung der Allianz selber beschlossen.—Diese Maiversammlung in Stuttgart war eine Weissagung auf den Kirchentag, der mit seiner Hauptfrage über die evangel. Katholizität doch im Grunde nur eine Fortsetzung des Berliner Bunde- tages war. Von Berlin war Stahl und Henckensberg während dieser ihnen un- lieben Versammlung weggegangen, um in Stuttgart den Kirchentag als einen erwünschten Weg zur Conföderation der deutsch. Kirchen mitzufeuern. In Berlin blieb dagegen Krummacher und Hoffmann „aus Gesundheitsrückichten“;

nachdem sie, die Hauptherolde und Förderer der Allianz auf deutschem Boden, Referat und Predigt für Stuttgart zugesagt hatten. „Dies war Alles, bedeutungsvoll genug. Bedauerte man das Nichtkommen dieser zwei Löwen des Berliner Tages, von württembergischer Seite, so sah man andererseits sehr sauer über das Kommen der beiden Freunde des Hallischen L.e.o. „von denen man für das Hauptthema des Kirchentages, „die evangelische Katholizität“, nichts Gutes ahnen konnte. Insbesondere hätte man wenigstens Stahl gerne vom Mitpräsidium des Kirchentages ausgeschlossen, weil Stahl in hohen und weit in niedern Kreisen persona ingrata ist. Allein die Angesehenen aus Norddeutschland und Preußen, die man über die heikle Sache fragte, sprachen sich entschieden für Belassung Stahl's im Präsidium aus, weil mit ihm „die Lutheraner“ entfernt würden und damit der Kirchentag gesprengt—die angestrebte „Conföderation“ der lutherischen und reformirten Kirchenmänner ver- geßt wäre. So ließ man geschehen, was man nicht ändern konnte, wählte den alle Welt in seinem weiten Liebesherzen umschließenden liebens- und ehrwür- digen Prälat Kapff mit in's Präsidium und begann den auch von schönstem Wetter begünstigten Tag in Gottes Namen mit Wort Gottes und Gebet. Kapff hielt eine von allen Seiten als meisterhaft erklärte Predigt über 1. Kor. 3, 16: „wie der heil. Geist den Tempel Gottes baut in der Kirche, im Räm- merlein, in der Gemeinschaft der Heiligen und im Himmel oder in der Vollen- dung des Reiches Gottes.“ Die den Redner schon kannten und die ihn erstmals reden hörten, vergaßen ihre etwaigen theologischen und symbolischen Einwen- dungen über dem Genuße, den die, wie immer, so innig und voll, so nüchtern und einfach, so warm und so ernst hinfließende Rede Kapff's gewährte. Da ist keine Phrase, kein Pathos, kein Flicke- und kein Stückwerk, fast auch keine Declamation und Accentuation, und dennoch ein Wohlklang, eine Formvollen- dung, wie sie seyn muß bei einer geradlinigten, naturwüchsigem und aus dem Geist geborenen Persönlichkeit, welche, jeder Zoll ein Mann und jeder Zoll ein Christ, nach seinem äußern plastisch schönen, festbestimmten und doch weichen, milden Antlitz, wie nach seiner innerlichsten Darbietung aus einem Gusse erscheint.

Da Hoffmann von Berlin nicht selber kam, so wurden seine Thesen über „die Heidenmission vom Standpunkte der heimatlichen Kirche betrachtet“ durch einen Basler Rathsherrn vorgelesen. Mit seinen Thesen konnte sich selbst Dr. Barth nicht einverstanden erklären, die Lutheraner aber mußten sich abgestoßen fühlen von der Zumuthung: daß zwar die Bekenntnisse und schrift- lichen Documente der Reformatoren maßgebend seyen, daß auch die refor- matorische Grundlage des Glaubens die Grundlage der Mission bilden soll, daß es aber dabei auf die Bekenntnisform nicht ankomme, indem draußen bei den Heiden nur die apostolische Urkirche zu pflanzen und jedenfalls auf eine ganz neue und eigenthümliche Form der Heidenkirche zu rechnen sey gegenüber der Lehren und Formen der Heimathkirche, für welche Mission und Union das Siegel sey. Als über diese jedenfalls unklaren Thesen abgestimmt werden wollte,

machte Stahl und Hengstenberg geltend, eine Abstimmung würde die freie Ueberzeugung der Einzelnen; die nicht zum Worte kommen konnten, beeinträchtigen und so beschloß die Versammlung die Thesen einfach ad aeta zu legen.

Am zweiten Tag übernahm Stahl selbst das Präsidium, während Bethman-Holweg die Rednerbühne bestieg, um über evangelische Katholizität zu sprechen. Es war an sich interessant, diese beiden Persönlichkeiten auf der Präsidial- und der Rednerbühne zu betrachten: Herr von Bethman verbindet den deutschen Edelmann und den deutschen Professor auf eine lebenswürdige Weise. Einfach und bescheiden, gebildet und gewandt, ansehnlich aber nicht imponirend, wie seine äußere Erscheinung ist, zeigt er durchweg den wohlwollenden Biedermann, als der er allen Extremen abhold die Gegensätze lieber in einer freundlichen, aufrichtigen, ruhigen Mitte vereinigt wissen möchte. In seinem Referat sprach sich ein inniges Gemüth, eine schöne Seele, eine herzliche Liebe zum Herrn und zu den Brüdern aus. So wünschte er eine neue Ausgießung des Geistes zur Erneuerung des Bruderbundes aller gläubigen Seelen und zur Wiederbelebung der an keine Glaubensartikel gebundenen Gemeinschaft der Heiligen. Die Einheit müsse in den Fundamentalartikeln festgehalten und durch die Differenz in den nicht fundamentalen nicht gestört werden—das führe zur rechten Katholizität; so möge die kirchliche Gemeinschaft der auch noch Getrennten in Liebe gepflegt und in der persönlichen Gemeinsamkeit an den Gütern des Heils; in der rechten Gemeinschaft der Heiligen verblieben werden; bis der Herr ein Neues macht und was noch unsichtbar ist, an's Licht bringt. Das war nun wohl föderalistisch, noch mehr unionistisch, ganz aber württembergisch gesprochen und Herr von Bethman erhielt auch sofort den Dank der anwesenden 265 Stuttgarter und 725 Württemberger durch den Mund des gelehrten und kirchlich weitherzigen Defans Lechler aus Kuttlingen, der die württembergische Weitherzigkeit historisch nachwies, freilich dabei sich so weit verirrete, daß er selbst den Hauptverfasser der Concordienformel, den alten Jacob Andrea, zu einem Kayff und Bethman-Holweg machen wollte. Dagegen wahrte Dr. Liebetrut aus der Mark Brandenburg und noch mehr Dr. Sander aus Wittenberg—eine hohe, ascetische, altprophetische Greisengestalt von schärfstem Umriss und tief aus der Brust hervortönender Redekraft—die Reinheit der Lehre, das Recht der Sonderkirchen gegenüber einer Auflösung in confessionsflüchtige Parteien: die Wiederversehung in das Bekenntniß sey mit nichten ein Abfall, vielmehr eine heilsame Entwicklung gewesen. Dabei war es lieblich, von diesem eisernen Mann die mildesten Friedensläute vernehmen und insbesondere Abendmahls-gemeinschaft zwischen Lutheranern und Reformirten befürworten zu hören; doch so, daß Recht und Gewissen auch hier geschont werde. Nachdem sich noch der milde Kayff dem angeschlossen und mit Bethman für die Eisenacher Conferenz und für Schleswig, so wie gegen die Spielhöllen und das Lotto die erkannte Theilnahme der Versammlung erbeten und freudig erhalten hatte, trat der Präsident Stahl zum Schlußwort auf. Alle Augen richteten sich auf den berühmten Mann, in dessen Gesichtszügen das Jüdische

unverkennbar, dessen starke, schwarze Haare und Brauen, dessen tiefes, dunkles, scharfgezeichnetes Auge, dessen beweglicher Mund ein Ausdruck von Kraft, Scharfsinn und Beredsamkeit ist, auch wenn er nicht spricht. Bald zeigte sich die Uebermacht seines Geistes und Wortes. Mit gespannter Aufmerksamkeit und Stille lauschte die große Versammlung, welche die Hospitalkirche füllte, dem so wunderbar klar hinfließenden Redestrom des scharfen Dialektikers. Das Bethman'sche Referat wurde Blatt um Blatt zerplückt, und mit spielender Leichtigkeit in nüchterner und gewählter, irgend einer Verletzung des Anstandes oder der Liebe auch nicht von Ferne sich schuldig machenden Sprache wurde die Unbestimmtheit, Unklarheit, Folgewidrigkeit und Haltlosigkeit des unionistischen Standpunktes bloßgelegt, den doch im Grunde Bethman trotz aller guten Kirchenconformations-Meinung vertrat. Eine evangelische Katholizität, welche durch die Wirksamkeit des heil. Geistes begrenzt ist und darum alle Gotteskinder—auch aus der katholischen Kirche, umfasse, bekenne und wolle auch er, sie gründe sich also auf die Gotteskindschaft, die an keine Confession gebunden ist, ferner auf das apostolische Symbolum, das allen Kirchen gemeinsam ist und endlich auf die Erkenntniß, daß die Gnadengaben in den Confessionen verschieden vertheilt sind. Nicht äußere Verwischung, sondern innere Anerkennung soll seyn, und diese letztere nicht auf blos negative Dinge oder auf Gemeinschätzung der Unterschiede gegründet! Katholizität der Lehre gehöre allein der lutherischen Kirche. Einheit und Allgemeinheit der Lehre, das verstand man zur Zeit der Reformation unter Katholizität; in der Zeit der Union verstehe man nur unter Katholizität eine Zusammenfließung der verschiedenen evangelischen Confessionen und dies sey unrichtig und unthunlich.

So wünschte Stahl, das schöne Gemälde evangelischer Einheit, das durch das Referat und die ihm zustimmenden Reden vor der Versammlung hingestellt worden war, mit durchschlagender Dialektik „wie mit einem Schwamme wieder weg.“—Diejenigen, welche zuvor schon statt unionistischer Mengerei klare Auseinandersetzung, brüderliche Anerkennung der beiden evangel. Confessionen in Deutschland als eine Nothwendigkeit sich gedacht hatten, fanden in Stahl's Rede einen überraschend klaren, dankenswerthesten Ausdruck ihrer Gedanken und Wünsche. Die große Masse der Versammlung, in welcher Confession und Union unklar nebeneinander lagen und welche der Union gegenüber lutherisch, den Lutheranern gegenüber unionistisch und der Confession und Union gegenüber „biblisch“ seyn wollte, fühlte, wie ihr ein erstesmal klarer Wein eingeschenkt werde und war von dieser außerordentlichen Beredsamkeit so hingegenommen, daß sie sich sehr gestört fand, als plötzlich das unionistische Herz eines tapfern Parteimanns im Zorn über den Lutheraner Stahl überließ und Prof. Lange von Bonn zuerst, dann noch einer und ein anderer Gegner Stahl's ihn laut unterbrach, weil er als Präsident nicht das Recht habe, zum Redner zu werden. Hätte Stahl natürlich so trefflich für die Union gesprochen, wie er es zum Entzücken der Versammlung für lutherisches Bekenntniß that, er hätte noch so

lange wohl reden dürfen. Es entstand dann, von Lange angefaßt, ein arger Sturm: die Versammlung rief: fortfahren; die das Ansehen und den Platz bei der Redner- und Präsidentenbühne hatten, hießen aufhören—entweder zu reden oder zu präsidiren. Da that Bethman, was sich für einen Edelmann und rechten Israeliten ohne Falch geziemte. Er erklärte, nach bisheriger Uebung habe der Vorsitzende das Recht, im Resümé auch seine eigene Ansicht auszusprechen; davon habe Stahl einen freilich sehr ausgedehnten Gebrauch gemacht, aber nach seiner Ansicht müsse die Versammlung wünschen, daß die von Stahl vertretene Anschauung zum schärfsten Ausdruck komme. Stahl aber wandte sich an die souveräne Versammlung, nicht bittend, sondern sein Recht fordernd, das sie ihm freilich verweigern könne. Nehme sie übrigens ihm das Wort, so müsse er mit den Seinen sich zurückziehen und der Kirchentag höre auf zu seyn, was er bisher gewesen. Die Versammlung entschied laut und stark für das Fortfahren und hörte mit ungeschwächter Bewunderung den Vortrag bis zu Ende. Desto mehr kochte es in den Gegnern, welche fürchten mochten, wenn dieser scharfe Stahl die mühsam zusammengenähte Union und den so dünn zusammengeschweißten „Consensus“ so zerschneide und wenn diese evangelische Katholizität zur Geltung komme, „so kommen die Römer und nehmen uns Land und Leute.“ So gefährlich ist es nun wohl nicht mit beidem: die große überwiegend württembergische Zuhörermafse jedenfalls gab dem Dr. Stahl zunächst nur formell recht, materiell bleibt sie bei der bestehenden confessionellen Indifferenz, denn um aus ihr heraus zu kommen, muß mehr als einmal das scharfe zweischneidige Schwert des ganzen, lauteren Bibelwortes, wie es dasteht, nicht wie es ein Zwingli oder Schleiermacher verflüchtigt, durch Mark und Bein gehen. Wie viele übrigens aus Stahl's Rede einen bleibenden und treibenden Stachel mit fortgenommen haben, das ist vor den Augen verborgen. Gewiß ist nur das, daß Stahl die ausdrückliche Versicherung bekam, es gebe in Württemberg auch manch Einen, der seine Ansicht theile, so ungünstig zunächst auch der Boden in Württemberg für dieselbe sey. In der That bezeugt die oben genannte Schrift von C. Hermann, die Schrift von einem jüngern Dr. Lehler in Winnenden über das heil. Amt, ferner die Schrift von Pfisterer über die Privatbeichte, so wie einige andere neuere Erscheinungen ein Auftauchen lutherischer Gesinnung unter einer Anzahl württembergischer Theologen, welche freilich annoch unendlich in der Minorität sind und von welchen das Volk vollends noch gar keine Notiz nimmt. Wenn durch jene einige weitere lutherische Klarheit und Entschiedenheit geweckt und verbreitet würde in der heimathlichen Theologie und Kirche, so sollte es kein Schade seyn, zumal der württembergische, vom Pietismus einerseits und von einer tüchtigen Wissenschaftlichkeit andererseits bebante Boden gewiß ein extremes und untolerantes Lutheranthum von Hause aus unmöglich macht.

Was nun den Kirchentag betrifft, so erholte er sich von dem Stahl'schen Schrecken während des darauffolgenden trefflichen, die altbekannte Meisterschaft in Feinheit des Gedankens und der Form neubewährenden Referats von Ober-

hofprediger v. Grüneisen, „über die Fortschritte des Gesangbuchwesens in den deutschen Landeskirchen seit 1852.“ Der Correspondent, Oberlehrer Dr. Scholz aus Gütersloh vertret dagegen die strenger kirchlich-luther. Richtung zu abermaligem Verdruß der Unionsparteimänner. So hatten die beiden letzten Tage unter der Regide Kapff's und Wichern's—diesen Männern der dogmatisch ungefärbten Bruderliebe, wohl Noth, mit ihren Fragen und Antworten zur innern Mission wieder die aus den Fugen gekommene Versammlung durch das Band des Friedens zu verbinden und Allem nach fehlte es auch nicht an einem fröhlichen „Ende gut, Alles gut.“ Die Fremden schieden von dem gastlichen Stuttgart und die gemüthlichen Stuttgarter verabschiedeten ihre lieben Gäste in Segen und Dank, obschon ein Miston auch in diesen gekommen ist. Der Pippische Prediger Volkering hat nämlich in einer der täglichen Gast-Abendpredigten es schwer getabelt, daß das Händel'sche Oratorium, „Israel in Aegypten“, das die Stuttgarter in trefflichster Aufführung ihren Kirchentagsgästen zum Besten gegeben, mit seinen zwischeneingefügten heitern und weltlichen Passagen in der Stiftskirche aufgeführt worden sey, wo der Ort des Betens und Flehens, nicht aber der Ort der Akte und Zwischenakte sey, wie sie im Opern- und Concertsaale zu weltlicher Unterhaltung und Conversation vorkommen. Das hat besonders die Stuttgarter Geistlichkeit, welche die Kirche einräumte, schwer verlegt. Ein anderes, bedenklicheres Wetter dunkelt und donnert fort über den Kirchentag hinaus in's württemberger Land kraft des Angriffes, den Christoph Hoffmann in der Versammlung gegen Kapff und seine Predigt über den Bau des geistlichen Tempels Gottes „erstens in der Kirche,“—in dieser Kirche, diesem Babel—machte. Kapff entgegnete ihm scharf, dafür beginnen bereits die Anhänger Hoffmann's im Lande mit Häufen sich gegen den Prälaten und für den Sektirer zu erklären. Das mag noch eine ernste Geschichte werden, wenn man sieht, welche Menge zumal aus den Pietisten bereits von Kapff zu Hoffmann übergetreten sind und dessen Fanatismus theilen. Wir können noch herbe Tage erleben, wenn nun auch vollends in Folge des neulich mit Rom abgeschlossenen württembergischen Concordats, wie bereits begonnen wird, die Kirchen-Republikaner und die Kirchen-Constitutionellen auf landeskirchliche Unabhängigkeit vom Staat und Staatsministerium, so wie auf eine Generalsynode hinarbeiten—vor der mir wenigstens bange ist. Doch das ist von langer Hand. Darum „Schluß!“ und Gott befohlen! Auch das bleibe in Gottes Hand gestellt, was der nächste Kirchentag in Hamburg bringen wird? Ob die Lutherischen das Feld räumen und die Unionisten Frieden halten werden? Gewiß ist, daß die Sache lange noch nicht ausgetragen ist und daß der Kampf zwischen Union und Confession sich weder äußerlich unterdrücken, noch irgendwo, auch im lieben Württemberg nicht, auf die Länge vermeiden läßt. Möchte nur immer und überall das *ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ* verstanden und geübt werden—das Weitere wird Gott lenken. Ihm Alles befohlen! * * *

Bücherchau.

Die wahre Zeitrechnung des Alten Testaments nebst einer Zeittafel zum Neuen Testamente. Ein Hilfsbüchlein für christliche Bibelleser, von G. Seyffarth, A. A. M. Ph. Th. D. St. Louis, Mo. 1857. Gedruckt bei W. Niedner, 43 Pine-Straße.

Uebersicht Neuer Entdeckungen in der biblischen Zeitrechnung, allgemeinen Weltgeschichte und ägyptischen Alterthumskunde, nebst Uebersetzung des ersten heiligen Buchs der alten Aegypter, von G. Seyffarth, A. A. M. Ph. Th. D. New York, Heinr. Ludwig, Verleger, 39 Centre-Straße. 1857.

Der gelehrte Verfasser, dessen eigenthümliche Ansichten namentlich in Betreff gewisser chronologischen Fragen und Daten und in Beziehung auf die damit eng verbundene Kritik des herkömmlichen alttestamentlichen Textes den Lesern des Kirchenfreundes schon bekannt sind, giebt auch hier höchst lehrreiche und interessante Mittheilungen aus dem Schatze seines umfassenden, in dem Gebieten der Philologie, der Archäologie, der Chronologie und der Astronomie gleich heimischen Wissens. Wohlthuend ist die Wärme, mit der er das Schwerdt seines combinirenden Scharfsinnes und die ganze Waffenrüstung seiner seltenen Gelehrsamkeit in den heiligen Dienst der Bekämpfung der Angriffe des Unglaubens auf die Wahrheit der göttlichen Offenbarung, der heiligen Schrift stellt, da ihn denn, der alt an Jahren ist, ein jugendliches Feuer und der Ernst der Sache, der ihn beseelt, dazu bringen, daß er denen, die in manchen schwierigen Punkten seinen wissenschaftlichen Positionen nicht beistimmen, ihre Ansichten als wider Gott und sein Wort streitend zur schweren Sünde macht und Consequenzen zieht, zu denen sich gerade solche, die auch den Glauben an Gottes Wort zu haben meinen, nimmermehr verstehen würden. Es gilt dies namentlich von dem zuerst genannten Schriftchen. Beide Schriften aber sind voll von Belehrung und äußerst interessanter Mittheilung und werden auch den Laien in diesen schwierigen Regionen gelehrter Forschung eine sehr willkommene Gabe seyn, da der Verfasser in einfacher, allgemein verständlicher Sprache zu reden und den wissenschaftlichen Jargon und die gelehrte hochtrabende Phrasologie zu vermeiden weiß. Sie sollen namentlich nachdenkenden und forschenden Bibellesern empfohlen seyn.

Theologische Zeitfragen besprochen in Pastoral-Conferenzen, von Dr. L. Kraußold, Consistorialrath u. Hauptprediger. 18 Hefchen. Erlangen, 1857.

Das vorliegende Heft enthält vier Vorträge, zunächst bestimmt für eine lutherische Pastoral-Conferenz im Oberfränkischen in Bayern und hiermit weiteren Kreisen übergeben, wo sie geistig mit Dank aufgenommen werden. Es ist ein nüchternen Sinn und eine schlichte Sprache, womit ernste, dem Theologen und besonders auch dem Pastor in unserer Zeit wichtige Fragen mit genügender Gründlichkeit besprochen werden. Die vier in diesem Hefte behandelten Punkte sind das geistliche Amt, die Kirchenzucht, die kirchliche Privatbeichte und der Hofmann-Philippische Streit über die Erlösungslehre. Am wenigsten Befriedigung gab uns der Artikel über die Privatbeichte, da wir die nöthige Klarheit der Darstellung und des praktischen Resultates an ihm vermißten. Im Uebrigen scheint uns das Heft aller Aufmerksamkeit werth und wir sehen gerne der Fortsetzung des Werkes entgegen.

Bibelstunden über den Brief St. Pauli an die Philipper. Zum Gebrauch in Landkirchen, für christliche Kreise und Freunde des göttlichen Wortes, von Rob. Florey, Pfarrer in Auerwalde. Leipzig, 1857.

Erbauliche, einfache Betrachtungen, den einzelnen Versen des Briefes folgend, aber den Zusammenhang der Abschnitte gehörig beachtend. Die Sprache ist schlicht und klar, das Ganze vom Geiste lebendiger Herzensfrömmigkeit wohlthuend durchdrungen. Manche Gedanken sind überraschend und kommen herein in ungesuchter Weise. Es ist, wie so viele Bücher dieser Art, die jetzt in Deutschland erscheinen, geschrieben für die Gläubigen, für die frommen Seelen, die Nahrung und Anregung hier finden werden; es setzt eine glaubige Gemeinde, den Herrn liebende Leser voraus. Man wird sagen, daß es da ganz dem Briefe entspricht, den es behandelt. Allerding, und darum ist das Büchlein wie viele seiner Art ganz im Recht. Und doch will es uns scheinen, daß die deutsche evangel. Erbauungslitteratur überhaupt zu viel in diesem Tone steht, den Wirkungskreis sich enge zieht und nicht genug angreifend und einwirkend sich zu denen verhält, die „draußen“ sind. Sie entspricht eben darum auch viel mehr gewissen, mit Vorliebe betonten Seiten der gesammten heil. Schrift, übergeht aber andere, deren tüchtige Behandlung von größter praktischer Bedeutung werden dürfte. Hier ist auch der Grund davon zu suchen, daß die erbauliche, praktisch-religiöse Litteratur des evangel. Deutschland lange nicht jene Anerkennung im Auslande findet, welcher der theoretischen in reichem Maaße dort zu Theil wird.

Bermischte Schriften von Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert. Mit Nachträgen zu des Verfassers Selbstbiographie. Erster Band. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Erlangen, 1857.

Alles was auch der alte, hochbetagte Schubert giebt, ist lehrreich, sinnvoll, anregend. So auch diese Sammlung. Schon die Gegenstände sind meistens höchst interessant, beziehen sich auf den tiefen Hintergrund des menschlichen Daseyns und üben gerade durch das Dunkel, das über ihnen schwebt, eine eigenthümliche Anziehung aus. So werden hier in Briefform „Fragen und Antworten über das Diesseits und Jenseits“ gegeben. Dem biographischen Gebiet gehören die Erinnerungen an Dr. J. Fr. v. Roth an und bilden einen werthvollen Theil dieses Bandes. Eine schöne Beigabe ist das Bildniß des lieben Schubert. Wir hatten das Vergnügen, das Original vor etwa 22 Jahren zu sehen. Die sieht man dem Bilde hier wohl an. Des Mannes Geistesbild tritt aus jedem Blatt auch dieses Bandes in originalen Zügen unverkennlich und lieblich hervor.

Die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung in der heiligen Schrift begründet. Eine wissenschaftliche Untersuchung mit besonderer Rücksicht auf Dr. v. Hofmann's Versöhnungslehre geführt von Dr. Joh. H. A. Ebrard, königl. Consistorialrath und zweiten Hauptprediger zu Speier. Königsberg, 1857.

Ist von anderer Seite her Einspruch gegen die Versöhnungslehre Dr. Hofmann's gemacht worden, weil sie nicht im Einklange stehe mit der Lehre der Väter der Kirche und nicht bloß in der Form, sondern dem Gehalte nach von dieser wesentlich differire, so geht dieses Schriftchen, eigentlich ein Abdruck von in der Allg. R.-Z. erschienenen Artikeln, von 'ergetischer Seite' aus auf eine Erwägung der Lehre Hofmann's ein. Es findet dieselbe keineswegs durch die heil. Schrift und deren hier einschlagende Stellen getragen, klagt Hofmann vielmehr in seiner Schriftinterpretation in diesem Lehrpunkt, sowohl was das Verständniß des Alt-Testamentlichen Opferscultus, als auch die Anschauung des Neuen Testaments betrifft, großer Gewaltthatigkeit und mancher Mißgriffe an. Bei der Eigenthümlichkeit der Ausdrucksweise, mit welcher Hofmann seine Versöhnungslehre vorträgt, Kirchenfreund. Jahrg. X. No. 12.

sucht Ebrard besonders die Meinung desselben hierüber zu völligem Verständniß zu bringen. Auch bespricht er die Methode Hofmann's und dessen theologische Grundrichtung, und glaukt unverkennbare Neigung zu Arminianischer Lehrweise bei ihm zu finden. Die Schrift ist, wie Alles, was Ebrard schreibt, klaren und lebendigen Styles und der Ton der einer ruhigen, wissenschaftlichen Untersuchung. Daß die Schriftbasis der kirchlichen Lehre von der stellvertretenden Genugthuung Christi eine solide ist, daß die Kirche nicht aus einem Mißverständniß der Schrift heraus hierin lehre, das muß jedem Leser dieser Arbeit Ebrard's auf's Neue einleuchten und das ist doch die Hauptsache, wo es sich um einen solchen Cardinalpunkt aus dem System der christlichen Lehre handelt. So mag auch dieser theologische Streit das Gute zur Folge haben, daß die evangel. Lehre aus der Anfechtung geprüft und bewährt und besser erkannt und verstanden hervorgehen wird.

Kirchenchronik.

Nordamerika.—Protestantismus. Die Synode der Deutschen Reformaten Kirche des Ostens war im October zu Allentown, Pa., versammelt. Unter den vielen Fragepunkten, welche die Synode in Anspruch nahmen, verdienen einige besondere Erwähnung. Es wurde der Antrag vor die Versammlung gebracht, den Namen German Reformed Church in den Evangelical Reformed Church umzuändern, da dies eigentlich der alte, im vorigen Jahrhundert gebräuchliche Titel gewesen sey. Es wird im kommenden Jahre entschieden werden, ob der Vorschlag dieser Aenderung in Geseßkraft treten soll.—Die seit längerer Zeit thätige liturgische Committee konnte berichten, daß sie ihre Arbeit dahin beendet habe, daß in kürzester Zeit ein vollständiger Entwurf einer Liturgie in englischer Sprache an's Licht treten werde.—Auch die Committee, im vorigen Jahre ernannt zur Bearbeitung eines neuen deutschen Gesangbuchs, legte einen Bericht vor, dem die Synode ihre Bestimmung gab. Derselbe bespricht die für Bearbeitung des Gesangbuchs leitenden Grundsätze aus. Es sollen sich im Gesangbuch nicht weniger als 300, womöglich nicht mehr als 400 Lieder finden und zwar klassische Kirchenlieder, gewählt aus jeder Periode der deutschen evangelischen, namentlich reformirten Kirche, einschließend auserlesene Psalmen in Metrum und die besten Uebersetzungen alter lateinischer, auch neuer englischer Hymnen. Unter klassischen Liedern werden verstanden solche von reinem, biblisch-kirchlichen, erbaulichen Gehalt, gefaltete, wahrhaft geistvolle, tiefgefühlte Lieder, feusch, einfach, klar in der Sprache und unerkünstelt im Versbau, geeignet zum Singen; mit Ausschluß alles nur Subjectivzufälligen, Mittelmäßigen in Gehalt und Form, Doctrinellen, Sentimentalen, Spielenden, Phrasologischen und Gedehnten. Dem Vorzug genießt stets der originale Text, wie ihn der Verfasser gab, und wie er versuchsweise in dem von der Eisenacher Konferenz 1856 herausgegebenen „deutschem evangelischen Kirchengesangbuch“ in 150 Kernliedern restaurirt ist; Umgang von dieser Regel ist nur zu nehmen, wo eine Abweichung von reiner Lehre oder Verletzung der Sprachgesetze und des Geschmacks oder auch allzugroße Länge der Lieder solches unabweislich fordert. Betreffend die innere Anordnung, so wird sich der Gang der Sammlung an das apostel. Glaubensbekenntniß und zugleich an den Cyclus des Kirchenjahres anschließen, also 1. Lieder des Lobens, allgemeine Gebetslieder, 2. Gott der Vater und die Schöpfung, 3. Gott der Sohn und die Erlösung, 4. Gott der heil. Geist und die Heiligung, 5. die Kirche und die Gnadenmittel, 6. die Heilsordnung und das christliche Leben, 7. die letzten Dinge, 8. Lieder für besondere Zeiten und Umstände. Auch von diesem Gesangbuch wird zunächst

ein Entwurf erscheinen und es ist für die reformirte Kirche des Westens sowohl wie für die des Ostens bestimmt.—Betreffend die Frage, ob das Amt eines Deacon, eines Kirchenvorstehers, nur einen äußerlichen, kirchlich-politischen, oder nicht auch einen geistlichen Charakter habe, erklärte sich die Synode dahin, daß gemäß der Praxis und der Constitution der deutsch-reformirten Kirche das Amt eines Kirchenvorstehers, allerdings ein geistliches Amt sey und sich keineswegs nur auf die Aeußerlichkeiten der Gemeindeverwaltung beziehe.—Auch die Frage, ob es einem Prediger verboten sey, ein Kind zu taufen, wenn weder Vater noch Mutter des Kindes Glieder der Kirche, d. h. durch Confirmation, aufgenommen seyen. Der von der Synode angenommene Bericht der Committee hierüber spricht sich dahin aus, daß es Fälle gebe, wo einem Kinde die Taufe trotz jenes Mangels auf Seiten der Eltern nicht zu verweigern sey. Selbst wenn man annehme, daß der Segen der Taufe von dem von den Eltern übernommenen Bundesverhältniß abhänge, so sey doch zu erinnern, daß getaufte, aber nicht confirmirte Eltern doch nicht allen Anspruch an die Bundesgnaden Gottes zu Gunsten ihrer Kinder verloren haben, sofern sie sich willig erklären zu nachfolgender Confirmation: keinesfalls sey den Kindern der Segen des Sacramentes um jenes Mangels der Eltern willen zu entziehen. Jedoch sey die bloße Geburt von christlichen Eltern nicht die einzige Bedingung der Kindertaufe. Es wurde beschloffen, die Constitution betreffend diesen Punkt in gehöriger Ordnung dahin zu verändern nach dem Wortlaut der frühern Constitution: „Wenn Vater oder Mutter ein herzliches Verlangen zeigen, in die volle Gemeinschaft der Kirche zu treten und ihr Versprechen geben, die nächste Gelegenheit dazu zu benutzen und wenn sie eines christlichen Wandels sich bestreben, so mögen Kinder solcher Eltern getauft werden.“—Ueber die Verhältnisse und Aussichten des Franklin Marschall Collegiums zu Lancaster gab Präsident Gerhard einen bescriebenden Bericht. Auch die Ernennung eines theologischen Tutors am Seminar zu Mercersburg wurde besprochen.—Die Synode ernannte den Ehrw. J. C. Kessler, D. D., von Allentown, Pa., zum Editor der „Ref. Kirchenzeitung“ und empfahl den „Lämmershirten“, die Jugendzeitung des Ehrw. J. Gantenbein, Philadelphia.—Auch ein Schreiben des Centralausschusses des deutsch-evangel. Kirchentags wurde besprochen. Es handelt von der Missionsarbeit unter den aus Deutschland Einwandernden; von dem von Deutschland aus gemachten Vorschlag, zur Ausbildung eines jungen amerikanischen Theologen auf einer deutschen Universität beitragen zu wollen und von dem Antrag, einen deutschen Kirchentag in Amerika zu organisiren. Die Synode beschloß die Correspondenz mit dem Centralausschuß fortzusetzen und durch Delegationen oder brieflich die Verbindung mit dem Kirchentag zu erhalten; rücksichtlich des deutschen Kirchentags in Amerika sah sich die Synode keineswegs befähigt, unter obwaltenden Umständen irgend Schritte zu thun.

Europa.—England. Im Anhang zu der gekrönten Preisschrift des Ljo. Dr. W. A. Hollenberg über „die freie christliche Thätigkeit und das kirchliche Amt“, welche veranlaßt wurde durch einen Aufruf Dr. Marriott's in Basel, der eine populäre Erörterung der Frage „über die Pflicht und das Recht aller Gläubigen zu freier Thätigkeit hinsichtlich der Verbreitung und Beförderung des Reiches Gottes gegründet auf die heil. Schrift und aus der Geschichte und Erfahrung nachgewiesen“ wünschte, findet sich eine Zusammenstellung der Summen, welche im Jahre 1854—55 in den in London centralisirten christlichen Vereinen aufgebracht wurden. Diese Zahlen sind an sich selbst lehrreich. In dem einen Jahre wurden in der Stadt London für alle diese Vereine zusammengebracht die Summe von 9 Millionen, 540 Thlr., also täglich 26,500 Thaler. Daran war betheilligt 4 Bibelgesellschaften mit 1,080,000 Thaler; Heiden- und Juden-Mission 3,350,000 Thaler; Einheimische Mission mit 25 Gesellschaften 1,576,000 Thaler; sechs Tractat- und Bücher-Vereine 390,000 Thaler; 49 Gesellschaften mit Milbthätigkeit im engern Sinne 848,000 Thaler; 13 Waisenhäuser mit 1,900 Waisen 375,000 Thaler; 15 Rettungshäuser und Besserungsanstalten 167,000 Thlr.;

Hospitäler verschiedener Art mit 34 Vereinen 880,000 Thaler; 10 Vereine zur Förderung socialer Wohlfahrt 102,000 Thaler; 23 Vereine für Erziehung und zur Gründung und Erhaltung von Schulen 570,000 Thlr. Hierzu kommt noch eine Anzahl Vereine für die verschiedensten Zwecke, der Evang. Bund, der Protestant. Bund, Lebensrettungsvereine u. s. f. Die ragged-schools (114 Sonntags-, 81 Wochentags- und 111 Abend-Schulen) wurden von 18,000 Schülern besucht.

Schweden. Der Reichstag hat die Frage über die Veränderung der Landesverfassung betreffend die Religionsfreiheit verneinend entschieden. Es bleibt somit bei den früheren, namentlich gegen die Römisch-Katholischen, exclusiven Bestimmungen. Dagegen soll die römische Propaganda in Norwegen und Dänemark nicht ohne Erfolg ihre Kräfte anstrengen.

Deutschland. Das württembergische Concordat mit dem Papste, welches ultramontanen Ansichten günstig ist, hat die Folge, daß auch in der evangel. Landeskirche der Wunsch nach größerer Autonomie der Kirche lauter sich äußert. Eine Diözesansynode hat einstimmig beschlossen, um eine Landessynode zu bitten, die rechtliche Gleichstellung der evangel. Kirche mit der jetzt autonomen römischen unbeschadet der historischbegründeten Rechte des Landesherren zu berathen.—

Noch immer entstehen an verschiedenen Punkten Deutschland's, namentlich in Rheinbayern, bedeutende Nebenungen durch die Versuche, die der Periode des vulgären Rationalismus entsprungenen Gesangbücher durch bessere, die apostolischen Grundwahrheiten entschieden betonende zu ersetzen.

An unsere Leser.

Die Zeiten sind hart. Alle mercantile Thätigkeit ist in unserem Lande gelähmt und unter diesem Druck der Verhältnisse müssen auch manche literarische Unternehmungen Noth leiden. Dennoch sehen sich die Herren Eigenthümer und Verleger des Kirchenfreundes nicht veranlaßt, unter den jetzigen Umständen die Rechnungen dieser Zeitschrift abzuschließen. Ich habe mich auch für das nächste Jahr zur Uebernahme der Redaktionsgeschäfte bereit erklärt und bitte um die fernere Theilnahme und Mitwirkung der Gönner und Leser des Kirchenfreundes, der nun—per varios casus, per tot discrimina rerum—den zehnten Jahrgang seiner Existenz zurückgelegt hat.

Es wäre mir eine äußerst angenehme Pflicht, vielen Mitarbeitern für ihre kräftige Unterstützung und Förderung öffentlich meinen Dank aussprechen zu dürfen. Da mir aber leider dazu keine Gelegenheit gegeben ist, so bin ich meinen Lesern um so mehr Anerkennung ihrer Geduld und der milden Beurtheilung dessen, was ich nothgedrungen ihnen aus eigenen, geringen Mitteln zu geben hatte, schuldig. Zugleich muß ich mich aber den wenigen Freunden verpflichtet fühlen, die mir ernstlich und treulich an die Hand gegangen sind. Namentlich danke ich hiemit in meinem und Anderer Namen dem Bruder, der uns das Bild des Genfer Reformators in klaren strengen Zügen gezeichnet hat, für seine eingehende Arbeit, die wir zu den Stücken aus den Jahrgängen des Kirchenfreundes zählen, denen um ihres bedeutenden Gegenstandes und instructiven Charakters willen ein bleibender Werth zukommt.

Philadelphia, im December 1857.

Wilh. Jul. Mann.

